Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1916

Google

Ric Nut
Harrass
4-23-31
33211

Inhalt.

Google

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Januar 1916.

Götterdämmerung.

Zwei Welten.

„Selig sind die Sanftmüthigen: denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Friedlichen: denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet: denn ihnen soll Sättigung werden. So Dir Einer den rechten Backen schlug: auch den linken halte ihm zum Schlag hin. Liebet den Feind, segnet, die Euch fluchen, löhnet die Hasser mit Wohlthat und betet für Die, so Euch mit Schimpf verfolgen. Das sind ewige Wahrheiten. Tadellos. Gar nicht die Rede davon, sie irgendwo anzuzweifeln. Nur meint kein Vernünftiger, die schöne alte Tüllgardine könne seine Fensterscheiben vor Steinwurf schützen; hat er nicht feste Laden, dicke Bretter, Nägel und Hammer, dann wird Glas und Stubengeräth vom Deibel geholt. Jedes zu seiner Zeit. Wer liefe in Tennishosen, mit dem Schillerkragen in die Weihnachtferien? Ueber den galiläischen See weht ein milderes Lüftchen als über das Salzmeer, das die Baralong-Gräuel sah. Syrien ist nicht unsere Wiege; nur eins unserer Ziele. Deutschlands Seele braucht groben Kittel und darüber ein Eisenwamms. Wider uns ist die dreiköpfige Höllenbrut, die das Riesenweib Angurboda dem niederträchtigen Asen Loki gebar. Der Fenriswolf hat sich von der Kette gerissen; gräßlich heult er, sein Geifergerinn wird zum Fluß und er frißt uns, wenn nicht schnell ein Schwert ihm das Maul sperrt. Jörmungandr, die Midgardschlange, ringelt sich

Google

um alles Festland, schnürt ihm den Athem ab und kann sich strecken, daß ihre Zähne in den Schwanz beißen. Hel, das dritte Ungethüm, verbirgt den unten schwarzen, oben hellhäutigen Leib, schickt aber den Knecht Faulenz und die Magd Schlaffsack herum, daß sie uns in den Saal Elend, vor die leere Schüssel, in das Bett Kümmerniß laden; sind wir drin, dann hakt sie den Thüvorhang los und schließt hinter dem Verhängniß das Gitter. Klug wie die Schlange, stark und raubsüchtig wie der Wolf, listig wie das Unterweltweib müssen wir sein. Drei blutige, von Kriegslärm durchtoste Winter, danach drei eisige Fimbulwinter; sechsmal kein Sommer: denn der Wolf hat die Sonne verschlungen. Unsere Erde bebt, alles Gebirg wankt, uralte Bäume entwurzeln sich, Meeresfluth überschwemmt das Land, Jörmungandr speit Gift auf den Kamm jeder Woge und Naglfar, das aus den Fingernägeln der Toten gezimmerte Schiff, löst sich vom Anker. Nur Wasser und Feuer ist noch zu sehen. Aus den Flammen sprengen die Söhne Muspels, der von Surtr geschirmten Südwelt, und kämpfen in einer Front mit Lokis Geschlecht gegen die Götter. Die hat das Horn Heimdalls geweckt. Er tötet Loki, erliegt selbst aber dem Streich des Bösen. Und Thor, der die Midgardschlange zerstückt hat, stirbt nach neun Schritten an dem Gift, das ihr Mund auf seine Lippe spie. Odhin sogar, Börs stolzer Sohn, wird, sammt dem Goldhelm, dem leuchtenden Harnisch, dem gewaltigen Speer, in den Rachen des Wolfes eingeschlungen, den, endlich, dann Widar spaltet. Surtrs Flammenschwert blitzt, der Himmel klafft auf und Feuerregen mordet, was die Fluth noch von dem Gekröch der Welt leben ließ.

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, ehe die Welt zerstürzt.
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel schwinden die heiteren Sterne.
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum
Und heiße Lohe beleckt den Himmel.

Also ... Die Sanftmüthigen sind eben nicht unter allen Umständen selig und werden nicht immer das Erdreich besitzen. (Zu feixen ist da nichts, Cohn; wenn Ihnen der Sinn für die Aeltere Edda fehlt, dürfen Sie doch nicht vergessen, daß Sie in einer christ-

Google

lich-germanischen Schule sitzen. Das muß ich mir ausbitten.) Uebrigens kommt die Geschichte wieder in Ordnung. Die Erde taucht aus der Fluth, scheint von dem Bad verjüngt und trägt Korn, das nicht Menschenhand säte. Die Sonne hatte, ehe der Wolf sie würgte, ein Töchterchen; das ist nun groß, wandelt die Bahn der Mutter und strahlt in das Goldhaus, wo die Rechtschaffenen wohnen. Durchhalten! Lif und Lifthrasir, das Stammpaar der Nordländersage, sind im Weltbrand mit Morgenthau als einzigem Lebensmittel ausgekommen und die Ahnen des Geschlechtes geworden, das breit im Glanze sitzt. Den Feind geliebt und für ihn gebetet? Steht nirgends. Lifs Söhne schliefen sicher im Harnisch."

Am Tag vor der Weihnacht mahnt Kirchenlehre, der ersten Menschen zu denken. Adam und Eva, spricht sie, haben die Erde verseucht und den Himmel verriegelt; Jesus hat die Erde gesäubert und der Menschheit wieder den Himmel geöffnet. Aus Gottes Mundhauch war Odem des Lebens in den Menschen geströmt, aus Gottes Dreieinheit ihm der Dreibund von Willen, Erkenntniß, Gedächtniß geworden. Und sündig schien dem Himmelsherrn dennoch Adam, seit er, von Teufel, Schlange, Weib aus der Verbotszange gelockt, von Erkenntnißfrucht genascht hat. Vor dem Auge der Seele welkt der Wundergarten, der dem diesseits von Gut und Bös sorgenlos glücklichen, schweißlos schaffenden Paar in unsterblichem Lenz geprangt hat. Einfalt weicht von den Zween; sie lernen Scham und Furcht empfinden und werden des Zweckes, werden damit aller Pein des Lebens bewußt. Blitzt Strafe hernieder? Der Teufel ist in alle Ewigkeit schon verdammt. Die Schlange wälze die schuppige Brust durch den Staub, dichte ihn mit dem Speichel der Zunge und schlinge den eklen Teig. Das Weib sei männischer Gewalt unterthan und gebäre in Qual, was sie in Lust empfing. Im Schweiß des Angesichtes erwerbe der Mann, zwischen Dorn und Distel, von dürrer, des Segens verlustiger Erde sich und der Gefährtin die Nahrung. Ueber den Schurz aus Feigenblättern wird Thierfell gegürtet. Vor den Baum, dessen Frucht die Lebenskraft in stetem Frühling erhält, reckt ein Cherub das Flammenschwert. Nicht in Eden mehr soll das Sünderpaar hausen. In Fron keuchen; mühsam die Nothdurft stillen; aus seinem Samen Brudermord werden sehen; durch Jahrhunderte Altersleid schlep-

Google

pen; und Allem, was aus ihrem Saft erblüht, Sündenschuld vererben. „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit und ist voll Unruhe. Gehet auf wie eine Blume und fällt ab. Wie ein Schatten ist er, flüchtig; und vom ersten Tag an nicht fleckios. Wie fändest unter Unreinen Du Einen, der rein ist?“ Aus Gottheit wird, da Hiobs Seufzer verhaucht ist, der Reine. Der neue Adam, der die Sünden des alten sühnt. Dessen Kreuz über die Scholle hin ragt, in die der alte bestattet ward. Seht Ihr viertausend Jahre nach dem ersten Paar ein anderes neuem Lebensziel entgegenwandern? Nach Bethlehem, wo der zur Gemeinde Gehörige, auf den Befehl des römischen Caesar Augustus, während der Zeit der Volkszählung weilen muß, geleitet Joseph die Frau, in der zwei Lebenspulse pochen. Winter ist; durch kalten Wind, über kahlen Boden, trägt das Eselein geduldig die Mutter. Kein Obdach in Davids Stadt, die Tausend sonst, dreimal Tausend heute herbergen muß, Wehrt ahnend sich unreines Gewimmel gegen den Säuberer, der, noch unsichtbar, naht? Sein erster Blick sieht den Felsstall in Davids verfallener Burg; sieht Hausthiere die Krippe umschnuppern; drüber ein zärtlich wachendes Auge. Bis in die Hürden aber wird Licht; und in das Ohr der Hirten klingt frohe Botschaft. „Auch Euch ist der Heiland geboren. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden Allen, die reinen Willens sind!“ Ihnen nur. Noch pfaucht der Teufel. Noch schlängelt doppelzüngige List den schuppigen Leib durch den Staub. Wollust räkelt sich, der Pflicht Verlobte ins Strickwerk feilen Sinnenreizes zu fangen. Ein Menschenleben in Reinheit und Nächstenliebe, ein schuldlos qualvoller Menschentod tilgt alle Menschenschuld? So leicht haben nur Kinder sich die Erlösung gedacht. Nie wieder wird Eden. Nicht von außen bringt Eines Sühnopfer das Paradies zurück, das Erkenntniß der Menschheit raubte. Das Böse, das sie entschuldigen soll, kleidet sich ihr in neues Gewand. Die Schlange ist nicht zertreten.

Während die vom galiläischen Ketzer befreite Judenheit die erste Garbe der neuen Gerste für das Passahopfer entkörnte und, zur Erinnerung an die hastige Flucht aus Egypterland, frohen Muthes nun in der Freiheit sich eine Woche lang vom ungesäuerten Brote der Trübsal nährte, schlich oder strauchelte der Unselige, dem sie den Triumph vom vierzehnten Nisan zu danken hatte, über die Schwelle des Lebens. Hatte Judas aus Kariot den Tod ge-

Google

sucht? Matthaeus berichtet so; nach seinem Zeugniß wäre der Verräther noch vor dem Verrathenen von der Erde geschieden. Als Jesus ins Prätorium gebracht ist, auf daß der Prokurator von Judaea das Urtheil der Priesterinstanz bestätige und schnell vollstrecken lasse, stürzt Judas in den Tempel, wirft, in verzweifelnder Reue, den Hohepriestern und Aeltesten die dreißig Silberlinge, die den Verrath erkauft hatten, vor die Füße, geht hin und henkt sich. Kajaphas und Hanan sind zu feine Köpfe, um dieses aus ekler Hand kommende Sündengeld des Gotteskastens würdig zu finden; sie kaufen damit einem Töpfer ein Grundstück ab, das fortan die Begräbnißstätte für dem Jahwedienst Fremde sein soll und seitdem im Volke der Blutacker heißt. Der Bericht der Apostelgeschichte lautet anders. Er läßt den Karioten nicht von so rascher Reue gepackt werden wie der Erste Evangelist; läßt ihn auch nicht am Strick enden. Luther hat, wie schon Strauß zeigte, die Stelle falsch übersetzt. Als ein neuer Apostel auf den Platz des Judas berufen werden soll, spricht Petrus von dem Ungetreuen. Der, sagt er, sei auf dem Grundstück, das er für das Sündengeld erhandelt hatte, so jäh gestürzt, daß ihm der Leib barst und die Eingeweide herausquollen; und seit der Unfall in Jerusalem kund geworden sei, werde das Grundstück, wo so Gräßliches geschah, Hakeldama, der Blutacker, genannt. Danach hätte Judas also noch eine Weile als Kleingrundbesitzer gelebt und nicht freien Willens seine Blutschuld gesühnt. In beiden Darstellungen ist der Wunsch erkennbar, die neue Lehre an die alte zu knüpfen. Die dreißig Silberlinge und der Töpfer sind schon im Buch des Propheten Zacharia erwähnt, werden schon dort, als schmählicher Kaufpreis für eine Menschenseele, ins Haus des Herrn geworfen. Wie Judas den Davidssohn, wollte Ahitophel im Bunde mit Absalom den König David verderben; und im zweiten Buch Samuelis ist zu lesen, daß Ahitophel, da der Plan mißglückt war, hinging und sich henkte und daß auch Absalom am Ast einer Eiche gefunden und von Joab mit drei Spießen getötet ward. In einem Psalm (von der Juden Untreue) war dem Widersacher des Gesalbten ein früher Tod prophezeit; in einem anderen (vom Leiden des Messias) den Hassern, die dem Dürstenden Essig, dem Hungernden Galle bieten, geweissagt, ihr Tisch werde ihnen zum Fallstrick, ihr Gehöft zur Wüste werden, drin Niemand wohnen wolle. Und wenn Papias erzählt, dem Ver-

Google

räther sei der Leib ins Ungeheure geschwollen, wenn spätere Legenden ihn von Wassersucht und Blindheit heimsuchen und den unförmlich am Weg Tastenden von einem Wagen zerquetschen lassen, so ist auch damit auf die Psalmenverkündung hingewiesen, die den Feinden Christi verfinsterte Augen und wankende Lenden weissagte und sie mit einem Fluch bedrohte, der wie Fettstoff in ihr Gebein, wie Wasser in ihr Innerstes dringen werde. Solche Verknüpfung neuer mit alter Lehre war von der Taktik geboten. Nur wenn auf den Galiläer, der als mesith, als Verführer, vor dem Sanhedrin angeklagt, als Feind des Römerkaisers von Pontius Pilatus gerichtet war, und auf Alles, was an seinem Leben und Leiden mitwirkte, die ehrwürdige Prophetie sich bezog, konnte der Gekreuzigte dem Volk der Maschiach, der Erlöser, scheinen.

Diesem Zweck mußte auch das dem Karioten zugeschriebene Schicksal dienen. Dem von inbrünstiger Sehnsucht erharrten Kömmling, der aus Davids Samen das Heil bringen sollte, war Feindschaft und Haß, Treulosigkeit und dunkle Tücke jeglicher Art angekündet, doch von ihm auch gesagt, seiner Widersacher Trachten müsse zu Schande werden. Lukas, der als Verfasser der Apostelgeschichte gilt, und Papias, der phrygische Chiliast, zeigten sich folgsam; wer ihnen gläubig horchte, fand alle Verheißung erfüllt. Durch tückischen Verrath ward Jesus gefangen, durch falsches Zeugniß ans Kreuz geliefert. Aus der Verwesung Schoß aber hob er sich, wandelte, den Jüngern und frommen Frauen zu sichtbarem Trost, noch ein Weilchen über die Erde und fuhr dann zum Vater auf. Und dem Verräther wurde gebührender Lohn: in Blindheit und Fäulniß verkam er und die Scholle, die das Blut seiner Adern, der Koth seines Darmes gedüngt hatte, ward von den Juden selbst, den Nutzern seiner Niedertracht, scheu gemieden und als verachtete Stätte den Gojim eingeräumt, mit denen, als unreinen, Israels Kinder noch im Tode die Wohnung nicht theilen mochten.

So wirksame, jeden Zweifel verscheuchende Botschaft konnten die Apostel nun ins Weite tragen; und die Legende erlaubte ihnen obendrein noch die Behauptung, daß Der, in dessen Namen sie kamen, fremder Gewalt unerreichbar, nur durch Verrath aus dem eigenen Lager zu treffen war. Vielleicht hat dieser Absicht die ganze Verräthermär die Entstehung zu danken. War Jesus so einfach von Judenknechten zu fahen, dann schwand ihm in der Volks=

Google

phantasie ein Stück seiner Macht. Warum hatte er, von dessen Thaumaturgie das Judäerland widerhallte, nicht die Schritte der Häscher gehemmt? Da ers nicht that, lag dem noch nicht fürs Evangelium gewonnen Sinn die Vermuthung nah, das Gerücht habe die Wunderkraft des Wanderredners übertrieben. Wie aber wuchs die Gestalt und wie innig mußte ihr Schicksal einfältige Seelen rühren, wenn gesagt werden konnte, Einer, dem er vertraute, arglos den Schrein seines Herzens erschloß, habe den Meister dem Feinde verkauft! Und die mitleidige Wallung mußte noch höher steigen, wenn hinzugefügt wurde: Unser Herr wußte, wie um Jegliches, auch um das Verräthertrachten und wehrte ihm nicht, weil er, als guter Hirt, dem verirrten Schaf Zeit lassen wollte, sich selbst auf den Heerdenweg zurückzufinden. All diese Möglichkeiten gewähren die Evangelien. Die Synoptiker erwähnen den Karioten erst in ihren Berichten über das Passahmahl. Kurz zuvor hatte in Bethanien ein Weib das Haupt des Galiläers mit köstlichem Wasser beschüttet. Das ärgerte einzelne Jünger, die unwillig riefen, es wäre besser gewesen, dieses Wasser theuer zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben. Jesus aber nannte die Ausgießung ein löbliches Werk, das im Gedächtniß fortleben werde, und sprach verweisend: Arme werdet Ihr stets bei Euch haben, nicht aber mich, den man bald ins Grab betten wird. Danach, sagt Matthaeus, ging Judas hin und bot den Priestern den Verräther-dienst an. Danach? Weil er gehört hatte, daß der Meister sich selbst nun am Ziel seines Lebens sah? Weil der Mitleidige fand, den Aermsten werde die Spende gekargt, und weil gegen den Hochmuth, der aus Jesu Wort zu sprechen schien, das Menschenbrudergefühl des Mühsäligen sich empörte? Wir erhorchen es nicht; auch nicht von Markus und Lukas. Wir sehen die kleine Sekte am Abendmahlstisch und hören die Rede: Der seine Hand zugleich mit mir in die Schüssel streckt, wird mich verrathen. Hören Judas fragen, ob er gemeint sei, und Jesus antworten: „Du sagst es.“ Vernehmen, daß der Ungetreue die Schaar mit Schwertern und Stangen nach Gethsemane führt, den Rabbi mit einem Kuß grüßt und durch diese Trugzärtlichkeit als den Gesuchten bezeichnet. Daß Jesus den Freunden jede Wehr verbietet; mehr denn zwölf Legionen Engel, spricht er, würde auf meinen Ruf mir der Vater schicken: wie aber würde dann die Schrift der Propheten erfüllt?

Google

Die Darstellung der ersten drei Evangelien stimmt fast auf den Haarstrich überein; Lukas, der, als echter Arzt, gern die Spur äußerer Einwirkung sucht, sagt nur noch, Satanas sei in den Karioten gefahren. Der vierte Evangelist ist ausführlicher. In seinem Bericht ist Judas der Säckelmeister des wandernden Häufleins, ist er ein Dieb, der die Kasse bestiehlt und sich deshalb ärgert, daß in Bethanien ihm der Ertrag der Narde entgeht. Nur in dieser Vorgangsdarstellung giebt Jesus ihm den getränkten Bissen und fordert ihn auf, bald zu thun, was zu thun er entschlossen sei. Und einen Trüger und Dieb hatte der Heiland, der im Hirn die Gedanken las, so lange an seiner Seite geduldet?

Der Drang, der den Jünger in die schändlichste Untreue treiben konnte, ist auch durch diese johannische Ueberlieferung nicht verständlicher geworden; noch weiter fast dem Verständniß entrückt. Die dreißig Sekel, die Judas für den Verrätherdienst empfing, wären in unserer Münze ungefähr sechzig Mark; und hätten sie in der Judäerprovinz des Imperiums die zehnfache Kaufkraft gehabt: um so winzigen Lohn sollte der Apostel den Herrn, der Säckelmeister das Amt hingeben, das seiner Trügerlist, je mehr die Schaar zulaufenden, Spenden anbietenden Volkes schwoll, noch einträglicher werden mußte? Unerklärlich nennt auch Renan die That und möchte das Motiv in heimlicher Eifersucht, im tiefen Zwiespalt zwischen zwei Seelen suchen. Judas, meint er, könne weniger reinen Herzens als die elf Genossen gewesen und durch das allzu irdische Amt noch häßlicher beschmutzt worden sein; die Gewöhnung in solchen Pflichtenkreis habe ihn am Ende verleitet, das Kasseninteresse höher zu achten als die heilige Sache. Hat der Haushalter den Apostel getötet? Auch in den Geheimsekten der Republikaner seien oft Männer von redlichster Ueberzeugung im Zorn zu Denunzianten geworden. In Bethanien möge dem sparsamen Säckelwart die Erkenntniß gekommen sein, daß der Rabbi, der sich mit Wohlgeruch sprengen ließ, allmählich mehr für sich brauche, als die kleine Wirthschaft vertragen könne. Strauß, der den Verrath auch unbegreiflich findet und dessen Vernünftlerstolz immer jauchzt, wenn er glaubt, in einer heilig genannten Schrift eine Fälschung nachweisen zu können, scheint zunächst geneigt, auf Volkmars Spur „die ganze Erzählung von Judas und seinem Verrath als eine tendenziöse Dichtung zu fassen“, von deren Inhalt

Google

ja auch weder bei Paulus noch in der Offenbarung Johannis Etwas zu lesen sei. Aber Volkmars Vermuthung, die Pauliner hätten, um dem Heidenapostel im Rathe der Zwölf einen Platz zu schaffen, Judas als Verräther angeklagt und aus dem Kollegium gestoßen, dünkt den kritischen Kopf des Schwaben bei näherer Betrachtung doch gar zu kühn; und er bescheidet sich, die Kunde vom Verrath in ihrem Dunkel zu lassen. Nur den Johannes nimmt er noch am Ohrläppchen. Der läßt den Herrn sagen, unter den Zwölf sei ein Teufel, und ihn, den Judas, dann auffordern, sein Werk bald zu vollbringen. Satanas also, nicht etwa ein enttäuschter Jünger, hat danach den Christus ins Verderben gestoßen und der tapfere Meister sich selbst dem Opfertod entgegengedrängt. So, sagt Strauß, gehört sichs für Euren Logos-Christus; und er höhnt den Evangelisten, der den dogmatischen Grund, „warum Jesus den Verrath vorhergesagt haben muß“, in dem Satz Jesu ausgeplaudert habe: „Schon jetzt, ehe es geschieht, sage ich es Euch, damit, wenn es geschieht, Ihr glaubet, daß ich es bin.“ Ein auffällig dicker Faden im feinen Gespinnst des messianischen Mythos ... Und weder bei Renan noch bei Strauß ein Wort des Bedauerns darüber, daß dieses Verräthergezettel die Menschengeschichte und den Mythos entstellt.

Aus dem ungeheuren, in seiner leisen Milde so gewaltigen Epos fast einen schlechten Roman macht, durch dessen Schlußkapitel der traître auf weichen Socken spukt. Nirgends wohl sonst hat der Wunsch, alte Wahrsagung als erfüllt zu erweisen, solches Unheil gestiftet. Die Vorbereitung der Katastrophe brauchte keinen treulosen Jünger. Kajaphas wußte, wo der Volksverführer zu suchen, zu finden war; und konnte ihn nach dem Fest, wenn der laute Schwarm sich von der Gasse verlaufen hatte, zu beliebiger Stunde greifen. Wozu erst einen Verräther dingen? Um dem Volk sagen zu können, daß ein Genosse den Thaumaturgen der schwersten Sünde zieh? Kein Satz der evangelischen Ueberlieferung enthüllt solche Absicht; keine sogar in den Schriften des Lukas, der alle Schuld doch auf die Häupter der Judenheit lädt und zu zeigen bemüht ist, daß nur härtester Zwang die Menge abhielt, sich offen, mit bräutlichem Jubel, dem Freier aus Galiläa zu verloben. Kein einziger Satz. Von wilderem Haß noch als der Schuster Ahasver wird das Scheusal aus Kariot durch die Jahrtausende gehetzt; in jeder Osterwoche taucht sein fahles, verzerrtes

Google

Sündergesicht aus dem Dunkel und schändet das Gedächtniß der großen Passion: und noch hat kein Bibelkritiker und kein Dichter ihn aus der Verdammniß erlöst. Renan bat nur, sanft und ein Bischen ironisch wie immer, ihm die Rechtswohlthat mildernder Umstände nicht zu versagen; und Heyse verweichlichte ihn zu einem verliebten, von Eifersucht rasenden Thoren, dem der Meister zu lau am Werk und zu zärtlich von schönen Frauen verhätschelt scheint. Beiden war er zwar nicht der Mysterienschuft Abrahams a Santa Klara, blieb er aber der ungetreue Apostel. Ihm allein kam der Erlöser nicht. Hebbel, dachte ich lange, habe die Erlösung geträumt. Sein Christusplan, von dem nur wenige Verse und kurze Notizen erhalten sind (und der den Täufer als Betrüger, Jesus als Betrogenen zeigen sollte) schließt mit den Worten: „Judas ist der Allergläubigste." Der emsige Emil Kuh, der den Satz nicht zu enträthseln vermochte, fragte einen Gelehrten und schrieb sich die Antwort geschwind auf. „Unter allen Jüngern Jesu sei Judas der nüchternste, klarste und verständigste; dafür spreche auch der Umstand, daß gerade er Säckelmeister war. Er habe die Idee Jesu am Tiefsten erfaßt, sei von ihr erfüllt gewesen, habe aber erkannt, daß sie erst Wurzel fassen werde, wenn Jesus sich selbst ihr zum Opfer gebracht habe. Die anderen Jünger hätten Jesus geliebt, seiner Person angehangen; Judas habe die Idee über die Person gestellt und sich, um das Werk zu retten, willig dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt. Das könne Hebbel gedacht haben, als er den Satz über Judas schrieb". Daß ers wirklich gedacht hat, glaube ich nicht mehr, seit ich auf einem erst spät veröffentlichten Tagebuchblatt aus der Zeit des Christusplanes die Worte las: „Christus sah zwölf Leute bei sich zu Tisch und es war nur ein einziger Judas darunter: woher jetzt elf Ehrliche nehmen!" Auch dem Friesen war Judas also ein Unehrlicher; sein unbändiges Psychologengenie ließ sich wohl nur von der schweren Aufgabe locken, die Wandlung des Allergläubigsten in den Erzschelm mit dialektischen Höllenkünsten wahrscheinlich zu machen. Nicht Geringeres konnte im Gebiete der Evangelien den Mann reizen, der in anderen Sagenreichen Golo und Hagen von Tronje schuf. Der Gelehrte aber, der dem Frager die deutende Antwort gab (und dessen Name uns leider verschwiegen ward), war einmal wenigstens in seinem Leben dem Hain der Musen nah, „wo sich die bleichen

Google

Dichterschatten röthen, wie des Odysseus Schaar von fremdem Blut“. Nur so, wie ers, als eine noch umnebelte Möglichkeit, sah, kann es gewesen sein; und wars so, dann füllt jede Lücke sich der Erinnerung und Alles fügt sich zum größten Menschheitgedicht.

Semitisches Rebellenblut. Nah im Wesen den alten Richtern und Propheten verwandt, die niemals mit einem gewordenen Zustand, einer herrschenden Volksstimmung zufrieden waren; denen die Zunge immer als Schwert, jedes Wort als Wurfgeschoß dienen mußte. Hassenswerth dünkt ihn das Leben, die ganze Weltordnung ein abscheuliches Zerrbild göttlichen Wollens. Im Tempel selbst, vom Altar herab, grinst das Laster im Heuchelpurpur. Gewalt schmiedet das Recht, das ihr nützt und die Niedrigen knechtet. Ward Israel durch das weichende Meer etwa nach Zion geführt, um dieses Ziel zu erreichen? Darum ihm der Legat des harten Tiberius auf den Nacken gesetzt, der übermüthige Römer, dessen Herrnlaune auch den Sanftesten aus der Gelassenheit scheuchen müßte? Diese Menschen rühren sich nicht; lehnen sich höchstens auf, wenn ihrem Sinaigesetz sichtbare Verletzung droht: und solche Versuche hat Roms Kolonialklugheit bald lächelnd aufgegeben. Immer das alte Wortvolk, dem seit der Flucht aus Egypten die in Tafeln gemetzte Lehre Alles ist, Vaterland, König, Gott, und dems Todsünde schiene, auch nur den Gedanken zur That zu rüsten. Da ist keine Hoffnung; diesen dumpfen Käfig vergittert das Gesetz mit Buchstäben, durch die nur die Gier der Mächtigen bequem schlüpft, wenn Mammon sie von Jahwe wegwinkt. Kein Strahl leuchtet auf Israels Pfad; und der einsame Mann aus Kariot streift in finsterer Verzweiflung durch das Land, durch die Hürde des unfreien Volkes, dem Vitellius gnädig noch zu beten erlaubt.

So trifft er den Galiläer; und ihm giebt der Trotzige sich ganz, schickt sich fügsam sogar in das häßlichste Amt. Hier ist Alles ja, was er in heißen Nächten vor fiebernden Sinnen sah; hier ist Erfüllung überschwingender Wünsche. Dieser allein meistert das Werk. Mild ist sein Blick und Vatergüte wohnt im Klang seiner Stimme: doch keine träge Nachsicht kennt er in der Haushalterpflicht. Mit hartem Besen kehrt er die Fliesen, rodet als Gärtner unbarmherzig das kleinste Unkräutlein und treibt mit der Geißel die Mammonsdiener zu Paaren. Vor ihm zittert die geistliche und die weltliche Gewalt, wider die er die Sache der ohnmächtig wimmeln-

Google

den Masse führt. Und jeder Tag mehrt seinen Anhang. In der Hauptstadt selbst, unter den Augen der Schriftgelehrten und Händler, ist er schon der Abgott aller Elenden. Morgen vielleicht ballt er den Haufen zum Schlag gegen den Priesterklüngel und bricht dann wohl auch Roms schlaue Tyrannis. Morgen? Noch scheint er sich für den Kampf nicht bereiten zu wollen. Er heilt Kranke, belebt versiechte Lichtquellen, ruft tot Geglaubte aus der Gruft, zieht, herrlich tönende Gleichnißrede auf rastloser Lippe, von Ort zu Ort und ruht, wo Güte ihn herbergt, oft behaglicher, als dem Erwecker ziemt. Fürchtet er nicht Verspätung? Viel Volk strömt ihm zu; und wüßten sie ihn bei Nacht zu finden, ohne Gefahr, wären ihrer noch mehr. Was aber frommts? Diese Menschen lockt nur die Wunderthat; mit dem schrillen Ton ihres Wesens, ihrer grellbunten, ewig überreizten Phantastik gleichen sie von fern wohl einem Rebellenheer, ducken sich schüchtern aber vor jeder That. Die läßt sich noch immer erwarten. Wie lange noch? Atzt auch dieser Wirth nur mit Worten? Dann geschieht, was jedesmal geschah, wenn Propheten, Richter, Wunderthäter in Israel aufgetreten waren. Mit Allen ist die herrschende Sippe früh oder spät fertig geworden. Was blieb von Eliahus Werk? Was, außer in Stein begrabenen Wortleichen, selbst von Mose? Schon kommt die Pharisäerzunft und das kleine Tempelgekröch mit vertraulichen Fragen, denen der seltsam gesänftigte Rabbi nicht Antwort versagt. Schon mahnt er, was des Kaisers ist, nicht dem Kaiser zu weigern. Giebts einen faulen, nichtsnutzigen Frieden, der die Ketten für kurze Frist lockert, doch das Elend im Grund ungemindert fortwuchern läßt? Im Kopf des Kajaphas und des Gamaliel wohnen feine Staatskünstlergedanken ... Nein. Das soll nicht geschehen. Der auszog, im gereinigten Gotteshaus den alten Bund zu erneuen, darf sich nicht mit kargem Menschheitgewinn abfinden lassen. „Nur wer seine Lehre lebt, wirkt durch die Zeiten; nur wenn Du, Meister, für Deine Lehre stirbst, wirst Du ewig im Sinn der Menschen leben." Judas ist stärker als die Elf, die für die Sache nichts thaten noch wagten, die einst kleine Leute gewesen und nun zu Ansehen, zu achtbarer Pfründe und Agitatoreneinfluß gekommen waren; stärker und muthiger: denn er opfert den Ruf seiner Redlichkeit. Ist auch als Logiker so stark, daß er den Beredtesten zu überreden vermag. Unus vestrum me proditurus erit. Wird oder

Google

soll der Eine verrathen? Spricht Sorge oder getrostes Verlangen aus diesem Wort? Sicher nicht Sorge. Jesus will nun den Verrath, dem der Allsichtige leicht sonst entgangen wäre; will das kirchenpolitische Werk, das die Flamme im Auge des Karioten ihn sehen hieß. Der Verheißung lebte, will nun Erfüllung leben.

In jeder Christenfestdämmerung glüht diese Flamme dem Gedächtniß wieder auf und erhellt unheimlich den Weg, der einen Sektenglauben zur Weltherrschaft führte. Eine reuige Buhlerin, die an den aus Grabesnacht Erstandenen, ohne ihn prüfend erst zu betasten, mit inbrünstiger Gewißheit glaubte, gebar mit ihrem gläubigen Ruf der Christenheit den Gott. Zwei Männer, deren jeder auf seine Weise vom Willen des Meisters abwich, Judas und Paulus, bauten aus weichem Galiläergestein die allen Wirbeln trotzende Kirche. Ohne Judas keine Kreuzigung? Ohne ihn fand List ein Gäßchen ins Hochgericht. Doch ohne Maria von Magdala kein Osterwunder, ohne Paulus kein Staatschristenthum. Jeder auf seine Weise; die paulinische hat sich im Wechsel der Zeiten am Besten bewährt. Der von der Legende verleumdete Apostel wollte zwischen Sklaven und Herren, zwischen Noth und Macht auf Golgatha blutige, nie auszujätende Feindschaft säen; der Politiker eine Kirche errichten, die in die Welt großer Herren und schwachen Fleisches paßt. Wenn Judas heute in Hofdome schauen dürfte, würde er merken, daß sein Wille, den neuen Glauben unversöhnlich der alten Gewalt zu verfeinden, an der Paulinerklippe, der Staatsmannskunst des stärkeren Apostels gescheitert ist.

So träumt in Bewußtheit der Geist, der Werdendes an Geschehenes knüpfen möchte. Einfältiger Kinderglaube lauscht fromm ein Weilchen; bäumt sich dann verdrießlich, daß die Locken ihm übers Auge fallen, und watet in den Tümpel uralter Kleinleutemär zurück, die im Passionale erhalten ist. Ciborea, das junge Weib des Ruben aus dem Geschlecht der Isacher, erwacht eines Morgens in Thränen neben dem Mann. Warum rinnt Dir, Närrin, in Herrgottsfrühe das Salz auf unser Kissen? „Empfangen habe ich, Ruben, aus Deinen Lenden, wovon gräßliches Unheil kommt. In meinem Schoß wächst ein Kind, von dem Traum mir kündet, es werde des entsetzlichsten Menschenfrevels, den die Sonne je sah, Thäter und unseres Stammes Zerstörer werden.“ „Mit solchem Traum äfft Dich, Schwätzerin, der Böse Feind; lege

Google

der Zunge drum Zaum und Zügel an, daß sie mit so häßlicher Post nicht in die Nachbarschaft trabe und uns sammt der Frucht Deines Leibes verrufe.“ Die reift in ziemlicher Zeit. Und auch den unsteten Adamssohn Ruben bekriecht allgemach Angst. Was würde, wenn in der losen Hülse des Traumes Weissagung gewesen wäre? Der Frau wird ein Knabe entbunden. Wer ihn tötet, wird schnöden Kindsmordes schuldig. Wer ihn nährt, päppelt Verhängniß auf. Sitzen die Zwei im Dunkel und flechten ein Körblein; legen den Knaben mit seinem Windelchen hinein; machens dicht mit Pech und Thon, daß nicht Wasser eindringe; und setzen Korb und Kind behutsam auf den Spiegel des Meeres. Hatte so nicht in Egypten eine Tochter Levis gethan, die dem Haus Ruben verschwägert war? Ihr Moses wird im Schilf von der Königstochter gefunden. Ciboreas Knabe von der Königin der Insel Kariot, an deren Küste die Brandung das Körblein spült. „Wäre ich“, seufzt die Frau, „solches schönen Knaben Mutter! Dann erwüchse meinem Herrn ein Erbe und wir brauchten nicht bang zu fragen, welches Haupt einst über das Inselvolk herrschen werde.“ Schuppig wälzt sichs über den Strand; und von gespaltener Zunge träufelt ins Ohr der Königin der Schlangenrath: Sprich, daß Du es im Arm des Gatten empfingest; und so ists Euer Fleisch und Blut. Kluger Rath. Der Findling wird Judas geheißen und als Prinz von Kariot aufgezogen. Wird auch so gehalten, als dem Paar ein echter Prinz geboren ist. Den peinigt Judas auf mancherlei Art; kneift und schlägt ihn, bis Zorn die Königin röthet und aus ihr heult: „Wie darfst Du, Wicht, Königsblut quälen? Bist nicht mein Kind. Bist Schwemmgut, an unseren Strand geworfen. Woher? Welchen Geschlechtes? Keiner kanns sagen.“ Schreck erkältet den Knaben. Keine Eltern und keine Heimath; weder Namen noch Habe; am Strand aufgelesen und von Laune prinzlich geputzt. Alles, was war, nur ein Spiel. Mit den Keimen des Willens, der Erkenntniß und Vorstellung: ein Spiel. Wenns den Thronenden paßt, muß ich die Pracht ablegen, ein Bettelkind werden; und der Tropf da bleibt im Glanz. Darf Solches sein? Gebührt den Gauklern nicht Rache? Daß er selbst, durch Bosheit, sein Glück verlüdert hat, bekennt er sich nicht. „Bist nicht mein Kind.“ Der Funke glimmt fort und der dürre Schößling kindlicher Güte wird Zunder. Judas tötet den Pflegebruder. Schreit dessen Blut gen

Google

Himmel, aus dem die Frage hallt: Wo ist Dein Bruder? Ward, wie an Kains, an der Stirn des Jsachers von der Hand des Herrn ein Zeichen, daß ihn, und ginge er ins öde Land Nod, Niemand erschlüge? Seefahrer nehmen den Jüngling in ihren Kahn. Er kommt nach Jerusalem. Wird Dienstmann im Haus des Römers Pontius Pilatus, der in Judaea Landpfleger ist. Als emsiger Schaffner und behender Augenknecht klettert Judas rasch in Gunst; und heißet, der Findling, der Mörder, nun Hofmeister. Einer, der auf flinken Beinen dem Verhängniß entlief? Schon pocht es wieder ans Thor einer gottlosen Seele. Neben dem Landpfleger haust Ruben mit Ciborea. Der Alte meint, sein Kind sei in dem Korb, den er ins Meer aussetzte, erstickt. Hat seitdem ein hübsches Gehöft erfront und in der Runde die leckersten Aepfel gezüchtet. Nach denen gelüstet den Gaumen des Pontius; wie Frau Eva nach der verbotenen Frucht („weil sie hold anzuschauen war und klug machen konnte"). Judas horcht auf den Wunsch des Gebieters; stiehlt sich in den Garten, erklimmt den Baum, bricht die reifsten Aepfel und will mit dem Raub in Hast zu Pontius, daß der Mächtige merke, welche pfiffige Verwegenheit ihn bediene. Da rennt, den Dieb zu strafen, Ruben mit einem Stecken herbei, schlägt den Hofmeister: und wird von dem Wüthenden mit einem Stein erschlagen. Wie verklebt Judas die Wunde? Ciborea ahnt nicht, daß der Gatte von fremder Hand fiel. Der Wille des Landpflegers gattet sie und ihr Gut dem geschmeidigen Haushalter. Der den Ziehbruder und den leiblichen Vater getötet hat, strauchelt in Blutschande. Und vernimmt aus dem Munde der Frau, die neben ihm auf der Lagerstatt erwacht, in braunrother Dämmerung die Klage: „Unseliger bin ich, als auf der Erde je ein Weib war. Mußte mein Kind ins Meer hingeben, ohne Abschied mich von dem Manne reißen, der in langen Jahren meines Lebens Stab war, und mit widerstrebendem Herzen neue Umarmung dulden." Abermals sprießt aus dem Saft verbotener Frucht sündig Gepaarten Erkenntniß. Sie sehen einander nackt; auf dem Hochzeitlaken als Mutter und Sohn. Einer nur kann aus dem Gespinnst so grauser Schuld lösen: der Heiler, Heilspender, Heiliger, der eben jetzt durch Jerusalems Gassen schreitet. Ciboreas Arm führt Judas zu Jesus. Der Galiläer erbarmt sich des reuig Scheinenden; nimmt ihn in die Jüngerschaar auf und heißt ihn des Geldes walten, das Mitleid den zwölf Dürf-

Google

tigen gewährt. Judas aber war ein ungetreuer Säckelmeister; trog die Gefährten und steckte der Mutter, die mit ihm in Ehe gewesen war, das Unterschlagene zu, als wärs redlich erworben. Danach ist er noch dreister geworden und hat den Heiland verschachert, von dessen Lippe ihm der Segen des Bruderkusses ward. Blicket hin: an dem Baum, von dem er die Aepfel stahl, hängt er in der Schlinge.

„Ich will Feindschaft stiften zwischen Dir und dem Weib, zwischen Deinem und seinem Samen. Du wirst ihn in die Ferse stechen; er aber wird Dir, Schlange, den Kopf zertreten.“ Der Same, den Dein Speichel, Dein Anhauch nicht vergiftet hat. Der Sohn der reinen Magd, in deren Dunstkreis Gekröch sich nie wagte, vertilgt, wie Feuers Athem das Ungeziefer, mit der milden Flamme des Blickes den Bösen Feind. Verheißung? „Gott ist ein Licht und in Gott nirgends Finsterniß. Daß er das Werk des Teufels zerstöre, hat Gott seinen Sohn auf die Menschenerde geschickt. Dessen Blut säubert die Gemeinschaft Derer, die im Licht wandeln, von aller Sünde. Und ernten sie aus anderen Welten Haß: wie dürften sie staunen oder gar über Unglimpf klagen?“ Die Christenheit hat sich, mit geschlossenen Wimpern, in den Glauben eingewöhnt, was verheißen ist, sei ihr erfüllt. In allzu bequemen Glauben, der in Begünstigung träger Seelen neigt. Des Teufels stinkender Schlund speit Sünde aus. Sühnung gewährt dem Flehen der Himmel. Hart scheidet, ohne Uebergangstöne, Licht sich von Finsterniß, Gutes von Bösem. Daß nur kein Strählchen gemeiner Wirklichkeit durch das Lid Euch ins Auge leuchte! Durch die Helle flickerte wohl Zweifel. Aus dem Taumeltanz bewegter Luft schwänge sich ängstende Frage. Ist das Verheißene erfüllt? Und war der Sinn, war der Zweck holder Botschaft, der Birsch nach eigener Schuld, dem Stöbern im eigenen Gewissen Adams Brut zu entwöhnen und ihr zu gestatten, in dem Satan, der Schlange, dem Verräther selbstgefällig die Wirker des Schlechten zu suchen?

„Einfach 'ne flaue Spionagesache. Räthselhaft, daß der Stab die Vorsichtmaßregeln vergaß, die einem Quintaner einfallen müßten. Der Anschlag war, ohne Wolfsgrube und Stacheldraht, glatt zu vereiteln. Ueberhaupt! Die Schlange könnte nachgerade ins Aquarium verschenkt werden; mit anderem jüdischen Kram. Nee, Söhnchen: nicht die von Midgard, die sich um Meer und Fest-

Google

land ringelt und so lang ist, daß sie sich in den Schwanz beißen kann; mit der ist, natürlich, Albion gemeint. Werden ihr noch die Flötentöne beibringen. Und heute trägt Thor eine Schutzmaske. Giftspeichel und Stickgas dringt da nicht durch. Und so... Schließlich kommts doch nur darauf an, ob die Verschmelzung des nordischen Glaubens mit dem, so zu sagen, immerhin mehr orientalischen, in der Hauptsache, tadellos gelungen ist: Edda mit Bibel. Na, Kinder, wo soll denn Zweifel angesetzt werden?“

„Hämmert zum zweiten Mal mich ans Kreuz; und treibet durch unvernarbtes Fleisch in gesundes Bein schartige Nägel. Scheute ich neue Qual: woher blühte dem Herrn des Himmels neue Freude? Nur Blut oder Feuersturm kann die Welt verjüngen. Was hat Klügelei aus ihr gemacht? Ein schlechtes Geschäft und ein jämmerliches Gedicht. Wechsler und Wucherer schachern und prassen im Heiligthum. Neid schielt durch jede Wandklinze und aus allen Winkeln grinst Haß. Wann habt Ihr ernstlich getrachtet, solche Schmach wegzugeißeln und das hohe Gewölb danach auszuräuchern? Hündisch wedelt Ihr vor dem Schmutzigsten, so er in Macht ragt oder die Schwären mit Geschmeide pflastert. Der geradaus Blickende, der nur eine Zunge hat und sie mit Lüge nicht, wie Euer Wäscher mit Aetzstoff das Linnen, bleichen mag, ist Euch ein Tropf; unnützlich, weit hinter den mit jeder feilen Narbe Geschmierten zu schieben, dessen Maul Menschenliebe schmatzt und dessen Fuß die Ferse des Vordermannes kitzelt, bis er strauchelt und im Gedräng zerstampft wird. Der Glatte, der in Sonnenaufgangs Weihe schon, im Scharlach des Feierabends noch, in nächtigem Gegrübel gar nach Nutzen hascht, Dieser, sprecht Ihr, paßt in die Welt. In eine, die den Schöpfer ekelt und über die er neue Sintfluth verhängen mußte. Aus all Eurem Handeln und Wandeln erdrösche ich auf meiner Tenne nicht die Körner, einen Vogelschwarm durch eine Winterswoche zu füttern. Noch haftet im Ohr mir die Stimme Eines, der aus Geifer winselte, der Galiläer habe gesiegt. Im Martyrkleid dieses Siegers hat sicherlich ein feiter Roßtäuscher geschwitzt. Der warb die Gemeinde, die Adams reuiger Fleiß auf dem Acker, Moses Gesetz, Jesaias Weissagung nicht zu sammeln vermochte. Gehe, mein Volk, in Dein Gemach und schließe die Thür hinter Dir. Also steht geschrieben; und dem

Google

Geist, der aus Buchstaben leuchtet, werde gehorcht. In dunkler Stille besinne Jeder Gewordenes; entzünde daran den Scheit des Glaubens, daß ein Spritzfleck am Pfeiler der Seele in solcher Helle dem Prüferblick nicht fürder entgehe. Wohin verkroch sich Helferdienst, der nicht erzwungen, Ehrfurcht, die nicht feig oder einträglich war? Die Grasmücke nährt den unflüggen Sprosser, die Finkin das Kuckucksjunge: Ihr aber brüstet Euch in Wunderthat und besprenget die Diele des Wesens eitel mit Künstelduft, wenn Ihr dem Geschöpf Futter streutet, das nicht Eurer Brut und Zucht ist; und im Werth drum geringer. Aus Werthschätzung wird Geschäft, aus Geschäftigkeit Ränkesucht, Erwerbgier und Feindschaft. Nebenan, in der Putzstube, kümmert Christenpflicht im Prunktöpfchen hin. Die zu mir in den ersten Nachen stiegen, trotzten grausamer Gewalt. Wem Eure Flügelmänner? Sonne und Mond sah meine Jünger in Lebensfährniß. Welches Gestirn je Euch, die im festen Steinschiff der Kirche oft doch lalltet, der Tod habe keinen Stachel? Ueber Alp und Meer zogen Jene, rohes Volk die Liebe zu lehren, die nicht weichliche Selbstspiegelei, nicht fein vermummte Geilheit ist; zogen aus, um Millionen lichtloser Herzen ein Band lauteren Wollens zu schlingen. Thatet Ihr jemals Desgleichen? Die Stärksten rief des Herrn Gebot aus meiner Schaar und zerschmettert hat es die Erlesenen; deshalb weint mein Auge. Die ihm die Liebsten waren, muß es missen. Als Uebermächtigen erwies sich der Feind. In Euch aber ist er; nicht draußen. Weil Ihrs nicht fühlen wollt, ob Gottheit Euch auch mit Willen, Erkenntniß, Gedächtniß begnadet hat, darum schalt ich das Gedicht Eurer Welt jämmerlich. Wer Euch gläubig anhört, sinkt bis an die Knöchel des Geistes, noch tiefer, in den Kinderwahn, das von reiner Güte übervolle Gefäß Eures Wesens werde vom Bösen Feind mit Gift besudelt. Von dem Teufel, der Schlange, dem ungeschlachten Riesen, der Dirne, dem tückischen Verräther komme Sünde in Euer Gemüth. Wer Solches gesagt hat, war Verleiter, nicht Ferge; Schmeichler, nicht Erzieher. Spähet in Anderen nach edlem Keim: Ihr werdet ihn finden. Achtet in Menschlichem Fremdes und liebet in Fremdem die Menschheit. Die stieß nicht ein Gott, nicht ein Satan von außen. Bücket, Hochmüthige, das Ohr: Beide entband einst Frau Furcht, die graugelbe Hebamme, mit Zitterfingern dem selben Schoß, schnitt ihre

Google

von Lampenodem warme Scheere behutsam vom Nabel der Menschheit. Daß zwischen den Zween Streit währen muß, ist gut; unersetzlich die Gewißheit, daß Einer den Anderen niemals tödten, aus frommer Vorstellung bannen kann. Was der Mensch als Gottheit ehrt, ist sein Inneres, herausgekehrt. Ist es nicht Innerstes, sondern aufgenähter Flittersaum, Purpursammet als Kante zerlumpten Gewandes, Verbrämung, die vortäuschen soll, was nicht ist noch jemals war, dann thront unter Demuthkuppel die Lüge. Zimmert dann die neue Arche; Sintfluth ist Nothwendigkeit und zugleich Gnade. Und hämmert mich wieder ans Kreuz."

Aus den Malen stürzt, wie der Wildbach im Lenz aus den Runsen, das Blut. Roth dampft nun ein Meer und will himmelan schwellen. Ringsum verheimlicht Schnee das Schrittgeräusch eines schwarzen Gewimmels. Nur in den Lüften dröhnts; zischt wie Schlangenlust und stiebt Feuerflocken, als wäre in Erdbeben die Esse der Unterwelt aufgeklafft. Mählich ebbt die ungeheure Lache. Flog eine Taube? Ein Rabe wars; verschwebt in Düsterniß. Die lichtet sich jetzt. Silber umsäumt die Welt. Blaßrosa Lilien sinds; weiße. Schlanke Glocken schaufeln mit dem Klöppelchen leis den Schnee. Nirgends noch Spuren von Pein und Tod. Ward in der Nacht heiligsten Muttersegens Blut einer Menschheit zu Milch? Oder träumte das dem Kriegsschrecken verhängte Auge das glühende Roth? Eines Esels Kehle meldet ein lange versagtes Recht an. Gevatter Ochs hebt brummig den Kopf über den Rand der Krippe und beglotzt aus runden Schädelfenstern das Knäblein. Nothgemeinschaft im Feldstall von Davids verfallener Burg. Mahnte gestern die Kirchenlehre, der ersten Menschen, der frühsten Sünder zu denken? Alle sind, heute fühlts Einfalt, sich die ersten; Alle diesseits von Scham, Furcht und Strebenszweck. Hirten reiben die müden Lider. „Auch Euch ist der Heiland geboren." Der Feuerschlund ist verglüht. Die Luft ohne Hall. Ein Stern blinkt, einsam noch, von dem Himmel unserer Weihnacht.

Neidhöhle.

Zwei englische Urtheile. Oberst Repington sagte in den Times: „Der Kriegszustand wird durch die Thatsache bestimmt, daß dem Feind nicht gelungen ist, auf den beiden Hauptschauplätzen eins der verbündeten Heere kampfunfähig zu machen. Er hat viele Divi=

Google

sionen von der russischen auf die französische Front gerufen und scheint in Frankreich wieder zu Angriffstaktik übergehen zu wollen, die er seit den Kämpfen am Yser gemieden hat. Die Deutschen werden auf entscheidenden Erfolg wohl kaum hoffen; wissen aber aus Erfahrung, daß ein gut vorbereiteter Angriff die vordersten Stellungen des Feindes überwältigen kann." (Von diesem deutschen Drang in neue Offensive sprachen acht Tage lang auch die Franzosen laut, die im Herbst zu glauben schienen, während des Winters werde auf ihrer Front leidliche Ruhe herrschen. Am sechzehnten Dezember stand im Temps: „Nach holländischem Bericht wird eine ungeheure Geschoßmenge zu einem Gigantenangriff gehäuft, der uns niederwerfen und den Krieg enden soll. Meldung dieser Art darf nicht ohne Mißtrauen aufgenommen werden; unwahrscheinlich klingt sie nicht, seit in Rußland der Kampf zum Stillstand gekommen ist. Vielleicht scheuen die Deutschen jetzt den gewaltigen Menschenverlust nicht, der ihnen nach einem Sturm gegen unsere Linien sicherer wäre als ein entscheidender Erfolg. In jedem Fall müssen wir auf der Hut sein. Mannschaft und Munition genügen, um dem Feind eine Niederlage zu bringen, die, wenn wir sie auszunützen verstehen, das Antlitz der Dinge völlig wandeln könnte." Solche Verkündung, solche Siegesprophetie hörte Frankreich schon oft. Sollte ihr, als Weihnachtgabe, die tröstende Betheuerung folgen, das deutsche Heer habe so ungeheuren Plan doch nicht auszuführen gewagt? „Armer Franzos, Du trügest Dich selbst": Ulrich von Hutten, der Boche, pfiff das Spottlied.) Der Brite will wissen, was ist. Mit der schlimmsten Möglichkeit zu rechnen, dünkt ihn nicht „Pessimismus", sondern Pflicht. Noch: Ersatz der Wehrpflicht. Wenn er von nahem Sieg, von Zermorschung des Feindes, nicht von drohender Reichsgefahr redete, fing selbst Lord Derby keine Rekruten. Die Deutschen, sagt Oberst Repington, „möchten ‚England strafen'. Schon deshalb ist ihnen ein Feldzug nach Egypten zuzutrauen. Sobald das Eisenbahngleis zwischen Sofia und Belgrad geflickt und die semliner Brücke wieder befahrbar ist, werden sie, um die Januarsmitte, etwa vier Corps nach Konstantinopel schicken, sieben oder acht türkische ihnen angliedern und mit diesen fünfhunderttausend Mann nach Egypten marschiren. Im Februar können sie, wenn wir den Zug nicht hemmen, in Südsyrien stehen. Inzwischen wird die Armee Djemals Pascha Alles vor-

Google

bereiten, was den Marsch durch die Wüste erleichtern kann. Auch von der Westseite her muß Egypten Angriff erwarten; denn Enver Pascha war lange in der Kyrenaika und kennt die Mittel, von denen Wirkung auf die Stämme dieser Gegend zu hoffen ist. Uns bleiben zwei Monate zur Vorsorge für kräftige Abwehr. Viel hängt an den Ereignissen, deren Schauplätze die Dardanellen und Saloniki sein werden. Was England an Truppenmacht aufzubringen vermag, muß für den Orientkrieg in Bereitschaft sein. Nur mit dem Aufwand aller erlangbaren Kräfte können wir Egypten und unseren Weg nach Ost schützen.“ Das klingt nicht wie Jubellied. Dieser Federstratege hehlt den Landsleuten nicht, daß ihr Himmel schwarz umwölkt ist. Schriller tönt die Fanfare des Earl of Rosebery. „Ein Volk, das an der Spitze der Weltkultur zu schreiten wähnte, einen alle Menschenvermuthung hoch übersteigenden Wohlstand erlangt, in vierzig Jahren sich um dreißig Millionen Köpfe vermehrt, ein in der Geschichte beispielloses Handelsgebiet erobert hatte und dessen Vertheidigung, zu Land und zu Wasser, gesichert war, hat heimlich, während es Lächeln und Judasküsse ausbot, sich zu Krieg, zu schamlos bewußtem Vernichtungskampf gegen die Freiheit, zur Verwüstung unseres Erdtheiles gerüstet. Konnten wir ahnen, daß es einen Vertrag, den es mehr als einmal selbst mit seiner Unterschrift bekräftigt hatte, zerfetzen und ein unschuldiges Königreich, mit dessen Errassung es sich über sein Elend hinwegtrösten möchte, überrennen und ausrauben werde? Nein. Fern war uns auch der Glaube, daß es unternehmen könne, mit Kampfmitteln, denen ich hier nicht das Urtheil sprechen will, Hunderte, Tausende unschuldiger Reisenden von sicherem Bord in den Meeresgrund zu versenken. Die uns freundlich schienen, erwiesen sich als treulose Brecher jedes Ehrenreifes, der die Völker eint, und zerstampften den Grund, auf dem alle Gesittung ruht. Teutonische Brüder hatten sie uns genannt und die Stammesgemeinschaft gefeiert. Abgeordnete waren, ölige Bürgermeister und Professoren mit Silberstimmchen, zu uns gekommen; Frieden predigten sie, Freundschaft, Bruderschaft zweier großen Völker. Der Treubruch brachte uns schmerzhafte Ueberraschung. Doch schlimmere hat unser Feind erlebt. Seine Wühlarbeit sollte in Egypten und Indien, Kanada und Australien Zwietracht stiften und unsere Stellung schwächen. Was aber geschah? Vom ersten

Google

Kriegstag an waren alle Kinder Britaniens zu Schutz und Trutz um die Mutter geschaart. Glorreiche Ueberraschung danken wir dem Feind: die Offenbarung, daß unser Britenreich eine Weltthatsache ist, mit der fortan der Erdkreis rechnen muß. Bleibt dieser Bund, den Blut gekittet hat, fest, dann brauchen wir vor keiner Gefahr je noch zu zagen." Archibald Philipp Primrose Rosebery, Schwiegersohn und Erbe Meyers von Rothschild, einst Bismarcks Aeltestem befreundet, höchst liberal, Leiter des Auswärtigen Amtes, ein Jahr lang Haupt der Regirung, Lord-Rektor der glasgower Hochschule, Peels Biograph, nun dicht vor der Siebenzigerschwelle: und im Greisenhirn, eines Europäers, der nicht alles Unenglische, als „zu kontinental", verachtet, dennoch nur das Bedüfniß, den Feind zu schmähen, mit Sündenschuld zu bepacken, in die Fratze des Erzschelmes Judas umzufälschen.

Zwei Stimmen aus Rußland. Moll: Bischof Andrej von Ufa und Menselinsk. „Nie haben, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, Männer des Semstwo den Bischof in ihren Rath geladen. Dem Ruf, der an mich erging, bin ich freudig gefolgt. Schon als Jüngling träumte ich von diesem Tag. Lange ließ er mich warten. Nun ist er; und nie kann einer in meinem Leben bedeutsamer werden. Nicht von Auferstehung des Kirchenlebens dürfen wir sprechen; doch sagen, daß es in unserem Lande die geistigen Menschen wieder beschäftigt. Die Ehrfurcht vor der Priesterschaft ist geschwunden. Wer darf darob staunen, daß man ihr nicht mehr lauscht? Was sie redet, ist durch Wiederholung langweilig geworden. Jeder kennt die Schnur, an die ihre Worte sich reihen, heute wie gestern und morgen wie heute. Unnützliches schwatzt unser Priester aus; was zu sagen noth wäre, verschweigt er. So will es die Ordnung. Die hohe Beamtenschaft hat die Geistlichkeit eingejocht: und schweigend hat, seit sechzig, seit siebenzig Jahren, die Gesellschaft solchem Zwang zugeschaut. Rings um die Kirche ward Oede. Wer zu Helferthat rüstig schien, wurde verfolgt. Falsche Propheten standen auf. Die Anderen blieben stumm. Unter ihnen war ich, Euer Bischof. Nach rascher Wiederherstellung der Pfarrgemeinde müssen wir trachten. Der Glaubenspolitik der Regirenden fehlt jeder feste Grundsatz, jedes sicher aus Pflichtbewußtsein erwachsene Planen. Ist nicht begreiflich, daß die Gesellschaft zerrüttet, zersetzt wird und ihres Glaubens Feuer verdampft? Die Ober-

Google

prokuratoren unseres Heiligen Synods sind Minister, fühlen sich als Minister; in der Kirche erblicken sie ihr Ressort und in dem Erzbischof den Gubernator einer Provinz. Selbst Samarin hat sein Amt so aufgefaßt. Jeder Oberprokurator will das System anwenden, das er erklügelt hat. Einer folgt dem Anderen; dem kalten der warme Umschlag. Die Kirche muß Alles dulden. Weder von Prokuratoren noch von stumm in die Entsagung keuschen Einsiedlerlebens geduckten Oberhirten kommt ihr das Heil. Woher? Nur aus der Reichsduma: wenn die dorthin abgeordneten Männer sich erinnern, daß sie Christen sind und in der Taufe Heiligennamen empfingen. Sprächen in der Duma die Priester frei und kühn von Nothstand und Sehnsucht der Kirche, dann würde die Stimme muthiger Christen eine starke Mehrheit sammeln. Der blieben am Ende wohl nur die grimmigsten Männer von rechts und von links fern; von rechts: weil sie im Sittlichen verplumpt, von links: weil sie von Haß verblendet sind." Aus dieses Bischofs Rede, deren sanfte Tapferkeit nicht auf dem Schauplatz des Außenkrieges weilt, züngeln Flämmchen, die den Seelenzustand des russischen Volkes ahnen lassen. Dur: Die Christmondepistel des Herrn Naudeau an das pariser Journal. „Trotz der erdrückenden Ueberlegenheit ihrer Artillerie haben die Deutschen die Russen nicht zu besiegen vermocht, sondern nur selbst allmählich ihre Kraft zerwetzt. Der Menschenquell Rußlands ist nicht zu erschöpfen. Muß es nicht siegen, sobald es seiner Mannschaft die Geschoßmenge liefert, über die Deutschland verfügt? Das Frühjahr wird ein ganz neues Russenheer, neben dem im Krieg gereiften ein jungfräuliches, sehen, das, wie seine Heimath, auf unserer Erde nicht seinesgleichen hat. Die Welt ist ihre Waffenschmiede. Aus Gewehrläufen, die einander, freilich, nicht ähneln, wird es die letzten Preußen niederschießen. Kanonen und Haubitzen, Bomben und Granaten strömen herbei. Die eigene Industrie ist zu spät, nun aber wirksam mobilisirt worden. In Rußland geht Alles langsam; wird aber auch Alles möglich. Während des mandschurischen Krieges wurde um den Baikalsee die Bahn vollendet. Seit dem Anfang unseres Krieges ist der Eisenstrang nach Archangelsk gedoppelt worden. In der härtesten Zeit des Jahres, das nun schwindet, bangten Furchtsame vor dem Spuk der Revolution. Das Elend, in dem russische Männer fürs Vaterland kämpfen

Google

mußten, wirkte bedrohlich ins Reichsinnere zurück. Weil der Krieg den größten Theil des Bahnkörpers für sich arbeiten hieß, stockte der Handel, die Zufuhr der Rohstoffe und der Preis aller Lebensmittel stieg auf schwer erklimmbare Höhe. Großes wurde damals Ereigniß. Jäh zuckte Rußlands Gewissen auf. Von den vorgereckten Parteiflanken scholl die Mahnung zu Geduld, aus Moskau, dem Herzen der Heimath, der Ruf: Nur an den Krieg lasset uns denken! Schweigende Uebereinkunft vertagte jede Erörterung innerer Politik. Und jetzt üben zwei Millionen die Wehrkraft; frische Kämpfer, die so gut bewaffnet sein werden wie jemals eine Kriegerschaar. Die Welt wird schaudern, wenn sie hört, welche Opfer fünf Schreckensmonate von dem Volk Rußlands geheischt haben. Kein anderes hätte sie ertragen. Dieses ließ ohne laute Klage sein Blut verströmen. Träg scheint es; doch da es im Leid groß war, wird es auch siegend in Größe strahlen." Aberglaube oder helle Gewißheit? Immer war, seit die Tatarenfluth in sein Land brach, der Russe im Unglück rühmenswerth; kaum in einer Stunde seiner bleichen Geschichte errang er auf dem Gefild, wo er allein focht, den Sieg. Aber die Deutschen sind ja lahm, füllen mit Greisen und Knaben auf der Ostfront die Lücken, lassen die Grabenmannschaft darben, die Wunden Tage lang ohne Verband; und Nikolais Reich strotzt von Gesundheit. Herr Naudeau sagts. Wen labt so wüstes Gefabel? Alle, denen Bedürfniß ist, Weiß von Schwarz, Gut von Bös zu scheiden. Ueberall: die Mehrheit.

England durfte aufathmen, da ihm gelungen war, die Hauptmasse seiner Truppen von Gallipoli einzuschiffen. Im November 1914 hatten die Gehilfen des Viscount Kitchener im Kriegsministerium errechnet, wie stark das Corps sein müsse, das, in Feuergemeinschaft mit der Flotte, die Halbinsel nehmen könne. Die Ziffer war zu finden; die Abspaltung von dem noch kleinen Heer schien aber gefährlich. Nach dem Urtheil der Admirale Carden und Sir Henry Jackson (der jetzt, unter Balfour, Erster Seelord der Admiralty ist) konnte die Marine allein, wenn sie zäh blieb und Opfer nicht scheute, die Dardanellenschlösser brechen. Der Admiralstab billigt den Plan, der französische preist den klugen Weitblick, der ihn besonnen hat, und Marineminister Augagneur stimmt ihm freudig zu. Im Februar gelingt die Sprengung der Außenforts. Am achtzehnten März werden drei Linienschiffe des anglo-französischen Geschwa-

Google

ders versenkt, zwei arg beschädigt. Herr Winston Churchill hat im Unterhaus gesagt, der Verlust sei unbeträchtlich gewesen. „Zwei alte Schiffe aus einer Klasse, die dreißig ihrer Gefechtskraft umfaßt; sie wären sonst irgendwo an der Südküste verrostet.“ Dennoch wird beschlossen, zu neuem Angriff das (inzwischen vermehrte) Landheer, unter Hamiltons Führung, mitwirken zu lassen. Kitcheners Verantwortlichkeit beginnt. Nach dem achtzehnten März und vor dem fünfundzwanzigsten April, dem Tag des ersten Landangriffes, konnten wir, sagt Churchill, das Unternehmen ohne unerträgliche Ansehensschmälerung aufgeben; thaten wirs nicht, dann mußte schnell und mit ernstem Krafteinsatz gehandelt werden. „Ein Jahr lang warnte ich im Kabinetsrath vor Versuchen im Westen, die uns theurer werden mußten als dem Feind. Ein Jahr lang empfahl ich, alle Kraft, ehe es zu spät werde, an die Eroberung Konstantinopels zu setzen.“ Jetzt kämpft er auf westlichem Festland. Und Kitchener, den er, als seinen „verehrten Freund“, vor die Scheibe gestellt hat, mußte froh sein, als er die Kerntruppe, deren Landung Hamiltons kühner List glückte, gerettet hatte.

Wohin? Auf einen anderen Kriegsschauplatz: so tönte die Antwort von Joffres Horeb. Nach Egypten, wie Repington, oder nach Saloniki, wie die Mehrheit der pariser Balkankenner wünscht? Kitcheners Vorbild ist Wellington, der Eiserne Herzog, der glauben durfte, Napoleon Bonaparte besiegt zu haben. Hat der Sirdar, der, ohne Wehrpflicht, Rahmen, Ueberlieferung, ein (noch, freilich, unerprobtes) Millionenheer schuf, seine Torres Vedras erspäht? Seit der Verjagung des Serbenheeres, die dem Generalissimus Sarrail jeden kecken Vorstoß in das von Deutschen, Austro-Ungarn, Bulgaren besetzte Bergland verbot, ankerte Frankreichs Hoffnung sich in den Aigaierhafen. Lissabon-Saloniki: der in der Geschichte bonapartischer Feldzüge Heimische witterte den Vergleich. Frühling 1810. Europa liegt unter dem Fuß des Korsen. Nur England widersteht noch; wagt im Süden sogar den Versuch, die iberischen Rebellen zu schirmen. „Nationalhaß, Klima, Entfernung: diese Widerstandskräfte hatte Wellington nach ihrem vollen Werth eingeschätzt. Unerschütterlich war in ihm die Ueberzeugung von der Morschheit des Riesengerüstes, auf dem Napoleons Größe ruhte. Mag der Eroberer fünf Sechstel der Halbinsel an sich reißen: Gibraltar, Kadix, Lissabon erlangt er nicht; und kann

Google

von da aus England den Haß der Portugiesen und Spanier schüren und durch Beistand in Gluth erhalten, dann dorrt an dieser nie verglimmenden Flamme das Mark des Kaiserreiches, Europa löst sich aus dem Joch und die Heere, mit denen Napoleon den Aufstand bändigen könnte, sind von langem, wildem Krieg zur Hälfte zerstört. Mit ungemeiner Weitsicht hatte Wellington die Stellung gefunden, in der er hoffen durfte, aller Anstrengung der Franzosen zu trotzen: die Torres Vedras bei Lissabon, deren Name durch die Leistung des Feldherrn unsterblich wurde. In London glaubten, selbst in der Regirung, nur Einzelne an die Möglichkeit, sich in Portugal zu halten. Wenn die Armee sich nur einschifft, ehe der Feind sie ins Meer drängt! Auf schmaler Landzunge, nur vom Wasser aus mit Nährmitteln zu versorgen, stets dem Massenangriff der Franzosen ausgesetzt: daß sie noch aufrecht ist, scheint ein Wunder. Der nächste Morgen kann die Kunde von ihrer Vernichtung bringen. Nur nah drohender Gefahr aber will Wellington weichen. Sein Rückzug, schreibt er, gäbe das Zeichen zur Unterwerfung Spaniens, vielleicht Europas. Bei Lissabon werde England wirksamer gegen Einbruch vertheidigt als zwischen Dover und London." (Thiers). Der gescheite Herr Reinach, der im Figaro die Sätze aus „Konsulat und Kaiserreich" anführt, unterstreicht ihre Lehre. „Die Britenstellung ist uneinnehmbar. Napoleon muß im Norden die Lösung suchen, die er im Süden nicht finden kann. An den Torres Vedras zerschellt sein Glück. Nahm sie Masséna, dann mußte England um Frieden betteln und einem Feldzug nach Rußland fehlte das Ziel. Wir können Serbien heute Spanien, Saloniki der Hauptstadt Portugals, die zackige, von Seen umspülte Chalkidike dem Halbinselchen der Torres Vedras vergleichen. Und vielleicht dürfen wir hoffen, daß England das Erlebniß des Jahres 1810 nicht vergessen hat, in dem es aus unsicherem Schwanken sich zu vollem Kraftaufwand ermannte und Europas Befreier wurde." Die Pille schmeckt bitter. Löst sie die Willensverstopfung? Gallipoli, Saloniki, Sinai ... Nicht Seekrankheit: Inselweh.

Jedes Volksbewußtsein horstet auf einer Insel. Jedes scheidet ein Meer, fluthendes, ebbendes, von dem Nachbar. „Der ist verschlafen und täppisch; ein Wicht und Verbrecher. Macht log er: und angelte mich Arglosen in Vertrauen. Sein Lächeln hat mich geküßt: und wider mein Herz schliff er den Dolch. Weil er

Google

von Sünde voll ist, hauchte die Pest seines Mundes mir Unheil.“ Immer und überall: des Anderen Schuld. Und Alle stolziren als Christen; und sind nicht nur künftiger Seligkeit im Jenseits gewiß, nein: schon hienieden schimmernden Ueberwinderglückes. Muß denn nicht Unschuld siegen? Weh dem Zweifler! Zwischen den Inseln ist See. Simon Petrus selbst, der ein Fischer war, wäre ohne den starken Fittich des Glaubens gesunken, ertrunken. Er schaut den Heiland, schöpft aus dem Blick Selbstvertrauen, schreitet über das Wasser. Wird der Fels, der die Kirche trägt.

Lord Derby, ein Enkel des Turfheiligen, der das epsomer Pfingstrennen ersann, hat den ersten Winter des Kriegswehs nicht, wie andere Peers von England, verschlafen Zwei Söhne, der Eidam (Roseberys Sohn), fünf Brüder in Heer und Flotte: ein Trägerer mußte spüren, daß dem Inseleden Sturm dräue. In Derby-House wurde dem Fünfziger die Luft bald zu dumpf. In Liverpool drillt er die Werftarbeiter; führt dem Kriegsminister Kitchener (der noch im Heilandsglanz prangt) sein Khaki-Bataillon vor; schwört, daß die drei Königreiche mehr Freiwillige stellen werden, als zur Bändigung der verdammten Deutschen nöthig sind; und schafft sich im Ministerium eine Werberabtheilung. Allgemeine Wehrpflicht? Riecht nach der Küche des pariser Nationalkonvents, schmeckt nach dem Blech preußischer Konserven; nichts für England. Auf der vom Registergesetz uns gelieferten Männerliste müssen wir zunächst Junggesellen von Verheiratheten, Entbehrliche von starred men (die ein Sternchen haben, weil sie zu Haus gebraucht werden) sondern und dann die Köderung der Fessellosen versuchen. Das war Derbys Plan. Die Ausführung gelang nicht ganz so, wie er gehofft hatte. Ein Land, das, in der Zeit höchster Arbeitlöhnung, trotzdem es in jeder Woche amtlich großen Menschenverlust meldet, drei Millionen Freiwilliger aufbringt, darf die Hingebung seiner Söhne laut rühmen. Sie genügt aber nicht. Fast drei Viertelmillionen Lediger, die weder den Kriegsgeräthfabriken noch dem Ausfuhrgewerbe unentbehrlich sind, schnappen nicht nach dem Köder. Die Fronten werden dünn, neue entstehen; und die Kostenlast schwillt ins kaum noch Erträgliche. Was einem Häuflein, in dem jeder Mann die Waffenübung und Erfahrung eines Unteroffiziers hat, an Sold, Nahrung, Heimbehagen gewährt werden konnte, vermag einem Millionenheer selbst das reiche Eng-

Google

land nicht Jahre lang zu leisten. Lord Derby muß sich zur Wehrpflicht bekehren; fürs Erste: der Ledigen ohne Sternchen. Das Gesetz, das diese Pflicht befiehlt, ist (mit 338 gegen 36 Stimmen) vom Unterhaus beschlossen worden. Der Krieg, sprach Herr Asquith, „gefährdet das Leben, des Lebensideal unseres Reiches; kein Opfer dürfen wir scheuen, um solche Gefahr abzuwehren." Ob das jetzt bereitete dazu ausreichen wird? Dehnt der Krieg sich weit nach Ost und tief in den dritten Winter, dann wird er neue Beschlüsse aufdrängen; vielleicht einer neuen Regirung, in der die Gruppe Asquith-Grey (die des schlaffen Pazifizismus und heimlicher Bändelei mit dem Deutschenbewunderer Haldane verdächtigt wird) den Balfour, Bonar Law, Carson, Chamberlain, Curzon Platz gemacht hat und nur Herr Lloyd George noch von der entschwundenen Pracht der alten Demokratenpartei zeugt. Für ein Halbdutzend Länder, großer und kleiner, den Krieg „finanziren", Mannschaftersatz, Waffen, Munition, Kleider, Proviant für Heer und Marine liefern, die Ausfuhrindustrie wahren, dem Handel seine Märkte und seine Flotte erhalten: leicht hats Britania nicht. Die Ziffer des britischen Lenzheeres wird Deutsche nicht schrecken. Thorheit aber wärs, den ersten Schritt in allgemeine Wehrpflicht aus Spötterauge zu betrachten. Ernsten ist er das wichtigste Ereigniß im jungen Jahr. Der Vorstoß auf Konstantinopel war schlecht besonnen; hat aber erwirkt, daß Egypten und Indien nicht bedroht werden konnte, ehe England Zeit zu Rüstung gefunden hatte; und der Kern der anglo-französischen Gallipoli-Armee, der schon als verloren galt, ist gerettet worden. Kairo, Kalkutta, London sogar sollte an der Dardanerstraße, soll nun am Aegaeischen Meer vertheidigt werden; und den Hausvätern, die fast vollzählig in die Kämpferreihe getreten sind, sollen sechshunderttausend Junggesellen, die Derbys Angel nicht fing, an die Front folgen. England, das allzu lange schlief, will wach bleiben; von keinem Genossen sich in Opfermuth überbieten lassen und jedem beweisen, daß es vor dem bittersten Ende nicht bangt, sondern „fechten wird, bis es siegt oder stirbt".

Solcher Beweis war nöthig. Das Knüpfband hatte sich noch nicht gelockert; ließ an mancher Stelle aber schon den Faden durchschimmern. Rußland: „War die Verheißung Konstantinopels ganz ernst gemeint? Wünscht nicht England im Stillen, daß am Ende des Krieges alle Festlandsstaaten und wir besonders siech

Google

seien und es, mit seiner unangetasteten Flotte, sich zu neuer Erdumfassung den Amerikanern verbünden könne? Vielleicht gar den Deutschen? Wer weiß?" Frankreich: „Müssen wir für Egypten fechten, aus dem Englands Ränke uns stießen? Der Balkan ist uns nicht so nah wie die Ostgrenze, auf der die Briten uns viel mehr entlasten könnten. Die schonen sich; kommen, wie Offenbachs Schutzmannschaft, immer zu spät; und wollen nicht sehen, daß wir, wenn Selbstsucht uns den Weg wiese, morgen mit Deutschland in Ordnung sein könnten. Stark sind sie; doch gefährlich bequem. Daß unsere Geschwader dem ‚Goeben' nicht in die Dardanellen nachdampften, daß unsere Diplomaten die Bulgaren streichelten, statt ihnen zu mißtrauen: Greys Schuld, nicht Delcassés. Wir verbluten uns und der Gefährte stellt nicht mal die vier Millionen Mann auf, die er ohne schmerzende Entbehrung ins Feld schicken könnte." Italien: „Die Leute verdienen ein Heidengeld an uns, blinzeln aber kaum in die Adria, wo sie Cattaro und Pola längst in Trümmer geschossen haben müßten, und sehen uns über die Achsel an." Japan: „Wozu neues Wagniß? Die Deutschen werden nach dem Krieg in Europa und Kleinasien so viel zu thun haben, daß sie an die Rückeroberung von Tsingtau nicht denken können. Am Ende läßt das Asiatengeschäft mit ihnen sich zu besserem Zins als mit England machen. Wir sichern uns jede Möglichkeit." Noch wars Geflüster. Durften die Leiter des Britengeschäftes warten, bis der Groll wie Drommete klang? Derbys Rennen trug nicht genug ein. Die Wehrpflicht der Ledigen spornt Tommy ans Ziel.

In Frankreich schien bis Neujahr Siegesgewißheit zu leuchten. „Nous ne les avons pas encore, mais nous les aurons": den Adelsbleibseln und den Taglöhnern wars Losung. „Noch sind die Deutschen obenauf; aber wir kriegen sie." Seit siebenzehn Monaten ist das Industriegebiet, das ein Viertel des Volksvermögens umfaßt, vom Feind besetzt. Alle rüstigen Männer stehen im Feld. Schon ist der Jahrgang von 1917 eingezogen. In breiten Bezirken stockt der Lebenssaft. Nicht nur die Winzer, denen behutsame Hände fehlen, stöhnen laut: auch in den Hauptstädten bleibt wichtige Arbeit unerledigt. (Das letzte pariser Telephonbuch ist aus dem März 1914. Das berliner aus dem Oktober 1915; und pünktlich sind jetzt, in flecklosem Kleid, die zwei Riesenbände von Scherls Adreßbuch erschienen.) Doch Zuversicht hat allen Mangel über-

Google

dauert. Britaniens Entschluß zur Wehrpflicht schmeckte wie stärkender Trank. An der Pforte des Jahres stand General De Castelnau und kündete die „mathematische Gewißheit des Sieges"; wiederholte Kammerpräsident Deschanel seine Prophetie (von 1900), nah beim Wardar, in Makedonien, werde sich Osteuropas Schicksal gestalten; verhieß Herr Louis Barthou, Mirabeau-Biograph und einst Ministerpräsident, den Landsleuten die schnelle Rückkehr des Elsaß und Lothringens. „Das neue Jahr wird zwar vielleicht noch nicht den endgiltigen Friedensvertrag, doch sicher Entscheidung bringen. Eine uns günstige: denn für uns arbeitet die Zeit. Nur durch Raschheit, durch Ueberraschung konnte Deutschland siegen. Seine Erfolge zu leugnen, wäre kindisch dumm. In dem grausig blutigen Spiel des Krieges zählt aber nur die Endpartie. Die Zeit ist eine Großmacht, der wir Kredit geben müssen; sie hilft, freilich, nur Denen, die sich selbst zu helfen verstehen. Als Mirabeau sagte, der Krieg sei Preußens Nationalindustrie, dachte er an die ererbte Streitlust und Herrschsucht dieses ehrgeizigen Volkes; sah aber nicht voraus, daß der Krieg als Industrie geführt werden könne. Auch unser Blick sah es, leider, nicht voraus. Im Feuer mußten wir uns organisiren. Und noch immer ist viel nachzuholen. Aus eigener Beobachtung weiß ich, daß wir, endlich, hoffen dürfen, unser Heer, zu Vertheidigung und Angriff, mit Stickgas versorgt zu sehen; Gewissen darf uns nicht hindern, diese Waffe zum Mord noch tauglicher zu machen, als sie in der Hand des Feindes ist. Auch die Neutralen haben kein Recht auf Schonung; mahnten sie Deutschland an die Pflicht, Verträge zu achten, für die ihr Name mitbürgte? Einheit der Leitung, Entschlußkraft: und Frankreichs Krieger erkämpfen den Sieg." Drei Heilskünder. „Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold, dem Weihrauch sind die Damen hold; und haben wir Wein von gutem Gewächs, so trinken wir Drei wie sonst ihrer Sechs." Nach dem Epiphanientag vergrämelte sich der Ton ein Bischen. Ribots „Siegesanleihe" funkelte nicht ganz so goldig, wie Hoffnung geträumt hatte; fünfzehn Milliarden: kein Pappstiel, doch höchstens das für ein Halbjahr Nothwendigste. Wieder kein Neujahrsgeschäft; schlechte Abschlüsse; Einkommensteuer; nach Belgien, Nordfrankreich, Polen, Litauen, Kurland, Serbien nun auch Montenegro den Austro-Boches verfallen. Flink einen Schnaps! Wo-

Google

chen lang wird der ekelste Fusel ausgeschänkt. Weil den Deutschen Kaiser Furunkel peinigen, wird er als aufgegebener Mann vorgeführt, dem morgen die letzte Stunde schlägt. Ein Geplärr böser Narren, deren, noch in wildester Kriegsbrunst, Frankreichs Genius sich schämen müßte. Ist der Glaube an Sieg lahm geworden?

Senator Humbert sagt in Le Journal, das er seit dem Spätherbst leitet: „In den Tagen der Großen Revolution drückte Danton den Geist, die Seele des Konvents in dem Ruf aus: ‚Kühnheit, noch einmal und immer Kühnheit!‘ Heute scheint der Grundsatz aller Machthaber sich in der Mahnung auszudrücken: ‚Vorsicht, noch einmal und immer Vorsicht!‘ An klugen Köpfen und Talenten ist unsere Republik reich; arm aber an Charakteren. In der Friedenszeit sahen wir ehrenwerthe Schönredner heute dieses, morgen jenes Ministerium lenken: und ergötzten uns an dem Schauspiel. Die Lachlust weicht aber, wenn in Kriegszeit wesentliche Theile der Landesvertheidigung, die ohne Technikererfahrung nicht zu betreuen sind, Leuten anvertraut werden, denen jede Wissenschaft von diesen Dingen fehlt. Ein Waarengeschäft, eine Werkstatt könnten sie nicht leiten; setzen sich ohne die mindeste Schüchternheit aber auf die höchsten Staatsposten. Sie meinen, Repräsentation genüge; das Orchester werde, auch wenn ihr Stäbchen falschen Takt andeute, schon richtig spielen. Ein unentwirrbares Gesträhn von Ausschüssen, Gutachtern, Beiräthen soll sie schützen; ihnen die Pflicht zu Erwägung, Arbeit, Entscheidung abnehmen. Wo früher fünf Sachverständige gehört wurden, fragt man heute fünfzehn; was in drei Monaten erledigt wurde, dauert jetzt sechs oder acht. Hier fehlen Fabriken die Rohstoffe, besonders oft Stahl und Kohle, dort ein paar Hundert Spezialisten; die Wiederaufnahme der Nachtarbeit für unsere Artillerie ist unmöglich. Warum? Weil, darf man vermuthen, die zwölf oder fünfzehn Autoritäten, die über die Entlassung eines Arbeiters aus der Front zu bestimmen haben, nicht in Eintracht zu überreden waren. Das Aktengebirg wächst himmelan. Das alberne Geheisch schwachsinniger, schädlicher Bureaukratie verpestet, bis in die Schützengräben, die Luft, in der unsere Offiziere athmen. Jeder unbequeme Eifer, jeder nach That drängende Wille wird geschwind entmuthigt. Die Deutschen möchten, um jeden Preis, Alles ersticken, was bei uns noch lebendig ist, wach sein

Google

will, die Schlafsucht abwehrt; möchten große Zeitungen kaufen, andere im Innersten lähmen und verwegene, widerspenstige Kerle aus ihrem Weg stoßen. Die Deutschen rühren sich; und sind im Recht: weil wirs dulden. Sie wagen Etwas. Wir aber wagen nicht mal, zu wagen. Auf allen Sprossen der Regirungleiter hockt die Furcht vor Verantwortlichkeit. Willenskraft, Entschlossenheit: verschollene Begriffe. In der ersten Novemberwoche verspricht die Regirung dem Wehrausschuß des Senates die schleunige Rückkehr der Arbeiter, Meister, Techniker, ohne die in den Geschützwerkstätten die Nachtarbeit nicht wieder einzurichten ist. Der Ministerpräsident und der Kriegsminister geloben schnelle Abhilfe; der Unterstaatssekretär des Geschoßamtes erfleht siebenmal, in manchem Fall sechzehnmal, Urlaub für die zu Haus unentbehrlichen Leute. Am sechsten Januar ist ein Fünftel in die Werkstätten heimgekehrt. Unseren leistungfähigsten Geschützfabriken fehlen viertausend ihrer geübten Arbeiter; die Front giebt sie nicht her. Die Wörter Wille und Befehl scheinen unserer Verwaltungsprache entschwunden zu sein. Die Angst vor Irrthum und Rüge warnt, mit Gebietersstimme zu sprechen, für klare Entscheidung den Namen einzusetzen. Die Offiziere, die mit der Mannschaft leben, sind an Vorschrift gebunden, die oben entstand und zu der sie nicht mitwirken durften; Einspruch könnte sie aus der Gunst bringen. Die Herren des Generalstabes bleiben der Wirklichkeit fern und stützen ihre Beschlüsse auf Vorgänge, die sie selbst nicht sahen. Alles wird zu Papier. Jede Stunde kann ja Untersuchung androhen. Geschriebenes hat stärkste Beweiskraft und schirmt vor Verantwortlichkeit. Wer Vereinfachung fordert, hört den Vorschlag, einen neuen Amtsbezirk, einen neuen Ausschuß zu schaffen. Wir dürfen uns nicht einbilden, als müßige Zuschauer Deutschlands Niederbruch zu erleben. Daß der Feind leidet, daß ihm tausend Dinge fehlen, unzählige Hindernisse sich entgegenthürmen, ist gewiß. Doch sein Geist müht sich rastlos, drohendes Verhängniß zu meistern; und der Born seiner Kraft, seines Hoffens ist noch nicht erschöpft. Wir haben in Fülle, was ihm fehlt; und müßten versuchen, ein Bischen von Dem zu erlangen, was ihn aufrecht hält: den Willen des Gebieters, die Ordnung, die Einheit des Trachtens. Er wird schwach? Noch ein Grund, uns zu dem Streich zu rüsten, der ihn, so früh wie irgend möglich, vernichten kann. Bis

Google

heute haben wir den Krieg ertragen. Ihn zu führen, sei von morgen an unsere Pflicht." Das wurde nach fünfhundertzwanzig Kriegstagen gedruckt. Der Verfasser heißt Senator und war Stabsoffizier. Ist härterer Tadel der Regirer und Kommandirer erdenklich?

Du hast, Verneiner der Frage, Herrn Clemenceau nie gekannt. Der schimpft uns, Volk und Fürsten, rüder als je ein Fischweib die Mäklerin, die jeden Aal quetschte, doch keinen kaufte. „Deutsche Räuberbande; dreckige Boches, die in Freundlichkeit noch ekler sind als in Roheit; Wilde, wo sie sich sicher fühlen, und feige Heuchler, wo sie in Angst schlottern; sie plündern nach fester Methode, stehlen das Silber, überwältigen Weibschwachheit, saufen Champagner, lachen und brüllen aus heiseren Barbarenkehlen, werden zärtlich, wenn sie in stierem Rausch sich der Geschöpfe erinnern, die ihnen da hinten als Frauen und Kinder dienen; welche Wonne grüßt die Ankunft der Beutekisten aus Frankreich; die Blutflecke bekümmern die liebe Tafelrunde nicht." Die Stinkblüthen dieses Sträußchens wurden aus einer Halbspalte der Zeitung L'Homme Enchaîné gerupft. Was der alte Wortwüstling über die Häupter seiner Heimath sagt, hat auch nicht den Duft edlen Rebensaftes. Eine aus Roubaix entwichene Französin findet auf Frankreichs Eisenbahnen nur Platz, wenn sie den Fahrpreis bezahlt hat; findet in ‚anständigen' pariser Häusern, weil Miether mit Hunden und kleinen Kindern die Ruhe stören, nicht Unterkunft; kann am Schalter der Bank von Frankreich für ihre französischen Kassenscheine (Emission von Lille-Roubaix-Tourcoing) in jedem Monat nur hundert Francs (Papier, versteht sich) einwechseln. Das erzählt der Herr Senator. Schlimmeres. „In offenen Eimern, in die auf dem langen Weg Schmutz spritzt, wird das Essen in die vordersten Gräben getragen; nach dem sachtesten Stoß schwippt was über den Eimerrand. Das Trinkwasser ist unsauber, die Weinration verkleinert worden. Für Körperhüllen, Schutzhelme, Schuhzeug nicht in zulänglichem Umfang vorgesorgt. Das Stroh, sogar in den Unterständen, meist faulig. In den Gräben der Deutschen Elektrisches Licht, bei uns höchstens eine Kerze. Unsere Leute stehen oft bis über die Knie im Wasser; wollen sie, im Unterstand, sich an Feuer trocknen, so müssen sie zuvor auf Holzraub ausgehen. Will Einer warm baden: über die Wanne gebietet das Pioniercorps, über die Heizung die Intendantur; wer von beiden Be-

Google

hörden Erlaubniß hat, braucht nur noch das Sanitätamt zu fragen. In solchen Zuständen schmachten Menschen, Franzosen, Soldaten im Krieg. Wenn sie in deutsche Gräben vordringen, finden sie Grundpfähle, gedielten Boden; und dürfen nicht aussprechen, was sie denken. Den Versuch, das Gefühl zu wecken, würden ‚Revolutionäre‘, die Glücksgunst in die Macht der Regenten hob, nur auslachen. Deshalb schränke ich mich in die Mahnung: Der Mann ist, besonders im Erschöpfungskrieg, der kostbarste Stoff und muß drum geschont werden. Nach langwierigem Mißverständniß ihrer Vorsehung haben die Menschen, gewiß in Wahnsinn, beschlossen, nur dem eigenen Urtheil noch zu vertrauen. Einem der letzten Statthalter des Ewigen quoll das Wort höchster Regirerselbstsucht auf die Lippe: Nach mir die Sintfluth! Als Blutregen kam sie wieder; und der sechzehnte Louis, Marie Antoinette, Frau Du Barry selbst, die für Pharamond doch nicht verantwortlich waren, wurden, auf dem ‚Platz der Revolution‘, in die Zeugenschaft metaphysischer Verantwortlichkeit gezwungen. Seitdem haben sich, zu unserem Heil, die Sitten gesänftigt. Doch ich möchte nicht dafür bürgen, daß der Unverantwortliche sich der Verantwortung entziehen könne. Das neue Menschheitgesetz will ja, daß Jeder von seinem Handeln zunächst dem irdischen Richter Rechenschaft gebe. Der gute Noah, von dem unser elysisches Väterchen in gerader Geschlechtsreihe abstammt, war nicht verantwortlich; hatte nur den Ruhm, nicht die Mühe der Menschenrettung. Aber Herrn Poincaré, der Alles (auswendig) weiß, und Herrn Briand, der das Uebrige ahnt, ist nicht unbekannt, daß seit der biblischen Sintfluth Jahwe sich von uns gewandt hat. Noch immer wüthen die Bereiter militärischer Unzulänglichkeit in unserem Lande, dessen Wohl doch an dem Entschluß hängt, Unzulänglichkeit schnell in Bereitschaft zu wandeln.“ Den Mann, der solche Artikel schreibt, den Präsidenten der Republik wie einen überführten Verbrecher büttelt, im Handeln der Briand und Viviani, Joffre und Castelnau nirgends Löbliches erkennt, nur, in gnädigem Erbarmen, den General Galliéni (weil er Herrn Poincaré, vor dem Ablauf der Amtsfrist, beerben könnte) gelten läßt, diesen Wuthspeier hat der Senat seinen wichtigsten Ausschüssen, für internationale Politik und für Heerwesen, vorgesetzt. Frankreichs Oberhausmehrheit muß also glauben, daß Herr Clemenceau, in dem grimmiger Patriotismus sich der Zerstörersucht Un-

Google

fruchtbarer eint, den Zustand der Republik richtig sieht. Ueberall Mißwirthschaft, uneingelöste Pflichtschuld, freveles Streben in zinsende Macht. Dennoch: „Nous les aurons.“ Noch heute. „Der Feind ist uns weit voraus, stolpert aber bald; passet nur auf!“

Sonntag in Berlin; dritter nach Epiphanias, siebenundsiebenzigster im Kriegszustand. Morgens schiebt sichs durch die Schlächter- und Süßbäckerthüren; knäuelt sich vor den Ladentischen, auf die Eßware, die leckerste, theuerste, gestapelt ist. Die Blumenhändler an den Straßenecken haben früh ausverkauft. Mittags kaum noch ein Plätzchen in den Schienenwagen, den Bierhäusern und Weinstuben. Auf jede Droschke ein Sturm. Jeder Fahrdamm sauber. Jeder Briefkasten in frischem Blau. Geputzte Menschheit. Ganze Brigaden junger Männer, die das Heer noch nicht braucht. Um die Kaffeestunde, bis in ferne Vororte, Musik, Gewimmel, Kuchen, Liqueur aus Feindesland. Abends alle Theater, Konzertsäle, Kinos übervoll; die meisten zum zweiten Mal seit Mittag. Heute und morgen kein Sitz in der Philharmonie. Gegen Elf keiner in den Prunkschänken. Nach Eins tosts noch über den Kurfürstendamm. Aus Kaffeepalästen und Bierburgen dichtes Gekribbel. Mählich ebbt nun die Lichtfluth. Wer errechnen könnte, was in der einen Stadt, an dem einen Tag, ausgegeben ward, käme auf Ziffern, vor denen Freund und Feind erschräke. Weltuntergangsrausch? Die Leute scheinen ganz ruhig; von Taumel so weit wie von nagendem Zweifel. „Wenn die Sippschaft uns sähe! Die träumt, daß wir darben und ächzen. Selten gabs klotzigeren Verdienst. Die Pute hat dreiundzwanzig Mark gekostet; aber es lohnte sich. Wem nützt, bei solchen Steuerzuschlägen, das Schmalhansleben? Guck: schon Knospen und Blüthen am Gesträuch. Grüner Januar. Das stirbt im Frost. Um Neun muß die Bude am Spittelmarkt offen sein. Ins Bett! Auto ...“

Lachet nur zu,
Ihr leichtsinniges,
lustgieriges
Göttergelichter:
Euch seh' ich
noch alle vergehn!
So lange das Gold
am Lichte glänzt,
hält ein Wissender Wacht:
trügen wird Euch sein Trotz.

Google

Könige im Exil.

Aus Wunschheim zieh' ich fort,
Wahnheim flieh' ich auf immer;
des ewigen Werdens
offene Thore
schließ' ich hinter mir zu.
Alles Ewigen
seliges Ende,
wisset Ihr, wie ichs gewann?
Trauernder Liebe
tiefstes Leiden
schloß die Augen mir auf:
enden sah ich die Welt.

„Ihr konntet wenigstens fechten und habt, Beide, noch Heere. Ich? Sitze wieder in Frankreich. So machtlos wie einst der Milchbart, der aus dem pariser Lyceum Louis le Grand Europäerbildung heimbringen sollte. Mein Leben! Ein Schlachtenfilm. Omars Türken, die Paschas von Skutari, Albaner, Bulgaren: in sechs Jahrzehnten stand ich meinen Mann; immer vornan und hundertmal morgens ohne Hoffnung, den Abstieg der Sonne zu sehen. Diesem ein Held, Jenem der pfiffigste Dorfschulz; den meisten Landfremden ein Romantiker, der schwärmt, statt den Alltag zu nützen. Und doch habe ich schon als junger Kerl von dem Finanzminister Fould in Paris die Lotterie erschmeichelt, die mir Geld und Gewehre für mein Karstvolk gab. Später Straßen gebahnt, Verfassung, Skupschtina, Bürgergesetzbuch eingeführt; das Klosterdorf Cetinje in eine ansehnliche Stadt umgewandelt und den Plan entworfen, der aus Antivari das Nizza der Adriaküste machen sollte. Aber ich hatte Gedichte auf dem Kerbholz. Das verziehen sie nicht. ‚Klinge, geliebte Glocke; Deine Stimme zeuge für der Serben heiligen Glauben, für den so viel Blut verströmt ist; und künde ehrwürdigen Helden: Je größer die Musulmanenmacht, desto größer auch unser Triumph, wenn wir sie zerschmettern.‘ Vor drei Jahren funkelte er mir ins alte Auge. Der Tschernagora winkte, endlich, Erlösung. Die Mächtigen der Christenheit hatten für sie, die seit zwei Jahrhunderten in Freiheit dem Türkenzorn trotzt, nicht viel gethan. Zar Peter schenkte dem ersten Wladika zehntausend Silberrubel. Seitdem war mein Stamm, sogar ge-

Google

gen Napoleon, den Russen treu; und den Engländern deshalb ein Gräuel. Wüthend schrie Palmerston, er werde Beifall klatschen, wenn der Sultan die Rebellen in Montenegro züchtige. Jetzt sind West und Ost verbündet: und keine Hand hob sich für uns. Eine Viertelmillion dürftiger Menschen, die noch einen Schwarm serbischer Flüchtlinge durchfüttern mußten. Am Eingang ins fünfte Kriegsjahr. Dennoch wäre ich aufrecht geblieben. Auf dem Lowcen gewöhnt man sich in Enge, vor der Ihr, Koburg und Karageorgewitsch, schaudern würdet. Was aber gilt in dem Krieg von heute Muth und Einzelkraft, die in Heldenkampfzeit siegten? Maschinen- und Chemikalienkrieg ists; nicht ritterlicher. In meinem Reich trägt der Knirps und der Greis Waffen, nicht nur zu Schau; neben dem Kriegsgeräth der Oesterreicher und Ungarn schienen sie Spielzeug. Aus den Bocche di Cattaro flog schweres Schiffsgeschoß auf unseren Berg, den seit den Tagen meines Ahnherrn Danilo Petrowitsch der Schreckruf einer uneinnehmbaren Felsfestung schützt; meine kühnsten Falken verscheuchte das Stahlgewitter. An straff geordneten Rückzug war nicht zu denken. Das kleine Heer vom Feuer gezehntet, mürb, jämmerlich genährt, in Banden zersprengt und seit der Zerstampfung Serbiens ohne Gluthwillen zum Kampf. Soll ich als thronloser König heucheln lernen? Mein Nimbus war blaß geworden. Schon vor zehn Jahren fing die Quengelei der Jugend an. Die murrte, weil ich den frechen Radowitsch aus dem Ministerium jagte, nicht knickern noch jedem grünen Tölpel Einkunft und Ausgabe des Hofes nachweisen wollte. Die verschrie mich als stockblinden Reaktionär. Radowitsch wurde ihr Führer; leider auch, durch Heirath, mein Neffe. In Podgoritza mußte er, nach dem Bombenattentat vom Oktober 1907, mit angekettetem Bein im Zuchthaus sitzen. Der Glanz meiner Schwiegersöhne, Könige und Großfürsten, die Goldene Hochzeit und Krönung zum König, die Stiftung und die Siege des Balkanbundes: solcher Alterserfolg zähmte die verwegensten Lümmel. ‚Anderer Sang, als wir hören, würde vom stolzen Olympos heute bis an die Drawe tönen, wenn Serben, Bulgaren, Kroaten sich in Bruderliebe geeint, den Werth der Griechen erkannt und mit diesen würdigen Nachbarn in Freundschaft gelebt hätten.‘ Daß ichs geschrieben hatte, trug mir nur Hohn ein. Nun wurde aus Dichtertraum Wirk-

Google

lichkeit. Doch sie lebte nicht lange. Und nach dem Bukarester Frieden brachte jeder Mond Zank und Stank. Das Bischen Sandschak stillte die Schlingergier nicht. ‚Klebte nicht Kalk in den Adern des Alten, er hätte die Gelegenheit genützt, uns Skutari, Spizza, Cattaro zu holen; ohne die Bocche ist der Lowcen ein Quark.‘ So rülpsten die Großmäuler. Der sicherste Anhang starb mir weg oder verblödete. Trotzdem die Petrowitsch schon auf freiem Grund gefürstete Bischöfe waren, als die Ahnen des Schwarzen Georg (Peter verzeiht die Erinnerung) noch die Schweine des Türken hüteten, kletterte bis nach Cetinje der Wunsch: Ein Serbenreich und ein Serbenkönig! Welcher? Mein Aeltester saß nie fest in der Volksgunst; auch Mirko, der den Obrenowitsch verschwägert ist, hat sich, durch dumme Lüderlichkeit, dem Vertrauen entwurzelt. Seitdem war Karageorgewitsch Trumpf. ‚Prinz Alexander ist still, schlicht und fleißig und wird unser Geld nicht veraasen.‘ Ich kenne die Bengel. Nach der Niederlage hätten sie mir die Zunge in Athemnähe gestreckt. Müssen erst spüren, wies ohne den Alten zugeht. Auch hatte ich als Gefangener oder zu Sonderfrieden bereiter Stipendiat Habsburgs aus Ost und West nicht mal mehr Brot und Salz zu erwarten. Meine Bitte um Friedensgewährung war Kriegslist. Je größer die Zeitunglettern, je lauter der Jubel zwischen Stambul und Metz, desto besser wars zu verwerthen. Wird meinem Haus das Thronrecht abgesprochen: von Gottes Gnade ists und niemals kann sterblicher Wille es brechen. Aus Cattaro hat, vor vierzig Jahren, Kaiser Franz Joseph zum Gipfel des Lowcen emporgeschaut, der, ihm zu Ehre, in Lichtschmuck strahlte, und staunend ermessen, wie hoch sein Gast wohne. Der Türke, sprach ich, nahm mir die Erde, Oesterreich nahm mir das Meer; nur den Himmel behielt ich. Der wölbt sich auch über die Saonemündung. Horchet, Gekrönte! In den Lüften dröhnts, zischt wie Schlangenlust und stiebt Feuerflocken, als wäre in Erdbeben die Esse der Unterwelt aufgeklafft. Drang der Krieg bis hierher? Nur des Dichters Hirn sieht ihn, hört ihn schreiten ... Frau Milena bittet zu Tisch.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich **Kranke.** Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische **Einrichtungen.** Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden **Arzt** in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

WEIN-STUBEN-HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Zucker-Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Aerzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilter. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 320 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

Wiesbadener Volksbücher

Bester und Billigster Lesestoff für unsere Feldgrauen
182 Hefte von 10 bis 50 Pfg. — Verzeichnisse umsonst

Hofbuchhandlung Staadt, Wiesbaden

Schultheiss' Brauerei

Die Auszahlung der **Dividende** von 16% für das Geschäftsjahr 1914/15 erfolgt **vom 15. Dezember d. J.** ab in den gewöhnlichen Geschäftsstunden an der Kuponskasse der **Deutschen Bank** in Berlin W, Kanonierstrasse 29-30.

Schultheiss' Brauerei
Actien-Gesellschaft

L. Boehme.

Google

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

	statt Ladenpreis
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue. Mit 1273 Abbildungen	M. 12,— für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text	M. 75,— für M. 15,—
Italien: Durch ganz Italien. Samml. v. 2000 Autotypien italien. Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze, m. erläut. Text. 480 Seiten auf **feinstem** Kunstdruckpapier. Querfolio . . .	M. 42,— für M. 25,—

Der Pferdesport.

Das goldene Buch des Renn-, Reit- und Trabersports.

Mit 18 Kunsttafeln, Chromobildern und **900 photographischen Darstellungen**, Porträts interessanter Persönlichkeiten aus der Sportswelt, photographischen Abbildungen berühmter Pferde, Szenen von den Renn- und Traberplätzen, Interieurs der Sportklubs und vielen hundert Original-Randverzierungen.

In reichem Original-Prachteinband. Querfolio. Format 32/47 cm.

Statt Ladenpreis M. 90,— für M. 25,—.

Dieses eigenartige, durch den behandelten Stoff internationale Prachtwerk bietet eine Uebersicht der Entwicklung des Pferdesports. Die hervorragendsten Vertreter der verschiedenen Klubs und Rennplätze, sämtliche Zucht- und Rennställe sind mit genealogischen Nachweisen ausführlich behandelt und durch photographische Originalaufnahmen dargestellt. Ein Werk einzig in seiner Art wird es den vielen Sportinteressenten in Militär- u. Zivilkreisen willkommen sein.

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Freiherr v., Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben. Reich illustriert, statt Ladenpreis	M. 25,— für M. 10,—

Lieferung erfolgt franko unter Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

Actien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Konto.

Debet.	ℳ	₰
Grundstück Schöneberg	460 227	—
Gebäude Schöneberg	2 238 000	—
Grundstück Prinz-Georg-Str. 1	19 000	—
Grundstück Berlin	1 803 000	—
Grundstück Freienwalde a. O.	47 000	—
Grundstück Herzfelde	15 500	—
Mälzer. u. Niederl. Lichtenrade	880 000	—
Grundstück Lichtenrade	77 000	—
Brauerei-Inventar	215 000	—
Maschinen Schöneberg	347 000	—
Versandfässer	89 000	—
Lagerfässer und Tanks	227 000	—
Pferde	81 000	—
Wagen und Automobile	129 000	—
Kühlanlage	131 000	—
Elektrische Anlage	76 000	—
Pneumatische Mälzerei	45 000	—
Restaurations-Inventar	278 000	—
Eigene Ausschanklokale	225 000	—
Abteilung für Flaschenbier	—	—
Abteilung für Siphonbier	7 500	—
General-Vorräte	913 213	36
Kasse	168 691	61
Effekten	991 780	45
Ausstehende Forderungen	1 379 405	80
Eig. Hypotheken u. Debitores	1 188 816	35
Vorausbezahlte Versicherung	46 923	22
Avale	320 000	—
	12 309 057	79

Kredit.	ℳ	₰
Aktien-Kapital	3 000 000	
Hypotheken	1 690 015	10
Reservefonds	787 880	—
Spezial-Reservefonds	500 000	—
Kautionen	8 031	75
Bankkredit	893 416	71
Guthaben und Einlagen	2 736 638	18
Konto-Korrent	1 492 217	50
Hypothekenzins. f. d. 3. Viertelj.	19 655	60
Dividenden	492	—
Brausteuer	288 250	—
Laufende Akzepte	412 779	71
Rückstellungen (Berufsgenossenschaftsbetrag pp.)	39 159	96
Avale	320 000	—
Netto-Gewinn	300 518	25
	12 309 057	79

Berlin-Schöneberg, 9. Dezember 1915.

Der Aufsichtsrat:
Albert Heimann.

Die Direktion:
Max Fincke.

Die auf **6%** festgesetzte **Dividende** gelangt vom **4. Januar 1916 ab** bei der **Dresdner Bank** zur **Auszahlung**.

Seltene Bücher
Luxusdrucke
Privatdrucke

kauft stets zu hohen Preisen gegen sofort. Barzahlung **Paul Graupe**, Antiquariat, **Berlin** W. 35.

Dr. Brutin's Wäsche [illegible]
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. [illegible]

Für den besten Familien erhält man Stellung durch die Vossische Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Diätet. Kuren nach Schroth
herrliche Lage
Wirks. heilverf. i. chron. Krankh.
Prosp. u. Brosch. frei
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Hilfebein Bier
das lob ich mir
süffig, gehaltvoll, bekömmlich

Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nervenberuhigung durch
„Ohropax"-
Geräuschschützer
D.R.W.Z. 158909
D.R.G.M. 520908
welche den Gehörgang gegen lästige **Geräusche** u. **Lärm** abschließen; besonders anzuwenden während des **Schlafes**, bei der **Arbeit**, auf **Reisen**, auf dem **Krankenlager**, vor allem im **Kriege**. Schachtel M. 1.—, 7 Sch. M. 5.—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften. Alleinfabrikant Apoth. **Max Negwer, Berlin** [illegible] **Bülowstr. 56.**

4% Anleihe der Firma Fried. Krupp, Gussstahlfabrik, Essen/Ruhr, vom Jahre 1893.

Die am **2. Januar 1916** fälligen Zinsscheine dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab eingelöst:

in **Essen** bei der **Hauptkasse** von **Fried. Krupp Aktiengesellschaft,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Filiale Essen,**
„ **Berlin** bei der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank),**
„ „ bei der **Berliner Handels-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank,**
„ „ bei der **Deutschen Bank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ bei der **Bank für Handel und Industrie,**
„ „ bei dem Bankhause **Delbrück Schickler & Co.,**
„ **Dresden** bei der **Dresdner Bank,**
„ **Elberfeld** bei der **Bergisch Märkischen Bank Filiale der Deutschen Bank,**
„ **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Bank Filiale Frankfurt,**
„ „ bei der **Deutschen Vereinsbank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Frankfurt a. M.,**
„ **Hamburg** bei der **Deutschen Bank Filiale Hamburg,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Hamburg,**
„ **Köln** bei dem **A. Schaaffhausenschen Bankverein A.-G.,**
„ „ bei dem Bankhause **Deichmann & Co.,**
„ „ bei dem Bankhause **Sal. Oppenheim jr. & Co.,**
„ **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Leipzig,**
„ **Magdeburg** bei dem Bankhause **F. A. Neubauer.**

4% Anleihe der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen/Ruhr, vom Jahre 1908.

Die am **2. Januar 1916** fälligen Zinsscheine dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab bei den auf den Zinsscheinen angegebenen Zahlstellen eingelöst.

SANATORIEN bietet der Anzeigenteil der **ZUKUNFT** Gelegenheit zu wirksamer Propaganda.

Bilanz-Konto.

Aktiva.		M.	pf
An Grundstücken und Gebäuden		14 053 984	—
„ Maschinen-. Kühl- und pneumatischen Mälzerei-Anlagen		1 913 189	—
„ Elektrischen Anlagen		261 632	—
„ Mobilien und Utensilien		126 807	—
„ Fastagen		1 026 604	—
„ Pferden		67 352	—
„ Wagen und Geschirren		61 079	—
„ Eisenbahn-Waggons		97 160	—
„ Dampfer		4 865	—
„ Niederlagen und Ausschank		1 168 293	28
„ Restaurations-Inventar und Utensilien und Beteiligungen		193 639	—
„ Flaschenbier-Utensilien		60 000	—
„ Vorräte		1 385 512	71
„ Debitoren		402 951	87
„ Darlehen		788 825	94
„ Kasse inkl. Reichsbank- und Postscheckguthaben		308 278	01
„ Bankguthaben		1 838 312	—
„ Wechsel		15 322	25
„ Avale	1 328 350,—		
„ Effekten		2 322 920	90
„ Hypotheken		159 000	—
„ Vorausbezahlte Mieten		97 916	67
„ Vorausbezahlte Versicherungs-Prämien		81 023	36
		26 434 667	99

Passiva.		M.	pf
Per Aktienkapital		7 200 000	—
„ Partial-Obligationen aus 1894 Serie I		247 000	—
„ Partial-Obligationen aus 1897 Serie II		345 500	—
„ Partial-Obligationen aus 1911 Serie III		2 200 000	—
„ Hypotheken-Konto I		2 100 000	—
„ Hypotheken-Konto II		955 000	—
„ Reservefonds		1 873 403	22
„ Spezial-Reservefonds		100 000	—
„ Dividende, unerhoben		1 221	—
„ Partial-Obligations-Zinsen		45 607	50
„ Partial-Obligations-Prämien		990	—
„ Kautionen		728 136	71
„ Depositen		5 305 645	14
„ Kreditoren		654 070	93
„ Brausteuer-Konto		1 507 750	—
„ Avale	1 328 350,—		
„ Delkredere		125 000	—
„ Friedr.-Goldschmidt-Stiftung		124 076	—
„ Arbeiter-Unterstützungs-Fonds		189 937	—
„ Arbeiter-Witwen- und Waisen-Fonds		226 291	—
„ Moritz-Potocky-Nelken-Stiftung		17 902	—
„ Kriegs-Reserve		600 000	—
„ Reingewinn		1 887 137	49
		26 434 667	89

Berlin, den 30. September 1915.

Die auf 14% für das am 30. September a. cr. abgeschlossene Geschäftsjahr 1914/15 festgesetzte Dividende wird von heute ab gegen Einlieferung des Dividendenscheines und eines Nummernverzeichnisses gezahlt

mit **M.** 42,— pro Aktie von **M.** 300,—
„ „ 168,— „ „ „ „ 1200,—

an der Kasse der **Commerz- und Disconto-Bank**, hier und in Hamburg,
„ „ „ „ **Nationalbank für Deutschland**, hier,
„ „ „ von **Marcus Nelken & Sohn**, hier und in Breslau,
„ unserer **Central-Casse**.

Berlin, den 21. Dezember 1915.

Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe

vormals

Patzenhofer

Aktien-Brauerei Friedrichshain.

Bilanz per 30. September 1915.

Aktiva.	M	Pf
An Grundstück-Konto	735000	
„ Gebäude-Konto	1926406	—
„ Grundstück u. Ausschank-lokal „Belvedère"	429133	71
„ Maschinen- und Geräte-Konto	140776	50
„ Kühl-Anlage-Konto	30471	
„ Elektrische Anlage-Kto.	19980	—
„ Fastagen-Konto	16161	80
„ Flaschenbier-Utensilien-Konto	1	
„ Pferde- und Wagen-Konto	29671	75
„ Restaurations-Inventar-Konto	84950	50
„ Mobiliar-Konto	1	—
„ Niederlagen-Einrichtungs-Konto	1	
„ Assekuranz-Konto	11112	90
„ Unterstützungsfonds-Effekten-Konto	10640	—
„ Kautions-Effekten-Konto	13832	
„ Hypotheken-Konto	[illegible]	
„ Beteiligungs-Konto	[illegible]	
„ Effekten-Konto	14.033	80
„ Konto-Korrent-Konto	970171	66
„ Kassa-Konto	7758	66
„ Bestände an Bier und Materialien	29 193	13
	4927174	71

Passiva.	M	Pf
Per Aktien-Kapital-Konto	2000000	
„ Reservefonds-Konto	285782	82
„ Gewinnschein-Reserve-Konto	[illegible]	
„ [illegible] Reserve-Konto	6000	
„ [illegible]	[illegible]	
„ Konto-Korrent-Konto	[illegible]	79
„ Unterstützungsfonds-Konto	4170	92
„ Dividenden-Konto	420	
„ Gewinn- und Verlust-Konto	[illegible]	18
	[illegible]	71

Die Auszahlung der Dividende von 3 [illegible] sofort bei der **Nationalbank für Deutschland,** Behrenstrasse [illegible], mit **M. 18.**— gegen Auslieferung des Dividendenscheines der Aktien à M. 600.— und mit **M. 36.**— gegen Auslieferung des Dividendenscheines der Aktien à M. 1200.—.

Bilanz per 30. September 1915.

Aktiva.	M	Pf
Grundstücke und Gebäude	2458170	60
Beleuchtungs-Anlage Pankow	1	—
Elektr. Licht- u. Kraft-Anlage Charlottenburg	10958	—
Brunnen-Anlage	1	—
Maschinen u. Eismaschinen	409981	—
Treibriemen und Schläuche	1	—
Pferde und Wagen	108348	—
Geschirre	1	—
Kraftwagen	1	—
Flaschenbier-Utensilien	56091	—
Lager-Fastagen	133153	—
Transport-Fastagen	38257	—
Ausschank-Inventar	5651	—
Restaurations-Inventar	48532	—
Utensilien	1	—
Werkzeug	1	—
Kassa	30968	89
Bankguthaben	668428	34
Effekten	98148	75
Beteiligungen	174676	44
Debitoren I	145515	36
Debitoren II	263041	64
Darlehen	703844	98
Kautionen	32395	40
Waren-Bestände	487612	19
Eigene Hypotheken	45001	—
Firmen- und Warenzeichen	1	—
Interims-Konto	15291	47
Avale . . . . M. 985772.81		
	5934074	06

Passiva.	M	Pf
Aktien-Kapital	2000000	—
Hypotheken	1334000	—
Reservefonds I	226869	05
Reservefonds II	280000	—
Kriegs-Reserve	100000	—
Dispositions-Fonds	75043	10
Delkredere-Konto	92066	78
Guthaben der Kundschaft	410251	02
Guthaben der Lieferanten	228484	19
Brausteuer-Stundung	419632	70
Kautionen	145180	16
Talonsteuer-Reserve	12535	—
Interims-Konto	107720	62
Avale . . . . M. 985772.81		
Gewinn	502290	54
	5934074	06

Die auf **13 pCt.** festgesetzte Dividende gelangt gegen Einreichung des **Dividendenscheines pro 1914/15** mit **M. 130** pro Aktie bei den **Gesellschaftskassen Pankow** und **Charlottenburg,** sowie in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie** und den Bankhäusern **Abraham Schlesinger** und **S. Simonson** sofort zur Auszahlung.

Berlin, den 15. Dezember 1915.

Brauerei
Ernst Engelhardt Nachf.
Aktiengesellschaft.
Nacher.

In der 45. ordentlichen Generalversammlung der **Schultheiss' Brauerei Actien-Gesellschaft,** in welcher ein Aktien-Kapital von M 7 570 600 mit 75 706 Stimmen vertreten war, wurde der Geschäftsbericht des Aufsichtsrats und des Vorstandes entgegengenommen und die Verteilung einer Dividende von 16% auf das Aktien-Kapital von M 15 000 000 beschlossen.

Alsdann wurde dem Vorstand und dem Aufsichtsrat Entlastung erteilt.

Das dem Turnus nach ausscheidende Mitglied des Aufsichtsrats, Geheimer Kommerzienrat Georg Arnhold-Dresden, wurde wiedergewählt.

Die Auszahlung der Dividende findet vom 15. Dezember dieses Jahres ab an der Kuponskasse der Deutschen Bank in Berlin statt.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Februar 1916.

Macht geht vor Recht.

Sie gehören, höchster Ehrung höchst würdiger Herr Lloyd George, zu den Neidenswerthen, die nie Anderes sehen, als was ihr Hirnwunsch zu schauen strebt; immer nur eine Seite, die in den Willenskram oder das Absatzkrämchen passende, des Dinges, das sie gerade beschäftigt. Wacht hinter solchem Auge ein blanker, spitzer Verstand, dann fehlt nicht viel zu einem guten Parteirechtsanwalt; sehnt Der sich aus den Gerichtsschranken ins Weite und lernt die Zwillingskunst der Beredsamkeit und Massenumschmeichelung: dem Demagogen hängt kein Kranz zu hoch. Sie können mehr. Arbeiten (was in Ihrer Heimath, ehe wir sie weckten, selbst auf der Zinne nicht Jeder konnte); in Frost und Wind unwirscher Volkslaune ausharren (als Gegner des Burenkrieges waren Sie in mancher Versammlung von heulender Wuth umfuchtelt); Nothwendiges, das Ihren Landsleuten ungenießbar scheint, so emsig durchkneten und behutsam zuckern, daß es Allen wie Plumpudding schmeckt. Als Sohn eines Volksschullehrers kennen Sie, trotz der Geburt in Manchester, der Erziehung in Wales, gewiß Einiges von Shakespeare. Auch John Cade, den Tuchmacher und Massenheiland? „Ich gelobe, allen Mißbrauch abzuschaffen. Sieben Sechserbrote sollen in England für einen Groschen zu kaufen sein. Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben. Schont nur, die in gelappten Schuhen gehn; wacker sind sie, uns gut gesinnte Leute.“ Denen würden Sie nicht, wie John Lügenmaul, vorschwindeln,

Google

ein Mortimer habe Sie im Schoß einer Plantagenet gezeugt. Das zöge jetzt auch nicht mehr. Ob ein Tröpflein fremden Blutes in Ihren Adern ist? Conventional Cant hat sie nicht verkalkt. Ich sehe Sie nicht in den londoner Abendgesellschaften, wo „Alle Larven tragen, sagen, was sie nicht glauben, essen, was ihnen schadet, und auf dem Heimweg Uebles von einander reden". (Gordon beseufzt es und will lieber als Derwisch beim Mahdi im Sudan hocken als jeden Abend in London dem Götzen Geselligkeit fronen.) Ihre Stärke ist, daß Sie, wie, nach Mirabeaus Urtheil, Robespierre, Alles glauben, was Sie aussprechen. Fast Alles; mindestens in der Minute, wo es von Ihrer Lippe strömt. Wenn Sie ein neues Patentgesetz machen, die Wirrniß des Themsehafens in Ordnung bringen, den Arbeitern höheren Lohn und Altersrente schaffen, das Bodenmonopol und die Schnapsbrenner bekämpfen, fühlen Sie sich als den Erlöser des Inselreiches, halten Jeden, der widerspricht, für einen Schurken und sind überzeugt, daß nie einem Genius Gedanken wuchsen wie Ihrem. „Zwischen schwelgendem Reichthum und erniedernder Noth ist die Kluft so breit geworden, daß der Gesellschaftzustand von heute nicht dauern kann. Wo viele Seelen verderben müssen, damit eine kleine Menschenschaar üppig gedeihe, ist das Ideal gerechter Güte nicht verwirklicht, also die Weltordnung gestört." Solche Gedanken, meinen Sie, drangen aus keinem Kopf je noch ans Licht. Uns, nach Stein und Bismarck, Marx und Lassalle, dünkt der Ausdruck small talk; sogar nach Carlyle, den Webbs und anderen Fabiern. Sie denken in Anwaltsschriftsätzen; wer sich davon nicht stimmen läßt, weide beim Rindvieh. Kriegszeit ist Ihr eigentliches Element; in der blühen Menschen Ihres Wesens auf. Denen ist politische Erdgeschichte ein grelles Melodrama, worin engelhaft vollkommene Güte und Reinheit wider abgefeimte Höllentücke kämpft. Alle Peers von England als Ausbeuter und Gauner zu ächten, war immerhin noch schwierig. Alle Deutschen Barbaren, Rechtsbrecher, Menschenfresser: nicht die Kinder nur hören es gern. Sie, Right Honourable, waren drum auch der Mann, das Schlagwort zu finden, das allen Köpfen die Sonderheit dieses Krieges einhämmert (wie Ihr Auge, zwischen Scheuklappen, sie sehen muß). „Mazzini schrieb einst, der Krieg, der nicht zur Vertheidigung einer großen Wahrheit oder zur Entlarvung einer großen Lüge geführt werde, sei das schrecklichste aller Ver-

Google

brechen. Wir Verbündeten werden in unserem Kraftaufwand nicht ermatten, bis die Lüge, Gewalt sei Recht, so tief in das Erdreich verscharrt ist, daß sie niemals auferstehen kann." Da hast Du, Michel, Dein Fett (anderes darf nicht durch den Kanal). Weshalb befehden Dich drei Kaiser, vier Könige und eine Republik? Weil Dein schnöder Sinn gesitteter Menschheit zubrüllt: Macht geht vor Recht.

Bismarck hats gesagt? Niemals. Im Redestreit gegen die Adresse des Abgeordnetenhauses, die dem Ministerpräsidenten Verfassungbruch vorwarf, hat er (am siebenundzwanzigsten Januar 1863) gesagt: „Das Verfassungleben besteht, nach dem Urtheil eines erfahrenen Staatsmannes, aus einer Reihe von Kompromissen. Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der betheiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe unterbrochen und an die Stelle der Kompromisse treten Konflikte, die dann zu Machtfragen werden; wer die Macht in Händen hat, geht in seinem Sinn vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann." Der Abgeordnete Graf von Schwerin antwortete: „Die Rede des Herrn Ministerpräsidenten gipfelte in dem Satz: ‚Macht geht vor Recht; sprecht, was Ihr wollt, wir haben die Macht, also werden wir unsere Theorie durchführen.' Diesen Satz halte ich nicht für einen, der die Dynastie in Preußen auf die Dauer stützen kann. Die Größe unseres Landes und die Verehrung, die das preußische Regentenhaus genießt, ruht vielmehr auf dem Satz: Recht geht vor Macht. Justitia fundamentum regnorum: Das ist der Wahlspruch der preußischen Könige; und soll es bleiben." Bismarck (der während der Rede Schwerins nicht im Saal war): „Wie mir gesagt wird, hat der Herr Redner verstanden, ich habe geäußert: Macht geht vor Recht. Ich erinnere mich einer solchen Aeußerung nicht. (Lebhafter Widerspruch.) Trotz der ungläubigen Aeußerung, mit der Sie meine Berichtigung aufnehmen, appellire ich an Ihr Gedächtniß; wenn es so sicher ist wie meins, wird es Ihnen sagen, daß ich zu einem Kompromiß rieth, weil sonst Konflikte entstehen, die zu Machtfragen werden, und der Besitzer der Macht, da das Staatsleben nicht stillstehen kann, genöthigt ist, sie zu brauchen. (Große Unruhe.) Ich habe Das nicht als einen Vortheil bezeichnet; ich mache auf unparteiische Beurtheilung von Ihrer Seite keinen Anspruch; ich will nur zu Protokol berichtigen,

Google

was mißverstanden worden ist.“ Noch einmal, fünf Jahre danach, that ers; als Twesten einen Satz seiner Rede mißdeutet hatte. „Ich möchte nicht, daß durch die Geburthilfe des Herrn Vorredners aus meinem Wort ein fliegendes gemacht werde, wie aus einem, das ich auch niemals gesprochen habe, daß Macht vor Recht gehe.“ Geschrieben hats ein viel älterer Boche: Luther; als er den kleinen Propheten Habakuk übersetzte. Nicht so sinngetreu, scheint mir, wie der Katholik Allioli. „Warum, Herr, lässest Du mich Missethat und Mühsal sehen, Raub und Ungerechtigkeit vor meinem Auge? Man hält Gericht, aber der Widersacher hat die Oberhand.“ (Luther: „Es gehet Gewalt über Recht.“) „Schauet auf die Völker und staunet; denn in Euren Tagen geschieht ein Werk, das Niemand glaubet, wenn mans erzählt. Denn siehe: ich erwecke die Chaldäer, ein grausames und schnelles Volk, das über die breite Erde zieht, in Hütten zu wohnen, die nicht sein sind. Schrecken und Gräuel wirkt es. Schneller als Pardel sind seine Rosse, flinker als Wölfe des Abends; seine Reiter fliegen wie Adler, die auf Fraß stürzen. Auf Raub geht es aus, rafft, wie Sand, Gefangene zusammen, triumphirt über Könige hin, spottet der Fürsten und lacht jeglicher Festung: es schüttet einen Wall auf und erobert sie. Dann aber ändert sich sein Sinn; es wird übermüthig und fällt. Warum, Herr, blickest Du auf die Uebelthäter und schwiegest, da der Gottlose den Gerechteren verschlang?“ Von den Chaldäern war was zu holen. Nur nicht der Beweis, den Ihr Schriftsatz verschweigt.

Ich selbst, ist oft gedruckt worden, habe den (längst, freilich, nicht mehr nothwendigen) Beweis geliefert, daß Deutschlands Losung der Satz sei: Macht geht vor Recht. „Wer im Recht ist? Fraget die Buche, wer ihr das Recht gab, den Wipfel höher zu recken, als Pinien und Tannen, Birken und Palmen vermochten. Heischet sie vor ein Tribunal, dem die Krüppelkiefer präsidirt. Aus der Krone rauschts: ‚Meine Kraft ist mein Recht.‘ Ueber das mit einem Volke geborene Recht, zu leben, zu gedeihen, himmelan zu wachsen, giebts keinen Richter. Jeder wäre befangen. Jeden müßten wir ablehnen.“ Hundertmal sind diese Sätze (vom achten August 1914), nachdem der Uebersetzer sie gefärbt, auf seine Art zugerichtet hatte, ins Schaufenster feindlichen Auslandes gelegt worden; ohne ihre Gefährten, die den Sinn ergänzen, durchleuchten konnten. „Befangen sind wir, Alle, die nicht in der dünnen Gletscherluft des weisen Greises Goethe horsten, im Urtheil über das uns schäd-

Google

liche Handeln fremder Nationen. Getäuscht, überlistet, verrathen haben sie uns? Wir wollens nicht glauben. Gar nicht erst, saumselig, prüfen, ob der Beweis stark oder schwach, felsfest oder bröckelig ist. Aufs Kindernachttöpfen die Geschäftsführer, die sich betölpeln ließen; die nicht wüßten, daß der alte Urstand ewiger Natur wiederkehrt, wenn Ares sich in Gold schient und seiner Brut, dem Graus und dem Schrecken, befiehlt, vor den Kriegswagen die Rosse zu schirren. Spitzfindige Rechtserörterung gebiert nicht den Geist, den Germania heute wieder von ihren Kindern verlangt. Wer im Recht ist? Wer die Macht hat: darum nur gehts noch. Siegen müssen wir. Nicht vor Roben und Brillen beweisen, daß wir ehrliche Leute von friedlicher Gemüthsfarbe sind. Wo liegt die Welt, der jemals erweislich würde, Briten, Slawen, Franzosen, Italer, Wallonen seien schäbige Wichte, treulose Lügner? Nicht Deutschlands Recht: Deutschlands Macht ist jetzt zu erweisen. Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann schlüge in seiner Kraft der Puls des Rechtes zur Vorreckung über die deutsche Menschheit.“ Nur hämischer Wille kann den Sinn verdunkeln: Sieg, nicht Entschuldigungversuch, verheißt uns Heil; Deutschlands Kraft durfte weiter reichendes Herrschaftrecht fordern; würde sie überwältigt, dann hülfe dem Reich keine Berufung auf gutes Recht und frommen Wandel. Durfte Politik in der ersten Woche eines Krieges gegen drei Riesen anders sprechen? Verbot Gewissen nicht, den Inbegriff solcher Rede in den Prahlschwatz umzufälschen, das Recht anderer Erdbewohner sei deutscher Barbarei nur ein Schemen, dessen Hohlheit der Lange Max und die Dicke Bertha in trautem Verein bald enthülsen werden?

Gewissen (so antwortet Ihr Lächeln) verbietet gar nichts. Daß wir dieses Organon im Gemüth haben, bilden wir uns nur ein: spricht Jeremias Bentham. Nach Bain solls im Inneren dem Menschen nachschaffen, was ihm draußen Regirung heißt. Und Butler meint, Gewissen würde die Welt beherrschen, wenn seinem Recht Macht zuwüchse. Da sind wieder die zwei Wörter, mit denen Sie Fangball spielen möchten; und vom Himmel der Begriffe leuchtet ins Haupt eines Bischofs die Erkenntniß, daß machtloses Recht nicht viel werth ist. Macht ohne Recht? Ihrem Nabel wird es entbunden. Daß sie es formt und prägt, rasch in Umlauf bringt und ihm Anerkennung erzwingt: können Erwachsene darüber strei-

Google

ten? Ich verzichte auf den billigen Spaß, weitschweifig zu ergründen, welches sittlich geläuterte, von aller Machtschlacke gereinigte Recht Ihrem Volk die Herrschaft über Irland, Indien, Egypten, den Sudan, die Afrikanderbezirke, Kanada, Australien, Gibraltar und manches Andere gab. Macht schuf sie; so lange nur, wie Macht Ihren Reichswimpel bläht, gilt Ihr Herrenrecht; und Moral begnügt sich, in die Siedlungen zu gucken, um den Menschheitwerth des dort vom Eroberer Geleisteten zu ermessen. „Wenn der Mensch überlegt, was er thun, was nicht thun solle, so verbirgt sich dahinter die Erwägung, was ihm nützen, was schaden werde. Das als nützlich Begehrte nennt er gut, das als schädlich Gefürchtete bös. Pflicht: die Nothwendigkeit, zu handeln oder von Handlung abzustehen, damit er sein Glück vollende oder mindestens nicht kleinere. Ehrfurcht: die Vorstellung, daß ein Mensch zwar mächtig genug sei, uns Gutes und Böses zu thun, uns das Böse aber ersparen werde. Wohlthätigkeit: die Freude an dem Bewußtsein, nicht nur die eigenen Wünsche erfüllen, sondern auch Anderen zur Erfüllung helfen zu können. Gott nennen wir gütig, weil wir seine Güte empfinden oder sie erlangen wollen. Mitleidig sind wir, weil wir das Unglück der Nächsten sehen und fürchten, auch uns könne es morgen packen; Unglück, das uns nicht verschuldet scheint, weckt besonders starkes Mitleid: ist Weh nicht die Folge von Schuld, so sind ja auch wir Unschuldige nicht davor sicher. Wer giebt, hofft, daß die Gabe ihm irgendwie zinse; Geben ist eine Handlung freien Willens und hat, als solche, das Ziel, dem Handelnden Vortheil einzutragen. Weil Friede den Meisten nützt, wird er stets, sammt Allem, was ihn erwirken oder erhalten könnte, gepriesen. Die Möglichkeit, ohne Lebensgefährdung eine Schlacht, den Kampf zweier Heere, zu betrachten, lockt dichte Menschenschaaren herbei; wären die Geschlagenen ihre Freunde: das Gefühl des Glückes, von solchem Elend verschont zu sein, überwöge das Mitleid. Noch einmal: Was wir wünschen, heißt gut, was uns schreckt, heißt böse. Gottes Recht wird nirgends bestritten, wo man ihn allmächtig glaubt." Das Allrecht ist also Ergebniß der Allmacht... Nur Nietzsche (den Sie aus der Zeitung kennen und, den trutzigsten Tadler jungen Reichswesens, als blind Alldeutschen ins Gedächtniß buchten) kann diese Sätze geschrieben haben? Nein: Thomas Hobbes schrieb sie; Ihr lieber Landsmann, der den Menschenverkehr wölfisch, die Spur des

Google

Krieges Aller gegen Alle noch nicht völlig getilgt fand und vor dem Jesuiten Busenbaum (aber nach Macchiavelli) erkannte, daß zu erlaubtem Zweck jedes Mittel anwendbar sei. „Denn was nützt ein Recht, wenn die zu dessen Durchsetzung nöthigen Mittel versagt werden? Jeder hat das Recht, sich selbst zu erhalten, also auch das, alle dazu tauglichen Mittel anzuwenden und nicht eins zu verschmähen, ohne das die Selbsterhaltung ungewiß wäre.“ Ihre Tugend hebe den Spaten, den Leviathan zu verscharren.

Doch sie schaufle die Gruft nicht allzu schmal: sonst fehlt für später Erzeugtes im Sandgewölb Raum. Sechs Schollen auf jeden Utilitarier. Ein Erdkämmerchen sogar für den reinlichen Baruch Spinoza. Nicht, weil ihm Vergnügen war, Spinnen gegen einander in Kampf zu scheuchen oder ihnen lebende Fliegen ins Netz zu setzen. Sondern, weil er zu sagen wagte: „Jeder hat genau so viel Recht wie Macht; die Grenzen der Macht sind auch die des Rechtes.“ Wo, fragt ungeduldig der Mann aus Manchester, blieben beim Aufmarsch die Deutschen? Die, dear Sir, reden anders als Hobbes, Locke, Bentham, anders noch als Hume. „Ein eigenthümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Bei gewissen Worten, wie da sind Recht, Freiheit, das Gute, das Sein (dieser nichtssagende Infinitiv der Kopula) wird dem Deutschen ganz schwindlig; er geräth alsbald in eine Art Delirium und fängt an, sich in hochtrabenden Phrasen zu ergehen, indem er die weitesten, folglich hohlsten Begriffe künstlich aneinanderreiht, statt die Realität ins Auge zu fassen. Der Begriff des Rechtes ist ein negativer; der des Unrechtes ist der positive und ist gleichbedeutend mit Verletzung im weitesten Sinn. Eine solche kann nun entweder die Person oder das Eigenthum oder die Ehre betreffen. Hiernach sind dann die Menschenrechte leicht zu bestimmen: Jeder hat das Recht, Alles zu thun, wodurch er Keinen verletzt. Der Staat ist im Wesentlichen eine bloße Schutzanstalt, gegen äußere Angriffe des Ganzen oder innere der Einzelnen unter einander. Hieraus folgt, daß die Nothwendigkeit des Staates im letzten Grund auf der anerkannten Ungerechtigkeit des Menschengeschlechtes beruht. Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes als dieses offenbaren Eigenthumsrechtes. Weil aber das Unrecht herrscht, muß, wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sein, es zu schützen. Sonst

Google

ist sein Recht de facto unvollkommen; der Angreifer hat nämlich Faustrecht. Dieser Rechtsbegriff ist in der politischen Welt zwar in der Theorie abgeschafft, gilt aber in der Praxis fortwährend. Die Raubthiere des menschlichen Geschlechtes sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten bis auf die neusten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat, zu sagen, Raub sei aller Kriege Zweck. Daß sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regirung laut betheuert, nie anders als zur Selbstvertheidigung die Waffen ergreifen zu wollen. Statt aber die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die fast noch mehr als jene selbst empören, sollte sie sich, frei und frech, auf die Lehre des Macchiavelli berufen, aus der sich entnehmen läßt, daß zwischen Völkern und in der Politik der Satz gilt: Was Du Dir nicht gethan sehen willst, Das thue Anderen. Willst Du nicht unterjocht werden, so unterjoche den Nachbar, wenn seine Schwäche Dir die Gelegenheit bietet. Dieser macchiavellische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel anständigere Hülle als der ganz durchsichtige Lappen palpabelster Lügen in Präsidentenreden, gar solcher, welche auf die bekannte Geschichte von dem Kaninchen, welches den Hund angegriffen haben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den anderen als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen werde, sobald die Gelegenheit kommt. Das Recht an sich selbst ist machtlos; von Natur herrscht die Gewalt. Diese zum Recht hinüberzuziehen, so daß die Gewalt dem Recht zur Herrschaft helfe: Dies ist das Problem der Staatskunst." Also spricht Schopenhauer. Nach dem Philosophen der Rechtslehrer: „Alles Recht in der Welt ist erstritten worden und jedes Recht behauptet sich nur dadurch, das Recht eines Volkes wie das eines Einzelnen, daß die erforderliche Kraft zu seiner Behauptung ihm zu Gebot steht. Das Recht ist kein logischer, sondern ein Kraftbegriff. Darum führt die Gerechtigkeit neben der Wagschale in der einen Hand, mit der sie das Recht abwägt, in der anderen das Schwert, mit dem sie es behauptet." (Ihering.) Der großen Lüge, die Euer Krieg tief begraben will, sind die zwei Gerechten nicht mitschuldig.

Wir aber, Mann vor Mann, an der Lähmung edler Sittlichkeit? „Der Krieg löst die Bande aller Moralpflicht": Burke. Schon

Google

unsere Rüstung war Friedensbruch? „Der Waffenlose ist ein schlechter Friedenswächter; wahre Staatsweisheit räth auch dem friedlich Gesinnten, gegen jähen Ausbruch eines in andere Windrichtung strebenden Willens sich zu waffnen“: Fox. Daß wir ohne alltägliches Geräusch die Wehrmittel häuften, war Verbrechen? „Einer großartigen Maschine, die plötzlich, nach langem Stillstand, die Gewalt ihres Räderwerkes erweist, gleicht unser England; während es zu ruhen, ohne Willen zu That schien, ballte es die Macht, ohne die es künftige Gelegenheit nicht ausnützen könnte“: Canning. Der warnt auch vor Schonung und Halbheit in Kriegsnoth; „denn wo nur Gewalt Entscheidung bringen kann, ist schwächliches Zaudern Grausamkeit.“ Harte Führung des Krieges schändet? „Der Geist des Friedens taugt nicht in den Krieg, der, als das äußerste Gewaltmittel, nicht gemildert werden darf; schläferiger Führung, die Blut und Geld vergeudet, nicht spart, wäre Unterhandlung oder Unterwerfung vorzuziehen“: Macaulay. Nur Briten rief ich hier als Zeugen auf. Will ein derber Staatsgeschäftsmann Ihres Schlages im Ernst tadeln, daß wir mit jeder erlangbaren Waffe fochten? Fultons Unterseeboot wurde von Pitt, als ein der englischen Seemacht höchst gefährliches Werkzeug, nicht gefördert. Das der Brüder Coessin, das neun Männern Raum und Luft gewährte, wurde 1811 erprobt und von Lazare Carnot empfohlen. Schnell und billig, schrieb der „Organisator des Sieges“, könne Frankreich sich Unterseefahrzeuge schaffen. Noch wurde nichts draus; Niemand aber hat an Aechtung dieses Kampfmittels gedacht. Große, tragfähige Luftschiffe wurden möglich, seit Starkstrom aus Thonerde das leichte Aluminium in unbegrenzten Mengen zu scheiden gestattet. Ein Gemisch dieses Metalles mit Eisenoxyd kann gebrochene Bahnschienen rasch wieder in Einheit schweißen. Da der explodirenden Granatfüllmasse heiße, Erstickung wirkende Gase entströmen, lag, wie der bonner Professor Anschütz beim Antritt des Rektorates sagte, „der Gedanke nah, die Schleimhäute reizende, schwere Gase, ohne Explosion, in mechanischer Weise, weithin auf feindliche Stellungen zu ergießen, um die Kämpfer daraus zu vertreiben.“ Explosivstoffe, glaubtet Ihr, würden uns, wenn aus Chile kein Salpeter mehr käme, bald knapp werden. Eitle Hoffnung. Aus Stickstoff und Wasserstoff wird Ammoniak, aus Ammoniak und Luft wird Salpetersäure. Trotz der Meersperre, die bewährte Zusatzstoffe nicht

Google

durchläßt, ist uns der härteste, zähste Spezialstahl gesichert. Chemie fand die dem Schlachtfeld angepaßte Farbe des deutschen Kriegerkleides; die Leuchtmasse für Uhrziffernblätter; das Metall für die Fäden der Taschenlampen; sie ersetzt Benzin und Kautschuk; härtet flüssige Fette; liefert Sera und Desinfizirmittel (noch ist keine der Seuchen, die draußen wüthen, über unsere Grenzen eingedrungen); züchtet aus Tausenden künstlich hergestellter Kohlenstoffverbindungen Heilkräfte. Warum, David aus Manchester, ließ Eure Chemikerindustrie, die vor vierzig Jahren unüberwindlich schien, sich von unserer schlagen? Warum dienen ihr da nur sechs wissenschaftlich durchgebildete Männer, wo wir zweihundertfünfzig haben? Warum sind Eure Unterseeboote, Flugzeuge, Geschütze, Sprengstoffe, Zünder, Ferngläser, Platten, Films nicht besser als unsere? Früher waret Ihr, viel früher, in mächtigem Reichsverband und mußtet so weit voraus sein, daß Siebenmeilenstiefel Euch nicht einzuholen vermochten. Dann hätte der Erdball keine Klage über deutsche Unsittlichkeit gehört. Uns nach der Kriegserklärung den Salpeter aus der chilenischen Provinz Tarapaka abzuschneiden, war Euer heiliges Recht; da wir die Rettung aus der Luft griffen und, im neunzehnten Kriegsmonat, auf jeder Front so lange schießen, wie der Stahlschlund der Feinde begehrt, vehmt uns der Ruf: Diese Hunnen meinen, Gewalt schaffe Recht!

Nicht nur in Britaniens Bannbereich. Wie wird nach dem Krieg, wenn Bürgergesittung der Erde zurückgekehrt ist, das Verhältniß des verpreußten Deutschen, des neuen, dem Tacitus selbst noch unbekannten Stammes der Boches, zu den Völkern, zu der ganzen Menschheit sein? Herr Bergerat, einst der munter plaudernde Caliban des Figaro, stellt die Frage; und antwortet: „Wenn zwanzig Jahre nach dem Friedensschluß ein Sohn dieser Deutschen uns, den Engländern, Italern, Russen die Hand hinstreckte, müßte unsere Haltung ihm sagen: Weg! Weiche auf ewig von uns! Was Eure Väter thaten, ist unaustilgbar. Ozeane trennen Euch seitdem von uns. Fast ein Halbjahrhundert lang hat sich der Deutsche mit Leib und Seele der Erfindung eines draußen ungeahnten Krieges gewidmet, der alle Uebel vereint und keins dem Zufall überläßt. Raub, Brandstiftung, Schlächterei, Schändung: ohne Scham hat er sich zu allen Barbarenkünsten bekannt und ist, mit Bewußtsein und Vorsatz, durch zwanzig Jahrtausende in die [illegible]mpfart des voradamitischen Menschenaffen zurückgegangen.

Google

Das, spricht er, ist der wahre Krieg, dem die Zukunft gehört. Nun will er Frieden. Wie soll Der aussehen? Wenn kein Künder des Sieges überlebt, bleibt zwischen Siegern und Besiegten kein Unterschied. Was wir erleben, ist nicht Menschenkrieg, nicht der Heroen noch der großen Feldherren, in den Dichterwille die Götter eingreifen läßt. Diesem wird kein Homer erstehen. Wer besänge Fabriken? Diesem darwinischen Kampf ums Dasein der Arten, dem Krieg der Zahl gegen Kraft oder Tücke ist nur ein Ende denkbar: Ausrodung. Weder Versöhnung auf dem Streitplatz, wie nach redlichem Zweikampf, noch Milderung des Hasses im Lauf der Zeit. Um die Menschheit wäre mir bang, wenn der Friede, der diesem Vernichtungskrieg folgt, nicht auch Vernichtung brächte."
Einen Tag nach der Veröffentlichung dieser Sätze hat Frankreichs berühmtester Historiker, Herr Aulard, von der Kanzel des Journal gerufen: „Keine Wahnvorstellung! Nur Blut erkauft uns den Sieg. Wie oft ward uns verheißen, unsere Seeherrschaft werde die mitteleuropäischen Kaiserreiche in Hungersnoth zwingen. Sie nöthigt Deutsche und Oesterreicher aber nur, sich nicht mehr zu überfüttern; diese Freßsäcke werden in nützliche Lebensweise gepreßt und, ohne Uebermästung, ohne Ueberschwemmung mit Bier, durch die neue Hygiene flinker zu Denken und Handeln. Weil Deutschland nicht genug Nährmittel, Waffen, Menschen hat, wird es zusammenbrechen und seine Niederlage bekennen? Gefährlicher Wahn. Und würde er Wahrheit, müßte das ausgehungerte, entwaffnete Deutschland um Frieden bitten: noch darin sähe ich die ärgste Gefahr, die Gewißheit nahen, gräßlichen Unheils. Welchen Frieden könnten wir denn einem Volk aufbürden, dessen Heer gesiegt, französisches und russisches Land, das ganze Belgien, Serbien, Montenegro besetzt hat? Doch nur einen Frieden, der uns vielleicht Elsaß-Lothringen zurückgäbe, Belgien und Serbien befreite, den preußischen Militarismus aber, in seiner Kraft und in seinem Ruhm, unangetastet ließe. Das verpreußte Deutsche Reich bliebe eine stete Drohung, der Menschheit eine stete Gefahr. Schneller als wir hätte es sich von dem Menschenverlust erholt. Durch den fruchtlosen und negativen Sieg würden unsere Bündnisse gelockert: und nach kurzer Frist fiele das einige Deutschland über die verzankte Genossenschaft her, um sie nun endgiltig zu zerschmettern. Daraus folgt: Der echte Sieg, der haltbaren Frieden, also die Zerstörung des preußischen Militarismus und

Google

das Gleichgewicht der europäischen Kräfte, sichert, ist erst errungen, wenn das deutsche Heer geschlagen, zerbrochen, Wucht und Glanz ihm genommen ist. Diesen echten Sieg, den militärischen, verbürgt uns die Zahl und der Muth unserer Krieger für den Tag, wo wir Kanonen, Maschinengewehre, Flugzeuge, Stickgase in genügender Menge haben, für straffere Einheit und bessere Methode gesorgt ist und ein urwüchsig großer Auftrieb des Könnens und Wollens die bewundernswerthen Krieger und das vollkommene Kriegsgeräth nützt." Das ist an der Schwelle des neunzehnten Kriegsmonats von einem Denker geschrieben worden.

Wird Ihnen, Vulcanus der Inselrömer, nicht bang? Wenn Kollege Asquith weich wurde und, dem Saul einmal ähnlich, am Stickwerk des Zimmerbehanges das Auge trocknete, zupften Sie, kräftiger als Rembrandts gelber Kümmerling, die Harfe, bis aus den Saiten Ihre Glaubensbrunst Funken in sein Greisenblut sprühte. Noch im Januar rafften Sie sich zu der Davidspflicht. „Neben der unüberwindlichen Flotte wächst uns ein Heer, wie es, so groß, so gut gerüstet und ausgestattet, nur selten ein Festlandsreich hatte. Und hinter den Fronten ein neues England, ein staubloser Industriestaat mit Wundermaschinen, vorbildlicher Organisation und einem Volk, das sich stolz der ererbten Freiheit, der in Selbstzucht gewonnenen Einheit freut. Unser Nationalvermögen schwillt; zehnfach ersetzt sich, was ihm der Krieg abnagt. Deshalb brauchen wir nicht über seine Länge zu klagen. Ich rechne mit der Möglichkeit, daß er noch zwei Jahre dauert. Er endet erst, wenn uns der Sieg leuchtet." Und der Feind zerschunden, vernichtet ist: so könnte, müßte eigentlich der Psalm schließen. Niederlage des deutschen Heeres, Ausrodung der sechzig Millionen, die hinter ihm mit Hirn oder Hand arbeiten. Ein Jahrhundert ging, seit Minister eines Britenkönigs Georg solche Weise hörten; auch von Franzosen. „Die preußische Monarchie ist durch Leibesgestaltung zu Ehrgeiz gezwungen. Der muß gezügelt werden. Gönnen die Verbündeten dem Königreich die zehn Millionen Einwohner, die es vor seinem Sturz hatte, dann wird es bald zwanzig haben und sich alles deutsche Land unterwerfen. Zur Dämpfung seines Machtgelüstens bietet der Deutsche Bund die Mittel; und sein Besitz kann sich nicht weit dehnen, wenn die Kleinstaaten erhalten, die Mittelstaaten vergrößert werden." Talleyrands Hemmungplan; der Keim des Vertrages, der England, Frankreich (das Ludwigs des Achtzehnten), Oester-

Google

reich gegen Preußen und Rußland bündeln sollte. Lord Castlereagh läßt sich beschwatzen. Hat für den Minister Friedrich Wilhelms zwar Honigworte, doch keinen Helferwillen. „Preußens rühmliche Leistung im Krieg giebt ihm volles Recht auf unsere Dankbarkeit; es muß, als fester Hort in Norddeutschland, stark, widerstandsfähig, geachtet sein; wir können uns ja wieder genöthigt sehen, seine Truppen unseren zu vereinen. Schwerlich aber könnten wir in die Einverleibung Sachsens willigen.“ Vorwand: schlechte Grenzen und die Gefahr, von Rußland abhängig zu werden. Hintergrund: Der Fleischfetzen steigert den Hunger in wilde Gier. Damals konnte England die Erinnerung an alles dem Großen Fritz Gethane weg-harken und sich die deutsche Hauptmacht fest befreunden. Wird Ihnen, trotz der ringsum gehäuften Munition, nicht bang? Nein. Deutschland ist der Erzfeind des Menschengeschlechtes. „Nach dem Sieg würde die deutsche Kriegerkaste nur nach neuer Eroberung trachten. Europa sänke in Ohnmacht. Uns würde die Seeherrschaft entrissen; Franzosen und Russen nicht mehr erlaubt, die zur Vertheidigung ihrer Grenzen nöthigen Heere zu halten.“ Europas Rechtsanwalt plaidirt: „Den Strang dem Verbrecher!“

Zu Haus, nach dem Essen, strotzt er wieder von feistem Menschenverstand und schüttelt sich in hellem Gelächter vor der Drohung, ihm die Rede ins Gewissen zu schieben. „Stoff für Geschworene und Oeffentliche Meinung taugt nicht auf die Goldwage.“ Abgemacht. Was aber soll werden? Europa verblutet. Wir wollen heute nicht zählen, wie viele Männer gefallen, verkrüppelt sind; überall waren die geistig regsten vornan. Vierhunderttausend Millionen Mark hat der Krieg wohl schon aufgezehrt; vielleicht eine halbe Billion. Noch ein Jahr, zwei Jahre: neue Verwüstung; Verarmung, die noch den Enkel drückt, den Urenkel belästigt; Verzwergung der Wirthschaft; Rückschrumpfung der Lebenssitten in die Formen, die, bei uns, die Reichsgründung weitete. Amerika, das die Machtwerber von Krieg reden läßt, nicht im Traum aber an Krieg denkt, wird, ohne eigene Anstrengung, in Weltherrschaft gehoben. In die Vereinigten Staaten muß wandern, wer sehen will, wie klug besonnener Reichthum vor dem Erdbeben hauste. Den Bürgern der verfeindeten Länder wird Anleihe Steuer; der Staat Geschäftspartner, der die Hälfte jedes Gewinnes einstreicht. Monopole, Eingrenzung des Gewerbes und Handels, Beamtenaufsicht, Abmessung des Bedarfes, vor dem Angebot der

Google

Massengüter hohe Deiche: lohnt Privatwirthschaft noch oder naht die im Kommunistenmanifest verheißene Zeit? Je länger der Kampf und die Werthzerstörung dauert, desto dichter umnebelt sich die Hoffnung, als Sieger Entschädigung von den Kriegskosten zu erlangen. Das Volk, das zwei Kriegsjahre zweier Großmächte bezahlt hätte, würde ein Bettlerschwarm, eine Pustel Europas. Welches könnte sich in zehnjährige Fron für den Eroberer schicken, der so lange das Land besetzt hielte? Auch die Seelen würden mählich zerrüttet. Entwöhnung von Ehe, Heim, Alltagsarbeit des Bürgers. Irgendwo bräche das Staatsgefüge (nur eins?); und abermals hätten Nachbarn und Ferne Verlust und Plage. Wähnen Sie, Ihre Sozialreform, den Plan des Gesellschaftheilands, durch den Orkan zu retten? Wird nach langem Krieg die Kluft zwischen hastig errafftem Mammon und nacktem Elend nicht noch tiefer sein als in den Tagen, da Ihnen die Weltordnung gestört schien? In Ihrem Unterhaus ist gesagt worden, das Ereigniß des Krieges werde nachwirken wie der Fall des Römerreiches, der Einbruch des Islam, die Reformation, die Verkündung der Menschenrechte sammt Allem, was danach unter Robespierre, dem Direktorium, Bonaparte geschah. Gehts nach Ihrem Kopf, wird weitergekämpft, dann dämmert Ihnen vielleicht noch die Erkenntniß, daß der Rhetor in Westminster nicht übertrieben hat.

Wir können in leidlicher Ruhe darüber reden. Denn nur von der gemeinen Noth des Erdtheiles, nicht von grauser Sondergefahr ist Deutschland bedräut. Daß im Frühling sich Alles, uns zu Ungunst, wenden müsse, hörten wir auch im vorigen Winter vom Feind; und haben keinen Grund, heut ängstlicher aufzuhorchen. Achtzehn Monate im Kampf gegen frische Heere. Nur ein Westzipfelchen deutscher Erde in Fremdlingshand. Von der Schelde bis an die Düna, von Helgoland bis an den Bosporus jede Straße dem Feinde durch eine Erzmauer gesperrt. Ehe unseren Kriegern all Das entrissen wäre, lernten Eure das letzte Röcheln. Schade, Rüstmeister Britaniens, daß Waffenstillstand unmöglich ist. Einen Monat aus dem Wirbel: Ihr Auge würde wieder hell; sähe, was ist, und ahnte, was nicht werden darf. Wie soll Frankreich in Herbst, in Winter gelangen? Seit dem September 1914 sind seine wichtigsten Industriestätten Kriegsgebiet; ist ein unbewegliches Viertel seines Nationalvermögens unter Feindesfuß;

Google

bis an das Jahresende wären mindestens hunderttausend Millionen Francs (mit Pflichtrenten, doch ohne Aufwand für Wiederherstellung) verschlungen; die der Beschießung ausgesetzten Orte in Trümmern. Rettung kann nach Menschenermessen nur der „Erfolg der großen Offensive“ bringen, die alle deutschen Linien in Frankreich und Belgien zerstampft und unsere Mannschaft wie Schnaken über den Rhein jagt. Das ist so wahrscheinlich wie anderes Wunder. England, mit unbeschränkter Seeherrschaft und altem Reichthum, kann lange aushalten? Vielleicht. Ist aber, schon jetzt, in keinem Erdtheil, vor keinem Schutzvolk mehr, was es in dem Jahrhundert Trafalgar-Antwerpen war. Und müßte sich vor Sonnenuntergang fragen, ob es warten dürfe, bis verzweifelnde Menschheit zu ihm aufkreischt: „Wir siechen hin und Dir hat der Blutverlust kaum die Wange gebleicht!“ Dann sind Sie, Herr Lloyd George, Angeklagter, nicht Anwalt; müssen in eigener Sache plaidiren und Rechenschaft geben, wie Sie mit ungeheurem Vertrauen geschaltet, gewaltet haben. „Mazzini schrieb einst, der Krieg, der nicht zur Vertheidigung einer großen Wahrheit oder zur Entlarvung einer großen Lüge geführt werde, sei das schrecklichste aller Verbrechen.“ Ihr Krieg soll die Lüge entlarven, verscharren, Gewalt sei Recht? Die hat im Deutschen Reich nie gelebt. Lüge ist die Mär, Deutschland wolle die Feinde wie erlegtes Wild auswaiden (nicht Friedrich, nicht Bismarck hats je gethan noch ersehnt) und, wenn die Beute nicht morgen heimzutragen sei, übermorgen zu einem neuen Raubzug rüsten. Lüge die für alle Hauptstädte und Fronten eingepökelte Dauerrede, die Wankenden vortäuschen soll, dieses Deutschland sei aus Europas Zukunft zu bannen. Nie wird es um Frieden flehen. Froh aber den Morgen grüßen, der ihm das Schreckensamt abnimmt, die Heimkehr in stille Schöpferarbeit, die Bereitung würdig freien Gemeinschaftlebens erlaubt. Deutschlands Volk begehrt nur, was ihm nach selbst geschaffenem Werthmaß gebührt; und sein Wille wird fortan gewichtiger sein, als er war. Gelänge Euch, dieses Volk zu knebeln: dann nur risse es in der nächsten Nacht schon an seinen Stricken und schliefe nicht, bis Freiheit erstritten wäre. In kühnem Bewußtsein des Rechtes, das mit ihm geboren wurde, und in andächtiger Wahrung der Macht, die aus Heldenblut sproß.

Google

Vollmondnächte.*)

Mahasu. Himalaya.

Mein Zimmer war so hell, daß ich aufwachte und an das Fenster trat. Schroff fiel es unter mir herab und Felskämme stiegen, tief gefurcht, kühn umrissen empor. Ueber ihnen, unwirklich blaß schimmernd, die langgestreckte Kette des Ewigen Schnees. Alle Spitzen überragen die höchsten in Europa, einige um das Doppelte. Kalidasa heißt sie, „Weiße Lotusblumen“.

Auf dem Gebiet des Radsha von Koti bin ich hier, achttausend Fuß über dem Meer, in der beinahe letzten Behausung des gewaltigen Gebirgslandes; selbst am Tag ist keine Ortschaft zu sehen, nur einige Hütten in den Thälern erblickt das Auge.

Auch jetzt kann ich die Straße nach Tibet erkennen. Auf ihr gehe ich besonders gern. Da kommen Holz schleppende Bergleute in selbstgewebten, schafwollenen Röcken und Kappen. Ihre Züge erinnern bald an stumpfmongolische, bald an die wilderen, schärferen der Kashgar- und Afghan-Stämme. Da kommen Karawanen, Maulthiere mit Schellen und blauen Holzketten; die Männer sind unsäglich schmutzig, haben weit abstehendes, bis zur Schulter fallendes Haar, die Frauen tragen zahllose, unten mit Perlen behängte Zöpfe. In etwa zehn Tagen werden sie das geheimnißvolle Tibet erreichen. An der fernen Bergwand erkenne ich auch jetzt das kleine Rasthaus mit Lebensmittelbuden dieser Wanderer. Heute morgen sah ich die Besitzerin mit silbernen Nasenringen und Knöchelschmuck, wie sie singend am gefaßten Quell am Weg ihre Lumpen wusch. Neben der Hütte war ein mit rosa Blüthen bedeckter Pfirsichbaum; als Zeichen anbetender Verehrung waren rothe Fetzen an die Zweige gebunden.

Es ist unheimlich still, Nebel wallt aus den Schluchten, zerflattert um die Bergwände, giebt der starren Landschaft eine Weichheit, die der Tag nicht kennt. Toternst erstrecken sich die Schneeberge. Seit Jahrtausenden zogen Einsiedler hierher, wie ein Grieche im Gefolge Alexanders des Großen von den Brahmanen sagt: „den Tod verlangend“. Sie blickten auf den Ewigen Schnee, befreiten sich langsam vom Wahnwitz der Scheinwelt, an dem die ebene Menschheit krankt.

Im ewigen Schnee hausen Götter und Elfen, hierher flüchtete sich Shiva, der letzte, stärkste, furchtbarste Gott der Brahmanen.

*) S. „Zukunft“ vom 27. November und 11. Dezember 1915.

Google

Der Ort, an dem ich wohne, trägt seinen Namen Mahasu, einst Maha Sheo, der große Shiva. In wilder, unsinnig sinnlicher Ekstase tanzt er, von Schlangen umwunden, auf den unnahbaren Höhen; sein Lachen gellt.

Das Bergvolk glaubt hier noch heute, daß die herrlichen Bäume dieser Gegend von Göttern bewohnt werden; müssen die Leute einen Baum fällen, so wird im nächsten Tempel eine Ziege als Sühne geopfert.

Hell leuchtet der Mond jetzt auf die großen Deodar-Cedern; unter mir steigen sie aus dem Dunkel der Bergwand empor. Eine Nebeldunstwolke schwebt vorüber; so zart ist sie in dem Vollmondglanz, daß der Ewige Schnee ihr Gespinnst durchschimmert.

Dalsee. Kaschmir.

Auf den Bug malt der Mond zierlich gezackte Umrisse der Platanenblätter. Wie so oft, liegt mein Hausboot, in dem ich seit Wochen Kaschmirs Seen und Flüsse bereise, unter Platanenbäumen. Sie gehören recht eigentlich zu dieser Gegend, sie und die Schwertlilien und die Goldpirole. Wenn ich später an dieses Gelobte Land zurückdenke, werden sie den Vordergrund bilden; dazu die verblüffend schönen, malerisch gekleideten Menschen; und als Hintergrund der weiße Kranz des Hochgebirges. Es sind wahre Riesen, erreichen fast die höchste Spitze des Himalaya.

Oft und oft hat man Kaschmir als „schönstes Land der Welt" gepiesen; und sein wundervollster Fleck mag vielleicht dieser Dalsee sein. Das meinten auch die Mogulkaiser. Aus ihrem durchsengten Hindostan kamen manche von ihnen in jedem Sommer her, errichteten Lusthäuser, deren Terrassen, Wasserwerke und Marmorhallen noch heute, von Blumen umgeben und von Platanen beschattet, sich zwischen Bergabhang und Seegestade erheben. Dicht neben d en Landungstufen des besterhaltenen dieser Kaisergärten, des Nishat Bagh, liegt mein Hausboot. Hier habe ich mehrere Tage verlebt. Es ist die Flieder- und Schwertlilienzeit und heute, am Feiertag, springen alle Wasser. So kamen schon vom frühen Morgen an die vollbeladenen Boote aus Srinagar. Immer ist es der selbe Typus: schmale, flache Kähne, die kleineren, die Shikaris, sind offen oder nur mit einem Sonnendach versehen; die größeren, die Dungas, haben ein Mattendach und Mattenwände. In vielen dieser Boote strecken sich Männer auf Teppicheu nd Kissen; sie tragen weiße Turbane, sind in die großen aus Kaschmirwolle gewebten Tücher und Mäntel gehüllt. Sie plaudern, singen, rauchen aus der Huka-Wasserpfeife. Im Heck

Google

bückt sich ein Koch über brodelnde Töpfe, bereitet ein Reisgericht, Thee wird aus prächtigen, persisch geformten Messing- oder Kupferkannen in kleine Seladontäßchen eingeschänkt, wird auf schön gehämmerten Schalen vom Diener gereicht. Das Volk kommt in langen Dungas; dreißig und vierzig Männer, Frauen und Kinder sitzen da dichtgedrängt. Ueberaus malerisch wirkt so ein Boot. Die wohlhabenden Mohammedanerinnen tragen einen weißen Faltenmantel, der die ganze Gestalt verbirgt; das gestickte Obertheil hat Durchbrucharbeit vor den Augen. Die einfacheren Frauen, auch die der Hindu, zeigen ihre kräftig bunten, reichgestickten Gewänder, die hellen Schleier, die Silberketten, den Hängeschmuck im Haar. Aehnlich, nur in noch lebhafteren Farben, werden die Kinder geputzt. Es ist geradezu erstaunlich, wie oft man regelmäßige Züge bei diesen Kaschmiri findet; sie sind kaum dunkler als Südeuropäer, haben große, glänzende, schmachtende Augen, auffallend lange Wimpern; die Feinheit der Nase, der Lippen wird von keinem asiatischen Volk erreicht. Mir gefallen die Frauen und Kinder noch besser als die Männer; mit ihren Gazellenaugen wirken die Männer doch etwas verweichlicht, wie anämische Haremsprinzen.

Auch jetzt sind hell erleuchtete Boote geblieben. Ich fragte Ahad, meinen aus Srinagar gebürtigen Diener, wie all diese Menschen die Nacht zubringen würden. Er meinte, die Wohlhabenden könnten sich ja bequem auf ihre Kissen und Decken ausstrecken, die in den großen, gefüllten Dungas würden die Nacht über wohl meistens aufrecht sitzen, einige vielleicht an Land gehen, den Wächtern der alten Lusthäuser ein Bakschisch geben und sich auf den Fußboden hinlegen. „Aber, Riksa (gnädige Frau), sie wollen ja gar nicht schlafen, sie wollen die Maimondnacht am See genießen und schwatzen und singen. Eins unserer Lieder sagt: ‚Während zweier Monate im Jahr, während die Blumen blühen, leben wir Alle wie im Rausch.‘“

Ich stand auf dem schmalen Bug unter den überhängenden Platanenzweigen; eine laue, milchweiße Nacht. Sanft, aber deutlich schimmerte die unübersehbar lange Schneegebirgskette, davor erhob sich der feudale Festungberg Pir Parhat und vor ihm in tiefdunklem Umriß eine alte Brücke. Gerade vor mir strahlten in der blassen Luft die Frühlingsjünglinge Kastor und Pollux, zu ihren Füßen, eben noch über den Schneegipfeln schimmernd, der oberste Stern des Orion, des versinkenden Wintersternkönigs.

Am Ufer unter dem Platanendunkel waren noch hell erleuchtete Buden. Lampen brannten in kleinen und großen Schif-

Google

sen, spiegelten sich im Wasser. Und von allen Seiten ertönte Gesang; immer eine melodiöse, sich längere Zeit wiederholende Strophe. Unsere Intervalle, keine kunstvolle Stimmbildung, doch haben die Leiter des Gesanges kräftige, weittragende, wohlklingende Stimmen. In meiner Nähe sang Einer allein; das Lied war offenbar nicht sentimental-erotisch, sondern heroisch-bewegt, mit starkem dramatischem Schwung. Im großen Boote lauschten ihm Alle, in den anderen Booten nahmen Einige die Weise auf. Manchmal wurde eine Gong leise zum Gesang geschlagen, manchmal klatschten Alle im Takt. Jetzt zog aus der Ferne ein Gewitter heran und umflorte das entlegene Gebirge. Von Zeit zu Zeit erhellte plötzlich ein Wetterleuchten alle Schneespitzen, unheimlich, lautlos.

Ahab kam und sagte, die Nautshmädchen würden heute nacht gewiß wieder dort am Weidendamm tanzen, wenn es auch spät würde. Gestern hieß es um Zehn, der Tanz sei verschoben; so ging ich schlafen, hörte beim Frühstück aber von meinen Leuten, die Mädchen hätten spät, nach Mitternacht noch, getanzt. Leider haben Orientalen eine andächtige Achtung vor dem Schlaf ihrer Herrschaft; sie hatten sich nicht getraut, mich zu wecken. Heute wollte ich den Tanz sehen. Ich saß im bequemen Korbstuhl auf den gestickten Kissen bei der Lampe. Auf dem Tisch und unten auf dem gestreiften indischen Teppich blühten in kleinen irdenen Wasserkrügen purpurne, lila und weiße Schwertlilien; in einer Seladonschale dufteten die ersten Rosen.

Ich las die Geschichte der Mogul von dem Venezianer Manucci, der als Abenteurer und Arzt über vierzig Jahre im Hindostan des siebenzehnten Jahrhunderts verlebte. Als Augenzeuge schildert er den kaiserlichen Zug des Aurengzeb, der im Dezember 1666 von Delhi aufbrach, um an den Dalsee zu ziehen. Dreihundert Kamele waren mit Gold- und Silbermünzen beladen, dreißig Elephanten mit Ehrengaben, den kostbaren Waffen, Seidengewändern und Geschmeiden. Für jede Speise der kaiserlichen Tafel war ein Koch bestimmt; nur dieses eine Gericht wurde von ihm bereitet. Wenn der Kaiser, auf seinem Tragthron sitzend, sein Zelt verließ, von den ihn umgebenden Prinzen und Großen ehrfurchtvoll begrüßt, spielten die Musikanten, achttausend Ritter setzten sich in Bewegung, dann kamen die Standarten tragenden, mit Gold und Silber beschirrten Staatselephanten, die eben so kostbar geschmückten Leibpferde. Ein Kamel trug weiße Laken, um etwa am Weg liegende Kadaver zuzudecken, auf daß kein häßlicher Anblick die kaiserlichen Augen verletze. Mit wohlriechen-

Google

dem Wasser wurden die Wege besprengt, mit Seilen maßen Männer die Wegstrecke, um immer die genauen Entfernungen angeben zu können. Einer hatte am Stundenglas die Zeitenziffer zu schlagen. Ein höherer Beamter war mit einer genauen Beschreibung der Gegend, mit Angaben über die Bevölkerung und Aehnliches versehen, um jede Allerhöchste Frage beantworten zu können.

Hinter dem Kaiser und den Musikanten und Fußtruppen kam der Frauenzug. Erst Elephanten mit Standarten, dann ein gewaltiger Elephant mit einem aus Goldschmelz angefertigten Baldachin. Hinter dessen Seidenvorhängen, aus Goldfädengitter-Gucklöchern schauend, ruhte die Schwester des Aurengzeb, Roshanara-Begum. Ihre Eunuchen und hundertfünfzig in lange verhüllende Mäntel gekleidete Dienerinnen folgten zu Pferd, ihre Damen reisten auf sechzig Elephanten. Dann kamen die drei Königinnen, dann die Nebenfrauen; Jede mit ihrem Gefolge. Roshanara war wohl die interessanteste dieser Frauen: wie alle Kinder des Schah Jehan und seiner in Tej Mahal ruhenden vielgeliebten Königin eine scharfumrissene Gestalt. Das Heirathen wurde ihr nicht gestattet; Abenteuer wurden ihr nicht verwehrt. Wie Manucci von einem ihrer Eunuchen erfahren haben will, reiste bei dieser Gelegenheit ein schöner, als Dienerin verkleideter Jüngling mit ihr hinter dem Brokatbaldachin. Manucci nennt Roshanara „sehr klug, der Verstellung fähig, lebhaft, lustig, der Liebe und dem Wein, der Heiterkeit und Zerstreuung zugethan“.

Nun wurde Mitternacht; draußen sangen sie noch immer und mitunter ertönte der helle Ruf der Goldpirole aus den Platanen über meinem Mattendach. Sie wollten wohl ebenfalls in der Maiennacht nicht schlafen.

Es wurde Eins. Jetzt aber entlud sich das Gewitter über dem See; der Donner rollte und krachte und zerschlug sich im Hochgebirge. Da erschien Nasaka, mein etwas dummer, aber bildschöner, sechs Fuß hoher Erster Schiffer: Weil es regne, könne aus dem Tanz nichts werden! Ringsum verstummte das Singen. Als Ahad jedoch am nächsten Morgen an meine Schlafzimmerthür klopfte und das heiße Bad meldete, schlugen nicht nur die Pirole in der Frühsonne, sondern erklang wieder von allen Seiten der eintönig-rhythmische Gesang.

Rothes Meer.

Ein lauer, aber heftiger Wind um mich her. Die Segeltücher, mit denen der Vordertheil des Verdeckes für die Damen abgegrenzt ist, kreischen laut. Unter mir stampft die Maschine und an

Google

den Seiten rauscht und zischt in unangenehm lauter Eintönigkeit der aufgerührte Gischt. Wie anders vor wenigen Wochen in Kaschmir der sanft berückende Laut plätschernder Ruder!

Unten in der Kajüte waren fast vierzig Grad; so wurden die Matratzen heraufgebracht; still liegen in mehreren Reihen die weißen Gestalten. Vor mir erwacht ein kleiner Knabe, ergreift mit entzückender Geste den entblößten Arm seiner Mutter, küßt ihn, umschlingt ihn mit seinen Händchen und schläft wieder ein. Auf den Kissen glänzen im Mondlicht seine wirren hellgoldenen Locken. Die hübscheste Erscheinung unter den Mitreisenden dieses österreichischen Lloyddampfers fehlt: eine junge irländische Nonne. Sie hat eine zarte Haut, lange, schmale Hände, braune Augen, ein spitzes Näschen und ein reizendes Lächeln. Sie reist mit einer älteren Ordensschwester. Wir baten sie, in diesen heißen Nächten nach oben zu kommen; sie wäre ja unter uns Damen. Ach nein, Das würde sich für eine Nonne nicht schicken; es sei auch unten nicht eigentlich heiß.

Ich kann nicht schlafen, sitze aufrecht und sehe hinaus. Eine milchig-helle Luft, fast erloschene Sterne. Weiß schäumen die Wellen vorbei. Dort erstreckt sich undeutlich das arabische Gebirge. Berge von dem gewaltig großen, geheimnißvollen Land, Europa nicht allzu fern und doch zum großen Theil undurchdringlich, gefahrvoll, unerforscht. Ein Land der Vergangenheit; wahrscheinlich ein Land der Zukunft.

Ich wende mich: das Südliche Kreuz steht hart über dem Meereshorizont; wir steuern nach Norden; morgen wird es schwerlich noch sichtbar sein. Vielleicht habe ich es zum letzten Mal im Leben gesehen. Der kommende Vollmond, dachte ich, wird über dem berliner Kanal sich erheben, über den friderizianischen Sphinxen der Herkules-Brücke.

Zu Haus.

So kam es; und doch über alles Erwarten anders. Ich sah den Mond an den ersten Augustabenden über dem Brandenburger Thor stehen. Ringsum, in Nähe und in Ferne, sangen andächtig vorüberziehende Menschen: „Deutschland über Alles!"

Marie von Bunsen.

Google

Selbstanzeigen.

Freie Sklavinnen. Roman. Karl Reißner in Dresden.

In meinem Roman schildere ich das Schicksal des erwerbenden Mädchens aus guter Familie, der alleinstehenden wohlerzogenen und gebildeten, aber armen Frau, die den harten Kampf ums Dasein wagen muß. Dieses Buch singt das Leidenslied der Frau „im freien Beruf“, ohne feste Lebensstellung. Seit Jahren sehe ich diese „freien Sklavinnen“ im Großstadtleben. Aufrecht gehen die Tapferen durch eine Welt von Noth, innerlich frei, aber gefesselt durch Armuth und Einsamkeit. Alle nehmen ihr Schicksal mit unzerstörbarem Idealismus auf sich. In ihren hochgemuthen Seelen lebt Begeisterung, Stolz und die Kraft echter Güte. Auf allen Wegen droht ihnen Feindschaft; sie sind ohne den Schutz, den Wohlstand begnadeten Geschlechtsgenossinnen gewährt. Nichts haben sie als ihre Tüchtigkeit und den seelischen Muth, der in allen Lebenslagen ihre innere Würde wahrt. Das Weib in ihnen ist nicht tot. Aber es ist nur da ungehemmte Hingebung, wo es sich im Manne verstanden und erfühlt sieht. Diese freien Sklavinnen wollen lieber einsam sein als in üppiger Gemeinschaft seelisch darben; in Schönheit gehen sie ihren Weg, in seligem Genießen Dessen, was Natur, Kunst, hoher Geist ihnen bietet. Mit suchender Seele wandern und arbeiten sie. Mit Herzen, ganz erfüllt vom Verlangen nach feinem und reinem Glück. Frauen, die „strebend sich bemühen“ bis ans Ende. Emma Böhmer.

Der Fluch der Arbeit. Albert Langen in München.

Alle Volkswirthschaftlehren, die bis zum Kriegsbeginn galten, haben den Grundfehler gemeinsam, daß sie entweder von der Heiligkeit der wirthschaftlichen Phänomene oder von Ideen ausgingen. In allen Fällen behaupteten sie, mit Realitäten zu rechnen. Diese Realitäten mußten im Augenblick der Noth einer primitiven, „unwissenschaftlichen“ Ordnung Platz machen. An die Stelle des unendlich komplizirten Privatkreditsystems, der Glaubensgrundlage des wirthschaftlichen Denkens, trat die allgemeine Kreditsolidarität. Ihr ist die große Ruhe und Festigkeit unserer vom Weltmarkt abgeschnittenen Wirthschaft zu verdanken. Soll diese Wohlthat nach der Oeffnung der Grenzen wieder verschwinden? Wäre nicht vielmehr die Uebernahme des Systems auf die Friedenswirthschaft zu wünschen? Die alte Denkrichtung müßte freilich verlassen werden. Auch die sozialistische, die von der Produktion als dem Objekt des wirthschaftlichen Denkens ausgeht. Ein neuer Ausgang müßte gesucht werden; den bietet die Gesellschaftbildung. Das fordert eine vollkommene Umarbeitung des nationalökonomischen Stoffes. Mein Buch wollte die erste Vorarbeit leisten. Und ich konnte nicht nur die Nothwendigkeiten voraussagen, die der Krieg gezeitigt hat, sondern auch das Gesammtsystem andeuten, das sich daraus entwickeln muß. Die Entwickelung begann nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Der Egoismus hörte auf, Vorrecht zu sein; wurde zum Recht Aller. Als Na-

Google

turrecht gehört er zu den Rechten, die sich ohne Schaden nicht ausschalten lassen, und darum fiel seine Privilegirung. Darum aber sind auch alle Theorien hinfällig, die sich auf seine „Veredelung“ in der Richtung auf sozialen Verzicht stützen. Diese Theorien liefern nur immer wieder die Schwachen und Einfältigen den Gewaltthätigen und Klugen aus. Für eine große Masse von Menschen ist die Freiheit auf die rein mechanische Bewegungfreiheit zusammengeschrumpft; und da sie auf das psychische Selbsterlebniß nicht verzichten kann, nährt sie es von Surrogaten, die den Sinn der Freiheit und des Lebens fälschen und verderben. (Auch das sozialistische Ideal ist ein solches Surrogat.) Dieser Zustand wird dadurch geschaffen und erhalten, daß sich durch Mißgestaltung der wirthschaftlichen Produktion eine neue Form der Leibhörigkeit eingeschlichen hat: die Zinshörigkeit. Sie unterscheidet sich von der alten darin, daß sie sich mit Theilraub begnügt; den ihr Hörigen will sie nicht ganz besitzen, sondern ihm nur Lebenskraft und höhere Daseinsgüter durch den Kredit, durch organisirte Zwangsarbeit entziehen. Auch hier kann nur nationale Einheit die Herrschaft sichern; nicht eine Gruppe von egoistischen Privateinheiten. Einen Theil der Kreditanarchie hat das Kriegsprovisorium abgelöst. Soll dieser Ansatz zur Gesundung wieder absterben? Daß sie komme und dauernd werde, dafür möchte mein Buch wirken, das schon vor dem Krieg entstand.

Dachau. Hermann Gottschalk.

Der Mensch schreit. Verlag von Kurt Wolff in Leipzig.

Der rothe Bogner Eros loht,
auf seiner Insel jauchzt er hoch
— glücklich gleiten die Männer,
lautlos, mit lockeren Tauen,
über die Wellen des Sees,
baden hell in den Bächen der Frauen,
der streichelnswerthen, in weißen Leuchten glänzenden;
umfangen auch von Deinen Lust kredenzenden
kupfernen Sonnenbräuten, Atlantis,
oder den grünen Wiesenleibern ambrosischer Triften.

Aber (bitterer Wind!) es kam der fleischlose Tag:
Christengötter des neidischen Wehs
wider die Siebenseligkeit rüsten.
Ist der Schäumende gestorben?
Raffte ihn der Zorn der Erde?
Eignes Eigenthum ward holde Sklavin,
giebt sich nur nahrhaft-reichem Lebenskäufer,
sehnt sich gelb nach Geld und Grafen
— am verzückten Mondenhimmel
Aphroditens Sterne sich zu Tode schlafen.

Albert Ehrenstein.

Google

Skizzen.

Das Schreiberlein.

„Lüge! Lüge! Ausschweifung! Feinde, mit denen man ein Leben lang ringt, wie lernt man sie lieben! Lüge und Schwelgerei!" So johlte der Rasende und schwenkte sein rothes Fähnlein aus dem Giebelfenster auf die Köpfe der Vorübergehenden. „Der mannhafteste Feind, der treuste Freund, Haß und Liebe sind eins", krächzte er weiter. „Kommt denn an meine Brust! Laßt mich das Verbrüderungfest von Ehrbarkeit und Schande feiern."

Er war von einer empfindsamen Mutter zu jeder Zurückhaltung erzogen worden. Sie hatte seine kränkliche Jugend vor wilden Knabenspielen bewahrt. Er lernte: nicht mit Krankheiten grollen, sondern für die Genesung Dankopfer bringen; nicht Gott fluchen, wenn das Brot fehlte, sondern auf die Knie sinken, wenn (oder damit) der Bäcker weiter borgte. Dann war er Schreiber geworden. Gerichtsschreiber. Das Leben verging am Schnürchen. Jetzt konnte er der Mutter ihre Pflege heimzahlen. Sie wurde schwächer und manche Nacht verbrachte er an ihrem Bett. Den Tag auf hochgeschraubtem Drehstuhl, die Brille auf der Nase, die Bleifeder hinterm Ohr und mit den dünnen Beinchen baumelnd. Gott, was hatte er für Teufelswerk zu lesen! Verführung, Unzucht, Unterschlagungen: Alles glitt fein säuberlich an seinem Rücken ab; wußte er doch für Alles die gebührende Strafe. Freilich, wenn erst der Thäter ertappt und vor Gericht geführt ist, haben die Frevel kurze Beine.

Wenn erst ... Ihm kam in den Sinn, daß viel unaufgedeckt bleibt; daß Einbruchsdiebe erst beim siebenten Mal gefaßt werden. Sechs Mal hatten sie die Welt gefoppt, sich ungestraft amusirt. Die habens gut! Und verärgert, verkniffen, giebt man es ihnen nun; dick. Gefängniß: ist es so viel schlimmer als ein kahles Zimmer und Nachtwachen? Wenn man die Viecher wenigstens noch foltern dürfte!

Der Schreiber begann, revolutionär zu werden. Nachdem er dem Sarge seiner Mutter gefolgt war, begrub er sein frommes Leben. „Habe es lange genug versucht. Es hat mir nichts eingebracht. Man wird Träumer oder Draufgeher, je nach den Umständen. Jetzt heißts: ins andere Lager übersiedeln!" Erster Anhieb: Besuch von Spelunken; Freundschaft mit Entlassenen, die er vom Gericht her kannte. Die Kerle lachten zwar über ihn; und schrecklich starke waren darunter. Aber er war stolz, geduldet zu sein, als Staatsbeamter!

Einmal, als er heimgehen wollte, zupfte ihn einer der Gäste, der ihm gefolgt war, am Arm. „Du, hör' mal, Freundchen, Farbe bekennen! Seit wann pfuschen uns Leute Eurer Art ins Handwerk?" Das Schreiberlein bekam das Zittern. Der Andere fuhr fort: „Du kennst mich nicht. Bin, wie Du, Polizeispitzel." Und er zeigte ihm seine

Google

Marke. Dem Schreiber kam der Einfall, zu werden, wofür er gehalten wurde.

Klüglich nahm er den Theobald aufs Korn. Der sonderte sich so ab. Der schmiedete Ränke. Heraus damit. Sie saßen beim Schnaps. Theobald sprach tiefsinnig: „Wird man Philister oder nicht? Hätte ich Chancen wie Du, weiß Gott: der Staat ist noch immer die beste Altersversorgung. Bin anständiger Leute Kind. Ging bis Tertia. Wäre auch gut, 'mal nicht mehr in dieser Stinkluft zu sitzen." „So oder so, wir brachtens Beide nicht weit", versetzte der Schreiber. „Weißte, wie wärs mit der Gerichtskasse? Endlich was, das sich lohnte!" Des Schreibers Aeuglein zwinkerten listig. „Doch besser als blos Spitzel", dachte er und sprach: „Ich mache mit." „Dann aber gleich! Heute, nachts, denn man ist mir schon auf der Spur."

Es klappte. 16 800 Mark. „Zu gleichen Theilen", sagte der Gauner und steckte es ein. Sie flohen und hielten sich drei Tage verborgen. Der Schreiber war dem gewandten Spitzbuben eine Last. Als Der auf den schon fahrenden Zug sprang, gab er dem Helfer einen Tritt und schrie: „Zurück, Du störst mich!" Allein war der Schreiber hilflos. Da: ein Rettungeinfall! Zum Stationchef! „Telegraphiren Sie an die nächste Station. Ein Kassendieb ist im Zug. Drei Tage habe ich ihn verfolgt." Das Männlein zitterte am ganzen Körper, aber der breitschultrige Beamte lachte aus vollem Hals und schüttelte ihm die Schulter. „Das haben Sie wohl geträumt. Das kriegen Sie im ganzen Leben nicht fertig. Hätten doch blos den nächsten Schutzmann zu rufen brauchen." Er telegraphirte nicht.

Es war ein Glück für den Schreiber, daß ihm der Andere nicht vor Gericht gegenübergestellt wurde. Denn natürlich war er durch seine Flucht verdächtig. Man entließ ihn ohne Pension. Weiter nichts. Denn man zweifelte an seinem Verstand. Der doppelt Entgleiste schlug Kapital daraus, den Irren zu spielen.

Eine Betschwester, die sich in seine treue Sohnesliebe einst verliebt hatte, aber zu verschämt war, es einzugestehen, nahm ihn mitleidvoll auf, glücklich, ihren aufgespeicherten Liebevorrath an den Mann, und zwar an den rechten, zu bringen. Man munkelte, daß es die Zwei dort oben arg trieben; aber wenn es den drunter Wohnenden zu bunt wurde, nahm er sein rothes Fähnlein, steckte den Kopf aus dem Fenster und schrie, während die Frau ihn zu besänftigen suchte, als harmlos Irrer: „Triumph Lüge, Liebe, Freiheit, hurra! hurra!"

Lachen.

Der Frühling zwitscherte in den Zweigen, schwang sich in berückenden Düften thautrunken von der blühenden Erde hervor, glitzerte in Sonnfäden und spiegelte sich auf prustenden Kindergesichtern. Der Knabe sah es und grollte mit ihm. Ihm weckte das neue Leben zu neuer Trauer. Er schlich zu seines Mütterleins Grab und weinte blutige Thränen. Die Erde schüttelte sich vor Jubel und Lachen.

Google

Es war Karneval. Alle Welt hatte sein Narrenröckchen angezogen. Die Pritschen knallten auf der Straße. Männlein und Mägdlein knufften und pufften einander in die Seiten und selbst der Schutzmann verstand heute Spaß.

Ein junger Mann hatte seinen Bratenrock aus dem Schrank geholt und den Cylinderhut aufgesetzt. Er wollte sein Examen bestehen. Und ihm war bitterernst zu Muth. Er dachte an die Nächte, die er gehungert, gefroren und gearbeitet hatte. Vor ihm lag ein Berg von Studienschulden, der abzutragen war. Als er über die lusterfüllte Straße schritt, drehte man sich nach ihm um und lachte.

Ein Mädchen lag im Sterben. Das hatte er heiß geliebt. Er verbarg seinen Kopf in ihre Kissen und schluchzte. Sie aber ließ ein silberhelles Lachen ertönen, ganz leis und dünn und weltentrückt. Sie hauchte: „Es ist so schön, daß Du weinst. Alles ist schön."

Sie starb. Stumm stand er auf und sah mit wachsendem Interesse zu, wie sie starrer, gelber und kälter wurde. Und plötzlich machte er einen Sprung durch die Luft und jauchzte: „Ich bin frei! Kein Erdenschmerz kann mich nach diesem noch berühren. Ich werde lachen können, wenn die Menschen weinen, ich werde ihren Kummer komisch finden, ihrer Armuth spotten, ihre Gebrechen nachmachen. Sie sollen vor Lachen auf der Erde liegen und die Beine über den Kopf zusammenschlagen!"

Die Leute nannten ihn ein „sonniges, derbes Gemüth" und entschuldigten ihn: er habe gewiß noch nichts Ernstes durchgemacht.

Witwe.

Auf einer Bahre brachte man ihr den Leichnam. Der junge Offizier hatte ein störriges Pferd zu waghalsigen Sprüngen bringen wollen und sich dabei das Genick gebrochen.

Als Elisabeth das Unglück hörte, fuhr sie sich über die Haare. Ernst sah sie auf den Toten nieder und streichelte ihn, küßte ihn und streichelte ihn wieder. Dann dachte sie an ihre Trauerkleidung und schickte den Burschen ans Telephon. Sie wußte auch, was sonst bei einem solchen Anlaß nöthig sei, und gab die passenden Befehle.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt und man mußte ihr lassen, daß sie ihre Fassung zu wahren wußte. Ein Trostwort erschien unangebracht. Verlegen umstanden sie Verwandte und Freunde, die sie am Beerdigungtag auf das Erbgut begleitet hatten. Dort lag am Ende des Parkes das Familienbegräbniß.

Als Alles vorüber war und sie sich in dunkler Nacht in sich zurückgezogen hatte, fühlte sie, daß sie einsam war. Nichts war ihr geblieben. Er hatte Jugend, Glanz und seine glühende Liebe mit sich ins Grab genommen und ihr Kind war ihr schon vor zwei Jahren gestorben. Sehnsucht nach dem toten Kindlein ergriff sie. Ihr war, als müsse sie barfuß aus dem Bett, aus dem Haus schleichen, zu seinem

Google

Hügel, es aus der Erde kratzen. Und mit unbarmherziger Deutlichkeit malte sie sich den Anblick aus, der sich ihr dann bieten würde. Sie schwelgte in dem sie zerfleischenden Grausen. Andere Witwen haben es gut; sie bleiben Mütter. Sie hatte nichts, gar nichts. Man hatte ihr von ihrer Jugend geflüstert, gemein verletzend sie damit getröstet. Sie hatte die Worte lieb lächelnd hingenommen und gefühlt: die Liebe war zu groß, um noch einmal erlebt zu werden, und wollte keine schmachvolle Nachblüthe erfahren.

Aber das Kind ... War Das auch so unrettbar, so unwiderruflich verloren? Wenn sie noch einmal eins hätte, es als seines ausgeben könnte, um es mit seinem Namen und im Glauben an ihn zu erziehen! Vielleicht wäre es seins?

Um dieses Kind weinte und flehte sie heiß in jener Nacht.

Im Lauf des Jahres wurde es geboren.

Weltstück.

Das große Welttheater hatte seine Vorstellung eröffnet. Ein Bischen früher, als man erwartet hatte. Man rannte sich die Köpfe fast ein und brauchte die Ellenbogen, um rechtzeitig einen Platz bei der blutigen Haupt- und Staatsaktion zu erlangen. Um besser sehen zu können, verdingte man sich als Coulissenschieber oder Reporter, Läufer und Choristen, als Träger, die die Toten von der Bühne schafften, Schaufler, Heilgehilfen und Regisseur. Die Tribünen erstreckten sich über sämmtliche Kontinente. Die Dollarmillionäre zahlten die höchsten Preise. Denn die Einkünfte aus dieser starken Sensation sollten zur Heilung der blutigen Köpfe dienen, ohne die es nicht abgehen würde. Sie haben so viel Gefühl und berechnen dabei, daß auf diese Weise ihr Geld zwiefach nützlich würde. Die Kriegsfurie gab die Hauptrolle. Sie spie aus den Wolken herunter und aus den Wellen herauf, daß die Leute das Niesen bekamen. Sie jagte durch die Länder mit Schwert und Feuerfackel; und Jeder, den sie berührte, wurde stahlhart und zugleich vom Brand zündender Begeisterung getragen. Plötzlich reckte sie sich, wuchs und dehnte sich aus, daß die Bühne zu eng wurde und sie auf die Stufen der durch Geld und Mitleid geheiligten Dollarlogen kam. Panik entstand. Man brüllte: „Der Löwe ist los." „Safety first! Dafür haben wir nicht das viele Geld bezahlt, Thränen geopfert und Kanonen verschickt, damit wir zuletzt selbst daran glauben sollen!" „Rette sich, wer kann."

Ein Schreien, Durcheinanderrufen und -laufen begann, wobei die verehrungwürdigen Herrschaften einander bald in den Haaren lagen. Die Trompeter bliesen mit vollen Backen eine lustige Fanfare dazu und bereiteten so dem Stück ein unvorhergesehenes Ende.

Die Raben.

Um das verlassene Schlachtfeld kreisten die Raben. Sterbende und Verwundete röchelten. Die Schreie der Frauen und Mädchen nach

Google

den Männern, die unhörbaren der ungeborenen Kinder nach Vätern waren vernehmbar. Wie ein Feuerbrand wälzten sich die Klagen aus der Stadt als Antwort auf das Wimmern der Leidenden. Man rettete, was zu retten war; männliche Hilfe war kaum vorhanden.

Drei Freundinnen von sechzehn, achtzehn und zwanzig Jahren faßten sich unter und zogen zusammen in die Nacht hinaus: Lene, Liese und Lore. Sie schoben einen Fahrstuhl vor sich her und hatten auf diese Weise schon Manchen heimgebracht. Hunde schnüffelten rechts und links und meldeten, wo sie athmendes Leben fanden. Einem folgte Lore, die Aelteste, ins Gebüsch. „Wartet hier; vielleicht müßt Ihr mir helfen."

Sie hörte ein qualvolles Stöhnen, und als sie hinleuchtete, fand sie einen scheinbar kräftigen Körper, der sich auf der Erde wälzte. Auf den Anruf wandte er sich um. Sie sah: er war durch ein Shrapnell erblindet. „Töten Sie mich, seien Sie barmherzig", flehte er. Lore aber rief den Mädchen zu: „Geht nur, ich finde allein nach Haus." Und dann setzte sie sich auf den kothigen Boden, nahm den Kopf des Blinden in ihren Schoß und streichelte ihn. Und flüsterte: „Sind die Schmerzen noch arg?" Er versuchte, zu lächeln, und sagte: „Schon besser." „Dann müssen wir heimgehen." „Heim?" „Zur Pflege. Sie dürfen nicht sterben. Sie sind gesund und wir brauchen Sie alle, alle." „Uns Krüppel? Wozu?" „Das werden Sie später hören. Seien Sie jetzt ein Held für das Leben."

Lene und Liese wurden noch einmal aufgehalten, ehe sie das eigentliche Schlachtfeld betraten. Sie fanden einen Besinnunglosen, an eine Wurzel gelehnt. Unmöglich schiens, den schweren Körper auf den Stuhl zu heben. Sie gürteten zwei Hunde an ihn, um ihn emporzuziehen. Bei der starken Bewegung öffnete der Kranke die Augen und seine schwachen Kräfte halfen, bis es gelang, ihn auf den Fahrstuhl zu legen. Schon wollten die Mädchen ihn gemeinsam in die Stadt befördern, als sie Rufe vernahmen. Ein Soldat, der einen Nothverband um Arm und Fuß trug, schleppte sich heran. „Habe meinen Freund begraben", sagte er und stützte sich schwerfällig auf den Wagen; so traten sie den Heimweg an.

Die treuen Freundinnen fanden sich im Hospital wieder, wo sie ihre Findlinge persönlich pflegten, bis sie entlassen wurden. Dem Einen blieben zwar einzelne Splitter. Der Andere lahmte; auch mußte ihm der Arm abgenommen werden, weil der Brand hinzugetreten war. Der Blinde fand zuerst seinen Lebensmuth wieder, als die Schmerzen nachließen.

Liese, Lene und Lore heiratheten die drei Soldaten und führten einen gemeinsamen Haushalt, zu dem Jedes nach seiner Kraft beisteuerte. Man sagt, sie seien glücklich und nie sei unter ihnen Zank.

Dr. Käthe Brodnitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Paul Graupe
Antiquariat
Berlin W. 35
versendet auf Wunsch Katalog 77: **„Moderne Bücher und Exlibris“**, Katalog 78: **„Bücher und Bilder“**.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Diätet. Kuren nach Schroth
Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungezieferschutz.
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 30 a.

In den besten Familien erhält man Haltung durch die
Vossische Zeitung
Berlin SW68, Ullsteinhaus

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

1913 — 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand.

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

JOSETTI

Cigaretten

Trustfrei

Digitized by Google UNIVERSITY OF MICHIGAN

Reich illustrierte hochinteressante Werke
zu sehr billigen Preisen!

	statt Ladenpreis
Münsterberg, Oskar, Japans Kunst. Mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig 1908. 104 S. Lex. 8°.	M. 4,50 für M. **3,—**
Rembrandt, Harmensz van Ryn. 100 Handzeichnungen auf starkem Karton in eleganter Mappe. Leipzig. 37 : 35 cm	M. 100,— für M. **35,—**
Singer, Prof. Dr. Hans W., Unica und Seltenheiten im kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden. Leipzig 1911. 50 Tafeln mit Text. 4°. Kart.	M. 12,— für M. **6,50**
Gemäldegalerie Baron Bruckenthal in Hermannstadt. 40 Kunstblätter 26 : 33 cm und Text von Kustos M. Csaki. Wien. In Mappe . .	M. 20,— für M. **8,50**
Gemäldegalerie Speck von Sternburg in Lützschena. Separatausgabe der kunsthistorischen Gesellschaft für Photographische Publikationen. 40 Aufnahmen ausgewählter Meisterwerke mit Text von Dr. Felix Becker. Leipzig 1904	M. 70,— für M. **20,—**
Venus. Die Apotheose des Weibes, der weibliche Schönheitstypus in der Kunst. Mit Text von Friedr. Fuchs. Berlin 1905/6. Zwei reich illustr. prachtvoll ausgestattete Bände Folio. Prachtbände, Preis	M. 30,— für M. **20,—**
Europas Fürsten im Sittenspiegel der Karikatur von G. Kahn. Mit 450 teils farbig. Abbildung. Lex.-Format. Elegant gebunden	M. 25,— für M. **7,50**
Das deutsche Militär in der Karikatur von F. Conring. Mit 552 teils farbigen Abbildungen. Lex.-Format. Elegant gebunden	M. 25,— für M. **7,50**
Das Weib in der Karikatur von G. Kahn. Mit 520 teils farbigen Abbildungen. Lex.-Format. Elegant gebunden	M. 25,— für M. **7,50**
Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, mit 254 Abbild. mod. Künstler. Gr. 8°. Prachtband	M. 25,— für M. **10,—**

Lieferung erfolgt gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag
Leipzig, Königstr. 23.

4% Anleihe der Firma Friedr. Krupp, Gussstahlfabrik, Essen, vom Jahre 1893.

Bei der am **11. Januar 1916** stattgehabten 23. Verlosung sind die folgenden **Nummern** zur Rückzahlung am **1. Juli 1916** gezogen worden:

Lit. A. 42 Stück von je M. 5000 M. = 210 000.

1 8 39 62 112 129 137 283 297 311 323 367 368 397 409 410 421 442 456 510 558 562 572
575 603 612 617 647 690 705 725 738 744 763 823 862 901 919 921 924 946 990

Lit. B. 106 Stück von je M. 2000 M. = 212 000.

1024 1039 1042 1071 1099 1126 1146 1175 1191 1195 1271 1272 1289 1290 1304 1315
1320 1348 1353 1491 1517 1534 1550 1553 1571 1589 1616 1668 1669 1688 1713 1731
1745 1770 1797 1820 1849 1863 1864 1867 1886 1906 1963 1978 1982 1985 2011 2036
2041 2043 2058 2103 2148 2157 2174 2179 2186 2201 2226 2241 2264 2269 2279 2285
2311 2315 2352 2368 2389 2423 2465 2526 2562 2566 2580 2585 2586 2615 2632 2684
2719 2750 2769 2851 2858 2877 2881 2958 2971 2997 3047 3102 3113 3220 3281 3289
3303 3338 3361 3373 3386 3408 3411 3442 3462 3469

Lit. C. 507 Stück von je M. 1000 = M. 507 000.

3556 3558 3571 3597 3601 3618 3683 3722 3727 3728 3731 3732 3782 3799 3811 3817
3869 3963 4016 4024 4045 4097 4098 4100 4116 4245 4276 4279 4300 4309 4346 4437
4456 4485 4496 4526 4588 4602 4628 4666 4692 4726 4777 4781 4787 4792 4794 4807
4810 4811 4813 4835 4851 4922 4962 4997 5043 5090 5095 5097 5113 5134 5174 5183
5187 5190 5218 5226 5239 5250 5263 5271 5290 5318 5374 5376 5382 5391 5396 5400
5441 5474 5483 5486 5493 5527 5549 5562 5569 5606 5659 5716 5722 5754 5774 5775
5800 5804 5840 5859 5860 5861 5880 5890 5899 5946 5948 5951 6002 6035 6049 6052
6053 6063 6065 6073 6080 6083 6085 6112 6114 6143 6170 6182 6208 6221 6248 6307
6348 6380 6386 6394 6398 6403 6405 6424 6431 6458 6481 6494 6522 6543 6600 6649
6695 6702 6733 6746 6775 6873 6876 6892 6922 6945 6955 6979 7031 7061 7091 7148
7150 7189 7210 7227 7249 7264 7313 7349 7378 7400 7416 7436 7474 7478 7502 7505
7536 7559 7563 7574 7619 7691 7736 7754 7771 7792 7860 7904 7930 7933 7934 7943
7949 7959 7968 7970 7979 7988 7989 8008 8033 8043 8049 8066 8142 8149 8238 8256
8267 8286 8300 8302 8330 8387 8396 8435 8412 8462 8464 8474 8484 8488 8553 8556
8586 8643 8614 8709 8740 8744 8770 8782 8869 8870 8885 8897 8899 8963 8982 9000
9021 9053 9072 9124 9153 9171 9194 9206 9209 9297 9305 9320 9376 9394 9406 9418
9421 9515 9542 9550 9624 9626 9642 9650 9679 9716 9738 9780 9784 9808 9839 9846
9855 9866 9885 9900 9921 9980 10 085 10 129 10 161 10 194 10 195 10 233 10 296
10 316 10 330 10 336 10 341 10 354 10 368 10 417 10 431 10 434 10 488 10 501 10 530
10 538 10 541 10 551 10 603 10 609 10 634 10 652 10 670 10 677 10 708 10 721 10 751
10 756 10 772 10 789 10 798 10 812 10 818 10 839 10 860 10 868 10 885 10 887 10 903
10 924 10 961 10 990 11 035 11 059 11 089 11 099 11 151 11 167 11 176 11 243 11 261
11 368 11 376 11 408 11 438 11 448 11 468 11 493 11 569 11 599 11 606 11 632 11 637
11 661 11 719 11 727 11 759 11 821 11 871 11 894 11 908 11 916 11 922 11 949 12 022
12 029 12 033 12 041 12 043 12 049 12 061 12 079 12 152 12 170 12 188 12 192 12 235
12 260 12 269 12 280 12 288 12 303 12 320 12 336 12 339 12 349 12 375 12 390 12 421
12 463 12 467 12 493 12 496 12 499 12 561 12 574 12 596 12 608 12 635 12 638 12 655
12 659 12 663 12 689 12 784 12 790 12 799 12 801 12 833 12 847 12 873 12 874 12 959
12 974 12 996 13 017 13 023 13 128 13 129 13 135 13 192 13 218 13 270 13 345 13 356
13 383 13 461 13 468 13 521 13 550 13 567 13 594 13 613 13 637 13 663 13 690 13 695
13 697 13 707 13 722 13 765 13 783 13 796 13 807 13 831 13 833 13 902 13 905 13 917
13 920 13 943 13 945 13 953 13 954 13 997 14 031 14 047 14 066 14 122 14 151 14 179
14 192 14 218 14 239 14 260 14 315 14 369 14 382 14 427 14 413 14 465 14 483 14 491
14 532 14 550 14 571 14 641 14 648 14 652 15 656 14 664 14 717 14 784 14 797 14 829
14 919 14 930 14 933 14 967 15 015 15 029 15 031 15 144 15 145 15 167 15 174 15 238
15 251 15 265 15 276 15 285 15 314 15 327 15 366 15 369 15 373 15 380 15 390 15 437
15 447 15 449 15 454 15 461 15 490 15 496

Lit. D. 170 Stück von je M. 500 = M. 85 000.

15 505 15 535 15 560 15 581 15 587 15 627 15 645 15 655 15 700 15 718 15 768 15 779
15 792 15 798 15 812 15 823 15 835 15 859 15 897 15 909 15 910 15 915 15 921 15 945
16 009 16 018 16 086 16 100 16 117 16 128 16 166 16 182 16 197 16 210 16 223 16 262
16 273 16 274 16 329 16 396 16 428 16 433 16 467 16 470 16 475 16 480 16 502 16 508
16 535 16 552 16 589 16 631 16 646 16 661 16 680 16 739 16 747 16 757 16 793 16 807
16 827 16 830 16 858 16 892 16 980 16 993 17 065 17 068 17 081 17 087 17 033 17 120
17 141 17 159 17 215 17 223 17 226 17 261 17 270 17 277 17 294 17 326 17 362 17 426
17 466 17 473 17 490 17 491 17 509 17 580 17 594 17 603 17 607 17 625 17 643 17 697
17 781 17 818 17 822 17 834 17 838 17 843 17 855 17 870 17 874 17 887 17 890 17 892
17 903 17 928 17 963 18 054 18 089 18 103 18 144 18 153 18 178 18 190 18 202 18 207
12 229 18 239 18 255 18 264 18 267 18 280 18 307 18 343 18 329 18 511 18 531 18 571
18 587 18 588 18 612 18 614 18 623 18 636 18 655 18 694 18 718 18 722 18 729 18 738
18 770 18 786 18 792 18 892 18 969 18 992 19 002 19 013 19 035 19 042 19 095 19 118
19 130 19 131 19 219 19 240 19 248 19 285 19 335 19 360 19 363 19 368 19 417 19 431
19 441 19 461

Google

Aus den **früheren Auslosungen** sind folgende Schuldverschreibungen noch **nicht** zur Einlösung vorgezeigt worden:

Auslosung: Januar 1914, Verzinsung bis 1. Juli 1914.
Nr. 8344 von **M. 2000.** Nr. 16 82 , 17 015 von je **M. 500.**

Auslosung: Januar 1915, Verzinsung bis 1. Juli 1915.
Nr. 339 von **M. 5000.**
Nr. 1622, 2614, 2626, 2634, 3153, 3430 von je **M. 2000.**
Nr. 3626, 3628, 4504, 4725, 5766, 5936, 7063, 7700, 8115, 8221, 8604, 8808, 8816, 8819, 9656, 10 484, 10 505, 10 518, 10 943, 11 676, 11 980, 12 444, 13 514, 14 194, 14 437, 14 958 von je **M. 1000.**
Nr. 15 503, 15 630, 15 950, 15 987, 17 026, 17 571, 18 294, 18 638, 19 436 von je **M. 500.**

Essen, im Januar 1916.

4% Anleihe der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen, vom Jahre 1908.

Bei der am **12. Januar 1916** stattgehabten **5. Verlosung** sind die folgenden **Nummern** zur Rückzahlung am **1. Juli 1916** gezogen worden:

Lit. A. 49 Stück von je M. 5000 = M. 245 000.

33 102 173 243 239 312 377 412 452 622 624 625 626 721 885 986 997 1245 1461 1766 1790 1898 1921 2024 2036 2153 2239 2614 2745 2759 2765 2783 2788 2795 2810 2959 3014 3209 3293 3315 3497 3539 3624 3648 3709 3728 3745 3805 3901

Lit. B. 74 Stück von je M. 2000 = M. 148 000.

4071 4152 4170 4211 4401 4454 4484 4506 4552 4872 4882 4910 4981 5066 5277 5371 5489 5514 5544 5593 5724 5752 5824 5832 5840 5852 6147 6151 6166 6185 6231 6289 6390 6446 6600 6602 6697 6739 6945 7071 7176 7283 7292 7538 7563 7613 7620 7674 7693 7890 7898 7919 8278 8349 8364 8576 8593 8620 8778 8823 8940 8954 9008 9060 9292 9430 9549 9572 9698 9606 9648 9694 9807 9955

Lit. C. 185 Stück von je M. 1000 = M. 185 000.

10 061 10 127 10 133 10 363 10 509 10 559 10 703 10 852 10 923 11 027 11 174 11 459
11 477 11 497 11 547 11 574 11 642 11 693 11 796 11 805 11 823 11 872 11 929 15 935
12 027 12 109 12 183 12 194 12 207 12 328 12 392 12 426 12 438 12 487 12 530 12 645
12 697 12 758 12 938 12 990 13 111 13 226 13 264 13 309 13 367 13 375 13 409 13 444
13 459 13 669 13 676 13 731 13 748 13 892 13 893 14 057 14 079 14 095 14 100 14 101
14 228 14 348 14 385 14 552 14 635 14 734 14 822 14 830 14 863 14 884 14 893 14 945
15 027 15 065 15 105 15 219 15 239 15 358 15 398 15 559 15 619 15 652 15 693 16 209
16 223 16 299 16 393 16 903 17 000 17 178 17 198 17 264 17 426 17 597 17 619 17 747
17 892 18 045 18 072 18 223 18 326 18 418 18 552 18 713 18 781 18 825 19 198 19 267
19 306 19 329 19 412 19 415 19 444 19 454 19 465 19 588 19 607 19 658 19 748 19 844
19 859 19 890 20 048 20 160 20 405 20 470 20 606 20 698 20 741 20 745 20 827 20 836
20 850 20 875 20 907 20 925 21 017 21 106 21 177 21 236 21 375 21 541 21 772 21 849
21 931 22 021 22 180 22 185 22 358 22 402 22 403 22 561 22 648 22 851 22 896 23 000
23 002 23 010 23 060 23 098 23 130 23 174 23 181 23 201 23 366 23 589 23 740 23 913
24 021 24 022 24 153 24 169 24 203 24 223 24 377 23 403 24 430 24 447 24 551 24 602
24 625 24 642 24 753 24 774 24 956

Lit. D. 75 Stück von je M. 500 = M. 37 500.

25 012 25 053 25 062 25 087 25 179 25 191 25 219 25 246 25 437 25 470 25 473 25 550
25 552 25 560 25 574 25 808 25 869 26 015 26 237 26 350 26 351 26 384 26 433 26 444
26 509 26 559 26 596 26 791 26 849 26 885 26 895 27 115 27 183 27 436 27 624 27 627
27 696 27 780 27 882 27 911 27 954 28 150 28 174 28 314 28 475 28 543 28 582 28 594
28 603 28 645 28 760 29 099 29 108 29 171 29 214 29 220 29 257 29 288 29 335 29 428
29 532 29 713 29 782 29 846 29 885 29 899 30 253 30 464 30 494 30 647 30 775 30 840
30 852 30 856 30 981

Aus den **früheren Auslosungen** sind folgende Schuldverschreibungen noch **nicht** zur Einlösung vorgezeigt worden:

Auslosung: Januar 1912, Verzinsung bis 1. Juli 1912.
Nr. 10 169, 11 707, 12 048 von je **M. 1000.** Nr. 25 436 von **M. 500.**

Auslosung: Januar 1913, Verzinsung bis 1. Juli 1913.
Nr. 375 von **M. 5000.** Nr. 11 201 von **M. 1000.**

Auslosung: Januar 1914, Verzinsung bis 1. Juli 1914.
Nr. 25 142 von **M. 500.**

Auslosung: Januar 1915, Verzinsung bis 1. Juli 1915.
Nr. 281, 578 von je **M. 5000.** Nr. 11 013, 11 141, 12 559, 14 066 von je **M. 1000.**

Essen, im Januar 1916.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Februar 1916.

Vor der Entscheidung.

In der pariser Zeitung Le Matin erzählten neulich drei namenlos Neutrale, was sie in Deutschland gesehen haben. Einer rühmt sich, mit dem Geleitbrief einer Deutschen Gesandtschaft in das Reich geschlüpft zu sein, von dessen Zustand er ein getreues Bild zu geben trachtet. Die Züge gehen und kommen pünktlich; daß auch der Speise- und Schlafwagendienst nicht eingeschränkt ist, wird verschwiegen. Ankunft in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof. Kein Automobil zu haben. Was von solchen Gefährten sichtbar ist, scheint aus vorgeschichtlicher Zeit zu stammen; keucht, auf zwei Holzrädern, in Schlängellinien über das Pflaster. Der Kömmling will in einem Gasthaus am Bahnhof Friedrichstraße wohnen. Für den Weg (in gemächlichem Trab zwanzig Minuten) braucht er drei Droschken; weil das Pferd der ersten übermüdet, das der zweiten lahm ist. (Während ich das getreue Bild des berliner Lebens beschaute, kam zu mir, in einen Vorort, ein Neutraler in einer Autodroschke; und als er fort mußte, rief ihm das Telephon eine andere herbei.) In der Friedrichstraße und Unter den Linden wimmelt der Orient; Türken, Egypter, Levantiner beherrschen die Fußwege. Keine Trauerkleider; auch dieser Wunsch des Kaisers, heißts, ist erfüllt worden; die Witwen und Mütter gefallener Krieger tragen Roth, Gelb, Veilchenfarbe. Das Volk soll vor trüber Stimmung bewahrt werden. Dennoch erblickt der Fremde ringsum eine ungemein große Menge Verwundeter; in einem Lazaret des

Google

Westens neunzig Unteroffiziere, die, sämmtlich, an der Ostfront das Augenlicht verloren haben. Wer nun nicht an die Allgewalt der Russenleistung glaubt, lernt wohl selbst vor Iswolskijs Wahrhaftigkeit niemals Andacht. Der zweite Neutrale berichtet: Nur Greise und Kinder sind noch zu sehen (also wohl auch alle rüstigen Frauen schon im Feld); wo leckere Nährmittel ausgestellt sind, werden die Ladenscheiben zerschlagen (von Greisen und Kindern, versteht sich); jedes Geräth, das irgendein Metalltheilchen hat, wird, sogar Spiegel und Wanduhr, vom Staat in Beschlag genommen; Steuerbeamte gehen von Haus zu Haus und fordern dem Bürger zwei Drittel seines Geldes ab (gegen Quittung: auf deren Einlösung er geduldig warten mag); das Ergebniß dieses Zwanges nennt sich dann Anleihe; die gefangenen Franzosen wären längst verhungert, wenn sie nicht aus der Heimath Lebensmittel erhielten; Alltagsschauspiel: die Wärter erbetteln von den Gefangenen Zwieback oder Brotrinde. Der dritte Neutrale hat die große berliner Januarschlacht erlebt. (Von der wißt Ihr nichts? Was erfahrt Ihr, Boches, denn? Hier ist ein Augenzeuge; hier giebts kein Geflunker.) Alle Schänken und Kaffeehäuser geschlossen. In allen Hauptstraßen Reiterposten. Nützt nicht: eine ungeheure Menschenwoge wälzt sich durchs Brandenburger Thor, wo die Wachmannschaft den Wehrdienst weigert; und brandet bis vor das Zeughaus. Weil zwei Landsturmcompagnien dem Befehl, in die Menge zu schießen, nicht gehorchen, knattern zwei Maschinengewehre los; sechzig Tote und dreihundert Verwundete werden vom Platz geschleppt. Dem Neutralen fehlen die Worte, die seinem Entsetzen Ausdruck gäben; er kann nur noch stammeln, das Stadtbild sei, mit den abgesperrten Straßen, den zum Schuß bereiten Wachposten, düsterer als je eins, das er im Gebiet des Belagerungzustandes sah ... Die Berichte sind am siebenundzwanzigsten Januar und am ersten Februar veröffentlicht werden. Nicht einer ihrer Sätze ähnelt der Wahrheit. Millionen ists Manna.

Auch Le Temps hat seinen Neutralen. Der nennt sich Hendrik Hudson (ist aber gewiß nicht Skandinave, Niederländer, Amerikaner) und schreibt „von der holländischen Grenze“ (wahrscheinlich also aus der Schweiz). Was? Daß, im vorigen Frühling, der Reichstag den Eintritt der Fraktionführer in die Regirung

Google

erzwungen hätte, wenn die Russen nicht durch den Frontbruch bei Gorlice zum Rückzug genöthigt worden wären. (Der Plan ist, wie mancher andere zuvor und danach, aufgetaucht, beplaudert und still wieder beigesetzt worden.) „Ein Zeugniß von der Wandlung deutschen Wesens.“ Für Herrn Hendrik Hudson. Der hat allerlei Tratsch erlauscht und baut den Franzosen nun sein nettes Deutschland auf; ein Spielschachtelreich in falsch gestellte Coulissen. (Beispiel: Die Zeitungcensur wird ins Polizeipräsidium einquartirt.) Aus dem Munde der Journalisten tönt die Klage: „Wir werden von den Behörden wie Kinder oder Schafsköpfe behandelt.“ Das Auswärtige Amt ist in stetem Zwist mit den Militärcensoren und kann sich nur mit dem General von Moltke verständigen. Der Kanzler hat schon in Friedenszeit die Gunst der Juden erschmeichelt, die den wichtigsten Theil der Presse beherrschen, und erntet jetzt den Erfolg langen Mühens. Die ersten Kriegsmonate brachten die größten Tageszeitungen in Lebensgefahr. Die Anzeigen schwanden und Herr Rudolf Mosse selbst mußte den Zusammenbruch seines Hauses fürchten. Ein Bischen hat sichs seitdem gebessert; fast alle Anzeigen aber gelten dem Kriegsbedarf. Die drei mächtigsten Preßconcerns werden von Herren geleitet, deren Meinung Wachs in der Hand der Regirenden ist; Einer war Rath im Auswärtigen Amt, der Zweite ersehnt Orden, der Dritte ist selig, wenn er am Tisch des Staatssekretärs mitessen darf. Harden zeigte im August 1914 das frechste Siegesbewußtsein; er sagte voraus, daß die Armee des Generals von Kluck die Franzosen bis nach Toulon jagen werde. Nach den Kämpfen an der Marne und am Yser wurde er vernünftiger. In seiner Zeitschrift; in öffentlichen Reden sprach er so kriegerisch wie zuvor. Dieses Doppelspiel war schlau, doch nicht gerade anständig. Als er es aufgegeben und zugestanden hatte, daß noch nirgends Entscheidung erstritten sei, wurde seine Wochenschrift verboten; fortan soll sie in der Schweiz erscheinen. Wieder ein Wandlungzeichen. Der Mann, der sich selbst verbannt, ist durchaus nicht der einzige, der die Niederlage ahnt. Die Zuversicht, in der Alles paradirt, ist erheuchelt. Dem Volk wird die Wahrheit gehehlt; durch dieses Dunkel strauchelt es in grause Gefahr. . . Sagt Hendrik Hudson. Haben Pascal und Voltaire so für Aufklärung gewirkt?

Google

Frankreich, das die Bundesgenossen mit Berichten speist, ist gewiß, daß nur der Schrecken noch die Enthüllung der Reichsohnmacht hindert. „Man heuchelt, entstellt und fälscht; mit aller Gewalt will man den Einsturz verzögern, den man doch als unvermeidlich erkennt; das Auge soll an der Wirklichkeit, die sich ihm aufdrängt, zweifeln lernen.“ (Zweifeln lernen, daß französische und russische Provinzen, daß Belgien, Serbien, Montenegro von den Heeren Deutschlands und seiner Waffengefährten besetzt sind?) „Die Deutschen wollen auch den Schein der Unruhe meiden und hoffen, ihre Larve werde uns täuschen.“ Verlogene Kanibalen. So waren sie immer. Im Temps wurden am ersten Februar Bruchstücke aus einem neuen Buch des Herrn Dr. Le Bon veröffentlicht. Der weiß, daß schon Louvois nur durch Germanenwildheit genöthigt wurde, die Pfalz hart anzupacken. („Wenn die Deutschen sich nicht zu anständiger Kriegführung entschließen, müssen wir sie an Grausamkeit überbieten“: daß der Kriegsminister des Sonnenkönigs diesen Satz schrieb, genügt doch wohl als Beweis.) Herr Le Bon, dessen Psychologenversuche in Deutschland allzu freundlich beurtheilt wurden, weiß auch, daß Bismarck gesagt hat: „Die richtige Strategie fordert nicht nur, daß man die feindliche Streitkraft schlägt, sondern auch, daß man die Bewohner des feindlichen Landes drückt und peinigt, bis das Uebermaß des Leidens sie zwingt, ihre Regirung um Friedensschluß zu bitten. Man darf diesen Leuten nichts lassen als die Augen, die den Krieg beweinen.“ Die Sätze sind aus Buschs erstem Bismarckbuch; doch hat nicht der Kanzler des Norddeutschen Bundes sie gesprochen, sondern, am achten September 1870, in Reims, der amerikanische General Sheridan, dessen Lehre die Preußen „beachtenswerth, doch ein Wenig herzlos“ fanden. Thut nichts: Der Märker wird verbrannt und Louvois in die Glorie gehoben. „Muß im Kampf gegen solchen Feind nicht jedes Mittel angewendet werden, das die Zermalmung der Barbaren beschleunigen kann?“ Kein erlangbares wäre unversucht geblieben. Wortzauber hext es nicht herbei. Deshalb mahnt selbst General De Lacroix die Landsleute, nicht, ungeduldig, auf raschen Sieg zu rechnen. Wie im amerikanischen Abfallkrieg, spricht er, wirds. Von 1861 bis 64 hat der Süden fast immer gesiegt, der Norden Fehler gemacht, Enttäuschung und Niederlage erlebt. Doch die vereinten Nordstaaten hatten die Seeherrschaft, den Ausfuhrhandel, die höhere Menschenzahl und

Google

waren drum schon Sieger, als sie flüchtigem Blick noch besiegt schienen. Der Süden konnte Schlachten gewinnen, nie aber das Heer des Feindes vernichten. Eben so unerreichbar fern ist diese Möglichkeit heute den Deutschen; trotz ihrer bewundernswerthen Organisation, ihrer gründlichen Erziehung zum Krieg und der Behendheit ihres Generalstabes. Was war, wird wieder sein. Was in dem Amerikanerkrieg war? In dem hatte Sheridan mitgefochten; und die Erfahrung gesammelt, deren Frucht er in Reims die Deutschen schmecken ließ. Wer dem General De Lacroix glaubt, darf im Drang der Noth vor dem Rath des Amerikaners nicht schaudern. Der nicht, dem eines Volkes Schicksal anvertraut ist.

In der Lügenmauer, aus der heute wieder ein paar Steinchen gelöst wurden, nistet der Feindesglaube an Sieg. Seit die Russen aus den Karpathen getrieben wurden, hat keine der wider uns verbündeten Mächte irgendeinen Vortheil aus Europa geheimst; und alle schwören dennoch, nicht nur mit der Lippe: „Der Sieg ist uns gewiß.“ Was können wir dagegen thun? Jeder Gewissenhafte müßte nach einer Forscherfahrt durchs Deutsche Reich bekennen, daß die Lebensführung zwar theurer und minder bequem, doch von allgemeiner Noth nichts zu spüren ist. Woher käme sie einem Lande, das in achtzehn Monaten ein paar Dutzend Milliarden in Umlauf gebracht und nur Bruchtheilchen davon über die Grenzen geschickt hat? Männermangel und Nährstoffschwund, Angst und Aufruhr: erlogen. Die Angabe, daß den Bürgern Bargeld, Uhren, Spiegel, Lampen, Rahmen, Erzeugnisse des Metallkunstgewerbes abgefordert werden, klingt dem Ohr Erwachsener so glaublich wie die Gruselmär von Pflichtweigerung deutscher Krieger und von Maschinengewehren, die Frauen und Kinder aufs Pflaster schichten; noch wüster als die Kunde von dem Zeitunghäuptling, dem Frühstück die Ueberzeugung abkauft, und von dem Wochenschriftleiter, den „schlau“ dünkt, in Rede und Schrift, vor der selben Menschenschaar, sein Urtheil zu spalten. Nie waren ansehnliche Landgüter so hoch im Preis. Nie wurden Juwelenhändlern so viele Prunkstücke aus dem Glasschrank geholt. Einschrumpfenden Gewerben schafft Staat oder Gemeinde Ersatzaufträge. Mütter und Mädchen finden leichter als je Lohnstellen. Die Ernährung weicht manchmal (nicht oft genug) von Alltagsgewohnheit. Essen wir Elephanten und Ratten und zahlen, wie

Google

die belagerten Pariser (die auch Brotkarten hatten), für ein frisches Ei drei Francs und einen halben? Kann in einem Gebiet, das von Antwerpen bis nach Kleinasien, vom Isonzo bis an die Dwina reicht, an Ost- und Nordsee, Adriatisches und Schwarzes Meer, Alpen und Kaukasus grenzt, Hungersnoth werden, die das Leben gefährdet? Kommt, ehrlich Neutrale, zu schauen. Ihr werdet nicht darben, sogar, wenn Ihr Lust und Geld habt, schlemmen; und den kräftigen Puls alles Seins bestaunen. Euer Zeugniß könnte dem Erdtheil ungeheuren Dienst leisten. Die Lügenmauer in Trümmer posaunen. „Unwahrscheinlich. Deutschland will Frieden; seine Feinde wollen Fortsetzung des Krieges. Damit ist bewiesen ...“

Daß Deutschland dem Ziel nah, der Feind ihm ferner als am ersten Kriegstag ist. An dieses Zieles Schranke war nie der Wunsch geklebt, England, Frankreich, Italien, Rußland nebst ihren Schützlingen zu vernichten oder in Hörigkeit zu schnüren. Der Gewinner hat das Recht (und, wo es um unwiederbringliches Menschheitgut geht, auch die Pflicht), Frieden anzubieten. Solches Angebot erniedert ihn nicht, sondern breitet sein Ansehen; zeugt von Kraft, nicht von zager Schwachheit. „Die Deutschen möchten Unvermeidliches meiden.“ Richtig: im Fortgang des Krieges Unvermeidliches, das aber durchaus nicht ihnen allein Schaden androht. Sie möchten nicht gezwungen sein, neue Erdtheilsstrecken zu verwüsten und den Reigen des Todes ins Doppelte zu längern. Vor sechs Monaten konnten sie sich in Vertheidigung bescheiden; das Eroberte halten, nützen und dem Feind sagen: Wir regen uns nicht, bis Du uns in Abwehr schwingst. Jetzt ists zu spät. Die Vorbereitung des Handelns, das Entscheidung bringen könnte, ward von den Feinden verzaudert; heute noch stöhnen sie über Einheitmangel und berathen, wie Dichtung der Lücke erwirkbar sei. Alle Ozeane und vier Kontinente sind ihrem Willensdrang offen; die Hälfte der Menschheit ist ihnen verpflichtet. Dürfen wir warten, bis sie dem Feinde den Gestus, die Linie der Kriegswirthschaft abgeguckt haben und uns leis endlich die Noth beschleicht, die jetzt nur Lügenspuk ist? Männer können nicht leugnen, daß die dritte Aeckerbestellung schwieriger als die zweite würde, daß zwar nicht die Mannschaft, doch wichtiger Rohstoff schwer zu ergänzen wäre und der Geldaufwand ins Unerschwingliche wüchse. Nach drei Sperrjahren wären auf den Hauptmärkten auch die Plätze besetzt, von denen Deutschlands Gewerbe und Handel nicht zu verdrängen schien.

Google

Dürfen wir warten? Des Feindes Sehnen nach Hinauszerrung giebt die Antwort: Nein. Niemals der Vollstrecker feindlichen Willens zu werden, mahnt das oberste Kriegsgesetz (Bonapartes und Clausewitzens). Selbst die Gewißheit, gegen Erschöpfungskrieg gefeit zu sein, darf uns nicht bestimmen, ihn als Fremdlingsgebot hinzunehmen. „Noch ist Frist zu Verständigung; kurze. Wir wollen nicht, daß Europa arm und wüst, Weltbummlern ein Cannae und Pompeji werde. Unsere Heere haben gewaltige Siege erfochten und sind nirgends geschlagen worden. (An Marne und Yser war Fehlschlag, nicht Niederlage.) Staatsvernunft warnt uns aber vor Ueberspannung der Bogensehne. Eure Streitkraft ist nicht zerschellt; der Schild Eurer Waffenehre unverbeult. Aus der Erkenntniß, daß diesem Krieg, als dem grausesten Unheil in aller Menschheitgeschichte, schnell das Ende bereitet werden muß, und aus nüchterner Wägung der Kräfte und Entwickelungmöglichkeiten kann Friede werden; haltbarer, der keine Würde besudelt, kein Wurzelrecht ausjätet, den Weg in mähliche Versöhnung, in Europäereintracht nicht verriegelt. Eine den neuen Machträngen angepaßte Begrenzung der Wehrkraft ist denkbar (im Besitz des unentbehrlichen Athemraumes braucht eine Nation sich nicht mehr so hart zu panzern, als müsse sie ihn erst dem Schwert anderer Gerüsteten abtrutzen); denkbar auch eine Kriegsschuldgemeinschaft, die dem Willen zum Frieden ein fester Gurt würde. Wollt Ihr aus Lügennebel in Klarheit, aus dem morschen Schaupomp unterspülter Paläste in saubere Hallen ehrlich schlichter Arbeitgenossenschaft, die in einem Menschenalter einen Theil des Schadens von gestern und heute zu tilgen vermöchte? Ihr werdet uns nicht unbillig finden. Sollen die Ueberlebenden fühlen, daß der Krieg, trotz all seinen Gräueln, Europens weiße Menschheit vorwärts geführt, den Gefallenen also ein nie verwitterndes Denkmal errichtet hat, oder soll Euren Leuten, in Gruft und Wohnstatt, auch fortan vorgegaukelt werden, die starken, eigensinnig tüchtigen Deutschen seien so niederzuwerfen, daß sie in absehbarer Zeit nicht wieder aufstehen können? Noch ist zu Verständigung Frist; kurze." So müßte Deutschland jetzt sprechen; nicht in Gewisper: laut, daß die Völker, nicht nur deren Schmarotzer und Schmeichler, es hören. Ohne Gequalm die Grundmauer zeigen, auf der Friede ruhen könnte. Wird die Ladung als Schwachheitzeichen verschrien: einerlei. Wird sie abgelehnt: im Glanz des

Google

Siegers hätte Deutschland die letzte Pflicht erfüllt, die es in seinem Gewissen dem Erdtheil, der Menschheit schuldig war.

Vor der Vernunft, vor dem Ethos aller Erdenbewohner wäre dann erwiesen, daß unsere Feinde nicht, wie der Edle, der in Schicksalsverhängniß geschleudert ward, das Ende allgemeiner Pein, sondern die Verstümmelung des lästig Starken erstreben; daß wir ums Lebensrecht kämpfen müssen. Wer dürfte danach je noch wagen, den Deutschen Geduld und Wahrung alten Brauches zu empfehlen? Dann würde Krieg, wie noch heute kein Hirn ihn träumt. Krieg, dessen Recht jeder neue Tag geböre, wiedergeböre. Wie nur Mythos und Geschichte der Thierheit ihn ahnen ließ. In die Zange der Wahl zwischen jämmerlichem Frieden und Zermürbung durch langen Krieg (mit dem Trost, daß er auch den Erdtheil, Feinde wie Freunde, versiecht) sind wir nicht zu klemmen. Wir warten nicht, bis Euch beliebt, die Gewichte auf den Wägschalen zu prüfen. Muß gestorben sein: wir bestimmen die Stunde. Kein neutraler Staat könnte uns zumuthen, an seinen Vortheil, sein Behagen eher als an unseres Lebens Sicherung zu denken. Ist der Hader mit den Vereinigten Staaten (auf deren Waffen und Munition unsere Feinde nicht mehr angewiesen, deren Milliardenaufträge, bis auf Bleibsel, ausgeführt sind) mit irgendeiner anständigen Formel zu überpflastern: weder Wortknicker noch Neugeldknauser wollen wir sein; die anglo-amerikanische Zwiesprache über Ausfuhracht und Baumwollbann würde danach rasch hitzig. Sehnt Britanien sich aber in den Beweis, daß wirs aus Tauchbooten und Luftfahrzeugen nicht in das Herzkammerrohr treffen können, will es erst nach diesem Beweis die Friedensfrage erörtern, dann müssen die Vereinigten Staaten sich in die Gewißheit schicken, daß kein Bedenken noch den Unterseekrieg lähmen, kein Stern und kein Streif ein Schiff in der Kriegszone schützen wird. Was ihnen vor fünfzig Jahren gegen die Südstaaten gelang, soll im Dauerkrieg wider Deutschland der Uebermacht nicht gelingen. Die Hoffnung der De Lacroix ankert in Schlamm. Wir sind nicht matt, nicht furchtsam; neunzehn Monde haben unseren Entschluß nicht gebleicht. Würdig glimpflicher Friede, der gesund altern kann: willkommen. Entmarkung der deutschen Schlagkraft: Nein. Unversehrt soll sie Muthigen Schicksal ersteiten.

Google

Die alten Sprachen.

Im letzten Heft des vorigen Jahrganges der „Zukunft“ habe ich gezeigt, wie der Neuhumanismus aus abergläubigen und verschrobenen Fanatikern wieder Menschen und Christen gemacht hat. Dabei erwähnte ich, daß Paulsen den Neuhumanismus ein Wenig spöttisch behandle. Der Spott des Pädagogen gilt der Aengstlichkeit, mit der die Begründer des Humanistischen Gymnasiums, um dessen Grundidee, die Erziehung zur Humanität, vor Verunreinigung zu bewahren, jede Rücksicht auf den praktischen Nutzen abwehrten. Eine dahin zielende Aeußerung Passows fertigt er mit der Bemerkung ab: „Man sieht, der Verfasser ist ein rechtschaffener Sohn jenes fichtischen sogenannten Idealismus, der nichts mehr verachtete als gesunden Menschenverstand und faßliche Ueberlegung einer Sache aus dem Nützlichen und Möglichen.“

So wollen wir denn im Sinn Paulsens die große pädagogische Streitfrage der Gegenwart ganz praktisch anfassen. Drei Stände brauchen die alten Sprachen zur Ausübung ihres Berufes: Theologen, Philologen und Historiker; so lange man diese drei Stände nicht abschafft, muß es Schulen geben, in denen Lateinisch und Griechisch gelehrt wird. Angehörige anderer Stände würden diese Sprachen wenigstens nicht gern entbehren. Unsere Juristen haben ja jetzt statt des Corpus Juris das Bürgerliche Gesetzbuch; aber die wissenschaftlich Gerichteten unter ihnen werden auf die Kenntniß der altrömischen Gesetzbücher, die so großen Einfluß auf die Gesetzgebung der europäischen Völker hatten, nicht verzichten wollen; und viele Aerzte, Physiker, Chemiker, Biologen würden es als einen unwürdigen Zustand empfinden, wenn sie die vielen Fachausdrücke ihrer Wissenschaft auswendig lernen müßten, ohne Bedeutung und Ableitung zu kennen. Bilden sie doch täglich neue. Haeckel wäre gewiß sehr betrübt gewesen, wenn er Glücklicheren hätte überlassen müssen, seine Hypothesen mit so klangvollen Namen wie Perigenesis der Plastidule zu schmücken.

Eduard von Hartmann hat zur Erleichterung der Jugend vorgeschlagen, das Latein zu streichen und nur das Griechische beizubehalten, das wegen des Werthes der griechischen Literatur nicht entbehrt werden könne. Er hat nicht daran gedacht, daß das Lateinische die Kirchensprache der Katholiken ist. Oder vielleicht hat ihm gerade die Absicht, dem Katholizismus einen Streich zu versetzen, diesen Vorschlag eingegeben. Denn er haßte die Katholische Kirche, weil er zwar zwei große Fächer, die Philosophie und die

Google

Naturwissenschaften, vollkommen beherrschte, historisch aber nicht genügend gebildet war, um die Leistungen der Kirche in der Vergangenheit würdigen zu können, und mit dem katholischen Leben der Gegenwart niemals in Berührung gekommen war. Die Katholiken im Reich sind mächtig genug, ein solches Attentat abzuwehren, und sie würden es um so sicherer thun, weil die lateinische Sprache ein Element der Stärke des Katholizismus ist. Täglich beten Tausende von Priestern: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum; dieses non confundar klingt und wirkt ganz anders als das matt sich hinschleppende: „Ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden." Jedenfalls aber hat Hartmann daran nicht gedacht, daß ohne Kenntniß des Lateinischen die deutsche Geschichte nicht studirt werden kann. Sind doch deren Quellen bis ins dreizehnte Jahrhundert fast sämmtlich lateinische Schriftwerke; und heiße Vaterlandliebe trieb den Freiherrn vom Stein zur Gründung der Monumenta, in denen sie gesammelt werden.

Die Literaturschätze des Alterthums, meinen die Gegner des Humanistischen Gymnasiums, vermittle ja unserem Volke Reclam wirksamer als dieses Gymnasium. Doch Uebersetzungen sind nicht ohne Uebersetzer zu haben und die alten Uebersetzungen können nicht in alle Ewigkeit immer wieder unverändert abgedruckt werden, weil jede lebendige Sprache sich langsam ändert und die Ansprüche, die der neue Stil erhebt, nur durch neue Uebersetzungen befriedigt werden können. Daß keine Uebersetzung das Original ersetzt und daß darum kein Kenner auf dieses verzichten mag, braucht Wissenden nicht gesagt zu werden. Außerdem eignen sich nicht alle alten Literaturwerke zur Verbreitung im Volk. So möchte ich von zweien der drei platonischen Dialoge, die als Kunstwerke unvergänglichen Werth haben und noch von keinem Nachahmer erreicht worden sind: Phaedon, Phaedrus und Symposion, eine Reclam-Ausgabe nicht empfehlen, weil beide das gefährliche Thema vom Eros behandeln*). Und doch bildet die Kenntniß gerade

*) Aus dem selben Grund verzichte ich darauf, in einer allgemein zugänglichen Zeitschrift ausführlich nachzuweisen, daß dieser Eros nichts gemein hat mit orientalischen Lastern, wenn auch (wie denn in der menschlichen Natur Göttliches und Thierisches wunderlich verknüpft sind) die von ihm Ergriffenen in Gefahr schweben, jenen zu verfallen, vor welcher Gefahr Sokrates sehr nachdrücklich gewarnt hat. Zwei Anekdoten wenigstens mögen zeigen, daß der Eros nicht gewissen Drüsen des Unterleibs, sondern der ästhetischen Region der Großhirnrinde entstammt. Unter Gefangenen, die der Barbarenkönig Seuthes niedermetzeln ließ, war ein schöner Knabe, den der Olynthier Episthenes

Google

dieser beiden Werke einen wesentlichen Bestandtheil vollendeter Bildung. Denn der Phaedrus zeigt, wie die Schönheit als Abglanz des Göttlichen uns die Sehnsucht nach der ewigen Heimath weckt, und legt so den Grund zu einer christlichen Aesthetik; das Symposion aber definirt den Eros als den Trieb, in schönen Seelen Schönes zu zeugen, und erschließt so die höchste Auffassung der Jugend- und Volkspädagogik, die namentlich den in der Volkserziehung so einflußreichen Novellisten Gesetz des Schaffens sein sollte.

Endlich werden wahrscheinlich führende Geister die Kenntniß

---

losbat. Seuthes fragte: „Willst Du vielleicht selbst für ihn sterben?" Episthenes hielt seinen Nacken hin und sagte: „Schlage zu, wenn der Knabe Dich heißt." Dieser wollte Das nicht, sondern bat, der König möge doch Beiden das Leben schenken, was auf Xenophons Fürbitte der Barbar that, lachend über diese komischen Griechenkäuze. Xenophons Symposion ist zwar kein historischer Bericht, sondern ein Lehridyll in Dialogform, aber es liegt ihm ohne Zweifel eine wirkliche Begebenheit zu Grunde: das Fest, das Kallias zur Ehre des Autolykos gab, des Siegers im Pankration der Knaben, der, wie wir aus Plutarchs Lysander erfahren, später ein angesehener Athlet geworden und als ein Opfer der Gefälligkeit der Dreißig Tyrannen gegen die Spartaner umgekommen ist. Die Gäste verzehrten ihr Mahl schweigend, weil Keiner von der Schönheit das Autolykos unergriffen blieb (οὐδεὶς ουκ ἔπασχὲ τι τὴν ψυχήν ὑπ' ἐκείνου). Es kann nur die Schönheit des Antlitzes gewesen sein, die so mächtig wirkte, da die Körperbildung des bekleidet Dasitzenden nicht zur Geltung kommen konnte (Frauen und Knaben, die an Gelagen der Männer theilnahmen, lagen nicht, sondern saßen). Und diese von der Schönheit eines Knabengesichtes überwältigten Männer waren durchaus nicht „pervers". Die Pantomime Dionysos und Ariadne, die den Schluß des kleinen Festes bildete (vor ihrem Beginn war, nach den strengen Grundsätzen hellenischer Sittlichkeit, der Knabe mit seinem Vater heimgeschickt worden), erregte eine so lebhafte Sehnsucht nach weiblicher Umarmung, daß die Verheiratheten ihre Pferde satteln ließen, um zu den Gattinnen zu eilen, die Ledigen aber schworen, sie wollten allernächstens heirathen. Welche unüberbrückbare Kulft liegt zwischen solchem hellenischen Wesen und der wüsten Roheit der 1. Mose 19 beschriebenen Szene! Aus diesem Sumpf das Auserwählte Volk durch wunderbare Leitung der Geschicke dieses Volkes und durch die Jahrhunderte lange Arbeit der Propheten herauszuziehen, ist der göttlichen Vorsehung endlich gelungen. Eine ähnliche Roheit, der ein Weib zum Opfer fiel (Richter 19), hatte einen Ausrodungskrieg gegen den Stamm Benjamin zur Folge. Die völlige Ausrodung wurde durch einen Kniff abgewendet, aus dem die römische Sage vom Raub der Sabinerinnen entstanden zu sein scheint.

Google

der alten Sprachen darum erhalten wollen, weil die Leiter des Staates den historisch-politischen Inhalt der alten Literatur nicht entbehren können (unsere Politiker sind jetzt ohne Zweifel dem Geschichtschreiber Eduard Meyer sehr dankbar dafür, daß er sie in seinem Kriegsbuch „England“ an eine Aeußerung des Polybius über die Punischen Kriege erinnert) und weil sie den höchsten Beamten die formelle Bildung sichern wollen, die durch das Erlernen dieser Sprachen erworben wird. Nur Unkundige können bestreiten, daß der wunderbar feine Bau dieser Sprachen die beste Schule praktischer Logik ist, mit ihrem Reichthum an Tempora, Modi und Konjunktionen und der strengen Gesetzlichkeit des Gebrauches dieser Sprachformen im scharfen Unterscheiden und im Wahrnehmen feinster logischer Beziehungen übt und zugleich den Sinn für korrekte, schwulstlose Darstellung und für Ausgestaltung jedes Schriftsatzes zu einem Kunstwerk anerzieht. Victor Bérard schreibt in seinem Werk Les Phéniciens et l'Odyssée: „Wer mit den alten wie mit den neuen Hellenen gelebt hat, muß zugeben, daß die Phantasie nicht ihre herrschende Seelenkraft ist und auch nicht die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Originelle Erfindung verlangen sie nicht. Haben ihnen auch schon zwanzig Dichter die Leiden eines Oedipus geschildert, so mag es der einundzwanzigste ruhig noch einmal thun, ohne an der Fabel Etwas zu ändern. Wenn nur das neue Werk regelrecht und harmonisch gestaltet ist, nichts Uebertriebenes und Gewaltsames darin abstößt, wenn es der Ausdruck einer im Gleichgewicht ruhenden Vernunft ist, die saubere und sorgfältige Ausführung durch keine Spur von Schleuderei entstellt wird, wenn das Ganze ein zwar vereinfachtes, aber treues Abbild der Wirklichkeit bietet, so mag dieses Werk immerhin der Originalität entbehren und sogar nur Alltäglichkeit bringen: dem Hellenen wird es echt griechisch und der Hochschätzung der Kenner werth erscheinen. Man giebt ja wohl zu, daß sich die Menschen durch die Hautfarbe unterscheiden; warum will man die Unterscheidung der Gehirne nicht zugeben, nicht einsehen, daß die religiösen Vorstellungen der Rassen sehr verschieden von einander sind? Auch der ganz vertürkte (turquisé) Grieche denkt noch in Syllogismen; die übrigen Nationen können Das nur, so weit sie Schüler des griechischen Humanismus sind. Die Hirne mancher Völker widerstreben geradezu dieser Denkform. Die Araber von heute pflegen, gleich den Hebräern des Alterthums, ihre Wahrnehmungen aneinanderzureihen, ohne sie logisch mit einander zu verketten. Für diese Operation haben die semitischen Sprachen nicht das nöthige Werkzeug; ihnen fehlen

Google

die Konjunktionen und manche Verbalformen. Das hellenische Hirn ist ganz eigenthümlich geartet. Die Grundregel seines Denkens lautet: Jedes vom Menschenverstande aufgestellte Gesetz gilt unbedingt für alle Erscheinungen des Universums. Und da meint man, daß die Griechen gleich den Rothhäuten Totemisten gewesen seien und eine aus Thiermythen abgeleitete Religion gehabt haben?" Die neueren Sprachen nun haben sich allesammt — am Meisten die englische — in dem von Bérard beschriebenen Sinn einigermaßen semitisirt, können deshalb das Griechische als Werkzeug der Schulung im Denken nicht ersetzen. Man spottet über die ungeheuerlichen Schachtelsätze in den Entscheidungen unserer Gerichtshöfe; und als Stilproben wirken sie ja auch komisch. Aber die Fähigkeit, solche Sätze zu bilden, offenbart einen hohen Grad von Kraft und Feinheit des Denkvermögens, zweier Eigenschaften, deren die Richter zur Ausübung ihres Berufes bedürfen und die sie sich am Periodenbau der Alten erworben haben, den sie, allerdings im Widerspruch zum Geist unserer Sprache, nicht eben sehr geschmackvoll nachahmen. Das Werkzeug ohne Nachahmung benützen können: Das erst ist die reife Frucht der formellen klassischen Bildung. Wenn ein Primaner einige Seiten des Thukydides in gutem Deutsch sinngetreu wiedergibt, so beweist er damit Dreierlei: daß er ein hohes Maß von Denkkraft erworben hat, daß er Verständniß für politische und geschichtliche Dinge besitzt und daß er seine Muttersprache so vollkommen beherrscht, wie er es wahrscheinlich nicht vermöchte, wenn er die alten Sprachen nicht bewältigt hätte. Kein besseres Mittel, das Denkorgan bis ins höchste Greisenalter geschmeidig zu erhalten, als die Lecture griechischer Klassiker und Horazens verzwickte Konstruktionen. Gewiß: auch die Mathematik schult die Logik, aber nur einseitig, an toten Raumgebilden und noch toteren Zahlen, während das Sprachenlernen gleich vom ersten Uebungsätzchen an ins volle, reiche Menschenleben einführt mit Denksprüchen, Weisheitregeln; Szenen vorführt, geschichtliche, geo- und ethnographische Stoffe, poetische Kunstwerke darbietet. Wie müssen sich Primaner gepackt fühlen, wenn sie jetzt, während des Krieges, im Thukydides die Präliminarien des Peloponnesischen Krieges lesen, die so lebhaft an die des Weltkrieges erinnern, und wenn ihnen an Thukydides, Polybius und Livius die Kriegsmoral und das Völkerrecht erläutert werden, die jetzt in der Presse Gegenstand so unsachgemäßer Erörterungen sind, daß ein Unwissender in einem hochangesehenen Blatt, ohne sofort widerlegt zu werden, behaupten durfte, die Alten hätten kein Völkerrecht gekannt, ihnen hätten die Bedingungen für ein solches gefehlt.

Google

Weichherzige Freunde der Jugend wenden ein: Mag sein; aber warum so Viele zu der Plage verurtheilen, die nur für Wenige, ihres zukünftigen Berufes wegen, nothwendig ist? Ganz meine Meinung. Für diese Mehrheit gründe man neue Bürger- und Realschulen, schicke auch alle wenig Begabten, seien es Proletariersprößlinge oder Kommerzienrathssöhne, gleich aus der Volksschule in die Werkstatt, auf den Acker, in den Pferdestall, oder wo sie sonst am Besten tauglich sind. Schon Herbart hatte gefordert, die Knaben sollten im zwölften Jahr je nach ihrer Begabung entweder dem Gymnasium oder der Realschule zugewiesen werden oder auf die Volksschulbildung beschränkt bleiben. Es ist vernünftig, daß man jetzt, um die Entscheidung nicht zu treffen zu müssen, einen gemeinsamen Unterbau fürs Gymnasium und die Realschule einrichtet; man könnte aber noch weiter gehen und die Befähigungprüfung schon in der Volksschule ermöglichen, indem man in deren Stundenplan für die drei letzten Jahrgänge Französisch oder Englisch oder Beides aufnähme. So fände man die für Sprachen Begabten heraus. Die Realisten sind ohnehin leicht zu erkennen, da die Volksschule ja Naturkunde und die Elemente der Mathematik, manchmal auch Handfertigkeiten lehrt. Denen, die aus der Volksschule gleich in die Werkstatt oder Fabrik, in den Laden oder den Packhof abgehen, werden die paar französischen oder englischen Brocken, die sie mitnehmen, so wenig schaden wie jetzt unseren Kriegern die in Frankreich aufgelesenen. Machen doch auch nur wenige der akademisch Gebildeten im späteren Leben von Allem, was sie auf dem Gymnasium gelernt haben, Gebrauch. Woraus man eine weitere Waffe gegen dieses schmiedet: „Wie viele Gerichts- und Regirungräthe lesen denn den Homer und Plato überhaupt noch und wie viele lesen ihn in der Ursprache?“ Worauf mit der Gegenfrage zu antworten ist: Wie viele Pfarrer, Historiker, Philologen und Staatsanwälte vergnügen sich denn Sonntags und am Feierabend mit dem Differenziren von Gleichungen und mit geometrischen Konstruktionen? Einem Theil der Gymnasiasten könnte übrigens dadurch Erleichterung verschafft werden, daß das Griechische für fakultativ erklärt und den darauf Verzichtenden zur Erlernung einer oder einiger neueren Sprachen Gelegenheit geboten würde.

Aber ist denn das Erlernen der alten Sprachen wirklich eine so grausame Marter? Für den Sextaner gewiß nicht. Er steht noch in dem Alter, wo „Auswendiglernen“, das Nachplappern unverstandener Wörter, Sätze, Verse Vergnügen macht. Das Kind

ist mit einem wunderbaren Wortegedächtniß begabt; und die Ausübung jeder Fähigkeit bereitet eben dem gesunden Menschen Genuß. Ich habe einen kleinen Jungen, der eben lesen gelernt hatte, den Hans Huckebein, den Unglücksraben, hersagen hören, den er zu seinem Vergnügen gelernt hatte; er schrie das lange Gedicht vor einer größeren Gesellschaft höchst ernsthaft herunter, ohne von der Vis comica des Unsinns eine Ahnung zu haben. In Quinta, wo zusammenhängende Stückchen, Fabeln und Anekdoten, gelesen werden, erregt schon der Stoff Interesse; und dieses Interesse läßt sich von Stufe zu Stufe steigern, wenn die Lehrer keine Pedanten sind (sind sie es, so machen sie jeden Unterrichtsgegenstand langweilig oder peinvoll) und die Behörden die Lecture nicht ungeschickt auswählen. In der Sekunda und Prima muß der Lehrer schon ein arger Pedant sein, wenn er das natürliche Interesse an den politischen Zuständen Roms und den Intimitäten des römischen Familienlebens, die in Ciceros Reden und Briefen lebendig werden, verleiden oder nicht aufkommen lassen kann. Hoffentlich wird auch das griechische Lesebuch von Wilamowitz benutzt, das dem Blick die griechische Erd- und Himmelskunde, Mathematik, Mechanik und Medizin also die Geburtstätte der europäischen Realwissenschaften, erschließt.

Der Laie in der Pädagogik bildet sich ein, weil der Knabe Schmetterlinge fängt, Käfer und Kristalle sammelt, Geschichten liest und gern bastelt, müßten die Realien reiner Genuß für ihn sein. Nein! Mineralien und Pflanzen korrekt beschreiben, klassifiziren, ihre Namen und Eigenschaften merken, Flugbahnen und die Bahn des gebrochenen Lichtstrahls berechnen, ist für den minder Begabten, den Faulen, eine nicht geringere Pein als die lateinische und die griechische Grammatik. Und Geschichten sind nicht Geschichte. Ich bin in allen Zeitaltern zu Haus, beschwere jedoch mein Gedächtniß nicht mit all den Namen, Zahlen, Staatsaktionen, Erbverträgen, Schlachten, die, ganz belanglos für den Gang der Menschheitentwicklung, in den Schulprüfungen abgefragt werden; und würde ich nach einem der in Gymnasien eingeführten Lehrbücher examiniert, so fiele ich in jeder Prüfung durch. Diese Bücher sind ungeschickt und zum Theil so unverständlich abgefaßt, daß man sie wörtlich auswendig lernen müßte, weil man bei selbständiger Wiedergabe ihres Inhaltes nicht sicher wäre, den Sinn zu treffen. Es ist nämlich ungeheuer schwierig, eine Menge verwickelter Ereignisse und Zustände in ein paar kurze Sätze zusammenzufassen, die zudem ganz uninteressant ausfallen, weil nur das Lebendige interessirt, das Lebendige aber das Ein-

Google

zelne ist, das in einem Kompendium keinen Platz hat. Wenn der Lehrer das Gerippe nicht mit Fleisch ausfüllt (und nicht jeder Lehrer thut es und die Knappheit der Zeit gestattet es auch gar nicht), so ist der Geschichtunterricht die reine Plage. Wirkliche Geschichte lernt der Schüler nur kennen, wenn er auf eigene Faust zu umfangreichen Werken greift. Vor einigen Jahren fragte ich einen Tertianer, welche Gegenstände ihm die liebsten seien. Latein und Turnen, antwortete er. Es war nicht etwa ein zukünftiger Philosoph oder Dichter oder für sonstige Geisteswissenschaften prädisponirter Mensch, sondern ein lustiger, aufs Praktische gerichteter, beinahe banausischer Bursche. Er bestand im Latein gut (auch in der Mathematik), in den neueren Sprachen weniger gut, in Geschichte, Geographie und Naturkunde schlecht. Ich denke mir, weil in den alten Sprachen und in der Mathematik das zu Leistende genau, in Geschichte und Naturkunde nicht genau umschrieben ist, so daß dort ein Mensch, der zwar überhaupt an Wissensstoffen kein sonderliches Interesse hat, der aber gwissenhaft seine Pflicht thun will, weiß, was er zu thun hat, hier nicht.

Und ist denn die Mathematik eine so durchaus vergnügliche Wissenschaft? In meiner Jugend war sie für die Meisten Höllenpein; sie blieb ihnen „Metaphysik", wie Französinnen sagen würden, so daß sie Lehrsätze, Beweise, Formeln auswendig lernen mußten, ohne sich Etwas dabei zu denken. In meinem zwölf Mann starken Abiturientenkursus war außer mir (ich hatte das Glück gehabt, von einem geschickten Lehrer eingeführt zu werden) nur noch Einer, der den Zauber wegbekommen hatte. Jetzt hat man ja wohl bessere Lehrmethoden; dafür wird aber auch mehr verlangt. In meinen jüngeren Jahren kam man für die Physik mit der Elementarmathematik aus; heute wimmelt es in physikalischen Lehrbüchern und Abhandlungen von Differenzialgleichungen und Ernst Mach schreibt, die Physik gewöhne sich, die Beschreibung der Thatsachen durch Differenzialgleichungen als ihr eigentliches Ziel anzusehen. Und nicht Jedem, der die Elementarmathematik bewältigt hat, gelingt es, ins Mysterium der Höheren Mathematik einzudringen, das jetzt Dem, der sich über die Fortschritte der Naturwissenschaften auf dem Laufenden erhalten will, den Weg versperrt.

Also eine Qual ist für den Begabten (Unbegabte gehören nicht aufs Gymnasium) das Griechische und Lateinische, die Mathematik sogar in noch höherem Maß, gleich allen Unterrichtsgegenständen nur dann, wenn ungeschickte Lehrer den Unterricht dazu machen. Ein Kinderspiel sind freilich weder die alten Spra-

Google

chen noch Geometrie und Algebra; harte Arbeit erfordern sie. Aber Das ist kein Unglück. Vor siebenzig Jahren hat Frau Emile de Girardin Schulreformern, die den Unterricht zu einem amusanten Spiel machen wollten, zugerufen: Ihr richtet Unheil an! Die Jugend darf weder leiblich noch seelisch mit Konfekt gefüttert werden. Ein Junge, aus dem ein tüchtiger Mann werden soll, muß es sauer haben (manger de la vache enragée). Stramm arbeiten lernen, ist ein Hauptzweck des Schulbesuchs. Die Gesundheit freilich soll durch die Schule nicht untergraben werden. Das geschieht aber auch nicht. In meiner Gymnasialzeit waren wir, Alle, kerngesund, und wenn in den berüchtigten Schülerbriefen wiener Abiturienten über Kopfschmerzen klagen, so werden die wohl nicht vom Sophokles und Horaz herrühren, sondern von der Unordnung des elterlichen Hauses oder von großstädtischen Vergnügungen, welche die jungen Herren ohne ihre Eltern genießen. In meiner Umgebung kann ich beobachten, daß Gymnasiasten für allerlei Liebhabereien Zeit haben. Besonders an katholischen Gymnasien wird Musik eifrig gepflegt und öffentliche Aufführungen beweisen, daß nach dem Urtheil von Kennern Tüchtiges geleistet wird. Von Herzen gönne ich Kindern und jungen Leuten das Glück, das heutige Landerziehungheime in Verbindung mit vortrefflichen Unterrichtsmethoden gewähren; aber allen ohne Ausnahme möchte ich es nur etwa ein oder zwei Jahre wünschen: zur Aufspeicherung eines Vorrathes von Lebensfreude und Lebensmuth; wer seine ganze Jugend in einem solchen Paradies verlebt hat, ist für die Härten des Lebens, wie dieses nun einmal ist, schwerlich gerüstet.

Leiter solcher Heime, begeisterte Freunde der Jugend, haben sich zu der Forderung verstiegen: Fort mit dem Ballast der Vergangenheit, der die Seelen unserer Knaben und Mädchen beschwert! Auf seine Gegenwart allein richte der Schüler seine Sinne und sein Sinnen! Nach reiflicher Ueberlegung werden sich diese edlen Männer wohl selbst sagen, daß ihnen im enthusiastischen Flug der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen entschwunden ist. Der Mensch ist nicht, wie das Thier, ein Gegenwartgeschöpf: nicht eine fertige und unveränderliche Gegenwart findet er vor, sondern nach einem Zukunftideal baut er sich aus dem Material, das die Vergangenheit liefert, seine Gegenwart selbst*). Und er ist

*) Am Abend des Tages, wo ich Das geschrieben hatte, las ich im Schlußkapitel von Disraelis Sybil: It is the past alone that can explain the present, and it is youth that alone can mould the

Google

Geist. Der Einzelgeist aber lebt von anderen Geistern, nährt sich von ihnen. In der Kindheit ißt oder trinkt er zuerst seine Mutter, dann seine Gespielen, Onkel und Tanten, dann seine Lehrer; und zuletzt, lesend, die bedeutenden Geister aller vergangenen Zeiten. Ein großer Geist wird man nur durch das Verzehren vieler Großgeister (durch quantitative Aufnahme ein Gelehrter; das Genie verändert durch Assimilirung die Qualität des Aufgenommenen). Gewiß erzeugt auch die heutige Gegenwart Verspeisenswerthes, aber was unsere Mitlebenden (abgesehen von der Technik) leisten, verdanken sie der Vergangenheit; und Männer, die den Großgeistern des Alterthums, des Mittelalters, des acht- und neunzehnten Jahrhunderts an die Seite gestellt werden könnten, haben wir noch nicht.

Und läßt es sich denn denken, daß einem geweckten Jungen, der vom Hügel herab die Landschaft beschaut, die Linien nicht auffallen sollten, die „in den Teppich der Flur Demeter gewirkt" hat? Daß sie ihm nicht viel zu fragen geben sollten? Damit aber geräth er tief in die Vergangenheit hinein, denn man muß ihm sagen, daß nicht eine Demeter die Kunst des Acker- und Gartenbaues vom Himmel gebracht hat, sondern daß vor tausend Jahren Mönche sie gelehrt haben, die sie von den Römern gelernt hatten. Und ist es denkbar, daß in einem nicht ganz stumpfsinnigen jungen Menschen beim Anblick des breslauer Rathauses, des freiburger Münsters, des Parthenons oder der münchener, der berliner Nachbildungen griechischer Tempel nicht der Wunsch aufstiege, zu erfahren, wie die Menschen ausgesehen und gelebt haben, die diese Wunderwerke zu schaffen vermochten? Ein künftiger Architekt, der reiner Gegenwartmensch werden sollte, müßte in frühester Jugend mit Arbeitern, Werkzeug und Material, aber ohne Bücher und Bilder auf eine wüste Insel verbannt werden; und es wäre interessant, zu erfahren, ob die Gebäude, die ein solcher Robinson errichten würde, dauerhafter, nützlicher und schöner sein würden als unsere alten Tempel, Kirchen, Paläste und gewöhnlichen Wohnhäuser. Gerade Gegenwartmenschen sind es, amerikanische Milliardäre, die einen verrückten und verwerflichen Vergangenheitkult in Mode und zur Herrschaft gebracht haben: die Ueber-

---

remedial future. Eine Selbstverständlichkeit, die mit Citaten stützen zu wollen, als lächerlich pedantische Schulfuchserei erscheinen mag. Aber so lange Schwärmer die in Jahrtausende langer Lebenserfahrung errungenen Grundwahrheiten umzustoßen sich bemühen, müssen sie immer wieder gestützt werden.

Google

schätzung der Antiquitäten. Sie zahlen ungeheure Summen für Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks, nicht, weil sie kulturgeschichtlich werthvoll oder schön oder als Muster zu gebrauchen, sondern, weil sie alt sind. So ist es gekommen, daß auch unsere reichen Leute oft nur alte Sachen kaufen, die lebenden Künstler aber hungern lassen und daß der Staat Tausende für eine alte Zinnkanne hinauswirft, den lebenden Kunsthandwerkern aber mit seinem Submissionwesen das Fortkommen erschwert, wie im September 1913 auf dem Kongreß deutscher Kunstgewerbetreibenden und Handwerker der Hofzeichner Kimbel in einem packenden Vortrag geklagt hat. Den mit historischem Sinn begabten und historisch gebildeten Mann kann solche Narrheit nicht anwandeln; er weiß, was jede Erscheinung der Vergangenheit werth und wozu sie in der Gegenwart zu gebrauchen ist.

Daß die griechische Philosophie ein Grundbestandtheil des Christenthums ist, wissen die Theologen, und daß die moderne Christenheit den Verkehr mit den Alten braucht, als Gegengewicht gegen religiösen und Rassenfanatismus wie gegen amusisches Geschäftsbanausenthum, habe ich oft gezeigt. Eines nebensächlichen, doch nicht ganz unwichtigen Nutzens sei noch gedacht. Der humane Mensch empfindet als Wohlthat (und die Anderen fördert es in der Humanität), wenn man auf Stunden in eine Welt zurückkehren kann, wo eine über straffe Muskeln gespannte reine Haut die geehrteste Uniform war und wo selbst der Sklave den Vornehmen, den Herrscher nicht anders anredete als Du Perikles, Du Alexander, Du Caesar. Ich ehre unsere Krieger nach Gebühr und halte es für ein Gebot der Staatsweisheit, verdiente Männer mit sichtbaren Auszeichnungen zu belohnen; aber seit das echte und reine Europäerthum der Hellenen und der Römer von dem orientalisirten Byzanz abgelöst worden ist, hat doch die Herrschaft leerer Formen und eitlen Prunkes so oft Unheil angerichtet, daß sie mit einer Literatur bekämpft werden muß, in der das allein Werthvolle, der Mensch und sein Charakter, unverhüllt und unverfälscht sichtbar wird.

Einer Schrulle ist noch zu gedenken, weil ein sehr berühmter Mann daran leidet: daß Sprachenlernen verdumme. Die Schulwelt glaubt aus dem zuvor angeführten Grund noch immer das Gegentheil. Der große Chemiker hält die Vielheit der Sprachen für einen schädlichen Unfug und möchte alle Sprachen durch Esperanto ersetzen. Gelänge es ihm, den Völkern ihre Seelen zu stehlen (Das sind ihre Sprachen), so würde namentlich das Seelenleben der Gebildeten um einen großen Schatz ärmer. Die Seelen

Google

der Völker in ihren Sprachen kennen lernen, gehört zu den feinsten und edelsten geistigen Genüssen. Wie ich mir in der Lecture der alten Klassiker die Hellenen und die Römer wiederbelebe, so zaubern mir die Klänge und die Wortbilder der Sprachen den anmuthigen Italiener, den formkorrekten Franzosen, die Grandezza des Spaniers, den trocknen Humor des matter-of-fact-man leibhaftig vor Augen. Dem durch einschränkende Verhältnisse Gebundenen ersetzt solche Lecture die Reisen ins Ausland: zu seinen Landschaft-, Architektur- und Museumsbildern liefert sie ihm die lebendige Staffage.

Gradezu komisch wirkt auf den Kundigen der pathetische Ausruf: Wir wollen doch nicht Römer, sondern Deutsche erziehen! Die Etonboys, die angehenden Regenten des britischen Reiches, lernen außer football, rowing und yachting überhaupt nichts als ein Bischen Griechisch und Lateinisch, um im Parlament mit klassischen Citaten glänzen zu können. Sind sie keine Engländer? Und wenn sie aus Livius und Tacitus, aus Caesar, Cicero und Horaz Römergeist einathmen, so thut Das doch ihrer „Weltherrschaft" wahrlich keinen Abbruch.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Man studire nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfniß dazu ohnedies in sich fühlen; und gerade dieses Bedürfniß des Umganges mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studire immer wieder die alten Griechen! Das Studium der Schriften des Alterthums ist für die Bildung eines Charakters durchaus nicht ohne Wirkung. Ein Lump bleibt freilich ein Lump und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Aber ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt hat, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das Herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen. Wir müssen uns hüten, das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. (Goethe.)

Google

Wilhelm und Karoline von Humboldt.

Mitten im Krieg, freilich schon mit der Jahreszahl 1916 bezeichnet, erschien der Schlußband des prächtig ausgestatteten Briefwechsels*) zwischen Wilhelm von Humboldt, einem unserer erlauchtesten Geister, und seiner ebenbürtigen Gattin Karoline. Sieben Bände, jeder über vierhundert Seiten, manche viel mehr enthaltend. Und doch möchte ich gleich dem Bedenken Vieler, daß mit diesem ungeheuren Werk eine zu große Zumuthung an das lesende Publikum gestellt würde, mit der Bemerkung entgegentreten: Leset; und Ihr werdet die Zweifel aufgeben. Denn alle Klassen von Lesern, die sich berauschen, die sich belehren, die sich nur unterhalten wollen, kommen auf ihre Kosten.

Die der Anregung Bedürftigen werden befriedigt durch den Liebestaumel, der das Buch durchzieht, durch die zitternde Aufregung der Brautzeit, durch den nachhaltigen Genuß einer langen Ehezeit, die mit dem Zerreißen des Gürtels und Schleiers keine prosaische Ernüchterung eintreten, sondern das Schwelgen in Wonnen, noch über den Tod Karolinens hinaus, andauern läßt. Diese beiden ungewöhnlichen Menschen sparen bis zuletzt nicht an Verliebtenausdrücken. Die gewöhnliche Anrede, mit der sie noch als alte Leute zu einander sprechen, ist: „Liebe Seele", „Theures Herz" und Aehnliches. Und vielleicht hat gerade diese Liebeseligkeit, die sich nicht nur in Anreden, sondern auch in längerer Rede ausdrückt, so leicht man sie auch durch die Zeit der Romantik erklären könnte, für Manchen etwas Ermüdendes.

Die Lerneifrigen sehen die politische und literarische Bewewegung der Zeit, besonders der zwischen 1790 und 1830, an sich vorüberziehen. Sie hören unendlich viele politische Gerüchte und Thatsachen, die schwere Noth der Jahre der Revolutionkriege, der Erniedrigung, der Befreiungskämpfe, der Kriege der Griechen und der polnischen Revolution, der Reaktion, namentlich in Preußen; sie können die staatsmännische und diplomatische Thätigkeit Humboldts, seiner Genossen und seiner Feinde verfolgen.

*) Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Berlin, bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Jeder Band ist mit Illustrationen geschmückt; der letzte hat deren acht. Die Art der Herausgabe läßt Manches zu wünschen übrig. Die Anmerkungen sind nicht reichlich genug. Viel Sachliches bleibt unerklärt. Einzelnes ist falsch. Von den ersten Bänden weiß ich, daß sie eine große Leserschaar gefunden haben.

Google

Einzelne Bände sind an solchen Mittheilungen fast überreich; 4, 5 und 6 könnte man als wichtige Quelle für Preußens innere und äußere Geschichte bezeichnen. Sie sind gerade deshalb so ausführlich, weil in diesen Zeiten das Ehepaar Jahre lang getrennt war. Aber die Leser machen auch einen literarischen Kursus durch, in dem sie unseren größten Schriftstellern, Goethe und Schiller, und vielen kleineren begegnen. Die Leser empfangen scharfe oder milde, aber stets weise Urtheile über indische und griechische, französische, spanische, italienische Literatur.

Wer aber gern Familiennachrichten hört, kann dieses Verlangen fast im Uebermaß stillen, denn die Zahl der Personen, mit denen das Paar in Paris, Wien, Rom, Berlin verkehrte, war ungemein groß: Gelehrte, Künstler, Diplomaten, Minister, die Mitglieder der Hofgesellschaft, auch der König mit den Seinen treten vielfach hervor und die Zahl der zu Humboldts Familie Gehörigen und ihr Bekannten scheint uns unendlich.

Die nach Unterhaltung Begierigen endlich werden durch vielfache Anekdoten belohnt, durch die witzige, humoristische Art, die Wilhelm eigen ist, in dem letzten Band mehr als in den früheren. Das scheint uns seltsam. Doch Mancher hat wohl an sich selbst erprobt, daß gerade mit den zunehmenden Jahren, in denen, wie man meinen möchte, der Ernst der Lebensauffassung, im Hinblick auf das nahende Ende, sich verstärkt, die innere Heiterkeit zunimmt und daß eben dieser klare innere Friede sich in Humor ausdrückt. Karoline dagegen bleibt immer ernst und getragen. Und auch Dies ist begreiflich: weil sie, besonders in ihren letzten Jahren, von 1820 an körperlich litt und die Entfernung von ihren Kindern seelisch schwer ertrug. Wilhelm, der Amtsbürde enthoben und in Repräsentationpflichten beschränkt, nur einmal mit einer längeren Thätigkeit, nämlich der Verpflichtung, das Königliche Museum in Berlin zu ordnen, belastet, athmet in den letzten Jahren auf. Er weiß munter, manchmal ausgelassen zu erzählen, er charakterisirt sich selbst als „höchst amusabel", findet in den kleinsten Vorfällen Anregung zu heiteren Bemerkungen und weiß höchst anmuthig, besonders über seine Rolle als Gutsherr und Hausvater, zu plaudern. Wie er in Ottmachau, dem großen schlesischen Gut, das ihm als Dotation nach seinem Scheiden aus dem Staatsdienst verliehen wurde, und in Burgörner, der thüringischen Besitzung, die ihm von seinem Schwiegervater zugefallen war, die Gänse und Puten verbannt; wie er von einem Ehepaar berichtet, das den Bier- und Weinkeller unter sich vertheilt, so daß die Frau, wenn der Keller naß ist, auf dem Mann,

Google

der zu dem Zweck Wasserstiefel anzieht, in den Bierkeller hineinreitet; wie er berichtet, daß die Schauspielerin Jagemann, als sie über den Tod eines kleinen Hundes trauerte, von Frau von Krüdener, der bekannten Frömmlerin, das Trostwort empfängt: „Auch diesen Hund werden Sie wiedersehen;“ wie er die neue Frau des Amtmannes durch ein Vergrößerungsglas ansieht, ohne daß sie es merkt, und der Erzählung hinzusetzt: „Agréments von Warzen, Pockengruben und Pickeln kann sie nicht haben“; wie er seine kulinarischen Kenntnisse in die Worte faßt: „Ich weiß nicht, liebes Kind, ob Du auch so wie ich fühlst, welche große Sache es in der Schöpfung ist, daß aus einem Braten, wenn man ihn nicht ganz aufißt, wie von selbst ein Ragout entspringt;“ oder von einem Maler, der ihn in Tegel, seinem väterlichen Gut, besucht: „Seine Donna aber wäre mir papieren lieber gewesen als in der Natur und doch kam ihr die Dämmerung mächtig zu Hilfe.“ Lustig ist auch die Erzählung, wie seine Tochter Gabriele bei einem unerwarteten Besuch in einer halben Stunde fünf Schüsseln zurecht macht; aber, sagt Humboldt, „da wurde auch Alles, was in und um das Haus war, augenblicklich ermordet. Die Maler (die damals im tegeler Schloß zu thun hatten) hat nur ihre Magerkeit gerettet.“

Unerschöpflich ist Humboldt in Kindergeschichten. Der Leser theilt gern das Entzücken des Großvaters über die mannichfachen Bemerkungen der Enkelin Gabriele. Sie sagt, zum Beispiel, Rauchs Venus im Basrelief sei eine arme Frau, die sich an einem Plätteisen verbrannt hat. Das selbe Kind nennt sich und sein Schwesterchen die Puppen ihrer Mutter und ruft: „Arme Tante Hedemann hat keine Puppen, muß sich welche kaufen.“

Humboldt konnte das Bier nicht leiden und muß von der Gattin, über die ihm sonst nichts verborgen blieb, einmal das Bekenntniß hören, daß sie ganz gern, allerdings verstohlen, ein Gläschen Bier trinke. Sie dagegen haßt den Tabak und ermahnt den Gatten, der auch nicht raucht, dem Sohn Hermann, der heimlich raucht, dieses Laster zu verbieten, mit der Begründung: „Es führt zu Gemeinheiten, und wer den Anstrich nicht meidet, meidet auch nicht das Wesen.“

Viel höher als der Rausch der empfindsamen Leser, die Mittheilung vieles Wissenswerthen und die Befriedigung des Unterhaltungbedürfnisses ist der Genuß zu schätzen, der aus der Vertiefung in das Wesen der beiden Menschen entsteht. Erlaucht ist das Wort, das man unwillkürlich auf Beide anwendet; nicht etwa in dem gemeinen Sinn, weil Beide, wie man zu sagen

Google

pflegt, hochgeboren waren, mit den vornehmsten Leuten umgingen, Wilhelm die ersten Stellen im Staat einnahm (denn er war viele Jahre Gesandter, Minister und blieb bis ans Ende seines Lebens Staatsrath), sondern erlaucht im geistigen Sinn, in Beziehung auf den Charakter. Beide erscheinen in diesen Briefen, denen man gern mehr Glauben schenkt als den Gerüchten Anderer, als Menschen, die alle Erdenschwere von sich abgethan haben.

Wilhelm und Karoline lebten in der Kunst und mit dem Alterthum. Nicht nur in dem Sinn, daß Alles, was Kunst heißt (außer der Musik, die bei ihnen einen ziemlich schmalen Platz einnimmt), von ihnen geschätzt und geliebt wurde. Andere Menschen begnügen sich mit gelegentlichem Anschauen von Bildern; ja, es giebt Kunstfreunde und Kunstgelehrte genug, die in ihren Privaträumen Kunst entbehren können; diese Zwei aber suchten nicht nur auf ihren Reisen Kunstgegenstände auf, sondern betrachteten es geradezu als Lebenselement, sich mit Kunstdenkmalen zu umgeben: sie schmückten die Säle des tegeler Hauses mit all dem Wunderbaren, das sie im Ausland erworben hatten; die Errichtung eines Museums im tegeler Schlößchen war eine Hauptangelegenheit ihrer letzten Jahre.

Beide Korrespondenten sind treffliche Deutsche. Sie öden freilich weder sich noch die Leser mit wohlfeilen patriotischen Redensarten, aber sie handeln deutsch. Wilhelm wahrt die Erinnerung an den achtzehnten Oktober, den Tag der großen Völkerschlacht, und noch 1821, in dem Jahr, da Napoleon starb, läßt er die Erinnerungfeuer hoch auflodern und schreibt: „Heute machen wir große Feuer. Wir wenden viel Oel und Holz an die Schlachterinnerung. Aber ich beschütze Das sehr; auch sollen die Feuer des achtzehnten Oktobers immer in Tegel glühen, wenn sie längst schon verlodert sind. Es wird nicht so bald ein so schöner Tag wiederkehren. Dafür sorgen die Menschen schon."

So gut Beide Französisch sprachen und schrieben, sie ereifern sich doch gegen die französische Sprache der Hofleute und mancher adeligen Familien. Empört schreibt Wilhelm: „Wenn die Menschen nur Deutsch schreiben wollten! Und die Tochter von Leopold Stolberg brauchte wirklich es nicht zu verschweigen."

In Beiden ist nichts Gemeines; selbst ihre gewöhnlichsten Beschäftigungen erhalten etwas über das Niedrige Herausgehendes. Gewiß waren sie einfache Menschen; wenn auch Karoline einmal ganz naiv die Erkrankung eines Pferdes bedauert, weil diese sie hinderc, mit Vieren zu fahren, wenn sie auch im Ganzen wie große Herren lebten, in prächtigen Räumen, von Dienern um-

Google

geben, wenn die Frau auch, ihrem Range gemäß, vornehm reiste und sich prächtig kleidete: er gab sich gern einfach und trennte sich nicht einmal von seiner grünen Kutsche, die nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einer Staatskarosse hatte.

Zu dem wahrhaft erhabenen Sinn, der das Ehepaar kennzeichnet, gehört die Art ihres Verkehrs mit hervorragenden Menschen, ihre Demuth vor der geistigen Bedeutung Anderer, Goethes und Schillers, die Bewunderung der Griechen, die Verehrung der Inder. Die Meisterwerke der Weltliteratur, nicht nur die aus den Sprachen der genannten Völker, sind Beiden das tägliche Brot. Wenn sie auch öfter und schärfer, als man wünschen möchte, das Menschliche und Kleinliche, etwa bei Goethe, hervorheben, so bleibt ihnen doch die Freude und Ehre, mit ihm zu leben.

Von Karoline hat Humboldt gesagt: „Ich fühle, was sie mir jetzt ist, ist doch nur erst ein Schatten von Dem, was sie mir sein wird. Ihre Seele ist zu groß und reich, als daß die meine sie schon jetzt ganz zu fassen vermöchte. Es ist zu viel in ihr, als daß jedes Schöne in ihr Etwas in mir finden könnte, womit es sich gattete. Ich bin nicht unruhig darüber; die Liebe giebt allen Dingen die Farbe des eigenen Gefühls, und verliert einmal, wenn wir Beide alt werden, diese Liebe bei ihr die Gluth, die den Genuß jetzt so schwärmerisch entzückend macht, so bleibt es ihr, mich durch sie glücklicher zu sehen. Doch immer werde ich mehr durch sie als sie durch mich genießen.“ Und Karoline schreibt ihrer Tochter Adelheid über den Vater: „Je mehr man Humboldt kennen lernt, je tiefer, desto mehr wird er ein Gegenstand unendlicher Liebe und Achtung, denn einen reineren Zusammenhang wahrer Güte (denn die wahre ist immer mit innerer Stärke und Klarheit gepaart) und geistiger Gaben sah ich nie und gewiß steht er darin unübertroffen und unübertrefflich.“

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Keiner hatte so wie Wilhelm von Humboldt in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nah wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selbst, „das wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Mit kühnem Idealismus verband er von früh auf ein sicheres Verständniß für die harten Thatsachen des historischen Lebens. (Treitschke.)

Google

Devisen.

Die amtliche Regelung des Handels in ausländischen Zahlungmitteln (Geldsorten, Noten, Auszahlungen, Checks, kurzfristigen Wechseln) soll zunächst einen Schönheitfehler beseitigen. Daß der börsenmäßige Werth des Geldes in neutralen Ländern sich in einen schädlichen Gegensatz zur deutschen Währung gestellt hatte, war als Folge des Krieges hingenommen worden. Im Anfang wurde nur von Kennern und am Geschäft Betheiligten darüber gesprochen. Wer kümmert sich denn im Frieden um den Devisenhandel? Doch nur ein paar besonders gute Rechner, die sich gern im Labyrinth der Geldprobleme ergehen. Wenige Namen wurden genannt, wenn nach den Größen des internationalen Geldmarktes gefragt worden war. (Arthur Fischel war einer der feinsten Künstler im Währungbereich.) Da verkündeten die Feinde den Zusammenbruch der deutschen Währung, die das mächtige Reich endlich in den Winkel treiben werde. Denn die deutsche Reichsmark wurde nicht so oft verlangt wie Dollars oder Gulden. Natürlich verschwieg man, daß es dem russischen Geld (für 10 Pfund Sterling zahlt man in London 160 Rubel, während der normale Preis 95 Rubel beträgt: ein Disagio von 70 Prozent) noch schlechter geht als dem deutschen. Nur unser Geldkurs wurde Tagesgespräch. Leute, die früher das Wort Devise nie gehört hatten, erörterten nun plötzlich ernsthaft das Schicksal der deutschen Währung und das unfreundliche Verhalten der ausländischen Zahlungmittel; und diese „Popularisirung" eines besonderen Falles hat wohl mit dazu beigetragen, daß eine Regelung der Angelegenheit verlangt wurde. Dieser Wunsch war zugleich ein Ausdruck der Erkenntniß, daß die Bewerthung der deutschen Valuta im Ausland mit dem finanziellen Zustand des Deutschen Reiches nichts zu thun habe. Die Golddecke der deutschen Banknoten war stets größer als das gesetzliche Mindestmaß der gesammten metallischen Sicherheit. Da ließ sich die behauptete Schwäche der deutschen Währung schwer beweisen. Der Plan eines Gegenangriffes auf die ausländischen Zahlungmittel entstand und der Bundesrath erließ eine Verordnung, die nun in Kraft getreten ist.

Die Regelung des Devisenhandels kann nicht jede Ursache des Kursrückganges wegschaffen. Wo der Gegensatz zwischen deutschem und ausländischem Geld auf der besonderen Gestaltung des Außenhandels und der Zahlungbilanz beruht, ist er behördlicher Anordnung unerreichbar. Deutschland führt mehr Güter ein als aus; also fehlt die Möglichkeit, den größten Theil des Importes durch die Lieferung einheimischer Waaren auszugleichen. Der in barem Geld zu bezahlende Ueberschuß der Einfuhr hat sich im Krieg sehr vergrößert. Wir brauchen viele ausländische Zahlungmittel. Die Nachfrage steigerte sich, während im Ausland nur geringer Begehr nach deutscher

Google

Auszahlung war. Verschlimmert wurde dieser Zustand durch die Unfruchtbarkeit deutscher Guthaben und Forderungen im Ausland. Daß die Feinde jede Leistung verboten, war vorauszusehen. Aber auch die Neutralen schützten sich durch Moratorien. Zinsen und Kapitalerträge aus dem Bereich der fremden Staaten sind selten geworden. Das Deutsche Reich hat die allgemeine Aufhebung der Zahlpflicht verschmäht. Sogar die Feinde sind erst unter das Verbot gekommen, als sie selbst gegen die deutschen Guthaben vorgegangen waren. Was sonst an ausländischen Geldern da war, konnte gekündigt und abgehoben werden. Handels- und Zahlungbilanz blieben den Möglichkeiten einer Reform entrückt; und vielleicht wäre nie eine gekommen, wenn sich die Entwerthung des Markpreises auf die natürlichen Ursachen beschränkt hätte. Da konnte man sagen: „Was kümmert uns, zu welchem Kurs die Mark in Holland oder in der Schweiz gehandelt wird! Kein erwachsener Mensch wird glauben, daß die Niederländer oder die Eidgenossen höher im geschäftlichen Kredit stehen als das Deutsche Reich." Aber die Spekulation und die Arbitrage bemächtigten sich der Hausse in ausländischen Zahlungmitteln. Die Kunst vervollständigte, was die Natur begonnen hatte. Die Spekulanten kauften fremde Geldsorten, Noten, Wechsel, um von neuer Preissteigerung Vortheil zu haben. Die Arbitrageurs wieder kauften Auszahlung auf New York, Holland, die Schweiz in Berlin. Deutschland wurde Durchgangsplatz für den neutralen Arbitrageverkehr. So weit Guthaben vorhanden waren, sprach kein Gesetz dagegen. Gefahr entstand erst, als England diesen Weg benutzte, um durch Ankauf fremder Devisen in Berlin den Kurs in die Höhe zu treiben.

Die Engländer haben sich vielfach um die deutsche Valuta bemüht. Sie kauften auch deutsche Markwechsel auf und warfen große Posten auf den Markt, um den Preis zu entwerthen. In holländischen Zeitungen erschien eine Anzeige, die 17 Millionen Mark deutschen Geldes zum Kurs von 41 Gulden für 100 Mark anbot; der amtliche Kurs war damals 41½ Gulden. Zweck: die deutsche Valuta möglichst schlecht zu machen. Hätte Jemand die Lieferung der 17 Millionen zum angebotenen Kurs verlangt, so hätte er eine Ueberraschung erlebt. Zu den Spekulanten gesellten sich die Angstmeier: Geschäftsleute, die Waaren vom Ausland bezogen und, aus Furcht, der Kurs könne noch höher steigen, sich größere Summen fremder Devisen hinlegten, als sie brauchten. Durch solche Panikgeschäfte wurde die Gestaltung des Begehrs ungünstig beeinflußt. Schlimm war auch, daß die Industrie zu früh an die Beschaffung von Rohstoffen für die nächste Friedensarbeit dachte. Große Mengen solcher Güter, deren Bestände knapp geworden waren, sind auf Vorrath gekauft und ganz bezahlt worden, obwohl in den meisten Fällen erst nach dem Kriege geliefert werden kann. Diese Kaufleute vergaßen, trotz ihrer guten geschäftlichen Schulung, daß Geld eine Waare ist, die sich eben so wenig aus den Banden von Angebot und Nachfrage lösen läßt wie jedes andere

Google

Tausch- oder Verbrauchsgut. Niemand leugnet, daß die Frage der Rohstoffanschaffung für die erste Friedenszeit eine der wichtigsten ist. Bei der intensiven Wirthschaft, die der Krieg fordert, werden die Vorräthe aufgezehrt. Der spätere Ersatz aber hängt in seinem Umfang von dem ihm vorangegangenen Verbrauch ab. Fraglich ist nur, ob die Aufgabe bewältigt werden kann, wenn jetzt schon vorsichtlos bestellt und bezahlt wird. Man muß doch erst wissen, wie Welt und Wirthschaft, geschäftliche Beziehungen und Märkte, nach dem Krieg aussehen werden. Dem Ausland wäre es natürlich sehr lieb gewesen, wenn die Lieferungverträge zu den alten Preisen abgeschlossen worden wären. Je schlechter der Kurs der deutschen Mark im Ausland war, desto höher stieg der Werth der an Deutschland zu liefernden Waaren. Und bei seinen Bezügen deutscher Produkte gewann das Ausland. Wurde ihm der Preis in Mark berechnet, so bekam es, beim Einkauf der Markwechsel, für sein eigenes Geld mehr, als in Friedenstagen zu erlangen war. Der deutsche Verkäufer konnte sich gegen solche Verluste dadurch schützen, daß er den Preis in ausländischer Währung berechnete oder dem Markpreis die Kursdifferenz zuschlug. Die neutralen Geschäftsfreunde sind aber gegen jede Aenderung des deutschen Geldwerthes sehr empfindlich. Schweizerische und norwegische Importeurs sahen in dem deutschen Ausfuhrverbot für Stabeisen und andere Eisensorten eine Schädigung ihrer Lebensbedingungen: weil verfügt worden war, daß alle noch unerledigten Abschlüsse nichtig seien. Die alten, für Deutschland ungünstigen Verkaufspreise wurden durch Preise ersetzt, die dem wirklichen Werth des deutschen Geldes entsprachen; und diese Regelung, die mit der Devisenreform zusammenhing, ist von den fremden Abnehmern als eine Störung des Friedens aufgefaßt worden. Die neuen Vorschriften für den Devisenhandel erschweren den geehrten Feinden und Neutralen das Geschäft, aus Deutschlands Haut Riemen zu schneiden.

Spekulationgeschäfte via Berlin hören nun auf; denn der Devisenhandel ist unter Aufsicht gestellt. Wer heute in Deutschland ausländische Zahlungmittel kauft, wird auf Herz und Nieren geprüft. Scherze nach englischer Art giebts nicht mehr. Die neue Ordnung schafft ein Monopol für sechsundzwanzig deutsche Bankinstitute, die allein das Recht zum An- und Verkauf ausländischer Geldsorten, Banknoten, Wechsel und Checks haben. Daß diesen Bankfirmen ein Vorrecht geschaffen wurde, hat anfangs verstimmt; die nicht betheiligten Bankiers fühlten sich in ihrer geschäftlichen Freiheit und in einem Theil ihrer Erträge bedroht. Aber es war nicht möglich, die Begrenzung des Devisengeschäftes zu umgehen, wenn künftigem Mißbrauch vorgebeugt werden sollte. Nur, wenn die Reichsbank den ganzen Handel in ausländischen Zahlmitteln übernommen hätte, wäre das Bankenmonopol zu vermeiden gewesen. Aber die Reichsbank konnte das Devisengeschäft nicht an sich ziehen, weil ihr, außer dem Personal, die technischen Voraussetzungen fehlten. Zur Beherrschung des internatio-

Google

nalen Geldmarktes gehören geschulte Köpfe, lange Erfahrung, ausgedehnte Verbindungen. So wurden denn geachtete Firmen in Berlin, Frankfurt und Hamburg auserwählt und der Reichsbank die Aufsicht übertragen. Eine Bereicherung auf Kosten der nicht privilegirten Banken und Bankiers ist nicht möglich. Alle, die früher den Handel mit Valuten trieben, können es auch weiter thun; nur sind sie nicht mehr Selbstkontrahenten, sondern Vermittler. Und die Vergütung ist so berechnet, daß der Kunde keinen Vortheil davon hat, wenn er den Bankier übergeht und sich an eine der Devisenbanken wendet. Wenn ein Geschäftsmann in München schweizerische Frankenwechsel braucht, wird er nicht nach Frankfurt oder Berlin schreiben, sondern durch seinen münchener Bankier die Auszahlung besorgen lassen. Natürlich wird der Einwand gemacht, der Weg zur Beschaffung ausländischer Wechsel oder Checks sei so weit, daß der Geschäftsmann, der im Ausland Einkäufe machen will, vielleicht zu spät kommt und die Waare nicht mehr findet. Die Praktiker werden entscheiden, wie eine Beschleunigung erzielt werden kann. Nur sollten die Krittler nicht vergessen, daß Nothverordnungen nicht Bequemlichkeit schaffen können und daß jetzt das Wichtigste war, die geilen Triebe des Devisengerankes abzuschneiden. Auch die Schmalheit der Gebühren muß ertragen werden. Jeder Bankier, der Sinn für das Wohl des Vaterlandes hat, wird zugeben, daß von der Höhe seiner Provision allein die Rettung des Staates nicht abhängt. Eine andere Sorge bereitet die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses. Wäre der den Devisenhandel vermittelnde Bankier gezwungen, den Privilegirten Auskunft über seine Geschäftsverbindungen zu geben, so könnte er fürchten, daß sie ihm abgelistet werden. Deshalb bestimmt die Verordnung, daß der Reichsbank, auf Verlangen, über Inhalt und Zweck des einzelnen Devisengeschäfts Auskunft gegeben werden muß. Die Einfuhr von Luxusgütern soll eingeschränkt werden. Um den Begriff des „Luxus im Krieg“ amtlich zu erläutern, wird wahrscheinlich eine Liste solcher Gegenstände veröffentlicht werden, auf deren Einfuhr verzichtet werden muß. Die Leute, die am Krieg gut verdient haben, werden die Absperrung vom russischen Caviar oder von der Henry Clay vielleicht, als Eingriff in ihr Seelenleben, tadeln; aber das Wohl des Reiches verlangt auch dieses Opfer. Schwieriger als die Beschneidung des Imports ist die Steigerung der Ausfuhr. Außer den Verboten hindert auch die Vorsicht, freigiebig im Liefern begehrter deutscher Artikel zu sein. Die Engländer möchten gern deutsche Halbfabrikate haben; ihren Versuchen sind die deutschen Behörden auf die Spur gekommen. Die neue Verordnung für den Eisenexport will die Feinde hindern, sich über das neutrale Ausland mit deutschem Eisen und Stahl zu versorgen. Daß des Gegners Materialnoth nicht gelindert werden darf, versteht sich von selbst. Das erschwert die Vergrößerung der Güterausfuhr. Die Zahlungbilanz kann aber auch durch den Verkauf ausländischer Werthpapiere gebessert werden. Wie groß der

Google

deutsche Besitz noch ist, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls groß genug, um Guthaben im Ausland zu gewinnen, mit deren Hilfe die zu leistende Zahlung ausgeglichen und die Nachfrage für Markwechsel gesteigert werden kann. Mehr brauchen wir für den Augenblick nicht.

Die schlimmsten Ausschreitungen der fremden Wechselkurse haben aufgehört. Die Spekulation wurde schon wankelmüthig, als das erste Gerücht von amtlicher Regelung des Devisenhandels auftauchte. Damals wichen die Kurse von ihrer stolzesten Höhe; und sie sind nicht wieder auf den Gipfel geklettert. Heute giebts keine Geheimnisse mehr. Täglich werden in Berlin amtliche Börsenkurse für eine Reihe fremder Wechsel veröffentlicht. Der Zauber des Unbekannten ist geschwunden. Das Publikum nimmt Anschauungunterricht und läßt sich durch anglofranzösische Erdbebenschilderungen nicht mehr täuschen. Der Spekulant ist außer Betrieb gesetzt. Wenn es gelingt, ausreichende Bestände an Devisen zu schaffen, wird auch der Mangel an genügendem Angebot minder heftig einwirken. Die Kriegskurse ganz zu beseitigen, ist nicht möglich. Gut aber, daß die Feinde nicht mehr glauben können, ihrer Mächlerei sei die deutsche Währung in Kriegszeit schutzlos ausgeliefert. Auch diese Reichsmark schützen wir. Ladon.

Je höher ein Staat im Weltansehen steigt, je größere Macht er sehen läßt, desto sicherer ist ringsum das Wachsthum des Neides; man sinnt ihm Verderben und sucht es eines Tages durch Krieg zu erwirken. Bedrohung, Beschimpfung des Gegners wird der in hohem Sinn Kluge meiden; sie schwächen Den nicht, der doch geschwächt werden soll. Drohung mahnt den Gegner zu vorsichtigem Handeln, Schimpf nährt seinen Haß und steigert seine Lust zu Vertheidigung und Angriff. Hoffnung auf Sieg und Uebermuth nach Sieg treibt leicht in Worte, die den Feind schänden sollen, eben so leicht aber in Thaten, die sich nachher als Fehler erweisen. Schlecht verwalteten Staaten bringt der Sieg keine Frucht; die Staatskasse leert sich, das Volk verarmt, kann also vor neuer Feindschaft nicht wirksam geschützt werden: und der Feind hat die Niederlage bald überwunden. Sieg ersetzt nicht, was Verarmung nahm; auf ein Spiel, in dem der mögliche Gewinn niemals so groß werden kann wie der sichere Verlust, läßt der Kluge sich nicht ein. Lieber begnügt er sich mit halbem Sieg; wer ganzen zu haschen trachtete, ist auf solcher Jagd manchmal in den Abgrund gestürzt. Auch als Herrscher darf man ja nicht vergessen, daß der Wille eines Mächtigen, einer Partei im Streit zwar den Beginn, doch nicht immer das Ende eines Krieges zu erzwingen vermag. (Machiavelli.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nervenberuhigung durch
„Ohropax"-Geräuschschützer
D.R.W.Z. 158909
D.R.G.M. 520908
welche den Gehörgang gegen lästige Geräusche u. Lärm abschließen; besonders anzuwenden während des **Schlafes**, bei der **Arbeit**, auf **Reisen**, auf dem **Krankenlager**, vor allem im **Kriege**. Schachtel M. 1.—, 7 Sch. M. 6.—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften. Alleinfabrikant Apoth. **Max Negwer, Berlin** 150 Bülowstr. 56.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungezieferschu z. Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 30 a.

In den besten Familien erhält man Stellung durch die
Vossische Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Im Inseratenteil der heutigen Nummer veröffentlicht die **Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank)** die Liste ihrer Großberliner Depositenkassen, worauf wir Interessenten besonders hinweisen.

Preußische Pfandbrief-Bank. In der heutigen Sitzung des Aufsichtsrates wurde beschlossen, bei der auf den 26 cr. anzuberaumenden Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 7%, wie im Vorjahre, zu beantragen. Der Geschäftsbericht wird demnächst erscheinen.

Steuerveranlagung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es kein Laie beherrscht. Fachmännischer Rat ist daher für jeden Steuerpflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuersachen bietet das Steuerkontor G. m. b. H., Berlin SW 11, Großbeerenstr. 96, welches unter fachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte beschäftigt. Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine Termine versäumt werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die festgesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse und Strafen, andererseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuerdingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Google

Hervorragende Kunstwerke
in tadellosen Mappen bzw. Prachteinbänden.

	statt Ladenpreis
Gemäldegalerie Baron Bruckenthal in Hermannstadt. 40 Kunstblätter 26 : 33 cm und Text von Kustos M. Csaki. Wien. In Mappe . .	M. 20,— für M. **8,50**
Goya, Francisco de, Tauromachie. 43 Kupferdruck-Gravuren mit begleitendem Text von Valerian v. Loga. Berlin. Folio. Pgtbd. . .	M. 50,— für M. **30,—**
Handzeichnungen alter Meister aus verschiedenen Sammlungen, vorwiegend aus Privatbesitz. Faks.-Reprod. in unveränderlichem Lichtdruck herausgeg. von Hugo Helbing. München 1902. Lief. 1 enth. 70 Tafeln von 40 : 54 cm in Mappe	M. 55,— für M. **20,—**
Handzeichnungen alter Meister der holländischen Schule. 40 : 30 cm. Haarlem, Kleinmann & Co. 100 Blatt in 1 Ledermappe	M. 75,— für M. **40,—**
Rembrandt, Harmensz van Ryn. 100 Handzeichnungen auf starkem Karton in eleganter Mappe. Leipzig. 37 : 35 cm	M. 100,— für M. **35,—**
Singer, Prof. Dr. Hans W., Unica und Seltenheiten im kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden. Leipzig 1911. 50 Tafeln mit Text. 4°. Kart.	M. 12,— für M. **6,50**
Schwarz - Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbande deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,— für M. **2,—**
Ostade, Adrian von. 20 Blatt Handzeichnungen. Gr. 4°. In Mappe. Haarlem, Kleinmann & Co.	M. 20,— für M. **7,50**
Münsterberg, Oskar, Japans Kunst. Mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig 1908. 104 S. Lex. 8°. Lbd. . .	M. 4,50 für M. **3,—**
Flechsig, E., Tafelbilder Lucas Cranach d. Ä. und seiner Werkstatt. 129 Folio-Taf. in Lichtdr. m. Text. In Mappe. Gr.-Folio. Leipzig, E. A. Seemann	M. 70,— für M. **37,—**
Fünfzig historische Kostüm- und Volkstrachtenbilder. Format 18 : 24 cm. Berlin. In Mappe aus der Sammlung Lipperheide, Berlin . . .	M. 50,— für M. **15,—**
Gemäldegalerie Speck von Sternburg in Lützschena. Separatausgabe der kunsthistorischen Gesellschaft für Photographische Publikationen. 40 Aufnahmen ausgewählter Meisterwerke mit Text von Dr. Felix Becker. Leipzig 1904	M. 70,— für M. **20,—**

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag
Leipzig, Königstr. 23.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Februar 1916.

Theater im Krieg.

Draußen.

Einen Blick auf den Zustand des Theaters in den uns verfeindeten Ländern. In England noch heute, nach einem Halbjahrhundert, die Bretterwüste, durch die Taine seufzend schritt. „Die englische Komoedie ist verglimmt; nur die Posse leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der Reynolds und Gainsborough ist dahin, aber wir lachen noch über den Punch. Englands Bühne ist leerer als die irgendeines anderen europäischen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre Schauspielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Gesellschaftform und die Geistesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verschwunden sind. Der strotzende Ueberreichthum blitzschnell auffassender und assoziirender Hirne fand seinen natürlichen Ausdruck in einer von redenden Menschen dargestellten Handlung und schuf drum das Britentheater der Renaissance. Die Komoedie des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bedürfniß einer polirten Gesellschaft gefördert, die an höfische Repräsentation und Schaustellung ihrer Künste gewöhnt war und auf der Bühne gar zu gern ihre Luxuszimmer und ihr zierliches Geschwätz wiederfinden wollte. Die Hofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der wahren Komoedie ists seitdem aus; nicht die Bühne ist nun ihre Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die Herzoge Ludwigs

Google

des Vierzehnten und Karls des Zweiten, vor Aller Blicken, sondern in der Familie oder vor einem Arbeitstisch; und in der Zeit, wo die bürgerliche Lebensweise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater ersetzen." Daß ers müsse, klingt uns tollkühn: weil wir wissen, daß ers nie können werde. Aber England hat sich auch in diesen Aberglauben beschieden. Breit protzt das Theater auf den Märkten; nur selten fesselt es, für eine Weile, die ernsten Geister. Shakespeare wird aufgeführt; in einem Stil, der deutschen Kindern kindische Weihnachtstücke schmackhaft macht. Schöne Menschen in schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und Frauen, um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering. Architektur und Malerei prächtig, doch altmodisch; schon die Meininger verstanden es besser, hatten in der Spielzeugheimath nur das Auge nicht so in Freude an zartem Farbenton erzogen wie die Küstenmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text wird verstümmelt, bis in Unverständlichkeit entstellt; Motivirung und Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fetzen gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuellicht der Fußrampe gerückt. Vor das Königsdrama Richards des Zweiten drängen sich für lange Minuten vier gepanzerte Gäule. Die Nilschlange Kleopatra muß sich zum Klümpchen ringeln, das Nildrama zum Kitzelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur braucht für das Schiff und das Zechgelage Marc Antons und für eine langwierige Rauschpantomime seines Hetärengefolges Platz. Malvolio spreizt sich (in „Was Ihr wollt") so unverschämt, stolzirt mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei Tage in ihrem Schloß dulden würde. Sonst sind die Komiker gut; Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverschüchterter Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet der Brite mühelos. Tragoedie geht, trotz Irving, Beerbohm Tree, Forbes Robertson (des Feinsten der Drei), über ihr Vermögen; wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offener Straße das Geräusch derbsten Spaßes nicht und rülpsen in der Trunkenheit munter; schämen sich aber heftigen Wehs, zügeln in Schmerz Muskeln und Nerv und taugen, von Rasse wegen, nicht für die Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brettern nicht zu hausen ist. Der englische Spieler hat nichts Rechtes gelernt; er deutet die Leidenschaft nur an, bietet statt des Wirbelwindes eine ungefähr-

Google

liche Brise (kann drum ein Jahr lang an jedem Abend Romeo, Lear, Mabeth scheinen) und die Sprache seines Antlitzes, seiner Geberde ist dürftig wie auf bespülter Düne der Halmwuchs. Literatur? Das Angebot genügt der Nachfrage. Sauberes Geräth von Chambers und Philipps; derber gezimmertes von Grundy, Jones, Pinero. Herr Shaw ist Ire, nicht Engländer. Könnte im keltischen Amerika geboren sein und möchte den Europäer mimen. Vielleicht der geistreichste Mensch, der heute sichtbar lebt, der witzigste, der nach Heine gelebt hat. Nur: seine Feuerwerkerei ermüdet das Auge schnell. Wie, nach Hegels Wort, die Französische Revolution, stellt auch dieser Kelte Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf; und das Vergnügen, die von Angstschweiß feuchten Socken der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu sehen, währt nicht lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich wundreißen, in Wintersnoth sich nicht wärmen kann. Den Philister zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel. Sozialdemokrat, Britenverhöhner, Shakespearehasser; auch in der Kriegszeit neue Vermummung. Einfachen Seelen bietet er nichts. Und der Geistreichste überlebt seinen letzten Tag niemals lange, wenn Einfalt ihn nicht im Herzen hegt, die Mutter zum Kind nicht spricht: Der war mir ein Tröster. Unbestreitbar ist dem Iren, daß er im Inselreich noch heute der Einzige ist (wie ers seit Wildes Seelentod war), der von der Bühne auf Europäer wirkt. Hinter ihm ist nirgends beträchtlich Neues. Salonstücke und Rührkomoedien, Possen und Mädchenparaden. Die griechischen Tragiker, die der Christenheit, von Calderon bis auf Hebbel, leben nicht auf britischem Schaugerüst. Der Zulauf war im ersten Kriegsjahr nicht geringer als in stiller Zeit. Der Swell und der Clerk zeigte sich, ehe er ins Feld zog, Bekannten und Kunden gern in Khaki. Den Damen wurde die Flirtgelegenheit schmal; small talk mit Alten sättigt nicht lange. Wie es jetzt aussieht, ist deutlich noch nicht zu erkennen. Finstere Straßen und Bombengefahr: aus solchem Beet sproß niemals Theaterlust. Furchtsam ist der Engländer nicht; aber bequem. Drei Viertel des Hochadels sind in Trauer. Ob die Gentry Schauspiel und Oper, als tonics, braucht, kann erst merkbar werden, wenn der Sommer die Hauptspielzeit bringt. Auf Massenbesuch aus Amerika ist im entzauberten Eden diesmal nicht zu rechnen.

Frankreichs ehrwürdig holde Theaterkunst war längst duft-

Google

los geworden. Die Große Revolution, deren Robespierre nun Zola, deren Carnot, in verengter Welt, Antoine hieß, hatte nicht in die Tiefe fortgewirkt. Nach dem Willen der Schreckensmänner soll graue Satzung nicht mehr gelten; Ererbtes, ohne Trauerprunk, in die Müllgrube geschüttet werden. Nur der Tragikomiker, der die Typen des Heuchlers und des Menschenfeindes, des Geizhalses und des Emporkömmlings, Orgon und Argan, Don Juan und Dandin geschaffen hatte, blieb auf seinem Thron; alles Andere schien höchstens als Düngstoff noch nutzbar. Schlaue Schwindler haben, von Hugo bis zu Sardous halbflügger Brut, die Bretter geschändet. Nach ihnen? Boxende Hunde und nacktes Mädelfleisch; oder die Sintfluth, die den Kehricht der Mache, den Krimskrams einer Bindfäden spannenden Handlung wegschwemmt. Dann wird das O von Holz zur Arche, aus der das Leben kribbelt, auf deren Bord das Menschengethier sich en plein air paart, gebiert und verreckt. Dann erblicken wir Menschen aus unserer Luft, können ihr Reden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen; und ist die ganze grasse Alltagswirklichkeit auf die Schaubühne geschleppt, dann sind wir am Ziel: aus dem Zuschauer weicht das Bewußtsein, im Theater zu sitzen. So gröhlte, aus Zolas Kritiken in Le Bien Public, das Feldgeschrei; und schaarte allgemach eine Rotte. Das Gelärm der Artisten und Kryptoromantiker, die sich für Naturalisten ausgaben, schmälerte den Sardou und Pailleron nicht den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von dem Glanzbezirk der Anerkannnten, der Mächler und Massenfütterer. Der Unterbeamte Antoine gründete das Théâtre Libre. Spielt seine junge Truppe, die sich aus den Schichten der Amtsschreiber und Kaufmannsgehilfen, der Ladenfräulein und Pförtnerstöchter rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs Conservatoire gesiebte? Viel besser. (Alles wiederholt sich nur im Leben. Ungefähr eben so hatten, auf ihre kleindeutsche Weise, die Leipziger gemimt, über die Goethe, im Mai 1800, grimmig an Schiller schrieb: „In dem Theater wünschte ich Sie nur bei einer Repräsentation. Der Naturalism und ein loses, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine wiener Dame sagte sehr treffend, die Schauspieler thäten auch nicht im

Google

Geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Bei der Rezitation der Meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grund Sprechens ist kein Ende. So gehts mit der sogenannten Natur fort, bis sie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenste Manier fallen.") Endlich Dramen, die das Leben überstinken, doch frei vom Moderruch verjährter Regeln sind. Zwischen Gräuelstücke klemmte sich manchmal ein Symbolistenwagniß. Ein Häuflein, Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht speien, mit Unflath bewirthen, von Spaßmachern im Mystagogenwald anpfeifen. Nicht lange. In den großen Theatern kam Alles rasch wieder in seine Ordnung. Der Franzos, der fester noch als die Chinesen von gestern in alter Gewöhnung wurzelt, schauderte vor der Botschaft, das Schauspielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthierkäfig, Richtstatt und Sektentempel sein. Das Häuflein der Getreuen fing früh zu schmelzen an. Herr Antoine wandte sich von den Ancey, Goncourt, Hennique, Jullien, den Spendern „blutender Lebensschnitten", zu richtigen, tüchtigen Theaterstücken; ließ das selbst gezimmerte Haus dann einem Schüler und wurde Direktor des Odéon: der Rebell Leiter des Staatstheaters für die reifere Jugend (dem auch dieses ungemeine Drillmeistertalent nicht die Parisergunst zu werben vermochte). Die Brieux, Lavedan, Wolff, die sich ein Weilchen absurd geberdet hatten, lernten einsehen, daß im Dramenbezirk die Gesetze stärker sind als alle Menschenwillkür. Aus den leidlichen Stücken der Donnay, Hervieu, Mirbeau, aus dem rosigen Putzkrämchen des Herrn Capus (der nun, als ehrsamer Politikus, von der Figarokanzel zu seinem Volke spricht) klang der Ton neuer Gesellschaftmode, nicht neuer Welterkenntniß. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ruy Blas, erinnerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und erfuchtelte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer Jahrzehnte. Das Theater hatte auf der ganzen Linie gesiegt; dem Sturm Derer, die es entheatralisiren und dann für sich belegen wollten, widerstanden und, nach kurzer Wirrung, die zinsende Liebe der Kundschaft, ohne deren Geld es nicht gedeihen könnte, zurückgewonnen. Kein starker Dramatiker schob sich, an Rostands entfärbtem Gefieder vorbei, ins Licht. Den Sainte-Beuve und Saint-Victor erstand kein Erbe; nicht einmal die Montagsge-

Google

meinde der Lemaître und Sarcey war zu halten. Sogar die Posse versandete. Was kräftig schien, Curel, Courteline, Lavedan, Porto-Riche, erlahmte nach Anläufen, die Hoffnung geweckt und genährt hatten. Achtbares Kunstgewerbe, auch in der Mimenzunft (deren Häupter, Féraudy, Guitry, Lebargy, Max, die Frauen Bartet, Lavallière, schon seit Jahrzehnten vom Gerüst herab glänzen); nirgends ein Schöpferwille. Die Ausfuhr brachte noch ansehnliche Rente. Europäer aber fuhren nicht mehr nach Paris, um in Theaterkunst zu schwelgen. Die Truppen der Provinzstädte, der größten, humpeln der hauptstädtischen Garde nach und waren für den Urtheiler deshalb niemals gewichtig. Nach dem Kriegsausbruch wurden die Spielhäuser geschlossen; sacht dann, seit Regirung und Parlament aus Bordeaux heimkehrten, wieder geöffnet: weil allerlei Kleinleute, Choristen, Bühnenarbeiter, Schankwirthe, gar zu laut über die Sperre klagten. Paris sehnte sich wohl auch in den Schein der Vergnügungsucht zurück. Gut gehts den Theatern noch heute nicht. In der Oper werden nur manchmal Bruchstücke, einzelne Akte, gezeigt; in anderen Häusern die Lieblinge von vorgestern: „Freund Fritz“ und „Der Freund der Frauen“, „Die Halbwelt“ und „Die Welt, wo man sich langweilt“, „Geschäft ist Geschäft“ und „Madame Sans-Gêne“, „Manon“ und „Lakme“, „Cyrano“ und „L'Aiglon“, „Anna Karenina“ und „L'Assommoir“; Corneille und Racine; Molière und Beaumarchais; alte Operetten und Possen. Neu ist ein (in Musik getunkter) D'Annunzio: „Cabiria“; der, dürfen wir hoffen, den Ruhm romanischer Dichtung für Zeit und Ewigkeit retten wird. Nur im „Temps“ fand ich Anzeigen; danach wird in dreiundzwanzig Häusern (an Montagen nur in zwölf) gespielt. Da, im Februar, darbenden Künstlern eine Vorstellung achtzigtausend Francs eintrug, kann das Geld nicht knapp sein. Gewiß aber fehlt die Lust, immer wieder Altes im alten Gewand zu schauen. Urlauber (die Front ist nur achtzig Kilometer weit von Paris) und Verwundete füllen die Säle. Ausflüge sind versucht worden; doch fruchtlos geblieben. Nach dem Krieg von 1870 konnte die Comédie-Française, mit der Bernhardt, der Favart, der Croizette, mit Bressant, Coquelin, Got, Mounet-Sully, London erobern. Jetzt? Während Herr Reinhardt (ohne eins seiner drei berliner Häuser zu schließen) mit Werken von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Strindberg zwei Skandinavenreiche entzückte,

Google

schlich Molières Landsturmmannschaft müde durch die Schweiz. Herr Antoine, der über Petrograd aus der Türkei (wo er eine Schauspielschule leiten sollte) in die Heimath zurückgekehrt ist, glaubt inbrünstig an nahe Auferstehung französischer Theaterkunst. Ein paar Tage nach seiner Ankunft wurden die Leinwände, die er für Caesar, Coriolan, Esther, Faust, Romeo, Psyche von Meistern malen ließ, im Odéon versteigert, weil die Speicherkosten zu lästig seien. Fast so lästig wie die Ausländer, deren Dunst die Tempel Galliens verpestete. Täglich liest mans; auf dem Holzpapier eines Landes, das Shakespeare und Goethe kaum, Schiller, Kleist, Hebbel gar nicht kennt, Ibsen nur unter der Herrschaft einschüchternden Schreckens zuließ; das ohne Mozart, ohne Fidelio leben kann, ohne Wagner leben will (der Symphoniker Beethoven, „der Belgier“, mag bleiben): und dennoch wimmert, der Einbruch fremden, barbarischen Wesens habe seine Kunstgefilde zertrampelt.

Um die Mitte der neunziger Jahre wars, im Lenz des Theaterumsturzes, auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bischen langweilig, Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. „Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows ‚Unglück, zu viel Geist zu haben‘, Gogols ‚Revisor‘, Pisemskijs ‚Leibeigener‘, Ostrowskijs Kleinbürgerkomoedien, manchmal sogar Tolstois ‚Macht der Finsterniß‘ und ‚Früchte der Bildung‘ werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch modernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garschin kamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte gesperrt. Dazu das alte Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comédie in sein Rebellenheim gelockt. Alexej Suworin machts in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktwerth hat. Immer die Petersburger! Die bilden sich in ihrem Kieselsumpf längst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns

Google

halten." Konstantin Alexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater gespielt. Leichte Sachen: Vaudevilles, Schwänke, Operetten. In Rußland, wo die Frauen wohlhabender Kaufleute und angesehener Tshinowniks im Opernchor mitsingen (der drum auch besser klingt als bei uns), wundert sich Niemand, wenn aus der Ersten Gilde plötzlich Einer oder Eine auf die Bretter springt. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch-Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte. Petersburg fand Alles weit übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Muße, bedächtig die Dinge, die ihm vors Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder in Fröhlichkeit stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen die slawischen Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentlich dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtlos hitziger Parteinahme sich schwer nur entschließen kann. Der Russe ist, selbst der Mushik, vom Rassengenie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat im Leid seines Erlebens alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Kompliziriheit aller Triebe und Hemmungen in der bête humaine und sieht in dem Verbrecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kainszeichen Bemakelten, nur den Unglücklichen, dem die geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht

Google

und findet. In der slawischen Zone zärtlichen Mitleidenskultes wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrnwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Dershawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerkerarbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogols Tagen mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Viktor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker Molières Technik und Typenkunst nachzustreben versucht. Auch Stanislawskijs Künstlerisches Theater brachte kein neues starkes Drama; und doch war jeder Abend ein Sieg. Wir sahen, was noch nie war. Ein Theater, das kein kapitalistisches Unternehmen ist; gesichert, nicht auf „volle Häuser" angewiesen. Das die modernste Technik verwerthet (schon das Grammophon, das heute Kindergequarr, morgen den hellen Klang moskauer Glocken vortäuscht) und sich nie zu Prunksucht verleiten läßt. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, im winzigsten Theil erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ists nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht anzünden heißt. Dem Schauspieler, der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abgenommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen war das Theater nicht Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlten sich als Träger einer nationalen Mission. „Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dems so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernsthaft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!" Wohin schmolz der Schnee aus dem Jahr russischen Triumphzuges? Besser als von den Moskauern ist nirgends je gespielt worden. Und ihr Muster weckte in

Google

Petersburg (sogar im Ballet) und Warschau Nacheiferung. Neue Lyrik und Erzählerkunst keimte. Dem Drama erwachte kein Lenz (weder aus Tschechows blassen Dämmerskizzen noch gar aus Andrejews hitzigem Mühen konnte ein Frühling werden). Szenenkünstler und Spieler langten aus heimischer Dürre nach deutscher Kunst. Rußlands enger Theatermarkt nahm noch mehr fremde Waare auf als unser breiter. In den Hauptstädten blieb auch während des Krieges Geld und Stimmung zu jeglicher Kurzweil. Wie lange solche Lust währen kann? Wenn die Dwina von Eis frei und der Ersatz ausgebildet ist, werden wirs wissen.

Drinnen.

In Berlin wird, an jedem Abend, in dreißig Theatern gespielt. Die meisten sind voll; in den beliebtesten nicht leicht Plätze zu erlangen. Wintergarten, Apollo-, Palast-Theater. Circus Schumann (mit einem „patriotischen Schaustück“) und Circus Busch (mit einem „Mysterienspiel“). Ein Dutzend großer Kinos; unzählige kleine. In allen Stadttheilen, um Fünf und um Neun, in Sälen und Schankwinkeln Singspiel. An jedem Abend ein paar ernste Konzerte; wenn Herr Nickisch oder Herr Strauß dirigirt, Herr D'Albert spielt, Herr Jadlowker singt, drängt die Menge sich an die Kassenschalter wie vor Butterläden. Wenn veröffentlicht und beglaubigt würde, was, nur in Berlin, im neunzehnten Kriegsmonat für Schau- und Hörspiel ausgegeben worden ist: der Feind müßte stutzen. Daß Possen, Schwänke, Operetten den Schwarm anlocken, ist begreiflich; erfreulicher, daß Sophokles, Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, Raimund, Ibsen, Strindberg Zulauf haben. Der „Betrieb“ ist kaum anders als in Friedenszeit. Der Spielplan (der Donizetti, Rossini, Verdi, Bizet, Thomas, Molière, Gogol, Tolstoi nicht vehmt) reicher als irgendwo im Ausland. Ob aus Geschäftigkeit und Geschäftsertrag auf neue Kunstblüthe zu schließen ist? Das starke, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen darf. Beweis: die winzige Zahl der Dramen, die seit den Tagen der Aischylos und Kalidasa reiften und noch nicht welk wurden. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein tägliches Brot gewährt werde. Uns fehlt die eßbare Hausmannskost (die den Franzosen nie ausging). Die gestern vornanstanden, sind

Google

in den Schatten getreten oder Kriegsbeschreiber geworden. Nur Herr Wedekind hat einen Wurf gewagt; von seinem schlanken, fast völlig entfleischten Bismarck-Mimus, dessen Sauberkeit die Bewunderer des „Weibsteufels“ und andere Esel kunstlos dünken muß, wird noch ernsthaft zu reden sein. Herrn Sternheim, dem hurtigsten Geißler neudeutscher Seelenschwachheit, dessen Hohn manchmal ins Genialische züngelt, ist heute der Wind nicht günstig. „Unserem alten Gott sei Dank! Wir werden, endlich, ein Volk, einig zu Wollen und Handlung; und werden deshalb auch eine Kunst haben, die nur uns gehört und der Fremde nichts schuldet.“ Ungefähr so sagts in Rußland Herr Purischkjewitsch, in England Herr Wells und, auf seine besondere Weise, Herr Kipling, in Frankreich der Schwätzer Donnay und der Spötter Courteline. („Nur noch Franzosen in Frankreich! Weitauf die Fenster der Bühnenhäuser, daß der Schwaden wirrer Kubistenstücke, münchener Gothik, langweiliger, sinn- und gluthloser Pedanterei von uns weiche!“) Zu den Wundern, die der Krieg wirken soll, gehört im Glauben der Völker auch das der Verjüngung und Kräftigung siechender Theaterkunst. Dürfen wirs, ohne bangen Zweifel, schon hoffen?

Seinen Deutschen predigte Schiller: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, besseren Theil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finsteren Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionhaß vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecke ab. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurechtweisen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der

Google

Mühe werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören. Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt." Höher hinauf konnte die Hoffnung kaum langen. Freilich: „So lange das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaum der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schänke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein." Wie lange dieser Zustand währen und ob er je enden müsse, wird nicht gefragt. Lessing war nüchterner. „Das Publikum komme nur, sehe und höre, prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat. Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus

Google

Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen.“ Auch hier wird gefordert; spricht die Hoffnung auf einen Morgen deutscher Bühnenkunst. Wir haben noch kein Theater, ruft der Dramaturg des hamburgischen Schauspielhauses, werden aber eins haben, ein Theater der deutschen Nation, wenn unser sittlicher Charakter erst national geworden ist. Goethes majestic common-sense mied die unfruchtbare Mühe des Weltverbesserers. Als Eckermann ihm Kotzebue lobte, stimmte er zu, nannte „Die beiden Klingsberg“ ein gutes Stück und sagte: „Es ist nicht zu leugnen: er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt. Wenn er in seinem Kreis blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in der Regel etwas Gutes. Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, muß schon Etwas sein.“ An Calderon rühmte er, daß seine Stücke „durchaus bretterrecht“ seien; „in ihnen ist kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkulirt war. Ein Stück, das nicht ursprünglich, mit Absicht und Geschick des Dichters, für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf; wie man auch damit verfährt: es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Für das Theater zu schreiben, ist ein eigen Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, Der mag es unterlassen. Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und muß seine Rollen Denen auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen“. Eine gute Theaterleitung sei nicht leicht zu erreichen. „Das Schwere dabei ist, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich da-

Google

durch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragoedien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irrleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichter ist, als ein gutes Repertoire zu bilden; allein nichts ist schwieriger, als es zu halten". Gelassener kann kein Unbetheiligter über diese Dinge reden; und Goethe war Theaterleiter und wollte noch für die Bühne schreiben. Ums Jahr 1825, als Koetzebue und Iffland, Raupach und die Weißenthurn die Bretter beherrschten, fand er die Zeit an wahrhaft guten Stücken reich. Doch er hat auch geschrieben: „Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus Dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne"

Das war einmal; in der Zeit deutscher Demuth und Splitterung. „Die öffentliche Sittlichkeit kann sehr wohl nach dem Charakter der öffentlichen Kunst einer Nation beurtheilt werden; keine Kunst wirkt aber so mächtig auf die Phantasie und das Gemüth eines Volkes wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische. Wollten wir einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen, daß die höchst bedenkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch den Zustand der Sittlichkeit der Nation veranlaßt worden sei, und wollen wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als mißleiteten öffentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicherheit zu sagen, daß eine Veredlung des Geschmackes und der nothwendig durch diesen beeinflußten Sitten auf das Energischste durch das Theater geleitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Erwägungen die Leiter der Nation hingewiesen zu haben, würde nicht die geringste Genugthuung sein, die aus einem glücklichen Erfolg meiner hiermit angekündeten Unternehmung mir erwachsen könnte." Wagners Riesenglocke, an deren Strang alles Hoffen und Sehnen einer Zeit sich gehängt hat, läutet die Kunde durchs Land. Um

Google

Rothen Main wird ein Hellas (das die Kleider des Eddamythos, die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts, der Romantiker, Feuerbachs, Schopenhauers, trägt). „Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst.“ Weil sie wollten, haben sie ein Deutsches Reich und, in junger Einheit, ein nationales Bewußtsein. Ihr Athen wird rascher als Rom gebaut. „Im Aesthetischen sollen wir, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das Elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen; wenn Einer die alten Gesetztafeln wieder einmal mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Verdienst. Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, das höchste, das Epoche machende, ist nur möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinn, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will.“ Hebbel hats geschrieben. Zu früh. Noch ist das Auge der Volksgenossen blöd und ihr Ohr taub. Jetzt erst, da Theatergermanen der höchste Gott offen („wo kühne Kräfte sich regen“) zu Krieg räth und alte Verträge in Fetzen reißt, ist im Welt- und Menschen-Zustand entscheidende Veränderung zu spüren; kann also auch das höchste Drama, das Epoche machende, wieder möglich werden. Dem Mythos ward es entbunden; saugte Kraft aus den Chören, die den Apollon und den Dionysos priesen. Auch wir haben Mythos; ein Tongebild, dem keins sich, an Klangfülle und eindröhnender Bedeutung, vergleichen darf. Auch hier ist eine Nation, die nach Kunst, ihrem Erdschoß entsprossener, lechzt und sich in Andacht als Enkelkind, in stolzer Wonne als Ahnin fühlt. „Wenn Sie wollen ...“

Einst.

Die Weisheit allgewaltiger Götter sangen die Alten.
Zeus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa ge-

Google

raubt. Trauernd saßen die Eltern, der Phönikerkönig Agenor und sein Weib Telephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Kadmos, ein Sohn des Herrschers, ward ausgesandt, nach der Schwester zu forschen. Der Jüngling kam nach Delphoi und im Heiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott, nicht weiter zu suchen, sondern der Fährte einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und da, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu gründen. Noch in Phokis trifft er, zwischen den Flußgebieten des Kephisos und des Pleistos, die Kuh und folgt ihr ins Land der Pelasger, das nun Böotien, das Kuhland, genannt wird. Dort, auf den Vorhöhen des Teumessos, legt sich das Thier; und Kadmos will thun, wie der delphische Spruch befahl: die Kuh opfern und den Stadtring fügen. Er schickt die Gefährten, aus dem nahen Quell Wasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat sie getötet. Kadmos macht sich auf, erschlägt den Drachen des Ares und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne des Ungeheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen alsbald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilder Wuth einander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfen Agenors Sohn beim Bau der Burg Kadmeia und der Stadt Theben. Doch Ares verzieh die Tötung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre lang mußte Kadmos ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm als gesühnt und der König von Theben durfte sich der Harmonia vermählen, die Ares einst in Aphroditens Schoß gezeugt hatte. Alle Götter kamen zur Hochzeit und brachten Geschenke; auch Hephaistos, Aphroditens Gemahl. Der gab der Tochter des gehaßten Nebenbuhlers als Brautschmuck ein köstliches Halsgeschmeide, an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing. Ueberall hat dieses Kleinod Unheil gewirkt, zu Zwietracht und Mord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phayllos es aus dem delphischen Pallastempel geraubt hatte, den Sohn eines otäischen Helden in Raserei und Gräuelthat gerissen. So begann die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem Hader der Himmlischen dankte sie das Leben. Ihr erster König hatte den Zeus verfolgt und den Ares gekränkt; er war der Liebling der Athene und deren Feinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin ward als Brautgabe fortzeugendes Unheil gespendet. Und ihr Adel war aus den Zähnen eines Flammen speienden Drachen geboren.

Google

Hat Kadmos nach einem leidvollen Leben die Stadt verlassen? Trug er als alternder Mann in Illyrien die Krone? Ward er mit seinem Weibe von Zeus in ein Schlangenpaar verwandelt und ins elysische Gefild entrückt? Nur Helios vermags zu sagen. Das Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pentheus, dem Agaue vermählt war, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Unter seiner Regirung kam Dionysos nach Böotien (kam in die Heimath zurück: denn das unausgetragene Knäblein war aus dem Leib Thyonens, der in Raserei vom Blitz gefällten Kadmostochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden). Schon hat er in Thrakien gegen seine Verächter gewüthet. Dem König Lykurgos, der den Bakchoskult nicht duldet und die Weinreben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet und den Mörder des eigenen Sohnes dann den Mänaden und Panthern zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der hat ihm, wie zuvor Lykurgos, Fehde angesagt. In Theben, so lautet sein Gebot, findet der Bakchosdienst keine Stätte. Thyonens Schwestern selbst, Agaue, Ino, Autonoe, leugnen die Götterkraft des Neffen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als Besessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheus widersteht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug des Gottes hemmen, dem aus Lydien, aus Thrakien der wimmelnde Schwarm trunkener Weiber folgt? Soll das Gerücht, daß der mit Weinlaub Gekrönte unbarmherzig jeden Frevel rächt, zum Kinderspott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Familie will er die Welt erkennen lehren, wie er Ungläubige straft; ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung zu weigern wagen. Vor die Burg, Ihr Mädchen; höhnet mir in schrillem Chor den mürrischen König und singet vor seinem entsetzten Ohr den Ruhm dionysischer Gottheit, die Saft quillen hieß.

Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauerritzen dringt der Geist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt die Vernunft und umnebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, rankt Epheu und Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise sogar, Kadmos, der Urahn, und Teiresias, der Seher, kränzen den kahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Ki-

Google

thairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar bakchischer Mädchen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den verbuhlten Neffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die verhüllen ihr Antlitz und flehen zu den Göttern, die Lästerung nicht an dem König, an der Stadt nicht zu rächen. Pentheus aber schwankt nicht. Wie vor und nach ihm so mancher König, wähnt er, mit Feuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können. Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weichliche Halbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem Weiberfleisch duften? Trost und Freude, die Dieser bringt, braucht das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als einem Haufen sündiger Menschen, nur der strenge Dienst vor den alten Altären. Schon aber wirkt Bakchos ein neues Wunder. Die Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt, und jauchzend eilen die Entketteten zu den Gefährtinnen in die Wälder. Und nun will der König den lydischen Trüger sehen.

Der wird in die Halle der Kadmeira geführt. Einem Knaben gleicht er. Träg die Haltung; auf der weichen, vom Wein oder vom Kuß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb geschlossen, wie in einem Wollusttraum, und in dem schläfrigen Blick doch ein Funke, den eines Kindes Athem zu Gluth anfachen könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und die Hüften gerundet wie eines Weibes. Den keuschen König widert der Anblick. Und Dionysos läßt sich das Geheimniß seiner Macht nicht ablisten noch abfoltern. In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe gebunden: und lacht. Denn Pentheus kirrt und fesselt einen Ochsen, während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakchos bleibt frei; auf seinen Wink steigt aus dem Gebälk der Burg eine Feuersäule und lachend entschwindet der Gewaltige auf des Kithairons Höhe. Dort rast nun die Wuth dionysischer Feier. Das Morgenroth und das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürten mit Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehkitzchen die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschten Fackeln Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig, der aus dem dürren Thyrsos träuft. Von ihrem Reigen dröhnt, mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die ihre geile Wuth sich als erstes Opfer erspäht, verscheucht der Schreck. Da stürzt der trunkene Schwarm sich auf die verlassene Heerde.

Google

Die Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleischstücke von den Rippen gerissen; zarte Mädchen, mit dem verhängten Blick nie dem Mann unterthaner Jungfrauen, morden mächtige Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder Pfeilen noch Speeren erreichbar und kehrt erst auf die kithairischen Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänadenhunger gesättigt ist. Ringsum wüstes Land: so haben die Bakchen gehaust. In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren; waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken.

Dieses Furchtbare wird dem Pentheus gemeldet. Faßt er es noch? Auch in seinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins Ohr, er wolle ihn auf den Kithairon führen; dort könne der König, den Niemand erkennen werde, die Rasenden züchtigen. Auf dem Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend empfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als Weib vermummten Thebaner in ihren Kreis zerrt. Unerhörte, unerschaute Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer Orgien zu erspähen und uns tückisch zu strafen! Sie wählen ein von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Um seinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt Bakchos vom Wipfel einer Riesentanne einen Ast erdwärts, setzt sich mit Pentheus auf den Rindensitz und läßt den Ast dann wieder in die Höhe schnellen. Kaum sind sie oben: da entschlüpft der Gott; und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so tönt eine mächtige Stimme, strafet den Frevler, wie ers verdient. Tiefes Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Rascheln des Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Und jetzt ein irres Geheul. Von allen Seiten her wälzt der Strom sich gegen die Tanne, auf der Pentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und im selben Augenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die eigene Mutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die Frucht ihres Schoßes zu schonen. Ihr Aberwitz erkennt ihn nicht.

Google

Sie glaubt, ein Löwenjunges brülle zu ihr. Stemmt ihm den Fuß in die Lenden, bricht, als wärs ein dünnes Zweiglein, ihm den linken Arm von der Schulter (den rechten pflückt ihre Schwester Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstücken. Selig ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe pflanzt sie des Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gellender Stimme den Pentheus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab. Wo weilt er? Ans Dachgebälk soll er Kopf und Mähne des jungen Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat der greise Kadmos auf dem Kithairon die Rumpfstücke gesammelt. Vor dem Haufen blutiger Fetzen und entfleischter Knochen, beim Klang der Stimmme des Vaters kehrt Agauen die Vernunft zurück. Das Wahngebild zerrinnt. Kein Löwenhaupt ists, das sie auf ihrem Stab trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos entweicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die gellende Totenklage der unseligsten Mutter, der Sohnesmörderin.

Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagenstoff die Bakchentragoedie; und er hat, der sonst vor den Göttern nicht bebte, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Lange nach ihm sang Theokritos die selbe Weise; und auf der Lippe des milden Idyllikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten, über Gebeine hüpfen muß, znm Loblied bakchischer Allmacht:

„Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Drakonons Schneehaupt
Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!
Die gethan dieses Werk, vom Athem des Bakchos getrieben.
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch je die Götter.
Adlerbotschaft kam uns vom großen Schüttler der Aegis:
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne!“

Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der Kadmeionide Oedipus. Kadmos hatte den Polydoros gezeugt, Polydoros den Labdakos, Labdakos den Laios. Dem kam, als er auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die Kunde, der Sohn, den sein Weib Jokaste von ihm trage, werde ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie dem Verhängniß ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggeschafft wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen werden die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie ein Häschen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles

Google

einst den Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des Kleinen rasch verglimmen. So rechnet der Menschenwitz der Eltern. Aber die Götter wachen und Apollon läßt seines Orakels nicht spotten. Ein korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner Noth und trägt es in den Palast des Polybos, der über die Korintherstadt herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Königin, Mutter; als ihr Erbe wächst er heran. Die wunden Stellen an den Füßen sind verheilt; nur hemmende Narben zurückgeblieben. Woher die Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner erklärts dem Jüngling. Und aus den Winkeln der Säle hört er ein Zischeln, er sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mitleid nur aufgenommener Findling. Die Eltern versuchen, ihn mit frommer Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der Zweifel und den Ruhlosen duldets nicht mehr unter korinthischem Dach. Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst habe ihn dem Polybos aufgeschwatzt. Das war das Letzte. Aus Apollons delphischem Heiligthum will er sich Wahrheit holen. Der Gott weigert seiner Frage die Antwort; kündet ihm aber das Schicksal, den Vater zu morden und im Leib der Mutter dann ein dem Menschenblick widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt den Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Meropens Schoß, der ihn gebar, neues Leben säen? Nie kehrt er nach Korinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht Unheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Götter zu überlisten. Nur in der Heimath dräut das Verhängniß; drum strebt er hastig in die Fremde hinaus. In Phokis, wo Kadmos die Kuh traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straßen nach Theben, nach Daulis und Delphi zusammenstoßen, sperrt der Wanderer ihnen den Weg. Der Kutscher schlägt nach ihm und wird von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das ärgert den Alten und er trifft den Kopf des kecken Fremdlings mit einem Peitschenstreich. Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzer Zorn. Sein Wanderstab saust auf den Schädel des Greises nieder, der tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reisige Knechte erschlägt der Wüthende; ein Diener nur, der selbe, der das Königssöhnchen auf dem Kithairon ausgesetzt hatte, wahrt sein Leben und bringt den Thebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weg-

Google

lagerer erschlagen worden. Denn der Alte, der auf der nach Delphi führenden Straße unter dem Hieb des Fremden den Tod fand, war der König von Theben. Der Vater wähnte des Sohnes Knöchlein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch Meilenweite vom Vater getrennt: und nun hatte das Kind den Erzeuger getötet, war der delphische Spruch Apollons, wider alle Menschenklügelei, in fernem Land dennoch Wahrheit geworden.

Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzige Alte ihm mit der Peitsche die Hirndecke striemen? Er hatte die Reisenden nicht gekränkt und ihren Angriff nur erwidert, wie Nothwehr gebot. Kein Gesetz spricht ihn schuldig; keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeklüft lagert die thebaische Sphinx, die Tochter des schlangenköpfigen Riesen Typhon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf reckt sie die Brüste und den Kopf einer Jungfrau. Tag vor Tag lockt sie die Jünglinge in ihre Wildniß und tötet jeden, der ihr Räthsel nicht zu lösen vermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone und Bett des Laios soll ihm gehören. Das Volk wird ihm als dem Herrscher huldigen, Jokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedipus will den Kampf wagen. Wie könnte ihn, der keine Heimath und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde, das Abenteuer ängsten? Sein Fuß strauchelt beim Aufstieg ins Gebirg nicht; und da er das Fürchten nicht lernte, findet er der Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt die Unholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Morgen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Erwachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Untergang neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte Stütze. Das Räthsel ist gelöst, die Sphinx stürzt sich in den Abgrund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron und streckt sich neben Jokaste aufs Bette des Laios. Vier Kinder gebiert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach langen Jahren glücklicher Herrschaft wird die Stadt dann wieder von Unheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet die Pest; und aus Apollons Orakelstätte kommt der Spruch, die

Google

Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus Theben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern mit feinen und groben Fingern unverjährbare Gräuel. Der in Theben König ist, hat Thebens König getötet. Der die Königin als Gemahl umfing, hatte sie zur Witwe gemacht. Gatte ist er ihr und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mutter. Grausige Wirklichkeit Alles, was in Delphoi verkündet ward. Jokaste erhenkt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht seiner Augen. Die Stadt, die ihm als Retter und Helden zugejauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon. Zum zweiten Mal wird er ausgesetzt. Als Bettler irrt er, den nur Antigonens geduldige Liebe betreut, durchs Land und kehrt erst zurück, als seine Söhne von Kreon, Jokastens Bruder, die Herrschaft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum die Zeichen der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da trifft sie sein Fluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen, mit dem Prunkgeräth des Laios die Tafel putzen. Mit dem Schwert, spricht er, theilt Ihr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt der Bruder. Also ist es geschehen. Als Polyneikes in Argos beim König Adrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einander in wüthendem Zweikampf. Der Vater hat sie überlebt; und keine alte Sage meldet der Menschheit, wo der Unreine endlich seine Ruhstatt fand.

Unrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht durch eigenes Verschulden. „Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne." Paßt das Wort des Theokritos auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen wegschaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang dem Glauben an göttliche Verheißung und sollte das Kind ja auch vor dem Fluch des Vatermordes wahren. Wenn nur bewußter Wille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos vor unserem Blick. Dennoch bleibt, was sie thaten, fürchterlich und unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrten Fußgelenken im Bereich wilder Tiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen; den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett

Google

kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden. Frühe Stoiker mochten sprechen: „Da Solches schuldlosen Menschen geschehen ist und morgen wieder geschehen kann, müssen wir unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Bewußtsein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung der Mutter zu Verbrechen macht, diesen Thaten aber, so graß sie uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie von Blinden gethan waren.“ Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht arischer Theogonie gedrungen war, mochten lächelnd ausrufen: „Grämt Euch nicht um dieses Königs Schicksal! Seht Ihr Blöden denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Abglanz aus uraltem Mythos? Jeden Morgen kündet Bluthröthe vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getötet hat. Finsterniß ist der Vater des Lichtes; wenn der Nachtgeist den safranfarbigen Leib der Eos umpfangen hat, gebiert sie ihm das Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der Mutter, die es zur Witwe gemacht hat und deren Glieder im Arm des Sohnes wonnige Gier nun röthet. Dieser Vatermörder und Mutterschwängerer ist Oedipus, der junge Held mit den geschwollenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dämmernebel umdünstet, zu schwellen? Stürzt nicht auch ihr durchs Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Räthselfragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das klärende Wort des Oedipus die Sphinx? Ehrwürdiger Sonnenmythos, den die kindhafte Phantasie der Urarier aus den Hochebenen Asiens nach Hellas trug, spricht zu Euch: und Ihr wähnet, eines kleinen Menschenschicksals Widerhall zu hören!“ Doch kein Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Veden die Stimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Kadmeioniden sang. Der Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnengott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter seines Schicksals. Und nur Dieser lebt uns; weil ein Dichter, dessen Vision den Mythos würgte, ihn sah. Wie hat er ihn gesehen?

„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden war, und dachte nun darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und

wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletzt gesprochen hat. Man sieht: er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er dann geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Ich habe nichts dawider, daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstand eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle.“ Diese Sätze sprach Goethe, als, auf seinen Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen Hegelschülers Hinrichs das über Oedipus Gesagte gelesen hatte. (Das Buch war längst veraltet, als Michel Bréal den ersten Entwurf zu einer Geschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach Goethes Urtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf einen sittlichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirksame, dem Bühnenanspruch genügende Darstellung einer fertig im Volksbewußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.

„Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magisch segenreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen; durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zu Grunde gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der

Google

Richter dann langsam, Glied vor Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. (Wo birgt sich uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus, der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnißvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den Räthsel lösenden und seine Mutter freienden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, daß dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, also durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniß sehe ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausgeprägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppeltgearteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger Gräuel sei, daß Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) ‚Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen, Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur‘: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythos zu; der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos, so daß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien!“ „Die Geburt der Tragoedie oder Griechenthum und Pessimismus“ heißt die Schrift Nietzsches, in der diese Sätze stehen. Sie ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in den Wehen mehr als an Oedipus wohl an Siegfried gedacht. Der ist aus naturwidriger Geschwisterehe geboren, bricht die alten Ver-

Google

träge heiligster Ordnung und läßt auf den Ruinen der umgestürzten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem Gedichte des Mannes aus dem attischen Gau Kolonos. Nicht durch Weisheit sündigt sein Held (der sich selbst blöde nennt); entriegelt kein Mysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein Verscheiden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß der damals (1871) noch nicht „moralinfreie" Philosoph dem Hellenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: am Leidensbilde des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die Sittensatzung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit nur Wohlthat bereitet. Zeigt ers wirklich? Ist Oedipus denn ein Empörer, der eine neue Fackel bringt? Magische Kraft, die aus Blutschande ward, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu finden, die mitzulieben geschaffen ist und aus Haß in den Tod flieht.

Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische Gedicht, sagt Herr Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, ist keine Schicksalstragoedie im Sinn der Romantiker; „es kann die Tragoedie von der Nichtigkeit des Menschenglückes heißen. Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Wunder des Himmels und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen erlosch? Sophokles sah sich von Gesinnungen umgeben, die ihm Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefährdung der ganzen Staats- und Gesellschaftordnung gaben. Da haben wir das psychologische Moment, das ihn antrieb, in diesem Drama seinen geliebten Athenern vorzuhalten: Sehet, Das ist der Mensch und sein Glück; sehet, Das ist der Gott und seine Weisheit!" Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein fromm alter Ordnung ergebener Mann, nicht, wie dem baseler Erzfeind, ein Brecher ehrwürdiger Tafeln. Beide betonen in seinem Werk die sittliche Absicht. Beide stehen aufrecht wider Goethe.

Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider den Dichter und für den Professor. Das Alterswerk, das uns den entthronten Herrscher in Kolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden; dürfen nur auf die Königstragoedie blicken. Die aber schließt der blinde Oedipus selbst, der Narr des Schicksals, mit den Worten:

Google

Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich!
Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,
Keiner hat zu meinem Glücke ohne Neid emporgesehn.
Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth.
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!"

Die Absicht, mitlebende Menschen zu bessern, konnte aus dem Mund eines Priesters nicht zu klarerem Ausdrucke kommen. Aus Gottesdienst ward Drama. (Dessen Enthüllungtechnik uns heute nicht aufhalten, in Vergleich mit Ibsens Gespenstertragoedie und Kleists Meisterstück von dem Dorfrichter, auch einem Schleppfuß und Urmenschen, Adam ablocken soll.) Die gottähnlichen Helden des Aischylos sind von neuem Erlebniß der Glaubensvorstellung entjätet. Nur Gottheit ist allgewaltig; noch der Vollstrecker dionysischer Wuth, und bräche er selbst seines Leibes Frucht, nicht dem Sühnzwang unterthan. Der im Räthselbild der Sphinx das Wesen des Menschen erkannt hat, erkennt in sich nicht menschlichen Wesens Begrenztheit. Der Verblendete straft sich mit Blendung. Leis nur hat, langsam, das Verhältniß Irdischer zu Himmlischen sich gewandelt. Auch des Dichters Weltauffassung sich nicht von der seiner Stammverwandtschaft gelöst. Jeder versteht ihn; ist in scheuer Andacht, frommem Lächeln, bangem Herzschlag ihm nah. Durch solche Nähe, der Erkenntniß und der Empfindung, wurde, vor ehrwürdigen, dem Erwachsenden schon bis in die feinste Webmaschen vertrauten Stoffen, die Eingemeindung der Geister möglich, ohne die nirgends ein „Nationaltheater" entstehen konnte. Nachgeborene streiten, Poeten und Klügler, über den Tiefsinn der Pentheus- und Oedipus-Dramen; leuchtend lag er, ungehülst, vor der Einfalt attischer Bürger. Das Griechenvolk, seufzt Lessing, „war erpicht auf das Schauspiel, besonders auf das tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen sich von ihrer Bühne mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth

Google

halten, sie uns zu verschaffen? Unser Publikum nimmt vorlieb. Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß." Gesellet diesen Sätzen den Wehruf: „Wir sind nach dem sittlichen Charakter noch keine Nation!" Und waget Euch dann keck, wie der Dramaturg selbst war, in die Frage, ob so das alte Räthsel gelöst werden konnte.

Jetzt.

Das Theater ist das Ergebniß einer Volkswirthschaft und deshalb nicht von eiferndem Willen, Einzelner und lehrsüchtiger Gruppen, in seinen Grundfesten zu wandeln. Wo es nicht, wie des Baumes Frucht, wie Gedanke und That des Menschen, nothwendig ist, muß es, ohne stützendes Gemäuer, nach kurzen Tagen erkünstelter Herrlichkeit in Trümmer sinken. Wie sieht die Gesellschaft aus, die im Theater sitzen, es nähren, sich seiner freuen soll? Nur darauf kommts an; nicht auf Dichterträume und Rezensentenschrullen. Dem Hellenen war Schauspiel das Weihefest einer im Wollen und Denken einigen Volksgemeinschaft. Ereigniß im Leben der Menge, die den Alltagssorgen entlief, um der Stimme des Dichters zu lauschen. Neben dem Weisen saß da der Stumpfe, neben dem mächtigen der schlichte Mann; und Jeder wollte von solchem Fest Etwas heimtragen. Die Szene war Gerichtsstätte, auf der über die großen Gegenstände der Menschheit verhandelt, zu den Göttern und ihrer Welt das Verhältniß geordnet, der sittliche Werth geprägt wurde: nach dem Zwecksinn, dem Augenmaß, der Seelenwage der Mehrheit und nach altem, festem Gesetz. Neuen Glauben und neue Sitte mochte das Einsiedlerhirn lehren, das nicht vom nächsten Morgen die Wirkung erhoffte. Der Dichter, der zu Tausenden sprechen, in dunkle Köpfe rüttelndes Licht spenden wollte, durfte die Schranke des Brauches nicht brechen; durfte nur ahnen lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von umdräuter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Das Schauspiel war weder Zeitvertrieb noch Geschäft, sondern eine für den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit: und der Staat konnte nicht erlauben, daß ein von ihm bereitetes Fest zur Lockerung der Gemeindegrundmauern mißbraucht werde. Tempel und Volksfeierhalle also den Athenern. Dem Britenadel der Königin Elisabeth Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinken-

Google

den Welt. Dem Hof des Lilienkönigs die Hohe Schule der Leidenschaft, all in ihren Züchten und Unzüchten, und Würzleckerei nach schwerer Kost. Hellas, Altengland, das Erbgut der Louis: im Spielhaus eine Rasse, eine Glaube, ein Pulsschlag; Einheit in Wollen und Weigern, fast in der Lebenshaltung. Und keins dieser Häuser auf das Geld der Zuschauer angewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch legen. Heute? Henry Irving raffte sich in das Bekenntniß: „Unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht." Ein Geschäft, das die Leiter und das Gewimmel der Helfer nähren muß. Wagt Einer noch, von der weihenden Kraft der Schaubühne, vom Theater als von nationaler Angelegenheit, gar von Einheit des Volksempfindens zu reden? Ueberall müßten Aufrichtige ihn belächeln. Gut oder schlecht, fein oder grob, voll oder leer: das Theater ist nirgends auf unserer Erde eine am Webstuhl der Zeit wirkende Macht.

Kanns aber werden? Von der Gnade des Krieges (natürlich); dessen wunderthätigen Segen Christian Fürchtegott Unabkömmlich preisen wird, bis ihm die Hälfte seines Profites in die Staatskasse entrinnt. „Krieg pflügt und besät den Acker der Kunst. Unsere Dichtung hat er aus stickiger Enge erlöst. Hinter den Helden schritten immer edle Sänger." Immer? Mag man die Wiege der deutschen Klassiker in die Fritzenzeit zurückschieben, Byron und Puschkin, Musset und Gogol, Dostojewskij, Tolstoi, Zola, Maupassant, meinetwegen sogar Beyle und Flaubert Kriegserbschaft zuschreiben: was nach 1870 kam, war weder schön noch stark. Trotz Sedan, Reichsgeburt, Sozialismus, Darwinismus, Determinismus, Elektrotechnik und anderem Kulturkampf. Die Weltwandlung, die uns naht, kann nur Erdbeben sein; wie Jahrhunderte keins erlebten. Athmet der Wahn noch, ein Friedensvertrag (oder ein Bündel gestempelter Pergamente) werde die Flammenwirbel wegfächeln und Alles dann wieder in Lenzpracht schimmern? Entschleiert das Bild der Europäerzukunft nicht allzu früh! Und rühmet die Einheit des Volksempfindens, aus der frische Kultur und Kunst sprießen könne, erst, wenn sie aus der Vormundschaft entlassen ist und sich in Freiheit bewährt hat. Noch ist Graus. Wüsterer, als ihn Bakchenwuth schuf. Aus Wonnegeheul wurde Totenklage. Auch Dionysos starb. Und fernher lächelt, über Friedhöfe und Wassergrüfte, der Blick eines Buddha.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Paul Graupe
Antiquariat
Berlin W. 35
versendet auf Wunsch Katalog 77:
„Moderne Bücher und Exlibris“,
Katalog 78: **„Bücher und Bilder“**.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** herrliche Lage Wirks. heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungezieferschutz.
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 36a.

In den besten Familien erhält man Achtung durch die
Vossische Zeitung
Berlin SW68, Ullsteinhaus

Wildunger Helenenquelle
wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.
== 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==
Man verlange neueste Literatur portofrei von den
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 93. Bande der „Zukunft“
(Nr. 1—13. I. Quartal des XXIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung zc. zum Preise von Mark 1.60 werden **von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Berichtigung. In der Auslosungsanzeige der **Friedr. Krupp A.-G., Gußstahlfabrik, Essen-Ruhr,** in Nr. 18 vom 5. Februar muß es bei Anleihe von 1893 heißen: unter Lit. B 3333 statt 3338.

Google

Hervorragende Kunstwerke
in tadellosen Mappen bzw. Prachteinbänden.

	statt Ladenpreis	
Gemäldegalerie Baron Bruckenthal in Hermannstadt. 40 Kunstblätter 26 : 33 cm und Text von Kustos M. Csaki. Wien. In Mappe	M. 20,—	für M. **8,50**
Goya, Francisco de, Tauromachie. 43 Kupferdruck-Gravuren mit begleitendem Text von Valerian v. Loga. Berlin. Folio. Pgtbd.	M. 50,—	für M. **30,—**
Handzeichnungen alter Meister aus verschiedenen Sammlungen, vorwiegend aus Privatbesitz. Faks.-Reprod. in unveränderlichem Lichtdruck herausgeg. von Hugo Helbing. München 1902. Lief. 1 enth. 70 Tafeln von 40 : 54 cm in Mappe	M. 55,—	für M. **20,—**
Handzeichnungen alter Meister der holländischen Schule. 40 : 30 cm. Haarlem, Kleinmann & Co. 100 Blatt in 1 Ledermappe	M. 75,—	für M. **40,—**
Rembrandt, Harmensz van Ryn. 100 Handzeichnungen auf starkem Karton in eleganter Mappe. Leipzig. 37 : 35 cm	M. 100,—	für M. **35,—**
Singer, Prof. Dr. Hans W., Unica und Seltenheiten im kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden. Leipzig 1911. 50 Tafeln mit Text. 4°. Kart.	M. 12,—	für M. **6,50**
Schwarz - Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbande deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,—	für M. **2,—**
Ostade, Adrian von. 20 Blatt Handzeichnungen. Gr. 4°. In Mappe. Haarlem, Kleinmann & Co.	M. 20,—	für M. **7,50**
Münsterberg, Oskar, Japans Kunst. Mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig 1908. 104 S. Lex. 8°. Lbd.	M. 4,50	für M. **3,—**
Flechsig, E., Tafelbilder Lucas Cranach d. Ä. und seiner Werkstatt. 129 Folio-Taf. in Lichtdr. m. Text. In Mappe. Gr.-Folio. Leipzig, E. A. Seemann	M. 70,—	für M. **37,—**
Fünfzig historische Kostüm- und Volkstrachtenbilder. Format 18 : 24 cm. Berlin. In Mappe aus der Sammlung Lipperheide, Berlin	M. 50,—	für M. **15,—**
Gemäldegalerie Speck von Sternburg in Lützschena. Separatausgabe der kunsthistorischen Gesellschaft für Photographische Publikationen. 40 Aufnahmen ausgewählter Meisterwerke mit Text von Dr. Felix Becker. Leipzig 1904	M. 70,—	für M. **20,—**

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag
Leipzig, Königstr. 23.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Februar 1916.

Februa.

Bonaparte und Briand.

„Fünf von den sechs Seiten Ihrer Note haben Stil und Ton der Klassenaufsätze, die schlechte Schüler in der Unterprima abliefern. Herr Gott im Himmel! Was ein zum Kriegsschauplatz gemachtes Land, in dem Leidenschaften und Interessen zusammenprallen, an unvermeidlichem Leid ertragen muß, ist doch schlimm, allem Menschengefühl schmerzlich genug; braucht mans zu übertreiben, mit boshaft erfundenen oder albernen Märchen aufzuputzen? Jeden, der die Behauptung wagt, im Gebiet der Republik sei auch nur einer Frau von unseren Kriegern Gewalt angethan worden, nenne ich einen Lügner. Wer Ihre Note liest, muß glauben, alles Eigenthum sei zerstört, jede Kirche und jedes Weib geschändet worden. Daß unter dem langwierigen Kampf das Land leidet, ist die Schuld der eigensüchtigen Regirung, der das Gefasel kleiner Klüngel mehr gilt als das Wohl der Nation. Man droht mir mit Unruhen; droht, die Städte zu Aufstand gegen unser Heer zu treiben. Kommt diese Herausforderung aus dem Willen der Regirung? Ich bin nicht schutzlos; bin gegen heimliche Tücke so stark geschirmt wie gegen offene Feindschaft. Besitzrecht, Religion, Brauch werden wir achten. Weh aber Dem, der neue Feinde wider uns waffnet! Wer, in blinder Verkennung unserer Heeresmacht, durch Verrath oder Mord an uns sündigt, wird von der Armee zerstampft werden; sie hat, noch immer ohne Verstärkung, über

Google

mächtigere Feinde gesiegt." (An den Generalprovveditore der Republik Venedig.) „Auch im Lande des Papstes wird Frankreichs Heer seinen Grundsätzen treu bleiben; der Religion und dem Volk wird es Schutz gewähren. Hält eine Hand unserer Krieger die Bayonnette, den Bürgen des Sieges: die andere reckt sich über Städte und Dörfer hin und verbürgt den Einwohnern Sicherheit. Jeder hüte sich vor Unterschätzung unseres Heeres; hüte sich, auf den Rath von Schuften und Heuchlern den Kriegsschrecken bis unter das Dach seines Hauses dringen zu lassen und dadurch die Rache eines Heeres heraufzubeschwören, das im Lauf eines Halbjahres fünf Armeen zertrümmert, hunderttausend gute Soldaten gefangen, vierhundert Geschütze und hundertzehn Fahnen erbeutet hat. Wird beim Nahen unserer Truppen die Sturmglocke geläutet, dann wird das Dorf oder die Stadt, wo es geschah, niedergebrannt und alle Mitglieder des Gemeinderathes werden erschossen. Wo uns ein Mann gemordet wurde, werden Geiseln gegriffen und Sühngelder eingetrieben. Priester, Mönche und alle anderen Diener der Kirche werden in ihrer Amtsbefugniß geschützt, so lange sie dem Evangelium gehorsam sind; weichen sie von dieser Pflicht, dann werden sie nach dem Kriegsgesetz (und strenger als andere Bürger) bestraft." (Februarerlaß aus dem Hauptquartier in Bologna.) „Ist die Zahl der Getöteten noch nicht groß, Harm und Leid der Menschheit nicht schwer genug? Tapfere Krieger sehnen auch im Kampf sich nach Frieden. Muß noch mehr Blut fließen? Alles erlebt, selbst der wildeste Haß, seinen letzten Tag. Das Direktorium unserer Republik hat dem Wunsch Ausdruck gegeben, den Krieg, das Völkerelend, zu enden. Der londoner Hof will dieses Ende nicht. Ist keine Hoffnung auf einträchtiges Verständniß? Müssen wir einander noch tiefer zerfleischen, weil es der Grimm oder der Vortheil eines Landes verlangt, das die Leiden des Krieges nicht spürt? Wollen Sie, dem Thron so nah, so hoch über dem Getriebe kleiner Leidenschaft, die so oft den Blick der Minister und der Regirungen umnebelt, nicht nach dem Ruhm trachten, Deutschland gerettet und der Menschheit Wohlthat erwiesen zu haben? Selbst wenn das Kriegsglück Ihnen lächelte, würde Deutschland verwüstet. Weckt mein Ruf in Ihrem Herzen, Herr Oberbefehlshaber, Widerhall und wird dadurch einem Menschen, nur einem, das

Google

Leben erhalten, dann werde ich auf die so erworbene Bürgerkrone stolzer sein als auf den traurigen Ruhm, der aus Kriegersarbeit sprießt.“ (An Erzherzog Karl, den Oberbefehlshaber in Oesterreichs Heer.) „Die pariser Advokaten, die im Direktorium sitzen, können nicht regiren. Kleine Leute. Sie schmeicheln mir; ihr Gefühl ist dem Haß aber viel näher als der Liebe. Mich bekommen sie nicht ans Narrenseil. Um mich von Italien, wo ich unumschränkter Herr war, wegzulotsen, machten sie mich zum Führer des gegen England zu rüstenden Heeres. Gehorchen kann ich nicht mehr; die Gewalt des Oberbefehlshabers nie wieder entbehren. Kann ich nicht Herr sein, dann verlasse ich Frankreich. Ideologen verstehen nichts von Politik. Zuerst mich schinden und danach Alles den Advokaten überlassen: Das thue ich nicht. Jetzt noch an den turiner Hof gehen? Nein. Der König würde mich auszeichnen, sich in Sicherheit wähnen, ich müßte ihm Manches versprechen und aus Alledem würde doch nichts. Aus Festen und Ehrungen mache ich mir nichts. Und ich bin durchaus gegen Versuche, Völker und Staaten über den Umfang der Hilfe, die man ihnen gewähren kann, zu täuschen.“ (General Bonaparte, am achtzehnten November 1797, in Turin zu dem Französischen Gesandten Miot de Mélito.

„Die Worte, die wir hier, an dieser durch das älteste Freiheitheischen geweihten Stätte, wechseln, werden in allen Zweigen des Lateinerstammes ein Echo wecken. In dem Kampf, in dem unsere Fahnen gemeinsam wehen, unsere Helden für die selbe Sache ihr Blut verspritzen, ist unsere Siegeszuversicht Eurer gleich. Der Sieg wird dem Kraftaufwand beider Völker lohnen und ihre Einung, den Einklang Ihres Empfindens für immer weihen. Ich freue mich der Gelegenheit, den Entschlüssen Italiens und Frankreichs die Uebereinstimmung zu sichern und dadurch ihrem Handeln auf allen Gebieten die volle Wirksamkeit zu schaffen. Die Verbündung, die von Tag zu Tag enger wird, bürgt dafür, daß wir jedes unserer verschiedenartigen Unternehmen, Krieg und Wirthschaftkampf gegen die Feinde, in Eintracht durchführen und so den Sieg an uns fesseln. Der Ausdruck freundschaftlichen Empfindens, der von allen Seiten, aus den Provinzen und aus Rom, von den Gipfeln der Gesellschaft und aus der Volksmasse, dem Stolz Italiens, uns zuströmte, hat unsere Herzen einander so rasch genähert, daß uns die Aufgabe erleichtert wurde. Im Lager unserer Feinde

Google

ist die Eintracht des Handelns durch die geographischen Bedingungen befohlen und erzwungen; uns ist sie das Ergebniß hohen Geistesfluges und eines wägenden Willens, der weiß, welche Pflicht er dem Dienst des edelsten Ideals schuldet. Italien zeigt heute, daß es, als Erbe uralten Ruhmes, der großen Ahnen würdig ist, die all seine Länder, Gebirg und Seeküste, befreiten und einten. Wie rauh der Pfad sein mag: da ihn das Blut der edelsten Söhne tränkt, muß er in Sieg führen. Die Gemeinschaft unseres Mühens wird den Sieg gebären. Dichter reihen wir uns von Tag zu Tag und fester wird täglich die Gemeinbürgschaft; ohne Erbarmen werden wir, Alle auf einer Front, fechten, bis die freie Entwickelung des Menschengeistes gesichert ist. In dieser Zuversicht hebe ich mein Glas ..." (Ministerpräsident Aristide Briand in Rom.) Ists nicht, als hörtet Ihr die Stelzenrede eines der pariser Advokaten, deren Unfähigkeit zu Politik und Regirung der Korse schon als junger, nach Josephinens Leib lechzender General so barsch höhnte? Herr Briand war Rechtsanwalt; schien aber die schönste Hoffnung der Republik. Die erste wieder nach Gambetta und Ferry (und wurde drum, wie die Zwei, von Herrn Clemenceau, dem Hasser alles Schöpferwesens, unbarmherzig berannt). Erinnert Aristeides sich noch, daß Herr Gaston-Routier, vor fünf Jahren, ihm ein Buch, „Der Napoleon meines Traumes", widmete? Vornan stehen die Sätze: „Einst, Herr Ministerpräsident, waren Sie Sozialist; auf den Machtzinnen haben Sie sich als behutsamen, seiner Pflicht bewußten Staatsmann erwiesen. Ihre Beredsamkeit wählte das Losungwort ‚Politik der Verwirklichungen'. Ich darf also hoffen, Verständniß zu finden, wenn ich Ihnen dieses Buch widme, das aus reinster Liebe zu Vaterland und Menschheit geboren wurde." Und das in den Wunsch mündet, zwischen Deutschland und Frankreich Frieden zu stiften. „So lange diese Länder verfeindet sind, ist Europa ein leeres Wort, wird der Erdtheil von England oder Rußland beherrscht, von zwei selbstsüchtig tückischen Nationen, die Frankreich stets ausgebeutet oder verrathen haben und nie aufrichtige Freundschaft für unsere Heimath empfinden können. Russen und Briten haben mit ungemeiner Geschicklichkeit Frankreich und Deutschland verfeindet. Der deutsche Geist hat das slawische Preußen erobert: und jetzt ist das geeinte Deutschland größer, stärker als je zuvor und willig zu Großmuth und Edel=

Google

sinn. Unser größter Dichter hat gesagt: ‚Wäre ich nicht Franzos, so möchte ich Deutscher sein. Deutschland fühlt, Frankreich denkt. Ihre Gemeinschaft umfaßt das Wesen der Civilisation. Deutsche und Franzosen sind weder Insulaner noch Eroberer, sondern die echten Söhne der Europäererde. Ihre Eintracht würde England und Rußland zügeln, Europa beglücken, den Frieden der Welt sichern.‘ Nie wieder darf zwischen diesen zwei Völkern Krieg sein; er wäre Bruderkrieg und könnte für die Dauer keinen lohnenden Ertrag bringen. Wenn Ihr nicht Deutschland völlig vernichtet oder Deutschland auf die Trümmer Eurer Dörfer und Städte das Finis Galliae schreibt, war der Krieg nutzlos: denn nach zwanzig, dreißig, fünfzig Jahren finge Alles wieder von vorn an. Ein Krieg, um Provinzen zurückzuerobern und eine neue Grenze zu schaffen, wäre Wahnsinn oder Kinderei. Zwei von Kopf zu Fuß gewaffnete Riesen, mit furchtbarem Zerstörungwerkzeug; grausige Kämpfe, die Beide erschöpfen müßten und vielleicht Keinem endgiltigen Sieg brächten. Wie blinde Tröpfe würdet Ihr einander entkräften, ohne zu bedenken, daß Ihr dadurch nur Euren schlimmsten Feinden nütztet, den Briten und Russen. Um deren Gewinn zu mehren, sollt Ihr Euch selbst verdammen, in alle Ewigkeit einander wie böse Porzellanhunde anzustarren oder einander abzuschlachten? England ist tief im Machtverfall. Das Reich kracht in allen Fugen und überall riecht es nach Schwefel. Ihm droht die Revolution und der Verlust Indiens; und weil die Schwachheit fühlbar wird, sollen schnell Bündnisse geknüpft und die höllischen Zettelungen, die sich einst gegen uns kehrten, nun gegen Deutschland erneut werden. Die Seeherrschaft ist schon geschmälert und wird bald ganz verloren sein: gegen die vereinten Flotten Deutschlands und Frankreichs könnte Englands Marine nicht den Kampf wagen. Deshalb opfert es sein Geld, um Euch in Krieg gegen Deutschland zu hetzen. Oeffnet, Franzosen und Deutsche, die Augen und lasset Euch nicht von Englands Reptilien täuschen: nur die Selbstsucht und Trugkunst der Briten wünscht, daß Ihr immer tiefer Euch in Haß und Feindschaft wider einander einbohret. Deutschland wächst schnell und entfaltet sich kräftiger als andere Länder. Slawen und Lateiner mögen in Einheit gelangen: den Europäerblock kann nur das Bündniß Frankreichs mit Deutschland schaffen. Diesem Bündniß werden Italien, Spanien und die kleineren

Google

Staaten sich angliedern und England wird, um nicht einsam zu bleiben, genöthigt sein, sich ihm zu befreunden. Rußland ist dann nicht mehr Gefahr, sondern Schutz: Europas Schildwache an Asiens Grenze und der Puffer zwischen der weißen und der gelben Riesenmacht. Vergesset niemals, daß Ihr, weitab, den Russen, denen Eure Staatseinrichtung Aergerniß ist, entbehrlicher seid als die Deutschen. Und sorget, daß der Wundertraum von Weltfrieden und Völkereintracht Wirklichkeit werde." So glaubte, aus dem Geist Bonapartes, der Verfasser des Buches sprechen zu müssen. Da Herr Briand die Widmung annahm, kann er den Inhalt nicht verlacht haben. Nun? Neunzehnter Monat franko-deutschen Krieges. Ein Gegrein über „Gräuel", die, auch nach dem Zeugniß des Großen Napoleon, vom Wesen des Krieges untrennbar sind. Ein Jubelchor der Regirenden, als wäre, statt der Hemmung des Vormarsches, die Zerschmetterung des Feindes gelungen. (Der das ganze Gebiet französischer Schwerindustrie, ein Viertel des unbeweglichen Nationalvermögens, fest in Besitz hat.) Eine wunderliche Furcht, auch nur den Keim der Sehnsucht nach Frieden ans Licht zu lassen. Müßte des Briefes, den Bonaparte an Erzherzog Karl schrieb, der rothe Aristeides sich etwa schämen? Er geht nach Rom. Palazzo Farnese, Villa Umberto, Kapitol: die ehrwürdige Pracht der Schauplätze ist nicht zu überbieten. Sonst? Rednerei, die in zähen Phrasenschlick abrutscht. Wird den Italern billige Kohle, den Franzosen, für ihre Hauptfront oder für den Balkan, ein Italerheer verbürgt? Nein. Das Königreich, das die Hoffnung auf Albanien sinken sieht und dessen Heer weder Trient noch Triest erobert, verspricht, jeden Handelsverkehr mit Deutschland fortan zu meiden und ein paar Ehrenwerthe in den pariser Kriegsrath der Verbündeten zu schicken. Das ist der Ertrag großen Aufwandes. Frankreichs berühmtester Redner und Bezauberer fand nicht einmal Worte, die in Römerherzen neue Gluth anfachen konnten. Mancher meint, Bonapartes Römerzug habe immerhin mehr als Briands eingebracht. Und Senator Bérenger mahnt (in Paris-Midi): „Zwei Völkergruppen kämpfen um Leben und Tod. Nicht der besten Rede gebührt heute die Palme, sondern der kräftigsten That. Noch hat die Stunde der Flöten und Zimbeln nicht geschlagen. Das Vaterland ist verwüstet; deutsche Schreckensherrschaft besudelt zehn Departements. Selbst in der

Google

Zeit festlicher Reisen dürfen wirs nicht vergessen. Wir können, wenns zur Kräftigung der Kriegsmittel nöthig scheint, bis ans Kapitol gehen; dürfen aber nicht hinaufklettern. Wir können im Triumphsaal frühstücken; dürfen uns aber nicht, weil die Sauce mit Lorber gewürzt ist, in den Rang von Triumphatoren träumen. Denn Saint-Quentin ist uns entrissen und Belfort wird beschossen. Die Fahrt nach Italien sei uns die vom Kriegsbedürfniß befohlene Reise nüchterner Männer, nicht eine vom Festglanz beleuchtete Parade. Keinen Jubelchor jetzt!" Noch blinkt die Krone ...

Offensive?

Wieder Neutralenberichte in feindlichen Blättern; wieder Schilderung deutschen Lebens, die, als unwahr, von unserer Alltagserfahrung abgewiesen wird. In der Massenzeitung Le Petit Parisien wird ein holländischer Kaufmann vorgeführt, der seit Jahren in Geschäftsverkehr mit Deutschland stehe, oft nach Berlin komme, redlich, klug, tüchtig, sogar deutschfreundlich sei und nur seinen Augen traue. Dürfen wir mehr verlangen? In einem vom vierten Februar datirten Bericht sagt er, der wieder in Berlin war, er habe die Deutschen in völlig verändertem Gemüthszustand gefunden. Vor sechs Monaten: himmelhoch jauchzend; jetzt: zu Tode betrübt. Militärisch ists flau („situation médiocre"); welches Wort paßt danach auf den Kriegsertrag der gegen uns Verbündeten? Wirthschaftlich: dicht vor dem Zusammenbruch. „Wäre ich, als Kaufmann, in solcher Lage, dann würde ich sofort meine Liquidation-Bilanz machen und die Geschäftsauflösung dem Bankerot vorziehen. Der Deutsche denkt anders; fürs Erste. Jeder nach seinem Geschmack." Läßt „Germanophilie" sich deutlicher erweisen als durch so herziges Urtheil? „Anfangs hat man die Noth übertrieben. Jetzt ist Uebertreibung undenkbar. Die Noth ist gräßlich. Das Brot war unverdaulich; nun ists ungenießbar und obendrein kaum zu haben." (In der kürzesten Straße Berlins findet der Wanderer mindestens drei Bäcker- und Vorkost-Läden, in denen Brote gestapelt sind. Nie ist eine Klage über Brotmangel an mich gelangt. Der Geschmack der Backwaare wird allgemein besser beurtheilt als in dem ersten Halbjahr nach der neuen Backordnung.) „Butter giebts fast gar nicht mehr; man muß sich in eine lange Reihe stellen und im Laden eine von den Behörden gelieferte Karte

Google

vorzeigen, um, zu ungeheuerlichem Preis, ein kleines Bischen Butter zu erhalten. Nur sehr reiche Leute können Butterbrot essen und selbst ihnen fehlt oft Butter zum Spinat." (In Berlin, wo es erst seit dem einundzwanzigsten Februar Butterkarten giebt. Richtig ist, daß die Butter knapp und theuer ist; immerhin nur um siebenzig Pfennige fürs Pfund theurer als in Paris, wo auch laut geklagt wird; richtig, daß man vor den Läden lange Frauenreihen sieht: weil der Vertheilung noch nicht die taugliche Form gefunden wurde.) „Fleisch giebts nur dreimal in der Woche und auch da nur in vorgeschriebenen Mengen." (Unwahr; nur zwei fleischlose Tage; Menge nicht begrenzt; die Läden mit frischem und geräuchertem Fleisch, Wurst und anderen Aufschnittwaaren überfüllt.) „Den Umfang der Mißstimmung, die durch diese stete Nahrungsorge in Deutschland bewirkt wird, können Sie sich kaum vorstellen. Ich glaube, daß die Tage des deutschen Widerstandes gezählt sind. Niedergang der Industrie, ungeheurer Menschenverlust, das Loch in der Finanzorganisation, Geschoßvergeudung, allgemeine Müdheit und wachsende Hemmung des Alltagslebens: diese Trümpfe halten Deutschlands Feinde in der Hand. Noch hat das Reich den Krieg nicht verloren und es verfügt ja über beträchtliche Pfänder, die ihm einen vernünftigen Frieden, einen ohne Ruhm und Ehre, ermöglichen: wenn Alles gut geht; wenn seine Feinde nichts thun, weder in Ost noch in West vorrücken. Kommt aber gar noch die militärische Niederlage, die große Tracht Prügel, dann ..." Untergang der deutschen Welt, „die auf Haß, wüsten Ehrgeiz und Vertragsbruch gebaut ist." Das lesen Millionen täglich. Ists ein Wunder, daß sie, trotzdem ihre Heere nicht vorwärts kommen, sich dem Ziel nah wähnen? Solches Gekram verlängert nutzlos den Krieg. Ich glaube nicht an den Holländer des Petit Parisien. Dummköpfe giebts in jedem Land. Aber die Niederländer sind nüchterne Leute und gewöhnt, durch Nebel in Klarheit zu blicken. Einer schrieb mir neulich: „Hier hat der Wind sich ein Wenig gedreht. Wir setzen nicht mehr aufs falsche Pferd."

„Eine sich mehr und mehr verdichtende Grenzsperre, Tag und Nacht arbeitende Kriegsschmieden, fleißige Verwaltungbehörden, die Regirung, als das große Centralwerk, ungestört nur mit den Aufgaben des Krieges beschäftigt, in Rath und That geschwind: solcher Zustand spart Zeit und Blut. Geduldig, für Kriegs-

Google

werkzeug von wachsender Gewalt, Geschoßmengen häufen, nichts dem Zufall überlassen, wuchtigen Angriff bis ins Kleinste vorbereiten, mit Weile, nach der Lehre der Alten, eilen: auch solcher Aufschub, der Verzögerung scheint, spart uns Blut. Nach Menschenvoraussicht erfährt der Feind stets, welcher Theil seiner Front von Angriff bedroht ist; er stärkt sich für die Entscheidungstunde, holt Ersatzmannschaft heran und sorgt für Kanonen, Maschinengewehre, Munition. Je länger die gefährdete Front, desto schwerer der Widerstand. Dessen Wirksamkeit wird schwächer, wenn von vielen Seiten Offensive droht. Denn natürlich ists leichter, eine Front von fünf Kilometern zu vertheidigen als eine von dreißig; leichter, eine Offensive abzuwehren als vier Angriffe, die in der selben Zeit beginnen. Wird auf einer Frontlänge von dreihundert Kilometern zugleich, überall mit zulänglichen Kräften, der Feind angegriffen, dann darf er auf dieser Fläche kein Regiment, keine Batterie verschieben, sonst verräth er selbst den Punkt seiner geringeren Widerstandskraft und bringt sich in Gefahr. Wenn alle verbündeten Heere, mit dem ganzen Aufwand ihrer Streitkräfte, zu gleicher Zeit, auf allen Fronten, angreifen, schwindet dem gemeinsamen Feind der Vortheil seiner centralen Stellung und die Möglichkeit, seine Ersatzmannschaft mit der Flinkheit des Webers, der die Schiffchen gleiten läßt, an die bedrohten Punkte zu schicken: weil ja alle, in der selben Stunde, bedroht wären. Die Schlacht an der Marne, die Offensive all unserer gegen alle deutschen Heere, war die Ausführung eines der schönsten Kriegspläne, die je ersonnen wurden; sie erstreckte sich von Paris bis nach Verdun, von dort nach Nancy und bis an die Pforten des Elsaß. Nirgends Einzelvorstoß; zwanzig verbündelte, von einander bestimmte Schlachten. Maunoury wirft sich auf Kluck, ermöglicht den Generalen French und Franchet d'Espérey, Bülows entlaubten Stamm zu packen: und so entsteht zwischen Bülow und Hausen ein Spalt, in den Foch sich schnell einklemmt. Foch macht Langle de Cary frei, der wiederum Sarrail entlastet. Da der Kern des deutschen Heeres an den Aisne, die Armee des Kronprinzen an die Argonnen zurückgeht, kann Castelnau bei Nancy, Dubail in den Vogesen den Kampf vorstoßen. So sah die herrlich einträchtige und logische Gesammtoperation aus, von der Albert de Mun vor seinem Hingang schrieb, sie sichere unserem Joffre den unsterblichen

Dank des Vaterlandes. (Wie lange währt den stets Leichtfertigen solche Ewigkeit? Reden wir nicht davon!) In ähnlicher Weise ist der Rhythmus des Krieges schon an den Rändern des ungeheuren europäischen Schlachtfeldes fühlbar geworden; bisher nur an einzelnen Punkten. Der erste Russeneinbruch in Ostpreußen hemmte den Lauf des deutschen Heeres, das Paris bedrohte. Wäre dessen Elftes Corps nicht in aller Eile aus Belgien an die Weichsel geschickt worden und bei Tannenberg in Hindenburgs Armee gewesen, dann hätte es am neunten September 1914, am Ourcq, unter Kluck oder, auf den Höhen von Sézanne, unter Bülow und dem Herzog von Württemberg gefochten: und das Schicksalsrad konnte sich anders drehen. Unsere Offensiven im Frühjahr und im Herbst, bei Arras und in der Champagne, haben den Russen nicht geringeren Dienst geleistet; zuerst hat die erhebende Waffengemeinschaft das Heer vor Umklammerung bewahrt, dann, im Herbst, den Weg nach Kiew und die livländischen Propyläen von Petrograd vor der Wuth des Angreifers gerettet, der nicht genug Streitkräfte aufzubringen vermochte. Oertlich begrenztes Handeln wirkt also nicht nur auf die Front, die sein Feld ist, sondern erleichtert manchmal auch auf Fronten, die Hunderte von Meilen davon getrennt sind, den Freunden den Kampf. Man muß zu verstehen trachten; muß sich bemühen und willig sein, zu verstehen. Nur an einzelnen Stellen und noch niemals mit der größten Wucht, die erreichbar wäre, sind zu gleicher Zeit solche Offensiven versucht worden. Ein völlig, bis ins Kleinste, dichter Zusammenhang ist, aus tausend Gründen, unerlangbar; und wir jagen Wahngebilden nicht nach. Doch Ihr sahet, daß die Schlacht an der Marne zugleich am Ourcq, auf beiden Morins, in den Sümpfen von Saint-Gond, am Ornain, im Argonnenwald, vor Nancy und in den Vogesen ausgekämpft wurde. Stellet Euch eine noch gewaltigere Marneschlacht vor, in der, zu gleicher Zeit, an der Nordsee und in der Rheinebene, in den trentiner Alpen und am Isonzo, an der Adria und am Wardar, in den Karpathen, im Sumpfland von Pinsk und an der Dwina gefochten wird!" Herr Reinach sagts im Figaro; und beleuchtet mit seinem Winkwort das Ziel, nach dem alle Feindeskräfte nun hinstreben. Von allen Seiten um die selbe Zeit wuchtigster Angriff: dann wird die teuflisch geschickte Verschiebung gehindert, die dem Vordrangsversuch plötzlich deutsche Heeresmassen

Google

entgegenstemmt. Ist diese Hemmung gewiß? Wer der Frage Antwort sucht, muß bedacht haben, welche Menschenzahl heute unter deutschen Fahnen ficht. Seit Wochen rechnen die Papierstrategen. Nach Repington hat sich Oberst Feyler bemüht. Im vorigen Sommer, sagt er, hatte Deutschland 1900 Bataillone. „Weit scheint es über diese Zahl nicht hinaus zu können. Im September, nach der Schlacht in der Champagne, wird die Westfront gestärkt, im Osten auf neuen Vorstoß verzichtet. Ende Januar sind im Westen 1286, im Osten 565 Bataillone; 74 sind entweder auf dem Balkan geblieben oder auf dem Weg an ein noch unsichtbares Ziel. Kommen auch sie nach Frankreich oder Belgien, dann wächst die Wahrscheinlichkeit naher Offensive. Aus der Thatsache, daß auf der Westfront stets zwei Drittel aller Streitkräfte vereint waren, ergiebt sich die Lehre: trotz der Stärke der deutschen Befestigungen, trotz gewaltiger Artillerie und Maschinengewehren habe der Druck der verbündeten Westheere den deutschen Generalstab so in Sorge gehalten, daß er nicht wagte, mehr als ein Drittel seiner Truppen auf den Kriegsschauplatz zu werfen, wo er, mit Oesterreich-Ungarn, während des ganzen Jahres 1915 die Entscheidung suchte. Da er, mit drei Vierteln der besten Mannschaft, im Westen nicht erlangen konnte, was er wollte, da im vorigen Herbst seine 1136 Bataillone beinahe überrannt worden wären, ist der Glaube berechtigt, daß Deutschland nicht ungestraft seine Kräfte zersplittern und zu gleicher Zeit vielen Hasen nachjagen könnte. Was es heute hat, ist nicht mehr so leistungfähig, wie die sechs Armeen waren, die (20 aktive Korps und $10^1/_2$ Erster Ersatzklasse) im August 1914 in Luxemburg und Belgien einmarschirten." Abwarten. Die Feinde ähneln nicht Hasen, unsere Krieger nicht müden Jägern. Ob in der Rechnung wenigstens die Ziffern richtig sind, wird sich zeigen. Soll vor der großen Offensive („auf allen Fronten zu gleicher Zeit") nun etwa die deutsche, in West, beginnen? Das wäre Niedertracht!

„Will der deutsche Generalstab auf unserer Front den Hauptschlag versuchen, der ihm das Schicksal unterjochen könnte? Möglich; sogar wahrscheinlich. Trotz den gewaltigen Mörderleistungen seiner Heere, die noch zuletzt weite Strecken des Balkanlandes in Blut und Feuer tauchten, hat er wohl den Eindruck, daß er dem Sieg und dem Frieden in achtzehn Monaten nicht um einen Schritt näher gekommen ist. Mit arg geschmälerten Geld- und Wehrmit-

Google

teln muß er auf die Ausführung der weitblickenden Pläne gegen Egypten, Mesopotamien, Indien verzichten; und will nun wohl den Bruch der Hauptfront versuchen, die seinem ersten Ansturm widerstand. Die Februarangriffe der Deutschen haben diese Absicht mehr und mehr entschleiert. Wo wollen sie, mit ganzem Aufgebot ihrer Kraft, das große Loch graben? Gewiß recht nah bei der Hauptstadt, die sie mächtig anzieht und in die sie doch niemals einziehen werden. Und wenn sie uns nur entnerven und in eine Falle locken wollen? Wir lassen uns nicht fangen; sind überall wachsam, werden nicht nervös und begnügen uns fürs Erste, jeden Schlag mit einem Rückschlag zu vergelten." (L'Humanité.) „Ich glaubte, der nächste deutsche Hauptschlag werde, um die Rumänen einzuschüchtern, sich gegen die russischen Linien in Bessarabien richten; jetzt frage ich mich, ob er nicht uns treffen soll. Wuchtig wird er sein. Deutschland hat das Genie, hat auch noch die Kraft zu ‚Kolossalem'. Dennoch braucht unseren Haarigen nicht besonders bang zu werden. Gefährlicher als das Stickgas, vor dem die Maske schützt und dessen Anwendung schwierig ist, sind die Stahlgewitter der Schweren Geschütze. Die aber haben wir heute in eben solcher Menge und Leistungfähigkeit wie der Feind. Zweifelt der Infanterist an der Fülle unseres Geschoßvorrathes: der Kamerad von der Artillerie wird ihn beruhigen. Im August 1914 hatten die Deutschen auf unserer Front die Mehrheit. Die kommt nicht wieder. Unser Generalstab, dem man nachsagen muß, daß er die Eisenbahnen leidlich ausnützt, kann auf jedem Frontpunkt der feindlichen Kopfzahl mindestens die selbe entgegenstellen. Und (der dümmste Haarige weiß es) ein modernes Heer kann, in Gräben, hinter Stacheldraht, wenns nicht den Kopf verliert, einen ums Dreifache stärkeren Feind abwehren: unser Sieg am Yser hats bewiesen. Trotzen unsere Leute dem Stoß, dann (die Vorstellung muß ihnen Muth in den Bauch pumpen) wird Rumänien die deutsche Hoffnung enttäuschen und ohne noch längeres Zaudern uns seine siebenhunderttausend Bayonnettes bringen. Jeder Haarige bedenke, was die Boches in Belgien, Serbien, Russisch-Polen, in unseren Departements gethan, wie oft sie wehrlose Handelsschiffe versenkt und in offene Städte Bomben geworfen haben. Jeder wird dann in die rechte Wuth gerathen. Das Herz unserer Mannschaft, deren Mehrheit aus sozialistischen Republikanern besteht, haßt die Hohenzollern und die Habsburger, gegen die ihre Ahnen in der Zeit der Re-

Google

volution zwanzig Jahre lang kämpfen mußten. Damals war zermalmen der Sieg nicht zu erstreiten. Jetzt naht die Rache. Siegen wir Verbündete, dann stürzen die zwei rückständigen Militärmonarchien, die höchsten und festesten Schranken, die den Weg in Volksherrschaft und in die Vereinigten Staaten von Europa sperrten. Wenn der deutsche Sturm aufbraust, muß jeder Mann sich sagen, daß er die Kraft für ein revolutionäres Werk einsetzt: dann wirds ihm an Muth nicht fehlen. Die deutsche Offensive brächte uns unüberschätzbaren Vortheil: die Möglichkeit, uns in verschanzter Stellung zu vertheidigen. Diese Wendung wäre so schön, uns so günstig, daß man kaum dran zuglauben wagt!" (Herr Hervé in seiner Zeitung, die nun La Victoire heißt.) Liegts in mir? Meinem Ohr klingt das Wortgedröhn hohl; wie Wirbel auf einem vielfach geflickten Trommelfell. Der poilu soll nicht zagen, nicht vor dem Stickgas zittern, auf die Geschoßhaufen der Artillerie blicken, sich Muth in den Bauch pumpen, der deutschen „Gräuel" und der Dantonistenkriege gedenken, für die Sache der Revolution fechten und froh sein, daß Brustwehr und Draht ihn decken. Solche Einspritzung war im Herbst noch nicht nöthig. Da lasen wir: „Die Leute knirschen, weil sie auf Vertheidigung beschränkt sind, und harren ungeduldig des Befehles zu Angriff und Sturm." Sind sie seitdem weich geworden? Sind ihre Nerven verbraucht? Genosse Hervé weiß, was nöthig ist. Herr Poincaré, der vor seinen Frontfahrten den Helm aufstülpt, wird kaum noch gegrüßt. Generalissimus Joffre: ein Jahr lang Abgott, jetzt der Zauderer, der immer zu lange gewartet und, in der Champagne und im Artois, den gräßlich theuer bezahlten Angriffserfolg nicht auszunützen vermocht hat. Die Heldenschaar der Haarigen schon ernster Predigt und scharfer Nervendouche bedürftig. Irgendwas hat sich in Frankreich verändert.

„Nach dem Erwachen aus langwierigem Wahn nahm Frankreich, am dritten August 1914, mit großartigem Muth sein Schicksal auf sich. Aus der Tiefe der Volkheit hob sich eine Woge heldischen Wollens und trug den Geist der Nation auf ungeahnte Höhe. Der Sturmlauf des Einbrechers wurde abgeschlagen. Die wundervolle Energie eines Volkes, das leben will, ersetzte für eine Weile, was fehlte: Waffen, Organisation, Vorbereitung. Was ist aus dem Muth, der Bereitschaft zu Entsagung und Opfer, aus der Geduld dieses herrlichen Volkes geworden, das in Leid und Blutverlust doch Hoffnung und Glauben wahrt? Weh uns! Die Monde ginger

Google

und die Behörden, die Hohen Stäbe fielen in alte Gewohnheit zurück. Das eintönige Geräusch der Kanonen hat sie eingeschläfert. Die Angst, die nothwendige, gesunde Angst der ersten Tage ist gewichen. Der Krieg wirkt auf diese Schicht nicht mehr als eine Krisis, ein grausam schmerzender Kampf; er ist ein Dauerleiden geworden, an das man sich schließlich gewöhnt. In der Nation glüht noch Begeisterung und Drang zu kräftigster Leistung. Die Nation braucht Führer, Befehl, Regirung: und hat das Gefühl, daß ihr all Das fehlt. Tage, Wochen, Monate gehen hin. Die uns voranschreiten, scheinen nicht zu ahnen, wie entsetzlich theuer uns die Zeit wird; von dem Fieberbrand, der in Thätigkeit treibt, ist in ihnen nichts zu spüren. Noch im neunzehnten Kriegsmonat ist in den wichtigsten Werkstätten nicht die Nachtarbeit ermöglicht, die der Artillerie das Doppelte liefern würde. Die Vorarbeiter und Techniker, ohne die große Arbeiterschaaren nicht dem Zweck gemäß einzurahmen sind, harren im Feld noch immer der Heimberufung. Im ganzen Land ist nicht ein Mann, dessen Geltung weit genug reicht, um allen Verwaltungzwist zu enden und Jeden dahin zu stellen, wo er dem Vaterland nützlich dienen kann! Man hofft, die Zeit werde die Feinde aufreiben, weist auf die Erschöpfung Deutschlands und scheint zu erwarten, es werde, von Hunger und Elend entmuthigt, plötzlich zusammenbrechen. Gefährlicher Wahn! Deutschland wird zwar schwächer, spart aber schon seine Kräfte und kann, wie Oberst Repington erwiesen hat, die Stunde seines Todeskampfes in unerblickbare Ferne hinzögern, wenn wir Verbündete ihm nicht neue schmerzhafte Opfer aufzwingen. Nur Kriegsmittel können den Krieg enden. Unsere Behörden und Hohen Stäbe müssen die Schlafsucht abschütteln, wach bleiben und sich mit dem starken Geist, dem lodernden Willen des Krieges erfüllen. Wir warten: die Feinde handeln. Wir sind noch bei den Berichten, Noten, Erörterungen, Reden: die Feinde schlagen. Wer bei uns irgendwelches Ansehen hat, blase den Staub der Aktenstöße und träger Berufsgewöhnung hinweg! Vor dem Auge seines Geistes stehe in jeder Stunde das grause Bild der Wirklichkeit von gestern und heute: der rohe Einbruch, die Schandthat des wilden Feindes, dessen plumper Stiefel unsere Brüder tritt, die Dulderleistung unserer Helden, Schmerz und Trauer eines bewundernswerthen Volkes. Er male sich aus, was wir morgen zu leiden hätten, wenn Unglückszufall den Deutschen in Triumph

Google

hülfe. Von heute an muß der Krieg unser einziger Gedanke, der Sieg unser einziges Ziel sein. Alltäglich fallen Franzosen. Alltäglich schwillt die Opfergabe der Nation. Statt zu sagen, die Zeit arbeite für uns, müssen wir arbeiten, um die Dauer der schrecklichen Prüfung zu kürzen. Noch ist Frankreich eine ungeheure Schreibstube; es muß Werkstatt, Laboratorium, Fabrik werden. Feuereifer muß die That vorbereiten, die Entscheidung bringt. Das Ende kann nur Sieg sein. Allzu lange haben wir uns begnügt, ihn zu hoffen; ihn zu wollen und zu erzwingen, ist nun unsere Pflicht." Das auszusprechen, dünkte, noch in der dritten Februarwoche, den Senator Humbert, den Leiter des Journal, nöthig. Reihet seine Mahnung an die der Herren Bérenger und Hervé: und Ihr werdet merken, daß Frankreichs Stimmung sich dunkler gefärbt hat.

Herr Humbert, der Offizier, dann Berichterstatter des Wehrausschusses war und in der Morgendämmerung des Schicksalsjahres 1914 laut vor dem Trugbild lückenloser Bereitschaft zum Krieg warnte, höbe seufzend wohl die Schultern, wenn Polybios-Reinach ihn mit der Mär von wuchtiger Offensive auf allen Fronten einzulullen versuchte. Dem Britenheer fehlt, oben und unten, die Führung; die Generalstabsschule, die sich nicht in Hast nachholen läßt. Italien ist schon zufrieden, wenn es die schmalen Landstücke, die Ströme seines besten Blutes ihm erobert haben, bewahren, Libyen halten, in Valona noch schüchtern Hoheitzeichen hissen kann. In Rußland ist noch nicht einmal die Hälfte der eingezogenen Ersatzmannschaft bewaffnet. Erzerums Fall ist ein wichtiger Erfolg; der aber aus der Gesellschaft und dem Reichsrath nicht die Furcht jäten wird, das neue Heer werde in seiner Heimath unentbehrlich sein, wenn übermorgen ein Pugatschew die Ackersmenschheit zum Kampf gegen die Städter aufruft.

Feralien.

Herr Briand sagt, das Ergebniß seiner Reise nach Rom habe ihn durchaus befriedigt. Kann er anders? Er will den Mitbürgern die Zeit kürzen, bis von irgendeinem Kriegsschauplatz endlich gute Kunde kommt. Deshalb: neurömisches Weihfest, Kriegsrath (der Vier oder Fünf) und Kränzchen der aus den Parlamenten nach Paris Abgeordneten. Der Mann ist zu klug, um zu glauben, der Schwatz von gesicherter Eintracht, von dem Willen zu Gemeinschaft des Handelns könne jetzt, im neunzehnten Monat,

Google

noch wirken. Fehlt heute, anderthalb Jahre nach dem londoner Septembervertrag, der Kriegsführung noch die Einheit, dann zaubern gedunsene Worte sie nicht herbei. Das weiß der zweite Archon Aristeides. Auch, daß er den Ruf an ein Unternehmen hingegeben hat, das nach Menschenvoraussicht niemals Zins tragen kann? Selbst wenn ihm Himmelsgunst lächelte: niemals. Der frechste Montmartrespatz traut den Deutschen zu, daß sie jede Stellung, in Frankreich und Belgien, ungemein stark befestigt haben und Mannschaft, Geschütz, Munition nirgends fehlt. Daß sie nicht schlecht geführt werden, ist aus Erfahrung bewiesen worden. Geschähe das Unwahrscheinliche, würden ihre Linien, alle, durchbrochen, wäre ein Psyttaleia größten Umfanges zu buchen: der Friede, den Herr Briand verheißen hat, läge noch immer in Nebelferne. Einer, der Elsaß-Lothringen den Franzosen giebt, wäre nur dem in Todespein röchelnden Deutschland abzupressen; und würde dem ins Leben zurückkehrenden Reich Waffenstillstand. Nach fünf oder nach zwanzig Jahren finge der Krieg wieder an. Hofft ein Nüchterner, das Reich so zu schwächen, daß es von allen Fronten weichen, alles eroberte Land räumen, sich dem Schwert des Feindes ergeben muß? Unter elf Monden ist diesem Feind nichts Großes, nicht einmal Strahlendes mehr gelungen; und was er an Werkzeug gewann, hat er an Zuversicht und Nervenkraft verloren. Ein Stärkerer dürfte nicht träumen, hundertundzehn Millionen in Willenseinheit aufgereckter Menschen seien wie ein Mückenschwarm zu verscheuchen. Zweiter Fall: der deutsche Vorstoß sprengt Steingurt und Männermauern, drängt bis an die Seine vor, trennt die Briten von den Franzosen, umfaßt, in der Mitte oder an einem Ende der langen Front, und entwaffnet eine Armee. Den Verlust der Industriebezirke und seiner rüstigsten Mannheit trägt Frankreich mit einer Würde und heldischen Fassung, die ihm auch im Haus der geschmähten Boches andächtige Bewunderung wirbt. Könnte es sich aber in noch härterer Plagendünung halten? Ohne Festungpanzer und Hauptstadt, zunächst an der Garonne, weiterleben? Daß ein in Noyon und Saint-Quentin hausendes Heer Paris nimmt, dünkt Unbefangene doch wohl eher möglich als ein Wunder, das hundertmal bewährte, mit der modernsten Wehr gerüstete Krieger vom Aisne bis an den Rhein jagt. Auch der deutsche Sieg würde theuer; seine unersetzlichen Kosten erzwängen unbarmherzige Schröpfung des Feindes. Saig-

Google

ner à blanc: andere Losung würde, vor so dichter Gräberreihe, der Volkswille nicht dulden. Erst dann würde er ein saftiges Stück vom Leib Frankreichs fordern; obendrein die Entfestigung der Ostgrenze und Tribut, den Besatzung sichert. Das Reich der Louis, Richelieu, Bonaparte glitte aus dem Rang der Großmächte. Dritter Fall: Remis; keine klare Entscheidung. Frankreich erhält verheerte Provinzen, ohne Heimstatt und Humus, zurück, die eines Menschenalters Arbeit nicht wiederherzustellen vermag. Der Aufwand für Krieg, Krüppel, Witwen, Waisen, Aufbau wird ihm nicht ersetzt (bis an das Jahresende steigt er in die hundertste Milliarde). Freundschaft und Feindschaft bürdet ihm neue Rüstung auf. Mutter und Kolonien versiechen: weil Mannheit und Geld, Zeuger und Arbeiter fehlen. Aus den Schächten des Volksgrolles brächen Feuerströme in das Blutmeer, das den Nachbar vom Nachbar trennt; und für Aeonen auch trennen soll. Ueber Leichengebirg und Wohlstandsgrüfte führt nirgends ein Steg in Versöhnung.

Noch wäre einer zu zimmern. Frankreich hat sich vor der Welt entpuppt. Des Verfalles, der Entartung wird es morgen ein Ernster nicht zeihen. Reinigung war ihm der Krieg; grause Sühne von großer Sünde. Daß es sein Volk stolz neben jedes andere stellen, seiner Männer und Frauen unter jeder Sonne sich rühmen darf, dankt es den Schrecken und Wundern des Krieges. Was vermag er ihm noch zu gewähren? Ruhe und Sicherheit. Innen: wenn ers der Jagd nach unwiederbringlich Verlorenem entsagen lehrt. Außen: nicht das magerste Rippenstück wird Gier je noch von ihm begehren. Doch jeder andere Kriegsertrag wäre Leihgeld, für das furchtbar hoher Zins geheischt würde. Ein starker Staatsmann ließe die Gelegenheit, Frankreich und Europa, Frankreich für Europa zu retten, nicht ungenützt zerrinnen. Von des Genius Gnade wäre ihm offenbart, daß ein unerschöpftes Volk nicht für Irrthum verbluten darf und daß Vertrag, der Selbstmord bedingt, unsittlich ist. In kühler Verstandesschlucht sprösse ihm die Erkenntniß, daß Deutschland würdigen Frieden mit Frankreich erlangen oder ihm das Blut dünnen, Entscheidungaufschub aber um jeden Preis meiden muß. Diesseits und jenseits von den Vogesen war Schuld und Sühne. Nur die Versöhnung der Ueberlebenden trüge in Frankreichs ungeheures Grabgewölb den Trostruf: Der Athem Eurer Heldenthat hat die Dünste verweht, den Himmel entwölkt, aus Hotels eine Heimath erschaffen.

Google

Christliche Wissenschaft.

Am elften Dezember 1915 ist hier Katharina Weber für die Christliche Wissenschaft mit Worten eingetreten, wie sie Gläubige finden, wenn sie ihre tiefste Ueberzeugung vertheidigen müssen. Heute sei einem Laien erlaubt, einige Andeutungen aufzuzeichnen darüber, wie sich die Heilthätigkeit der Scientisten in der Anschauung eines (wenn auch nicht Ungläubigen, so doch) Andersgläubigen darstellt, wie sich ein Laie die unleugbaren Erfolge der scientistischen Heilthätigkeit zu erklären sucht.

In dem merkwürdigen Prozeß, den die Offizielle Wissenschaft der Christlichen vor Kurzem gemacht hat, gab es zwei Momente, auf denen, wie auf zwei starken Säulen, das ganze Gewölbe dieses Rechtsstreites ruhte. Eine Zeugin schilderte, wie im Salon einer Schauspielerin drei Menschen beisammen saßen, jeder mit einem anderen Gebrechen behaftet; in der Ecke aber saß die Scientistin, den Kopf auf die Hand gestützt, und „arbeitete“ an der Heilung der Drei. Am folgenden Verhandlungtag traten dann nach einander ein Praktischer Arzt, eine Scientistin und ein Kaplan vor und bezeugten, daß eine andere Schauspielerin in ihrer Noth an einem Tag allen Dreien das vollste Vertrauen bekundet habe. Diese beiden Momente enthüllten die Psychologie des leidenden Menschen: einen immerhin wichtigen Faktor, der in dem Prozeß in auffallender Weise, besonders in den Aussagen der Vertreter Offizieller Wissenschaft, vernachlässigt wurde.

Wer jemals mit Kranken zu thun hatte, weiß, wie plötzlich, sprunghaft und inkonsequent sie ihren Aerzten und den Personen ihrer Umgebung das Vertrauen entziehen, wieder zuwenden und wieder entziehen. Er weiß auch, daß schon dieser Vorgang eine merkbare Erleichterung im Zustand des Kranken hervorzurufen pflegt. Was ist nun die Ursache dieser Erleichterung? Der Patient hat eine Hoffnung gefaßt. Diese Hoffnung ist etwas Kostbares; mit ihr muß man äußerst vorsichtig umgehen; wäre sie noch so thöricht und sinnlos, es wäre grausam, aber auch gefährlich, dem Menschen, der da leidet, seine Hoffnung zu rauben.

In solchem Augenblick der neuerwachenden Zuversicht fühlt der Leidende intensiver Das in sich wirken, was wir Seele nennen. Die Seele hat Speise erhalten, Vertrauen hat ihre Kräfte genährt: der Erfolg ist eine Erhöhung des Lebensgefühles und der Lebensfunktionen. Der Zustand des Leidenden läßt eine vollständige Veränderung des Krankheitbildes erkennen: die Athmung wird steter, ruhiger, tiefer und rhythmisch, der Blutkreislauf reger, Hemmungerscheinungen mancher Art, Krampf und Gebresten ver-

Google

schwinden, Wunden schließen sich schneller (weil die Säfte besser werden). In der Hauptsache wirkt die Hoffnung, das Vertrauen auf die Funktion des Athmens in erhöhter Weise.

Giebt es denn Etwas, das für unser Leben wichtiger ist als das Athemholen und das Athementladen? Und dennoch: wie haben wir das Athmen vernachlässigt! Es giebt Lehrer und Lehrerinnen, die uns wieder beibringen müssen, wie wir vernünftig zu athmen haben. Dabei giebt es kein bewährteres Heilmittel gegen die Mehrzahl der Krankheiten als das Athmen.

Unsichere, verschüchterte, mißtrauische Menschen werden an sich bemerkt haben, wie ihr Athem stockt, kurz wird, wie er wiederum tief, beseligend ruhig werden kann, je nach dem Menschen, dem sie gegenübersitzen, je nach der Antipathie oder der Sympathie, der Beängstigung oder dem Vertrauen, das ihnen das Wesen des Anderen einflößt.

Die Scientisten haben sich die uralte Weisheit der Inder, in deren Sprache das Heilige Wort „Om“ Odem bedeutet, nutzbar gemacht. Dem Leidenden mag unbewußt bleiben, daß im Zustand des ruhigen Vertrauens oder des innigen Glaubens an Gottheit die Seele sich in voller Freiheit über alle hemmenden und bedrückenden Gedanken erhebt und der Körper dann diesem Aufschwung folgen muß: was sich zuerst und deutlich in einer mystisch-naturgemäßen Regelung der Athmungthätigkeit offenbart.

Aus der Aussage eines Entlastungzeugen ging hervor, wie schon die Beschäftigung mit den Ideen der Hilfe verheißenden Gottesmacht für Augenblicke eine überraschend günstige Wirkung hervorrufen kann. Es war ergreifend, anzuhören, wie der Zeuge das Herniedersinken des lange ersehnten Schlafes über die Lider schilderte: als habe Gott selbst ihm mit sachtem, mitleidigen Finger die Augen geschlossen. Die Athmung war es, die unter dem Einfluß des von Gott beherrschten Gedankens sich ihr Recht in dem leidenden Körper verschaffte und ihn belohnte.

Der Scientismus ist ein Ergebniß der Energie-Ausbildung im Leben des Amerikaners von heute. Wie in allen anderen modernen, praktischen und sittlich-religiösen Lehren, die Amerika gebiert, wird den Schülern der Science eine außergewöhnliche Willensballung (Konzentration) auferlegt und der abgründige Zielpunkt, auf den alle Kräfte dieses gesammelten Willens hinstreben müssen, ist der Glaube an die Kraft des göttlichen Gedankens. Durch die gläubige Versenkung in einen Ausspruch Christi, der dem Vertrauenden Heilung von körperlichem Ungemach verheißt, entwickelt der Adept in sich Kräfte, wie der Hypnotiseur und der Nervenarzt sie schon frei gebrauchen darf, weil

Google

die Offizielle Wissenschaft diese Kräfte schon anerkannt hat. Der Leidende, für den der Scientist arbeitet, fühlt eine Strömung in sich eingehen, die in ihm gleichsam den Willen zur Gesundung auf übernatürliche Weise zu stärken scheint. Eine der Angeklagten sprach das Wort aus, manche Krankheit werde von Anfang an dadurch vernachlässigt und verschlimmert, daß der Arzt nicht genug an die Seele des Kranken denke. Die Science will das Versäumte aus eigener Machtvollkommenheit nachholen. Man fragt sich: Weshalb geht denn der Leidende nicht zum Seelsorger, um sich die Ruhe in Gott und die Heilung durch Gott zu holen? In diesem Fall gäbe es sicherlich keine Konflikte mit dem Staatsanwalt. Die Scientisten behaupten nun, die Kirche habe sich von der durch Jesus begründeten Heilthätigkeit zurückgezogen. Sie werfen damit der Kirche Aehnliches vor wie der ärztlichen Wissenschaft, die zu wenig an die Seele des Kranken denke.

Welche Menschenart ist es nun, die sich den Scientisten zuwendet, um Hilfe und Genesung zu finden? Die es von den Priestern und von den Aerzten fort gelüstet, zu Denen hin, deren Bezirk, wie die Offizielle Wissenschaft und zugleich mit ihr der Staatsanwalt meint, dem Kurpfuscherthum so nahe zu liegen scheint? Das Urtheil einer Gerichtsinstanz sagt, daß es eine Menschensorte ist, die zu ihrem eigenen Heil geschützt werden muß, mindestens zum Heil ihrer „Materie", deren Herrschaft über den Geist ja die Scientisten leugnen. Man darf diese Menschen aber eben so wenig zu den Durchschnittskunden von Schäfern und Kartenlegerinnen zählen, wie man den Scientismus in Bausch und Bogen aus dem Gebiet des menschlichen Erkenntnißdranges hinaus weisen kann. In ihm ist eine hygienisch wichtige Erkenntniß enthalten, die mit einer seelischen wirksam zusammen arbeitet. Die Macht des Scientismus, zumal über leidende und ungefestigte Gemüther, beruht darauf, daß er zwei Tendenzen zu vereinen sucht: die des Arztes und die des Seelsorgers. Wollte die Kirche und wollte die Offizielle Wissenschaft sich mit der verfehmten Nebenbuhlerin gründlicher vertraut machen: Beide fänden in ihr Elemente, durch die sie bereichert würden. Eine Lehre, die Millionen Menschen eine Hoffnung gegeben hat, Zehntausenden Gesundung bringen konnte, darf nicht ungehört verdammt, kann auch nicht zu Fall gebracht werden. Wir Menschen haben in dieser Zeit, die so Manches auf den Kopf stellt, der Hoffnungen nicht gar zu viele. Keine soll man der Menschheit nehmen, ehe man ihr eine bessere, würdigere geben kann.

Arthur Holitscher.

Google

Die Judenfrage in Polen.*)

Das schwierigste Problem, vor das ein von Rußland befreites Polen, einerlei, wie sein politisches Schicksal im Einzelnen sich gestalten möge, sich gestellt sehen wird, heißt: die Judenfrage. Sie ist das tragische Erbe, das die Russenherrschaft dem Lande gelassen hat. Nicht so, daß die Russen sie schlechthin geschaffen hätten. Die Ursprünge der polnischen Judenfrage reichen um ein halbes Jahrtausend zurück. Als man im vierzehnten Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich, dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend, in einzelnen Territorien die Juden auszutreiben begann und die Verscheuchten sich nun ostwärts wandten, nach Polen, wo, im entvölkerten Land, ihre Glaubensgenossen sich einer gewissen Freiheit erfreuten, ward ihr der Grundstock gelegt. Sie brachten aus ihrer deutschen Heimath die Sprache mit, die sie im Lauf der Jahrhunderte durch Uebernahme hebräischer Worte und von Bestandtheilen der sie umgebenden Mundarten zum Jargon abwandelten. Aus ihren morgenländischen Ursitzen die angestammte Kinderfreudigkeit, die die Stätten ihrer neuen Siedlungen nach und nach zur „östlichen Völkerwiege" machten. Sie waren fruchtbar und mehrten sich, und als die Gunst der Stunde es ihnen gestattete, strömten sie über die Grenzen der Republik Polens hinaus und erfüllten mit ihrem Gewimmel auch das Moskowiterreich. Aber auch im Posenschen, mehr noch in Galizien und Rumänien (da schon in Formen, die in manchem Stück an die Dinge in den ehemaligen Weichselgouvernements anklingen), wohnt schließlich die Judenheit in dichtem Hauf. Was der Judenfrage in Kongreßpolen ihre verhängnißvolle, ihre, wie ich befürchte, schier hoffnunglose Gestalt gab, war großrussisches Werk. Und so kann man mit Recht sagen: die Judenfrage als das düsterste Problem polnischer Zukunft ist von der russischen Regirung, genauer: der russischen Regirung der letzten Jahrzehnte, geschaffen worden.

Die Russen zerstörten das Land nicht physisch, ließen die Grenzmarken nicht mehr ungerodet, den Acker nicht unbebaut: schon mit der moralischen Wüstenei glaubten sie ihrem Ziel nah zu kommen. Zu dem Ende wurde auf das Baltikum der Abschaum des russischen Tshinownikthumes losgelassen; in Polen aber that man noch ein Uebriges dazu: man trieb in der „Ansiedlungzone" die Judenschaft von ganz Rußland zusammen. Die Ansiedlungzone umfaßte die Westgouvernements, also die ehemals zur Republik Polen gehörigen Gebietstheile, und reichte in ihren Ausläufern bis nach Odessa. Nur wer die „Erste Gilde" zahlte (Das heißt: Großkaufmann oder millionenschwerer Fabrikant war) oder wer über einen akademischen Grad verfügte, durfte sich seinen Wohnsitz nach Belieben wählen. Natür-

*) Bruchstücke aus dem farbigen, in deutscher Froheit geschaffenen Büchlein „Im besetzten Polen", das Herr Dr. Bahr bei Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt.

Go gle

lich haben trotzdem über das weite Reich verstreut Hunderttausende und Millionen von Juden gewohnt, die weder studirt hatten noch Kaufleute Erster Gilde waren. Aber sie siedelten dann eben zu Unrecht da und hatten für dieses Unrecht dem jeweiligen russischen Gebietiger, in der Regel ihrer mehreren, regelmäßige Abgaben zu entrichten, die bei besonderem Bedarf der mehr oder weniger hohen Herren noch durch außergewöhnliche „Schatzungen" unterbrochen wurden. Wobei es bei Abgaben und Schatzung nicht immer blieb.

Dennoch erwarben die Aermsten mit Alledem sich keinen rechtswirksamen Anspruch auf ihren Wohnsitz, und sobald es den Gewalthabern beliebte, konnten sie von Haus und Hof vertrieben werden. Und es beliebte ihnen. Beliebte seit den neunziger Jahren, seit Herr Plehwe auf seine Art das Land der Reußen kurirte, ihnen in steigendem Maße. Von Zeit zu Zeit wurde das innere Rußland strichweise „judenrein" gemacht; und von Zeit zu Zeit widmeten mit löblichem Eifer die Pogrome, das „Judenschlagen", sich der nämlichen Aufgabe. Stets aber ergoß der Strom der Aufgescheuchten und Vertriebenen sich dann in die Gebiete der Ansiedlungzone und half die Zahl und damit vielfach auch die Noth des dort gar nicht auserwählten Volkes mehren. Denn selbst in dem ihnen zugewiesenen und vorbehaltenen Rayon durften die Juden sich nicht ansiedeln, wo es ihnen just behagte; auch hier blieb das flache Land zum Theil ihnen verschlossen. Das entsprach vielleicht oft ihren eigenen Wünschen und war, so lange die Juden sich nicht zum Ackerbau entschlossen, an sich eine nicht unrichtige sozial-ökonomische Maßregel. Aber es hatte doch die Folge, daß die Juden immer mehr in den Städten sich zusammendrängten. Die polnischen Städte sind Judenstädte. Auch (wie sie jetzt nun wieder heißt) die „Residenz Warschau" macht in der Beziehung keine Ausnahme. Nicht nur, weil sich in allen diesen Städten bis auf den heutigen Tag Ghettos finden, die gar keinen Vergleich mit Dem aushalten, was man etwa in Amsterdam sehen kann; nicht einmal mit den Bildern, die früher, vor den großen Straßendurchbrüchen, die prager Altstadt bot. Das warschauer Ghetto hat in Westeuropa seinesgleichen höchstens im Ostend von London. Nur fehlt in Warschau der Zug der Wildheit, dem Whitchapel das Zuströmen aller verbrecherischen und asozialen Elemente der Fünfmillionenstadt aufprägt. Auch im warschauer Ghetto wohnen natürlich Feinde der Gesellschaft. Aber diese Feindschaft ist nach der ganzen Natur der östlichen Judenheit mehr passivisch. Sie richtet sich vielleicht gegen das Eigenthum, nie gegen das Leben des honetten Bürgers.

Aber auch außerhalb der eigentlichen Judenstadt begegnet man in Warschau dem Landsmann aus dem Osten auf Schritt und Tritt. Es fällt Einem dabei immer wieder ein, was Treitschke in seiner pointirten Redeweise über die „fatale Eigenschaft der östlichen Juden, sich zu verdoppeln und zu vervielfachen" zu sagen pflegte. Sie sind immer unterwegs, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie ziehen in ihrem langen Kaftan, auf dem Kopf die schmale, niedrige

Google

Mütze, die sie selbst im Jargontheater nicht ablegen, über die Hauptstraßen. Sie stehen im eifrigen Gespräch Stunden lang auf dem Platz vor dem Jagellonenschloß und krauen sich nachdenklich die Ringellöckchen, auf die wenigstens die Aelteren auch heute noch nicht verzichten. Sie halten Ausschau vor ihrer Ladenthür und weisen dem Fremdling, den sie schnell zu taxiren wissen, geradezu aufopfernd den Weg zum nächsten stammesgenössischen Antiquar, wofern sie im eigenen Kramladen nichts führen, was ihn reizen könnte. Und verliert man sich in eins der engen, winkligen Gäßchen der Altstadt, so findet man gewiß alsbald einen Menschenfreund an seiner Seite, der Einem, den Jargon mühsam ins Hochdeutsche umbiegend, verräth, daß er den Pfad zu schönen Mädchen wisse.

In den zehn Jahren, von 1900 bis 1910, hat sich die Zahl der Juden in Warschau um 50 000 Köpfe vermehrt. 1912 wohnten nach den Ausweisen des Magistrats neben 496 536 Katholiken und 17 346 Protestanten 297 977 Juden in Warschau. Das sind, genau gerechnet, 36,28 Prozent. Wie in der Residenz, steht es aber auch anderswo. In den Städten schwankt die Zahl der Juden heute noch zwischen 40 und 80 Prozent; auf dem flachen Land machen sie nur etwa 3 Prozent aus. Insgesammt kommen in dem ganzen Gebiet auf 12 Millionen Polen ungefähr 1 700 000 Juden. Das wären nach der Zählung von 1907 ungefähr 14 Prozent; nach neueren Schätzungen sollen es sogar 16 Prozent sein. Man muß sich gegenwärtig halten, daß in Oesterreich die Juden 4 Prozent der Bevölkerung betragen, bei uns im Deutschen Reich gar nur einen vom Hundert, um zunächst eine rein zahlenmäßige und mechanische Vorstellung von Dem zu gewinnen, was in Kongreßpolen die Judenfrage bedeutet. Diese Prozentsätze wären schwer zu ertragen, weil sie naturgemäß die Verschmelzung und Verarbeitung der verschiedenen Elemente unendlich verlangsamen müssen, selbst wenn die Juden geneigt wären, in das sie umgebende Volk aufzugehen. Das aber lehnen große Theile von ihnen ab. Wohl giebt es auch im Zarthum Polen Juden, die nichts Anderes zu sein wünschen als Polen mosaischen Glaubens: die sogenannten Assimilatoren. Die Mehrzahl aber wünscht es nicht. Die steht vielmehr in den Reihen der Chassidim, die, alte starre Orthodoxie mit zionistischen Hoffnungen und Lehrsätzen mischend, ihre Rassengenossen in völkischer Abgeschiedenheit erhalten wollen, damit sie in einer früheren oder späteren Zukunft ein eigenes Volk im eigenene Lande darzustellen vermöchten. Als Kitt soll ihnen dabei das „Jiddische", der Jargon, dienen. Das Jiddische und natürlich das Hebräische auch, in dessen Kenntniß als nahezu einziges Bildungmittel in finsteren, mittelalterlich anmuthenden Schulen die Jugend schon im Knabenalter an der Hand des Talmuds eingeführt wird.

Neben den modernistischen Assimilatoren und den Fanatikern von der Schattirung der Chassidim siedelt in Kongreßpolen noch eine dritte jüdische Schicht: die „Litwaken". Der Name ist ihnen von den Chassidim gegeben worden und bezeichnet spöttisch die aus Litauen

Google

Zugewanderten. In Wahrheit werden unter ihm aber nicht nur die aus Litauen und Westrußland, sondern überhaupt alle aus dem Innern des Reiches ins Land gekommenen Juden verstanden. Diese Juden aber fühlten sich als Russen und gaben sich als solche. Es ist ein psychologisches Räthsel ähnlich dem, das die russischen Sympathien eines Theiles der Polenschaft aufgeben, wie jüdische Menschen ein inneres Verhältniß zum russischen Volk finden konnten. Das scheuchte sie von Ort zu Ort, entrechtete sie in Schule und Leben und ging mit einer gewissen Periodizität gegen sie zum blutigen Sturmangriff der Pogrome vor. Dennoch unterwarf es sich in steigendem Maße die jüdische Jugend, die es doch in hundert kränkenden und ränkesüchtigen Bestimmungen vom Abschluß ihrer Studien abhielt. In der Beschäftigung mit der schönen Literatur, die ja im absolutistischen Rußland eine politische Literatur gewesen ist, war diese jüngere jüdische Generation zum Vollrussenthum erwachsen. Sie haßte den russischen Zar und die russische Bureaukratie, aber sie fühlte sich eins mit den Parteien der Linken und glaubte allen Ernstes, mit Hilfe des russischen Liberalismus Freiheit sich und Leben erkämpfen zu können.

Es mag ein gut Theil Idealismus in der Bewegung stecken; aber wer einmal beobachtet hat (in Westeuropa am Besten in den Kurorten und Universitäten der Schweiz), wie geräuschvoll und herausfordernd diese Leute ihr Russenthum zur Schau zu stellen pflegen, Der wird sich unwillkürlich im Gegensatz zu ihnen gefühlt haben. An solchen Gegensätzen hat es denn auch in Polen nicht gefehlt. Den Einen warf man vor, daß sie Handlanger der Russifizirung seien, den Anderen, den Chassidim, daß sie mit ihrem ins Weite schweifenden jüdischen Nationalismus der Vereinheitlichung der Bevölkerung wehrten. Und als sie dann gar bei den letzten Dumawahlen statt des polnischen Kandidaten dem Sozialdemokraten zum Mandat verhalfen, erwuchs ein bemerkenswerth reger Antisemitismus, der in einer umfassenden und durch die Jahre dauernden Boykottbewegung sich recht nachdrücklich auslebte.

Immerhin scheint mir da noch nicht die schwierigste Seite des Problems. Bedenklicher sind die Sorgen, die aus der wirthschaftlichen und sozialen Struktur der so gearteten Judenschaft aufsteigen. Von polnischen Schriftstellern, die in der letzten Zeit die Frage mit begreiflichem Eifer erörtert haben, wird vielfach darauf hingewiesen, daß die Betheiligung des jüdischen Elements an den industriellen und Handelsunternehmungen gar nicht einmal so stark sei, daß sie in mancher Branche überhaupt kaum vorkämen. Ich vermag darin noch nicht die Möglichkeit eines tröstlichen Ausblicks zu erkennen. Gewiß: auf dem Gebiet der großen Unternehmungen ist der Jude eine verhältnißmäßig spärliche Erscheinung. Er lebt in der Hauptsache vom Klein- und Zwischenhandel; lebt in seiner weit überwiegenden Mehrheit davon, daß an einem wirthschaftlichen Vorgang, bei dem es bei uns vielleicht der Mitwirkung von vier oder fünf Personen bedarf, dort ihrer vierzehn bis siebzehn betheiligt sind. All diese Leute üben

Google

in Wahrheit wirthschaftlich überhaupt nicht nothwendige Funktionen aus. Das ganze Heer der Kalfaktoren, der Schieber, Botengänger, Aushorcher, Kuppler stellt thatsächlich nur die Parasiten eines noch ungeordneten und unentwickelten Wirthschaftlebens dar und jeder Schritt auf der Bahn zur höheren Kultur muß ihnen den Nahrungmittelspielraum mehr und mehr einengen, bis er sie eines Tages vollends unmöglich macht. Dagegen hilft nicht die Bedürfnißlosigkeit der Bedauernswerthen, nicht die Gewöhnung an kleine und kleinste Gewinne, nicht einmal ihre Fähigkeit, wenns noththut, den Schmachtriemen noch enger zu schnallen. „Die Juden gehen an ihrer Zahl zu Grunde," meint ein polnischer Schriftsteller, der mir besonders scharf in die Tiefen des Problems gesehen zu haben scheint.

Der wirthschaftliche Entwickelungprozeß, der die polnische Judenheit zermalmen muß, hat schon eingesetzt. Auch in Kongreßpolen ist, wenn auch nicht in dem Maß wie bei uns in Posen, ein polnischer Mittelstand erwachsen; und auch dort beginnt das kooperative Genossenschaftwesen sich auszubreiten, das den parasitären Zwischenhandel erst bedrängt und dann beseitigt. Ob die Einführung der gesetzlichen Gleichberechtigung und der Freizügigkeit, die gewiß unerläßliche, diesen Uebelstand bemeistern wird? Den besten Weg scheint mir der zuvor citirte Anonymus zu weisen, der in der Zeitschrift „Polen" rieth: „Man zwinge Rußland zur Aufhebung seiner Judengesetze und die ganze ostjüdische Frage wird beantwortet sein." Sicherlich. Nur: hat dieser Weg nicht einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Stoßgebet an die Adresse Sankt Florians: Verschon' unser Haus, zünd' andere an? Dr. Richard Bahr.

Er lebte unter uns,
Inmitten eines Stammes, der ihm fremd,
Doch zollte keinen Haß uns seine Seele.
Wir tauschten unsre Hoffnungträume aus
Und unsre Lieder (die Begeisterung
Ward ihm verliehn von oben; von der Höhe
Sah er aufs Leben). Oft sprach er von Zeiten,
Die sicher kommen müßten, wo die Völker
Vergessen würden allen Zwist und Streit
Als Glieder eines großen Bruderbundes.
Begierig lauschten wir des Dichters Wort.
Dann zog er westenwärts und unser Segen
Gab das Geleit ihm; doch der stille Gast
Ist jetzt zu unserm grimmen Feind geworden!
Dem wüsten Pöbel zu gefallen, singt
Er Haß in seinen Liedern: Fernher schallt
Zu uns die Stimme des erzürnten Dichters...

Puschkin über Mickiewicz.

Google

Grundstücktaxen.

Die Noth der Haus- und Grundbesitzer ist schon vor dem Krieg vielfach erörtert worden. Die Geschäfte auf dem Grundstückmarkt waren (von einzelnen ganz großen Sachen, wie dem Verkauf des Tempelhofer Feldes, abgesehen) unbeträchtlich; Hypothekengelder nicht leicht zu haben; viele Wohnungen standen leer. In diesem Zustand fand der Krieg den größten Bezirk des deutschen Volksvermögens; 70 bis 80 Milliarden Mark sind in Grund und Boden angelegt. Manche Miethe, mancher Hypothekenzins war nicht zu erlangen. Verordnungen des Bundesrathes wollten Schuldnern und Gläubigern helfen. Zahlungfristen wurden gewährt; statt der Zwangsversteigerung kam oft die Zwangsverwaltung. Um deren Anwendung zu erleichtern, hat der Bundesrath das Verfahren von Kosten entlastet; seit Ende April 1915 kann die Verwaltung Personen übertragen werden, die zu dem Grundstück Beziehungen haben und deshalb keinen Entgelt fordern. Minderung der Kosten ist dem Schuldner auch durch eine Mai-Verordnung gebracht worden, die das Verfahren zur Erlangung einer Zahlungfrist vereinfacht. Der Hypothekenschuldner, der eine fällige Hypotheken-, Grund- oder Rentenschuld nicht bezahlt, kann die Zwangsvollstreckung, jedesmal auf die Dauer von sechs Monaten, abwenden. Bei der Schwierigkeit, neue Hypothekendarlehen zu erlangen, ist die Verlängerung der alten Verträge eine Lebensfrage für den Hausbesitzer. Die Gläubiger sind geneigt, die Gelegenheit auszunützen, um ihre Ansprüche in die Höhe zu schrauben, müssen aber nachgeben, wenn der Schuldner (dessen Noth erwiesen sein muß) gegen die Gefahren, die aus dem Verfall der Hypothek drohen, geschützt ist.

Je länger der Krieg dauert, desto größer wird die Zahl der fälligen Hypotheken. Um nun im Geist der Schutzvorschriften praktische Hilfe zu leisten, haben die meisten deutschen Hypothekenbanken beschlossen, die Hypotheken, die während des Krieges fällig oder kündbar werden, bis zum dreißigsten Juni 1918 zum Zinsfuß von höchstens 4½ Prozent, ohne jede besondere Gebühr, zu verlängern. Die Vereinbarung gilt nicht für Darlehen, die erst während des Krieges gegeben wurden; der Schutz, den die Nothverordnungen gewähren, gilt ja stets nur für Schuldverhältnisse, die vor dem ersten August 1914 entstanden sind. Der Beschluß der Hypothekeninstitute beweist, daß die Gläubiger nicht nur an die Ausbeutung des Schuldners denken, sondern sich mit einer Verzinsung begnügen, die unter der Herrschaft fünfprozentiger Reichsanleihe niedrig genannt werden kann. Im Bereich des Kapitals und der Behörden wird die Nothwendigkeit erkannt, die Zukunft des deutschen Grundbesitzes zu schützen. Könnte man die Vergangenheit, mit allen Ausschweifungen der Spekulation, aus der Welt schaffen, so wäre die Hilfe nicht schwierig (vielleicht gar nicht nöthig). Schwer aber ist, eine belastete Erbschaft zu regeln. Die preußische Regirung glaubt, die Aenderung der berühmten und berüchtigten Grundstücktaxen werde

Google

helfen. In Preußen sollen „Schätzungämter“ eingerichtet werden; Aemter, die zuständig sind für die Schätzung von Grundstücken innerhalb ihres Geschäftsbezirkes. Privatleute werden natürlich nicht gezwungen, diese Aemter anzurufen; Sparkassen, kommunale Hypotheken- oder Pfandbriefanstalten, öffentliche Versicherunginstitute, vielleicht auch die Hypothekenbanken und Versicherungsgesellschaften sollen dazu gezwungen werden: damit der Geist der neuen Taxen sich über alles erreichbare Gebiet des Hypothekenhandels ausbreite. Die „gewohnheitmäßige Ueberschätzung der Grundstücke“ und die „ungesunde Grundstückspekulation“ soll aufhören. In der Begründung des Entwurfes werden die Folgen der Ueberkapitalisirung des Bodens aufgezählt. Sie reichen von der Vertheuerung des Baulandes bis zum Ueberangebot von Wohnungen. Die Krisen des Grundstückmarktes, die Noth der Baugewerbe und Handwerker, die Entwerthung der zweiten Hypothek: all diese Nöthe entstehen aus der falschen Schätzung des bebaubaren Bodens. Hundert Mittel haben Heilung erstrebt.

Der preußische Landwirthschaftminister hatte schon im Dezember 1912 einen Gesetzentwurf über die Einrichtung öffentlicher Taxämter vorbereitet, der „demnächst“ zur Berathung kommen sollte. Er wurde vergessen. Kommt nun das Gesetz nicht zu spät? In der Begründung wird von den schädlichen Folgen der Grundstücksspekulation gesprochen. Von den „Gebrauchstaxen“, die sich dem einzelnen Fall anpaßten, entweder der Beleihung (dann möglichst hoch) oder der Besteuerung (dann möglichst niedrig). Von der subjektiven Beurtheilung des Grundstückswerthes, die nicht nüchtern, sondern mit Zukunftmöglichkeiten rechnet. Was die unzuverlässigen Schätzungen verschuldet haben, ist aber „eine fertige Sache“ geworden; ein gewaltiges Stück Kapital, das Pflichten und Zinsen trägt und sich mit ihnen gemeinsam in ein ganz bestimmtes Größenmaß eingestellt hat. Wenn wichtige Lebensbedingungen dieses deutschen Vermögenstheiles geändert werden, schrumpft er vielleicht ein. Hypotheken, die auf alten Schätzungen beruhen, schöpfen ihre Lebenskraft zunächst aus dem Werth des Grundstücks. Die persönliche Haftung des Schuldners kommt erst in zweiter Linie. Wo der Grundstückswerth überschätzt wurde, reicht die hypothekarische Belastung über den Dachfirst hinaus und der Schuldner hat Mühe, aus den Miethen die Zinsen und, wenn es gut geht, noch einen Ueberschuß herauszuholen. Der Ertrag ist bis zum letzten Rest eingetheilt. Nur die Steigerung der Miethen kann Luft schaffen; aber die Miether sind nicht immer geduldig und Wohnungen überall zu haben. Bleiben die Beziehungen zwischen Grundstück und Hypothek im Wesentlichen, wie sie sind, dann giebt es keine gewaltsame Störung alter Zusammenhänge. Werden aber neue Grundstückswerthe geschaffen, so ändern sich die Grundlagen der Hypotheken und die dingliche Haftung muß zum Theil durch die persönliche ersetzt werden. Ein Grundstück, dessen Taxwerth 300 000 Mark beträgt, ist mit 240 000 Mark belastet. Die Hypothek läuft ab und muß erneut werden. Inzwischen sind die

Google

Schätzungämter entstanden und die neue Schätzung ergiebt, daß das Grundstück nur 260 000 Mark werth ist, also eine Beleihung von höchstens 210 000 Mark verträgt. Der Hausbesitzer erhält nun 30 000 Mark weniger, als er zur Ablösung der alten Belastung braucht. Er muß den Fehlbetrag aus eigenen Mitteln ersetzen. Der vermögende Schuldner kanns aushalten; der schwache verliert sein Grundstück, das in die Zwangsversteigerung kommt, weil der Hypothekengläubiger nicht befriedigt werden kann. Ueberwiegt die Zahl der schutzbedürftigen Grundbesitzer? Die Mehrheit würde diese Frage bejahen. Leicht erklärlich; denn die von dem neuen Gesetzentwurf bekämpfte Ueberbewerthung des Bodens ist schuld an der überwiegenden Schwäche der Hausbesitzer. Sie selbst geben es zu, da sie vor zu schneller Aenderung der alten Schätzungen warnen. Und der Krieg hat, wie die erwähnten Nothverordnungen zeigen, das Schutzbedürfniß der Hypothekenschuldner gesteigert. Nüchterne Schätzung ist dennoch durchaus nothwendig.

Die Sünden, die gefälligen Taxen zuzuschreiben sind, füllen ein dickes Kapitel. Man braucht nicht an grobe Verstöße zu denken. Die sind meist bestraft worden. Aber das ganze System ist ein Ergebniß seiner Zeit. Die Aenderung soll darin bestehen, daß jedes Einzelurtheil durch eine Plenarentscheidung ersetzt wird. Die Schätzungämter sollen aus vier Schätzern und einem Vorsteher zusammengesetzt sein. Ungeeignet zum Amt der Schätzung sind Alle, deren Gewerbe die Vermittelung von Grundstück- und Hypothekengeschäften ist; eben so Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtrathes von Grundstückgesellschaften und Hypothekenbanken. Die Schätzer sind Kommunalbeamte, die für ihre Thätigkeit Gehalt beziehen. Sie dürfen an keiner Schätzung mitwirken, an der sie irgendein persönliches Interesse haben. Das reicht bis in die Seitenverwandtschaft. Jede Hemmung der Urtheilskraft soll vermieden werden. Und die Schätzer haben die Möglichkeit, einander zu kontroliren. Die Taxen brauchen nicht niedriger zu sein, als die alten waren. Denkbar ist, daß manche ältere Schätzung sogar übertroffen wird. Der Gesetzentwurf spricht nicht von Berufungen gegen Urtheile der Schätzämter. Die Schätzungen sollen auch die gerichtlichen Taxen ersetzen. Die Gegner des Gesetzes wenden ein, Werthurtheile seien immer subjektiv. Aber alle Grundstückschätzungen beruhen ja auf einem einzigen Werthurtheil; würde es angezweifelt: wohin sänken die Hypotheken? Und was von der Auffassung des Einzelnen gilt, darf erst recht zu Gunst eines aus dem Vergleich mehrerer Ansichten gewonnenen Urtheils angeführt werden. Den Entwurf stützen also gewichtige Gründe. Die Beseitigung aller Phantasiewerthe ist aber nöthig, wenn man erreichen will, daß das Kapital dem Grundstückmarkt wieder volles Vertrauen entgegenbringt. Die Rettung der Zweiten Hypothek ist nur möglich, wenn ihr Athemraum gewährt wird. Hypotheken dürfen nicht auf einander gepreßt werden wie Heringe in der Tonne. Wird die wichtige Sache überall sachlich behandelt, denn es ist zu hoffen, daß dem Gemeinwohl daraus Nutzen erwächst.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Dankbare Liebesgabe!
Kriegsteilnehmer
finden sicher Nervenberuhigung durch
„Ohropax"-
Geräuschschützer
D.R.W.Z. 158909
D.R.G.M. 520908
welche den Gehörgang gegen lästige Geräusche u. Lärm abschließen; besonders anzuwenden während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager, vor allem im Kriege. Schachtel M. 1.—, 7 Sch. M. 6.—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften. Alleinfabrikant Apoth. **Max Negwer, Berlin** 150 Bülowstr. 56.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungezieferschutz. Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 36a.

In den besten Familien erhält man Haltung durch die
Vossische Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Deutsche Bierbrauerei Aktiengesellschaft.

Die auf 5% festgesetzte Dividende gelangt von heute ab mit **M 50.—** außer an unseren **Gesellschaftskassen** in **Berlin-Charlottenburg, Dresden** und **Radeberg**

bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin, Frankfurt a. M., Hannover** und **Straßburg i. E.,**
bei der **Nationalbank für Deutschland** in **Berlin,**
bei dem Bankhause **Hardy & Co., G. m. b. H.** in **Berlin,**
bei dem Bankhause **Gebr. Arnhold** in **Dresden,**
bei der **Bank für Brau-Industrie** in **Berlin** und **Dresden,**
bei der **Commerz- und Disconto-Bank** in **Berlin, Hamburg** u. **Hannover**

zur Auszahlung.

Berlin, den 15. Februar 1916. **Der Vorstand.**

Preußische Hypotheken-Actien-Bank. In der am 17. Februar stattgehabten Sitzung des Aufsichtsrats wurde der Jahresabschluß der Bank vorgelegt. Es stellt sich der Reingewinn des Jahres 1915 nach Vornahme einer Abschreibung auf Reichs-, Staats- und Kommunal-Anleihen im Betrage von M. 200 000,— (i. V. M. 500 000) auf M. 5 466 828,17 (i. V. M. 5 650 079,83) einschl. des Gewinnvortrages von M. 1 338 652,48 (i. V. M. 1 176 083,95). Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der auf den 16. März d. J. einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von $5^1/_2$ % (i. V. $5^1/_2$ %) und die Vornahme von Rückstellungen im Gesamtbetrage von M. 1 160 400,19 (i. V. M. 1 493 567,87) vorzuschlagen. Der vorhandene Gewinnvortrag wird sich danach um M. 50 205,92 (i. V. M. 162 568,53) auf M. 1 388 858,40 vermehren. Der Eingang der Hypothekenzinsen war befriedigend. Von den im Bilanzjahr zu entrichtenden Zinsen waren am 15. Januar d. J. nur noch M. 295 030,62 = 1,84 % des Zinsensolls rückständig.

Steuerveranlagung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es kein Laie beherrscht. Fachmännischer Rat ist daher für jeden Steuerpflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuersachen bietet das Steuerkontor G. m. b. H., Berlin SW 11, Großbeerenstr. 96, welches unter fachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte beschäftigt. Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine Termine versäumt werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die festgesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse und Strafen, anderseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuerdingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

	statt Ladenpreis	
Bismarck-Jahrbuch von Horst Kohl. Bd. I—VI. Halbfranzbände	M. 54,—	für M. 25,—
Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit etwa 2500 hochinteressanten Abbildungen. 6 Originalbände	M. 165,—	für M. 100,—
— Kulturleben der Straße. Mit vielen Abbildungen	M. 10,—	für M. 4,50
— Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit. Illustr. 2 Bände u. Ergänzungsband	M. 70,—	für M. 55,—
Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Aufl. 21 Originalhalbfranzbände. Tadellos	M. 210,—	für M. 145,—
Helmolts Weltgeschichte. II. Aufl. 9 Originalhalbfranzbände	M. 112,50	für M. 60,—
Schwarz - Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbande deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,—	für M. 2,—
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue. Mit 1273 Abbildungen	M. 12,—	für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text	M. 75,—	für M. 15,—
Klassischer Bilderschatz. Verlag Bruckmann A.-G. München. Bd. 5—12. Originalbd.	M. 15,—	für M. 8.—
8 Bde.	M. 120,—	für M. 60.—

Die Handzeichnungen der Albertina.

1440 Bl. in 12 Ledermappen.

Komplett statt M. 600,— für **M. 350,—.**

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen. Ankauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeichnungen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.

Google

Preußische Pfandbrief-Bank.

Nach dem soeben erschienenen Jahresbericht hat die mit Beginn des neuen Krieges eingetretene Stockung in der Geschäftsentwickelung der Bank auch im zweiten Kriegsjahre angehalten. Neuer Darlehnsabschlüsse sind nur in geringem Umfange erfolgt und die Umlaufssumme der Emissionspapiere hat eine wesentliche Veränderung nicht erfahren. Das Jahreserträgnis ist dessenungeachtet befriedigend. Es wird vorgeschlagen, 7% Dividende wie im vergangenen Jahre zu verteilen, die bestehenden Reservefonds angemessen zu verstärken und die im Vorjahre neu eingestellte, zur Deckung aus Anlaß des Krieges etwa eintretender Ausfälle bestimmte Kriegsreserve durch Zuführung von 500 000 Mk. auf 1 000 000 Mk. zu erhöhen. Die Nachfrage nach den Emissionspapieren war gering, ebenso machte sich der Rückfluß nur in mäßigem Umfange geltend. Soweit die Stücke von der Bank aufgenommen wurden, erfolgte dies zu Kursen, die nicht wesentlich niedriger waren als diejenigen der inländischen Staatsanleihen. Insgesamt hat sich die Emissionsziffer um 1 860 300 Mk. von 437 670 200 Mk. auf 435 809 900 Mk. ermäßigt. Als Disagiogewinn wurden 171 440 Mk. der Agioreserve überwiesen. Die Bestände an eigenen Emissionspapieren im Nennwerte von 1 588 700 Mk. sind mit 1 240 878 Mk. eingestellt. Der Hypothekenbestand ist durch Rückzahlungen von 346 192 034 Mk. auf 343 484 490 Mk. zurückgegangen. Im Berichtsjahre kündbar gewordene Hypotheken hat die Bank in keinem Falle gekündigt, ohne zuvor an jeden einzelnen Grundstückseigentümer mit der Anfrage heranzutreten, ob ihm eine Belassung des Kapitals genehm sei. Die Antworten waren fast durchweg bejahend, und die Hypotheken wurden je nach den Wünschen der Schuldner teils auf ein oder zwei Jahre, meist aber auf zehn Jahre prolongiert oder in Amortisations-Hypotheken umgewandelt, weil die Mehrzahl der Grundstückseigentümer bei der Ungewißheit über die künftige Gestaltung der Geldverhältnisse sich nicht der Möglichkeit späterer unliebsamer Ueberraschungen aussetzen wollte. Insgesamt kamen 632 Darlehen mit einem Kapital von 42 605 100 Mk. zur Prolongation. Die Zahl und der Betrag der Amortisations-Hypotheken stieg von 341 auf 471 und von 34 161 372 auf 42 612 927 Mk. Der Eingang der Hypothekenzinsen ist erklärlicherweise nicht so pünktlich erfolgt wie in früheren Jahren, doch hielten sich die Rückstände unter den

Google

gegenwärtigen Verhältnissen in mäßigen Grenzen. Bei einem Zinsensoll von jährlich ca. 15 Millionen Mk. waren aus dem Vorjahre und dem Berichtsjahre zusammen 431 936 Mk. rückständig, die sich inzwischen auf 363 558 Mk. ermäßigt haben. Die Grundstückseigentümer waren durchweg bemüht, ihren Verpflichtungen nachzukommen, und die Bank hat überall, wo durch den Krieg hervorgerufene Zahlungshindernisse vorlagen, auf Verlangen Stundung gewährt. In Fällen aber, in denen sie es für geboten hielt, sich die Mieten der Grundstücke zu sichern, mußte sie die Zwangsverwaltung eintreten lassen. Von 3813 insgesamt beliehenen Grundstücken waren 170 mit Zinsen rückständig und 99 wurden unter Zwangsverwaltung gestellt. Zwangsversteigerungen kamen 14 auf Antrag der Bank zur Durchführung und 3 auf Antrag anderer Gläubiger, wobei Grundstücke nicht übernommen wurden. Die der Bank gemeldeten freiwilligen Verkäufe von Grundstücken, an denen sie durch Beleihungen beteiligt war, beliefen sich auf 16 und ergaben nach den Meldungen der Grundbuchämter einen Gesamtkaufpreis von 2 583 000 Mk., während sie von der Bank mit 1 610 227 Mk. d. h. mit durchschnittlich ca. 62% der Kaufpreise beliehen waren. Im Kommunalgeschäft erhöhte sich der Darlehnsbestand durch Auszahlungen von 111 558 000 Mk. auf 112 772 000 Mk. Die verfügbaren Mittel der Bank beziffern sich auf ca. 24 Millionen Mk., die Verpflichtungen auf ca. 5 Millionen Mk. Die Bestände an inländischen Staatsanleihen in Höhe von ca. 13 Millionen Mk. sind zu den ungefähren Kursen des freien Börsenverkehrs eingestellt. Der Gewinnüberschuß des Jahres einschließlich des bisherigen Vortrages von 313 816 Mk. beträgt 3 785 325 Mk. Nachdem hiervon 500 000 Mk. der Kriegsreserve überwiesen sind, werden folgende Verstärkungen der bestehenden Reserven in Vorschlag gebracht: 300 000 Mk. zur Außerordentlichen Reserve, 424 452 Mk. zur Provisionsreserve, 171 440 Mk. zur Agioreserve, 200 000 Mk. für Talonsteuer. Eine Sonderrücklage zur Sicherung einer Kriegsgewinnsteuer ist weder für das Berichtsjahr noch für das Vorjahr einzustellen. Als Dividende sollen 7% mit 1 680 000 Mk. verteilt werden. Nach Abzug der statutenmäßigen Tantiemen für den Aufsichtsrat mit 90 352 Mk. und den Vorstand mit 93 176 Mk. verbleiben als Vortrag 325 902 Mk. Einschließlich der vorgeschlagenen Rückstellungen beziffern sich die Gesamtreserven der Bank auf 14 950 560 Mk., bei einem Aktienkapital von 24 000 000 Mk. Der Bericht schließt mit der Mitteilung über einen Wechsel in den Personen der Treuhänder und einem ehrenden Nachruf für die im Kampfe gefallenen Beamten.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 4. März 1916.

Deutsch im Gymnasium.

Deutsch soll das beherrschende Centrum des Gymnasialunterrichts sein: Das wird jetzt noch stürmischer gefordert als schon lange vor dem Krieg. Meint man damit, nach den deutschen Aufsätzen des Primaners (nach allen, nicht nach einer Prüfungarbeit) soll der Grad der Bildung abgeschätzt werden, den er erlangt hat, so haben verständige Schulmänner wohl immer diese Forderung erfüllt. Meint man dagegen, der deutsche Unterricht solle in der Stundenzahl mit den alten Sprachen konkurriren oder sie gar überbieten, so frage ich nur: Womit will man denn die vielen deutschen Stunden totschlagen? Mit Grammatik? Ich schätze Wustmann sehr hoch, aber die Sprachdummheiten, die er bekämpft, haben andere Ursachen als Unkenntniß der deutschen Grammatik. (Eine davon denunzire ich auf Seite 67 der Brochure „Neue Ziele, neue Wege"). Grammatik ist Anatomie der Sprache; seziren aber soll man nur Leichname, also tote Sprachen. Als Alexandriner die griechische Grammatik begründeten, hatte das Griechenvolk keinen großen Dichter mehr. Ich habe weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium Etwas von deutscher Grammatik vernommen; und doch wurde mein Stil immer gelobt. Als ich dann im Mannesalter durch mein Amt genöthigt wurde, mich damit zu befassen, war die Wirkung davon längere Zeit hindurch: Unsicherheit im Ausdruck. Die beste Uebung im Stil ist das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Die logische Schulung durch diese Arbeit wurde bei uns vervollständigt durch die philosophische Propädeutik, die in der Form von Disputationen mit unserem Lehrer, dem vor-

Google

trefflichen Direktor Schober, verliefen, dem ichs wohl zu verdanken habe, daß ich ein kritischer Racker geworden bin. Dieser Tage las ich, Logik und Psychologie seien vom Stundenplan gestrichen worden; ich denke mir, die Herren im Kultusministerium mögen sich mit der heutigen Psychologie ohne Psyche keinen Rath wissen. Uebrigens ist ja jede Unterrichtsstunde eine deutsche Stunde, und wird darin von Lehrern und Schülern gutes Deutsch gesprochen, so erscheint neben dieser täglichen vier- bis sechsstündigen Uebung ein besonderer deutscher Unterricht zur Vervollkommnung in der Muttersprache überflüssig.

Dieser kann also nur den Zweck haben, in die deutsche Literatur einzuführen; und da müßten wir nun weiter fragen: Will man vier oder sechs deutsche Stunden mit Literaturgeschichte ausfüllen? Als Einführung genügt ein kurzer Abriß mit etlichen Proben; eine ausführliche Literaturgeschichte würde ohne eine das mögliche Maß weit überschreitende Lecture nur eine Anhäufung toter Namen und trockener biographischer und literarischer Notizen sein. Oder will man Gedichte und Dramen zerfasern und dadurch den Schülern die deutsche Literatur verekeln?*) Ein Sechzehnjähriger, der zur „Glocke“ und zum „Tell“ eines Kommentars bedarf, ist ein Esel und für Esel haben unsere großen Dichter nicht geschrieben. (Der beste Kommentar zur Glocke ist Rombergs herrliche Musik.) Nur drei von Schillers Lehrgedichten: „Die Künstler“, „Der Spazirgang“ und „Das Ideal und das Leben“

*) Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die sich zwar nicht auf Literatur bezieht, aber das Verhältniß der freien zur Schulthätigkeit grell beleuchtet. Karl Vogt, der Affenvogt, also eine ganz unverdächtige Autorität, klagte als Professor in Genf einmal: Wir haben auf dem Gymnasium einen ganz erbärmlichen Unterricht in den Naturwissenschaften gehabt; aber wir haben uns aus freien Stücken fleißig mit Naturalien beschäftigt und waren dann als Studenten allen Anforderungen gewachsen. Heute bringen die Studenten vom Gymnasium einen Haufen Kenntnisse mit, können aber nicht denken und selbständig arbeiten. Bei der heutigen Ausrüstung der Gymnasien mit Lehrmitteln und wegen der engen Verbindung der Physik mit der Mathematik kann freilich von Ersatz des Schulunterrichtes durch freiwilligen Dilettantismus keine Rede mehr sein; Physik gehört heutzutage zu den Gegenständen, die gelehrt werden müssen. Herbart meinte noch, eigentlich seien nur Mathematik und Alte Sprachen solche Gegenstände, alle übrigen Kenntnisse könne ein fähiger Mensch sich ohne die Hilfe eines Lehrers erwerben. Jetzt ersetzen auch in den neueren Sprachen Langenscheidts Lehrbriefe den Lehrer.

Google

haben eine Erklärung nöthig. Daß die Lesestücke um einige für die Pflege der Vaterlandliebe wichtige, namentlich aus Ernst Moritz Arndt und Josef Görres, vermehrt würden, wäre zu wünschen; Das erfordert aber keine Vermehrung der Stundenzahl. Oder will man wirklich die ganze reiche Literatur unseres Volkes in der Schule lesen lassen? Was bleibt dann für die freie Lecture, was bleibt fürs Mannesalter übrig? Vor Allem aber: was der Schüler für sich allein besorgen kann, soll die Schule nicht thun. Anleitung zur Privatlecture, Wegweisung, ist das Einzige, was die Schule zu leisten hat. Nicht die deutsche Stunde ist der kastalische Quell, aus dem bisher die zukünftigen Dichter, Redner und Philosophen Begeisterung getrunken haben, sondern eine liberal verwaltete Schülerbibliothek und die Leihbibliothek; und so wird es in alle Zukunft bleiben. Ein vortreffliches Mittel, uns in den Geist der besten Dichterwerke einzuweihen, wandte der Lehrer an, der in Quarta und Tertia unser Ordinarius war. Er unterrichtete in Lateinisch, Deutsch und Naturgeschichte und hatte darum an manchem Vormittage drei Stunden hinter einander zu geben. Solche Tage nun benutzte er manchmal dazu, uns größere Dichtungen in einem Zug vorzulesen. So hat er uns Lessings Nathan, Goethes Iphigenie und Herders Cid vorgelesen; und wie vorgelesen! Andere längere Stücke, wie Rückerts Makamen, ließ er einen befähigten Schüler vorlesen. Ein ganzes Drama so vorlesen, daß dadurch den Schülern der Kern der Dichtung erschlossen wird, hat Sinn; dagegen wäre es Unfug, mit den Schülern zusammen ganze deutsche Dramen zu lesen, denn, wie gesagt, was der Schüler für sich allein besorgen kann, dazu soll er nicht vom Lehrer gegängelt werden. Ueber ein zu Haus gelesenes Drama oder über ein in der Klasse gelesenes Gedicht oder Prosastück eine Unterhaltung anspinnen, etwa als Vorbereitung auf einen Aufsatz, ist zulässig; nur darf es nicht zu oft geschehen und den Schülern muß ausdrücklich gesagt werden, daß es eine Erholung sei, damit sie sich nicht daran gewöhnen, Literaturgeschwätz für Arbeit zu halten: in der Schule soll gearbeitet werden. Eine der Schule würdige Arbeit ist das Lesen mittelhochdeutscher Dichtungen, weil dabei unbekannte Worte und Flexionformen zu lernen sind. Herrn Walther muß natürlich jeder deutsche Junge kennen und das Nibelungenlied muß er lesen lernen. Parcival ist zu umfangreich und nicht durchweg genießbar, auch mehr französisch als deutsch; sind doch fast sämmtliche Eigennamen französisch. Tristans und Isoldens Liebe aber ist nichts für Schuljungen: ich habe das Gedicht freilich (in den Volksbüchern) schon

Google

als Zwölfjähriger genossen, doch richtet es in diesem Alter noch keinen Schaden an (was später immerhin möglich wäre).

Nun wird aber heute nicht nur um Einzelheiten der Unterrichtsmethode gestritten, sondern die Idee des Gymnasiums verurtheilt. Ein Vertreter der Nurdeutschheit (nomina sunt odiosa) sagt: Der Hauptgewinn der Romantik sei die Erkenntniß gewesen, daß sich die Menschheit in Völkern und Stämmen bis zum Einzelnen hin individualisire, daß der Menschheitbegriff also nichts als eine Abstraktion sei und daß man Vollmensch nur werde als Glied eines lebendigen Volkes; erst von dieser individuellen Wirklichkeit aus gelange man zum Verständniß des Universellen, des Allgemeinmenschlichen. Diese Einsicht habe den Unterricht zu beherrschen; die Jugend müsse zu bewußter deutscher Gesinnung erzogen werden, ehe sie sich mit fremden Kulturen beschäftige. Das Humanistische Gymnasium schlage den verkehrten Weg ein. Das ist eine ganz schiefe Darstellung des Thatbestandes. Das Verdienst der Romantiker hat, wie ich jüngst an dieser Stelle in Erinnerung zu bringen Gelegenheit hatte, darin bestanden, daß sie das Mittelalter verstehen lehrten, das der Rationalismus als Barbarei verschrien hatte. Wilhelm von Humboldt und seine Freunde aber verstanden unter Humanität nicht die Zweihändigkeit secundum Linneum und dachten sich als deren Vertreter nicht ein Abstraktum: etwa die mittlere Proportionale zwischen Goethe und einem Australneger, sondern sie meinten die höchste und edelste Menschlichkeit, das Vollmenschenthum, das nur Menschen der weißen Rasse erreichen können, das im Alterthum die Griechen erreicht hatten und das zu erreichen unter allen lebenden Völkern wir Deutschen am Meisten befähigt und nach dem Rückfall in die Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts vom achtzehnten Jahrhundert an aufs Neue berufen seien. In dieser Bedeutung gebraucht Cicero das Wort humanitas; besonders klar wird die Bedeutung in der Rede pro Archia poëta. Allgemeinmenschliches in solchem Sinn (wenn man Humanität mit diesem nicht ganz zutreffenden Wort übersetzen will) und Deutschthum schließen einander nicht aus, sondern sind identisch. Und wenn die Jugend durch Hellas ins Menschenthum eingeführt wird, so geschieht es nicht, weil das Griechenthum ein anderes und besseres Volksthum ist als das Deutschthum (in Wirklichkeit ist es das Selbe, denn die Hellenen und die Römer waren mit den Germanen zusammen Zweige eines Stammes, und wie deutsch die Menschen Homers empfinden, daran habe ich in dem Homerartikel erinnert), sondern, weil die Lebensverhältnisse der Alten einfacher und durch-

Google

sichtiger waren als unsere heute. Für eine Weile hat ja jetzt der Krieg das Leben vereinfacht. Alle Europäer sagen täglich das Selbe (nur fügt man, je nach der Nationalität, dem Prädikat Schurke oder Held als Subjekt oder Objekt einen anderen Volksnamen bei), scheinen also auch das Selbe zu denken und zu fühlen. Aber sie werden auf der Stufe technisch vervollkommneter Skalpjägerei, auf die sie sich hoffentlich zum letzten Mal wunderbar anspruchslos herabgelassen haben, nicht stehen bleiben. Sie werden sich in Kulturmenschen zurückverwandeln: und dann wird uns wieder das bekannte Wirrsal unendlich zahlreicher und mannichfacher Lebensverhältnisse, verwickelter Beziehungen, widersprechender Meinungen, sich kreuzender Interessen umfangen. Ehe der junge Mensch in dieses Chaos hineingestoßen wird, soll er die sozialen Urelemente, das Verhältniß zwischen Gatte und Gattin, zwischen Eltern und Kind, zwischen Herr und Diener, zwischen Freunden und Kameraden, in Bildern kennen und schätzen lernen, die sie in ungetrübter Reinheit und kräftiger Gesundheit darstellen. In solcher Form, die geeignet ist, tiefe Liebe zum Gesunden und ethisch Richtigen einzupflanzen, stellt die Odyssee diese Verhältnisse dar. Kerndeutsch sind namentlich die Würdigung des Familienglücks, die eheliche Treue, die bei jeder Gelegenheit sich lebhaft kundgebende Sehnsucht des Odysseus nach der Heimath und einem geordneten Hauswesen, die tiefe Empfindung für das Elend des Herumirrens in der Fremde. Und wenn der Sauhirt erschrickt bei dem Gedanken, seine Hunde könnten den fremden Bettler verletzt haben, wenn er den Dank tröstlicher, aber trügerischer Reiseberichte ablehnt, da er Gastfreundschaft gewähre nicht um Wiedervergeltung, sondern, weil ihn der Elende erbarme und weil der Fremdling dem Zeus gehöre, so ist damit die Vervollständigung des deutschen Charakters durch christliche Gesinnung zu wahrer Humanität vollzogen und der Beweis erbracht, daß die anima hellenica natura christiana war (nicht, wie ein Kirchenvater schreibt, die anima humana, wenn auch alle grausamen und stumpfsinnigen Wilden in den Begriff der Menschheit einbezogen werden; Lukas nennt die Gastfreundschaft, die auf Malta dem schiffbrüchigen Paulus und seinen Reisegefährten erwiesen wurde, οὐ τὴν τυχοῦσαν φιλανθρωπίαν, was die Vulgata non modicam humanitatem übersetzt). Auch die sonstige griechische und die lateinische Lecture zeigt einfache Verhältnisse und Zustände, namentlich Xenophons Memorabilien und seine übrigen kleineren Schriften. Die Geschichte der alten Stadtstaaten, ihrer Parteien und Umwälzungen, enthält das einfache Paradigma, nach welchem

Google

sich auch die Vorgänge in komplizirten Großstaaten abspielen. An Ciceros Briefen und Horazens Episteln und Satiren endlich kann der Primaner in die Sozial- und Staatswissenschaften eingeführt werden. Diese Schriften enthüllen die Ungesundheit und Unhaltbarkeit der römischen Sozial- und Wirthschaftverfassung: Sklaven als Unterbau, in der Oberschicht Schmarotzerthum als Lebensberuf, statt Industriekapitals nur Wucherkapital. Woraus folgt, daß die alte Welt untergehen und für eine dauerhaftere europäische Kultur ein neuer Grund gelegt werden mußte. Daß die jungen Leute bei intensiverer Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in Unwissenheit bleiben werden über unsere heutigen Zustände, ist nicht zu befürchten; wachsen sie ja doch nicht in Klöstern und Internaten auf (und sogar die Klöster betreiben Elektrotechnik). Jeder Schuljunge weiß heute, daß mit Gas gekocht und mit Elektrizität beleuchtet wird, und ist über die neuste Flugzeugkonstruktion unterrichtet. Aber um das heutige politische Getriebe zu verstehen, muß man die Politik zuvor an einfachen Modellen studirt haben. Und was die Vaterlandliebe betrifft: hat sie denn nicht bei allen Gymnasiasten und auf dem Gymnasium Erzogenen soeben die glänzendste Probe bestanden?

Warum Homer nicht durch das Nibelungenlied ersetzt werden kann, habe ich schon erklärt. Siegfried ist eine edlere Gestalt als Achilleus und jeder deutsche Jüngling soll ihn lieb haben. Aber in die Intimitäten des bürgerlichen, bäuerlichen, häuslichen, persönlichen Lebens weiht uns das deutsche Heldengedicht nicht ein; kaum bekommen wir vom Alleräußerlichsten des ritterlichen und höfischen Lebens jener Zeit (ja, welcher eigentlich?) eine Vorstellung; am Hof der Karolinger und der Ottonen hatte man Anderes zu thun als Gäste zu empfangen und Kampfspiele zu veranstalten. Heimisch können wir bei den Leuten dieser Dichtung nicht werden. Das werden wir in der Odyssee; ganz einleben können wir uns in die beschriebenen Situationen und ganz vertraut werden wir mit den Menschen. Wo fände sich in dem ganzen deutschen Epos einer jener bis zur Portraitdeutlichkeit charakterisirenden gemüthlichen Züge wie die verstohlene Thräne, die Odysseus dem Hund Argos widmet? Ein Zug, der ihm das Herz jedes Deutschen gewinnt. Und als Zugabe bekommen wir so nebenbei noch drei kulturgeschichtliche Aufschlüsse: daß der „Königshof“ ein Bauernhof war, daß die Griechen schon in der homerischn Zeit ihre Aecker gedüngt haben, und (was allerdings auch an anderen Stellen erwähnt wird) daß sie mit Hunden jagten. Die Ilias ist, als Kriegsgeschichte, weniger reich an Darstellun-

Google

gen des Alltagslebens; aber wie geschickt versteht uns der Dichter sogar beim Schmieden des Schildes, den Hephästos für Achilleus anfertigt, Szenen aus dem bürgerlichen und Landleben anschaulich vorzuzaubern! Noch weniger wäre die Edda geeignet, den Homer zu ersetzen. Der Schüler soll natürlich die düster ernste, von sittlichem Pathos getragene Weltanschauung kennen lernen, zu der sich der Germanengeist in der Winternacht des eisigen Island emporgerungen hat. (Ob das ethische Pathos urwüchsig germanisch ist oder ob es die Redaktoren der heidnischen Sagen ihrem Christenthum verdankt haben, wird die Forschung niemals ermitteln können, weil es Schriftdenkmäler aus der germanischen Heidenzeit nicht giebt.) Ist der Wagnerrausch dereinst ganz verflogen, dann wird man sich eingestehen, daß auch Musikdramen die Schattengestalten aus Walhall unseren Herzen nicht näher zu bringen vermögen: sie sind interessante und, weil aus deutscher Vorzeit stammend, uns ehrwürdige Antiquitäten.

Von den modernen Komplikationen sind zwei besonders zu erwähnen, weil sie jungen Leuten gefährlich zu werden pflegen. Einmal die komplizirten Seelen oder problematischen Naturen, die in den allerneusten Romanen spuken. Ob diese verdrehten Schrauben, wie man sie weniger höflich nennen kann, mehr Väter oder Kinder von lebendig herumlaufenden sind, wird sich schwer ermitteln lassen. Jedenfalls schärft ihre Existenz dem Pädagogen die Pflicht ein, der Jugend als Vorbilder einfache und gesunde Seelen vors Auge zu stellen: homerische Menschen, antike Charaktere, Hermann und Dorothea, die Personen im Tell, in Vossens Idyllen. Uebrigens ist Goethe mit seinem Tasso vielleicht als Urvater der komplizirten Seelen anzusehen; Ibsen und die Russen haben dann die Schleußen traditioneller Hemmung aufgezogen, so daß sich Ströme methodischen Wahnsinns ungehindert übers Land ergießen konnten. Die andere böse Komplikation ist die allerneuste Religionphilosophie. Bedauernswerth erscheint mir der junge Mann, der in ihre Nebel geräth, ohne es vorher zu einer klaren Weltanschauung und zu festen Grundsätzen gebracht zu haben. Das Gymnasium bietet dem Schüler zur Auswahl oder zu gegenseitiger Ergänzung zwei Lebensansichten, die verständlich, klar und einfach sind: die des christlichen Theismus und die antike, die zwar tieferer philosophischer Forschung nicht Stand hält, für die Praxis des Lebens aber genügt: die Geschicke der Menschen werden geleitet und gestaltet von einer unerkennbaren Macht, in der Vernunft zu walten scheint, da man mit Vernunft am Besten fährt; vernünftig aber ists, mit der klugen Besonnen-

Google

heit eines Horaz sich in der aurea mediocritas gegen die Uebel zu verschanzen, dringen sie dennoch ins Haus, ihnen mit römischer Mannhaftigkeit zu begegnen und im schlimmsten Fall mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht klaglos unterzugehen, so lange aber, wie das irdische Leben dauert, es mit hellenischer Anmuth und Humanität zu veredeln und zu verschönen.

Geradezu in den Nebel einzuladen, ist der erwähnte, mehr leidenschaftlich erregte als besonnene Schulreformator kühn genug, indem er darüber Beschwerde führt, daß die Schüler zwar Rousseau und Locke zu lesen bekämen (im französischen und im englischen Unterricht), nicht aber Fichte und Kant. Abschnitte aus Rousseau würde ich ins französische Lesebuch nicht aufnehmen; aber warum sollte Locke aus dem englischen ausgeschlossen werden? Er giebt nichts Gefährliches und man versteht ihn, wie überhaupt die englischen Philosophen. Weil sie flach sind, würde Mancher sagen. Flach oder tief: jedenfalls gehört Unverständliches nicht in die Schule; und Fichte und Hegel versteht man eben doch nicht. (Nämlich die von ihren Schriften, wegen deren sie als große Philosophen gefeiert werden; wo sie über praktische Dinge reden, da sprechen sie unser gewöhnliches Deutsch. Mit dem ethischen Idealismus hat ihr metaphysischer an sich nichts zu schaffen, nur durch die Personalunion in den genannten Männern ist jener sogenannte dem wahren Idealismus verbunden.) Ohne Kant könne Schiller nicht verstanden werden, meint unser Reformator. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Hat sich Einer in Schillers philosophische Schriften eingelebt, so wird ihm Das später das Kantstudium erleichtern, aus dem er vielleicht (zuversichtlich behaupten kann mans nicht) eine bescheidene Frucht zieht. Wie steht es denn um die beiden großen Leistungen Kants? Die eine, die Subjektivität der Sinneswahrnehmungen, ist nicht seine, sondern Lockes Entdeckung und Kant hat durch seine scholastische Darstellung ihre Verbreitung in Deutschland mehr gehindert als gefördert, zudem durch die Ausdehnung ihrer Geltung von den sekundären Qualitäten auf Zeit und Raum sie Vielen verdächtig und zweifelhaft gemacht. Die andere: die dem Christen selbstverständliche Autonomie der Vernunft ohne die Grundlage des christlichen Seelenglaubens festgestellt zu haben, ist sein ausschließliches Verdienst; aber Das gilt heute nicht mehr als Verdienst. Alle Anhänger der Entwickelunglehre (und der verbreitetsten Presse nach zu urtheilen, herrschen Die heute unter den Biologen, Soziologen, Medizinern, Philosophen) giebt es weder eine Seele noch unveränderliche Wahrheiten und eine selbständige Vernunft,

Google

sondern nur psychische Phänomene, die veränderlichen Produkte chemischer Prozesse. Der Glaube an eine autonome Vernunft ist beinahe so schlimm wie der an eine unsterbliche Seele und an einen persönlichen Gott (Beide sind ja Folgerungen aus jener), und wer sich dazu bekennt, gilt als Reaktionär und Finsterling. Das müßte man den Primanern sagen, wenn man mit ihnen Kant läse. Gegen die Aufnahme verständlicher Stellen aus seinem Hauptwerk, die durch ihr sittliches Pathos erbauen, ins Schullesebuch, ist natürlich nichts einzuwenden, wie denn auch Stücke aus Fichtes Reden an die deutsche Nation wohl schon drin stehen. Aber den Kern der kantischen Philosophie aufnehmen? Den eigentlichen Kant? Da muß man doch vorher fragen: Welchen Kant? Den von Paulsen oder den „Als Ob-Kant“ von Vaihinger oder einen Dritten? Denn es giebt ihrer noch mehrere; und der Streit darüber, wie ers eigentlich gemeint hat, wird wohl erst ruhen, wenn überhaupt Niemand mehr von ihm spricht. Will man durchaus einen deutschen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts ins Schullesebuch aufnehmen, so giebt es nur einen, der dazu taugt: Hermann Lotze; denn er ist der einzige, der vollkommen klar und verständlich schreibt. In seinen Schriften steht kein einziger Satz, dessen Sinn zweifelhaft ist, so daß gestritten werden könnte oder müßte, was er meint.

Wenn der Reformator fordert, daß die Gymnasiasten die deutsche Vergangenheit, die Geschichte und Kultur des Mittelalters gründlich kennen lernen sollen, so rufe ich: Bravo! Ist doch die Unbekanntschaft des gebildeten Publikums mit den verschiedenen Stadien, welche die Entwickelung unseres Volkes durchlaufen hat, geradezu skandalös; kaum eine Woche vergeht, wo ich nicht in einem Buch, in einer Zeitung eine unerfreuliche Erscheinung des siebenzehnten Jahrhunderts, die so unmittelalterlich wie möglich ist, mittelalterlich genannt finde. Aber die Schüler mit der mittelalterlichen Kultur bekannt zu machen, ist doch nicht die Aufgabe des deutschen, sondern des Geschichtunterrichtes. Und der Weg ins Mittelalter führt, wie in dem Artikel über die Alten Sprachen hervorgehoben wurde, durchs Latein. Namentlich der Literatur der glorreichen Zeit des alten Reiches, der Zeit der Ottonen und der Heinriche, von der Giesebrecht sagt, daß in keiner anderen Zeit so sehr im deutschen Geist und so wenig in deutscher Sprache geschrieben worden sei, verdanke ich das Verständniß deutschen Wesens und die Liebe zum deutschen Volksthum. Freilich ist das Deutschthum, das ich liebe, nicht ganz das selbe wie das der Herren, für welche die deutsche Geschichte erst mit Luther

mit Friedrich dem Großen, mit Wilhelm dem Ersten oder gar noch später anfängt. Sollte die politische Tendenz, welche diese Herren beseelt, auch unserem Reformator nicht fremd sein, dann müßte man ihm klar machen, daß sie mit seiner Schätzung des Mittelalters im Widerspruch steht. Ist es ihm aber mit dieser Schätzung ernst, dann mag er vorschlagen (ich habe es schon einmal gethan), daß Handausgaben einzelner Chroniken, Biographien, vielleicht auch Leges der Monumenta in die Schule eingeführt werden; da der lateinische Aufsatz glücklicher Weise abgeschafft ist, so können sich ja die Primaner mit dem „barbarischen" Latein ihren ciceronianischen Stil nicht verderben.

Ein anderer Gegner des Humanistischen Gymnasiums fordert die Einführung ins Mittelalter um der deutschen (nach seiner Auffassung: der mittelalterlichen) Kunst willen. Wie ich über den Streit um diese und die Renaissancekunst denke, werde ich vielleicht einmal sagen. Der Schulreformator nun behauptet, das Humanistische Gymnasium habe den Zweck, den Schülern die zum Verständniß der antiken Kunst erforderliche Bildung beizubringen, und die Frucht dieser Bildung bestehe darin, daß der heutige Gebildete eine Venus von einer Diana unterscheiden kann. Ich weiß nicht, ob sich den Begründern des Humanistischen Gymnasiums Aeußerungen nachweisen lassen, die berechtigen würden, ihnen eine so unsinnige Zielsetzung zuzutrauen. Das Ziel der Renaissance-Humanisten war sogar noch dürftiger: sie wollten nur ciceronianisches Latein schreiben können und Andere schreiben lehren. Was der Neuhumanismus gewollt hat und was unsere Gymnasiallehrer wollen, ist in diesem und im vorhergehenden Aufsatz (über die Alten Sprachen) dargelegt worden.

Die Rechtfertigung der klassischen Studien als eines unentbehrlichen Mittels für den Geschichtunterricht weist der Kunst- und Schulreformator mit der Frage zurück: „Wenn es auf das gesammte Gedächtniß der Menschheit über ihr Thun und Denken ankommt, warum fängt man denn dann nicht wirklich am Anfang an und warum läßt man uns dann, zum Beispiel, über die tief verwandte Kultur Indiens ohne jedes Wissen, während man die geringsten Provinzialstreitigkeiten der Griechen und Römer als ewige Denkwürdigkeit dem Gedächtniß einprägt?" Nicht um das politische und Kulturleben der gesammten Menschheit handelt es sich (Ethnologie ist Gelehrtenangelegenheit, nicht Schuldisziplin), sondern um die Einführung in das Verständniß unseres, des europäischen Kulturlebens. Dieses aber hat zwei Anfänge: die hellenische Kultur und die aus Vorderasien stammende

Google

jüdisch-christliche Religion. Mit ihnen muß die Schule bekannt machen; und sie thut es. Indien und Ostasien sind Welten für sich und haben auf die Entwickelung der europäischen Menschheit gar keinen Einfluß geübt. Die wüste Phantastik Indiens ist dem Deutschen nicht verwandt; und die vermeintlich tiefe Verwandtschaft der indischen Kultur mit unserer beschränkt sich darauf, daß in dieser Phantastik, die der Gluthhauch der Tropen ausbrütet, schwache Reste arischer Denk- und Gefühlsweise sich behauptet und in einigen Dichtungen kristallisirt haben. Zu lernen giebt es in der indischen Geschichte nichts, weil es statt der Geschichte nur phantastische Sagen giebt. Was die indischen Religionspekulationen praktisch werth sind, beweisen die Grausamkeiten des Kastensystems, die Witwenverbrennung, die Kinderehen und die Thatsache, daß sich dreihundert Millionen Inder von ein paar Engländern regiren lassen. Von der indischen Epik gilt in noch höherem Grade Das, was vom Nibelungenlied gesagt worden ist: ihre Gestalten bleiben uns gleichgiltig, weil die Intimitäten fehlen, die sie uns vertraut machen könnten, und weil sie sich in einem ganz fremdartigen Milieu bewegen. Das allenfalls Genießbare aus den Riesengedichten hat neuerdings Winternitz unter dem Titel „Indische Sagen", bei Eugen Diederichs in Jena noch einmal herausgegeben. Wirklich genießbar finde ich auch von dieser Auswahl nur etwa drei oder vier Perlen, von denen die altbekannte, Nal und Damajanti, die schönste bleibt. Kennen muß der Gebildete natürlich auch indisches Wesen und indische Poesie; und darum ist dieser Band, der die Kenntniß bequem vermittelt, mit Dank zu begrüßen.

Das Ergebniß dieser und der vorigen Untersuchung kurz zusammenzufassen: Man gründe so viele Bürger- und Realschulen, wie nöthig sind, lasse aber das Gymnasium unangetastet; für kleine Verbesserungen ist natürlich immer Anlaß; aber dem Gymnasium einen anderen Charakter zu geben, fordert weder die Vaterlandliebe noch ein Lebensinteresse des Deutschen Reiches; und manche der neusten Verbesserungvorschläge erscheinen vom schultechnisch-pädagogischen Standpunkt aus bedenklich.

* * *

Nachdem Das geschrieben war, habe ich die pädagogischen Schriften Herbarts noch einmal durchgeblättert und folgende Aeußerungen gefunden, die, da der Mitbegründer der Realschulen

Google

bei den deutschen Lehrern immer noch Etwas gilt, einigen meiner Ketzereien Absolution erwirken werden.

Erste Bedingung für den Unterricht in der Philosophie auf dem Gymnasium: „daß die neue, noch jetzt in Gährung begriffene, also die kantische, und mit ihr jede spätere, auch die meinige ausdrücklich mit eingerechnet, von dem Gymnasium gänzlich verbannt sei. Von dem Lehrer der Philosophie auf einem Gymnasium fordere ich zuerst und unbedingt, daß er den Locke gelesen habe, denn ich kenne keinen anderen, wahrhaft elementarisch darstellenden philosophischen Schriftsteller; und hierauf kommt doch für den verlangten Unterricht Alles an."

Eine psychologische Theorie ist dem Lehrer Bedürfniß. „Aber eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn wirklich hinwegsetzen könnte, so wären wenigstens die Bücher, die Bilder, die Karten, die sämmtlichen Lehrmittel und das ganze Verfahren beim Unterricht nur Erscheinungen." An Fichtes berühmten Reden erkennt er die patriotische Gesinnung, die rhetorische Kraft, den der Gefahr trotzenden Muth an, meint aber, man werde auch hier zu oft gewahr, „daß der große Mann sich herabläßt, von Dingen zu reden, die er nicht versteht." An einer anderen Stelle schreibt er: „Die Hoffnungen des Enthusiasmus, welchen die Französische Revolution erregt hatte, verschwanden bis zur äußersten Erniedrigung Deutschlands und Fichte verlor sich nun bis in die düsteren Phantasien von einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Zeit. Das Asyl der Mathematik und Naturwissenschaft, das jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu konstruiren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt zu sein, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt, die er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Giltigkeit der Begriffe verbürgen. Daß ein solcher Mann etwas Großes leistete, war natürlich; ob aber dieses Große näher der Wahrheit oder näher der Dichtung stand und stehen mußte, bitte ich zu überlegen. Weder in Hoffnungen noch in Befürchtungen den wahren Erfolg voraussehend, ward Fichte auf einmal zum Pädagogen. Das Erste, was er nun vorbrachte (gleich im Anfang der zweiten Rede) waren Aeußerungen des vollkommensten Determinismus, eben so übertrieben wie seine Freiheitlehre." Von den philosophischen Schülern, die immer noch Kants Kategorien bewahren, sagt Herbart in einem Brief: „In ihnen sieht es aus wie in den Kabineten alter Physiker, wo sich ein

Google

unnützer Apparat anhäuft, den Niemand braucht, weil er nicht leistet, was gefordert wird. Wollen Sie solchen Apparat behalten?“ Die Unbrauchbarkeit der ganzen von Kant eingeleiteten Periode der Philosophie für die Erziehung wird in dem kurzen Satz ausgesprochen: „Philosophische Systeme, worin entweder der Fatalismus oder transszendentale Freiheit angenommen wird, schließen sich selbst von der Pädagogik aus.“

Die Stelle, die ich in einem seiner Werke einmal gelesen zu haben glaube und die ich eigentlich suchte, über Autodidaktik, und daß nur für die Mathematik und die Alten Sprachen der Lehrer unentbehrlich sei, habe ich nicht gefunden, sondern nur etwas daran Anklingendes. Nachdem er festgestellt hat, daß „Mathematik und Alte Sprachen immer die beiden Hauptstämme des (Gymnasial-) Unterrichts bleiben müssen“, billigt er den Vorschlag eines Schulmannes, solche Schüler der Oberklassen, die reif dafür sind, vom mündlichen Unterricht in solchen Fächern zu entbinden, in denen sie rascher fortschreiten können, wenn sie sich selbst aus Büchern unterrichten, was sie zugleich von dem peinigenden Zwang zur Aufmerksamkeit auf einen sie nicht interessirenden Vortrag befreit.

Daß die Einführung der Schüler in die gegenwärtige Welt auf dem Umweg über das Alterthum eigentlich unnatürlich und das Erlernen der Alten Sprachen für die meisten Gymnasiasten eine Pein ist, die schädliche Einbuße an Frohsinn, Spannkraft und seelischer Gesundheit zur Folge hat, spricht Herbart sehr oft und nachdrücklich aus. Darum will er unnachsichtig Alle vom Gymnasium ausgeschlossen wissen, die nicht gewillt oder nicht befähigt sind, sich jene höchste Bildung anzueignen, die ohne jenen Umweg nicht erlangt werden kann. Mindestens also müßten Alle fern gehalten werden, die vor dem Abiturium abgehen. Da Das nicht möglich ist, so lange das Berechtigungunwesen besteht und so lange die Eitelkeit der Eltern unglückliche Jungen, die vortreffliche Maurer, Tischler oder Pferdeknechte werden könnten, zwingt, sich auf dem Gymnasium als Zugehörige der höheren Stände abstempeln zu lassen, so lange bleibt alle Diskussion über Schulreform müßiges Geschwätz.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Google

Thür an Thür.

„Was wissen wir mit aller unserer sogenannten Erfahrung davon, wie Frauen lieben?“

Man war, im Junggesellenkreis, wieder einmal bei dem Kapitel Frau gelandet, wie immer mit einer starken Tendenz zu kühler Kritik.

„Wir meinen immer, namentlich, wenn es um einen Anderen geht, daß sie nur deshalb so treu und zäh an einem Einverständniß der Liebe festhalten, weil sich im Moment schwer ein gleichwerthiges oder besseres findet. Aber wer will schließlich sagen, wie viel auch in solchen Lagen, wo wir, abwechselnd, mit Güte und Kraft und List um Befreiungen gerungen haben, bei einer Frau echtes Gefühl mitklingt, wenigstens eins, das echt geworden wäre in der Ehe, und wenn wir ihm Zeit gelassen hätten!“

„Ich kann“, begann ein Anderer, „kein Gefühl klingen hören in diesem Bitten und Betteln, in diesem blöden Betteln der Weiber, in dem sie sich merkwürdig gleich sind, die klugen und die dummen: ‚Liebe mich!‘ Wo sie doch merken müssen, daß es vorbei ist, vorbei! Sie heute lieben, blos weil man sie gestern geliebt hat? Sinnlos, als bäten sie die halbverwelkte Orchidee, die man die ganze Nacht im Knopfloch getragen hat: ‚Blühe doch weiter! Willst Du nicht weiter blühen?‘ Oder gar, wenn sie, Alle, mit den gleich verbogenen Lippen uns empfangen und geziert und gezogen alle das Selbe sagen: ‚So? Findest Du auch mal wieder den Weg zu mir? Ich dachte, Du hättest meine Adresse vergessen!‘ Und dann zuletzt, was nie ein Mann sagen würde, hinterlistig und lügnerisch: ‚Ich habe Dich übrigens gesehen!‘

Sie lachten Alle, wie er Das wiedergab, und bewunderten den typischen Tonfall, den er dazu hatte. Ganz so, aber ganz so wollte es Jeder schon gehört haben.

„Gefühl?“ sagte er, wie erbittert, weiter. „Verdruß über den gemachten Rechenfehler ist es, den wir als Trauer um den Verlust unserer werthvollen Persönlichkeit zu buchen eitel und dumm genug sind.“

„Eben Das glaube ich seit damals nicht mehr. Jeder von uns wäre gewillt gewesen, sie zu trösten. Ich glaube, wir haben sie Alle damals ein Wenig geliebt“, klang es leiser.

„Von welchem Deiner ‚damals‘ sprichst Du denn?“

„Ich möchte es Euch erzählen, so schlicht es ist.“ Er zögerte nur noch einmal sinnend. „Aber ich glaube, es ist gar nichts daran zu erzählen. Noch nicht mal der Stil des Polizeiberichtes ist recht dafür.“ Und dann begann er doch: „Meine Pensionwirthin, die Dame mit der besseren Vergangenheit (es stimmte übrigens diesmal wirklich), hatte außer dem leichtsinnigen Sohn, für den die beiden Frauen sich totarbeiteten, eine Tochter, ein hochgewachsenes, schlankes, zäh aussehendes Geschöpf, lieblich und doch voll eisernen Willens, der ihrem Temperament, das sich manchmal wittern ließ, die Zügel hielt. Die war seit, wie ich hörte, neun Jahren, seit neun vollen Jahren verlobt. Er hatte

Google

(nun war er lange Hilflehrer irgendwo) bei ihnen gewohnt, als er Student gewesen. Eine niederträchtige Sache, diese langen Verlöbnisse! Man hat als anständiger Mensch den ehrbaren Wunsch, treu zu sein, was so die Frauen, bescheiden beschränkt, ‚treu sein' nennen. Kann man es denn? Was kann an einem Kerl sein, ders kann? Dabei, wie erschüttert sie sind, wenn sie es ahnen, und wie sie, um so reiner sie sind, um so dringender die Wahrheit fordern; und wie erschreckt sie stehen und wie verständnißlos und ungläubig vor dem ‚Naturgesetz', mit dem man vor sich und vor ihnen sich weißzuwaschen sucht!"

Er beachtete nicht, daß man ihm ein irgendwoher entstammendes eigenes Erleben anhören mußte. Das volle Einfühlen in Anderer Leid hat Einer nur vor verwandtem Leid, wußten sie.

„Die armen Dinger, die warten und verwelken und schließlich schal werden auch für den armen dummen Teufel, der sich auf sie gefreut hat! Es hat mal Einer, den ich kannte, in der Wuth des Wartens einen Vergleich gemacht. Ich glaube, er stimmte. Man bekommt liebenswürdig ein Glas köstlichen Wein kredenzt; man genießt ihn, schon im Anschauen froh, dann gönnt man sich auch die Freude kaum, weil man sich vor sich selber fürchtet; man läßt ihn stehen; und wenn man sich an den Verzicht gewöhnt hat, darf man endlich davon trinken. Es ist manchmal nicht viel von seiner Schönheit und seinem Duft geblieben; und die Sehnsucht und die Freudigkeit, die Einen dafür erfüllten, sind auch verdunstet.

Aber von dem Mann, davon, wie er fertig werden konnte mit solcher Jammerzeit, will ich ja nicht reden. Er hatte endlich die als Minimum nothwendig gedachte bescheidene Anstellung und in absehbarer Zeit sollte Hochzeit sein. Ich sehe noch, wie die bloße Erwähnung davon jedesmal dem süßen und dabei so ernsthaften blassen Gesichtchen eine Welle von Farbe und Freude gab und wie die fluthende Gluth, die ihr die matte Haut straffte, sie lieblich wie eine Siebenzehnjährige aussehen ließ. Oder lieblicher. Mir wenigstens ist nie was schöner gewesen und rührender als Frühlingsgefühle und Frühlingsgedanken auf einem Mädchengesicht, auf dem schon der Herbst des Lebens seine Kritzelschrift begonnen hat. Sie war zum Entzücken, wenn man sie auf ihre Hochzeit und auf alle die Zurüstungen für ihr Puppenheim brachte. Er ließ sich, was uns ganz verständig schien, noch zu einer Uebung einziehen, um dann in der Ehe nicht gleich wieder mit einer Trennung rechnen zu müssen. Die acht Wochen waren bald zu Ende. Wir saßen am Mittagstisch. Da kam die Depesche. Er lag im Garnisonlazareth. Typhus. Sie möge kommen.

Wir fühlten, ich weiß eigentlich nicht, warum, gleich den Ernst dahinter. Es blieb totenstill in dem ganzen Kreis, der eben noch so lebendig gewesen, und wir erschauerten in Mitleid. Dabei hatte fast Keiner von uns ihn gekannt."

Er schwieg einen Augenblick. „Wie sie, vier Tage später, wiederkam, trug sie schwarze Kleider. Ihr Gesicht war starr, daß es eine

Google

Qual war, sie anzusehen. Sie blieb aber tapfer aufrecht, sie lächelte sogar wieder, wenigstens ihr Mund lächelte; sie that auch alle Tage ihre Pflicht mit der wohlthuenden Ruhe und Sicherheit, die um sie war, ganz wie in der Zeit, die eben gewesen. Nur: ihre Nächte! Unsere Stuben grenzten an einander. Ich hörte sie jetzt, trotz der verstellten und mit dicken Decken verhängten Thür. Sie weinte nicht laut, nicht ein einziges Mal. Das wäre noch zu ertragen gewesen und hätte ja wohl auch einmal aufgehört. Sie wimmerte nur, wimmerte ganz leise. Die Nacht hindurch. Die ganze Nacht hindurch. So hoffnunglos eintönig, so immer in gleichem, tropfendem Weh, so unveränderlich qualvoll und jammervoll, daß mir immer war, als müßte ihr wimmerndes Weinen alle Winkel in dem alten Haus füllen und in jede Brust die Fluth von diesen tausend Thränen tragen.

Ganz leise war ihr Wimmern erst und beherrscht, bis es anschwoll und anschwoll und dann fallend wieder verklang. Oder, wenn es einmal laut werden wollte, erstickte sie es jäh gewaltsam in den Kissen. Und so, gedämpft, war es erschütternder als zuvor. Sie weinte dann tief und heiß in die Kissen; nur ein Aufschrei dazwischen, ein kurzer, verhaltener, sagte, daß sie den Kopf im Zucken des Schmerzes emporgeworfen hatte.

Manchmal schlief sie gegen Morgen ein; mit einem besinnenden Wehlaut fuhr sie dann wieder auf und von Neuem fing das herzzerreißende, leise, rieselnde Weinen an und stieg und stieg. Ich hatte gar nicht gewußt, daß Menschen so weinen können. Und ich, ein harter Kerl, wie ich mir einbildete, der die erste Jugend schon hinter sich hatte, habe gelitten dabei, wie ich nicht noch einmal leiden möchte. Freilich, der Philosoph hat Recht: Keiner ist noch an den Schmerzen eines Anderen gestorben! Ich wäre auch nicht gestorben; aber ich konnte nicht mehr. Und ich mußte doch in allen Nächten, wenn ich heimkam, auf ihr Weinen horchen.

Wie lange das arme Geschöpf es noch getragen hat, bei Tag zu lächeln und in den Nächten ihrem Schmerz zu gehören? Das habe ich nie erfahren. Aber das Spotten habe ich seitdem verlernt, wo ich, so oder so, von dem Trennungfieber eines armen Dinges höre. Manche wird vielleicht auch in ihren Nächten geweint haben und die Trennung von einem Lebenden wird wohl noch schwerer zu lernen sein als die natürlicherere von einem Toten."

Man dürfe nicht verallgemeinern, sagte endlich Einer, dem die Stille unbequem wurde. Und dann erwähnte ein Anderer noch den Gemeinplatz von der Hilfe der Zeit, die schließlich Alles heile, wenn man nur die Ruhe hat, lange genug sich zu gedulden. Und ein Dritter sagte noch etwas Anderes. Er kannte den Werth von Frauenthränen! Aber Alles, was sie vorbrachten, mechanisch beinahe, wurde nicht mehr recht überzeugend und Keiner hörte noch genau hin. Jeder war in seine eigenen Gedanken versonnen. Und schließlich schwiegen Alle und merkten ihr Schweigen nicht.

Cöpenick. Rose Raunau.

Google

Nach Friedensschluß.*)

Gewiß giebt es wesentliche volkswirthschaftliche Unterschiede zwischen 1871 und heute: das Grundbuchrecht war nicht einheitlich im Gebiet des Deutschen Reiches ausgebildet; Hypothekenbanken in modernem Sinn gab es nur sieben mit verhältnißmäßig geringem Umsatz; die preußische Staatsbank konnte nicht wie die Reichsbank als Centralkörper der Finanzgebahrung gelten; und im Norddeutschen Bund galt noch die Silberwährung, während wir heute die Goldwährung haben.

Trotz diesen Unterschieden giebt es eben doch keine Zeit, die für die kommenden Friedenstage so lehrreich sein könnte wie die Jahre 1871, 72 und 73. Was sie uns brachten, wissen wir Alle. Die gewaltige nationale Begeisterung, die so stark war, daß in ihren Gluthen die deutsche Kaiserkrone geschmiedet werden konnte, und die alle Klassenunterschiede ausgetilgt zu haben schien: diese nationale Begeisterung schlug in kurzer Zeit um in Enttäuschung und Verbitterung gefährlichster Art und bereitete den Boden für ein Zweifeln und Verzweifeln an diesem ganzen neugewonnenen Vaterland und seinen gesellschaftlichen Einrichtungen. Diese Entwickelung erklärt uns ein Mann, der den Ereignissen mit dem Herzen des Vaterlandsfreundes und mit den Augen des volkswirthschaftlichen Fachmannes aufmerksam folgte, Adolph Wagner. In seinem bekannten Vortrag „Wohnungnoth und städtische Bodenfrage“ (Verlag Bodenreform in Berlin) sagt er: „Nun kamen unsere Krieger zurück. Und was sahen sie? Gerade in den Jahren 1871 bis 1873 schnellten die Miethpreise und die Preise der Baustellen, der bebauten Grundstücke und Häuser gar kolossal empor. Die statistischen Nachweise ergeben eine Steigerung von 10, 15, 20 und mehr Prozent von Jahr zu Jahr. Worauf ist dies Emporschnellen zurückzuführen? Auf irgendwelche Leistungen der Grund- und Gebäudeeigenthümer? Was hatten Die gethan? Sie waren im Handumdrehen durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, die das deutsche Heer auf französischem Boden durchgeführt hatte, reicher geworden. Ich sollte meinen, die einfache Thatsache, daß einem zurückkehrenden Krieger die Miethe gesteigert oder, weil er mit einer großen Familie gesegnet ist, die Wohnung gekündigt wird, hat zehnmal mehr aufhetzend gewirkt als irgendetwas, das die Sozialdemokratie theoretisch oder praktisch vertreten hat!“

Am zehnten Mai 1871 wurde der Friede geschlossen; am fünf-

---

*) Ein Abschnitt aus der neuen Auflage des Werkes „Bodenreform; Grundsätzliches und Geschichtliches zur Ueberwindung der sozialen Noth“, das der Verlag Gustav Fischer schon in fast vierzigtausend Exemplaren verbreitet hat. Die hier ausgedrückte Erfahrung hat den Verfasser, Herrn Damaschke, bestimmt, einen „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten“ zu schaffen, dem bisher 2563 Behörden und Organisationen aller Art beigetreten sind.

Google

undzwanzigsten August schon stellte sich nach den von der Polizei angestellten Ermittelungen heraus, daß in der neuen Reichshauptstadt am ersten Oktober etwa 10 600 Familien ohne Obdach sein würden. Das städtische Arbeithaus, der „Ochsenkopf", und die Asyle waren überfüllt selbst von solchen Familien, „die sich durch ihr Mobiliar als ordentliche Leute und pünktliche Miethzahler auswiesen".

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" wurde am zweiten April 1872 von ihrem berliner Vertreter geschreiben: „Zwei Familienväter haben sich aus Verzweiflung über die ihren Angehörigen drohende Obdachlosigkeit das Leben genommen. Zahlreiche Familienväter haben in der Umgebung der Stadt Bretterbuden aufgeschlagen, in denen sie mit den Ihren bessere Tage erwarten, während Hunderte von Familien auf die benachbarten Dörfer ausgezogen sind. Aber auch in einzelnen dieser Ortschaften soll die Wohnungnoth bereits eine solche Ausdehnung gewonnen haben, daß sich, zum Beispiel, in dem kleinen Schöneberg die Zahl der obdachlosen Personen auf 200 beläuft."

Die Wohnungnoth jener Tage führte auch zu dem letzten Barrikadenbau in den Straßen Berlins. Die Bretterbuden auf freiem Felde waren natürlich gegen jede Ordnung. Zunächst duldete sie die Polizei; nach und nach aber ließ sie die Baracken der Obdachlosen niederreißen, so in der letzten Juliwoche auf dem Feld vor dem Frankfurter Thor. Als die Obdachlosen nun jammernd mit Frau und Kindern durch die Straßen zogen, empörte sich namentlich in der Blumenstraße, wo gerade ein armer Handwerker aus seiner Wohnung entfernt wude, das Volk. Es kam zu regelrechten Straßenkämpfen, in deren Verlauf drei Barrikaden errichtet wurden. Vierhundert Schutzleute zu Fuß, zweihundert zu Pferde und eine große Anzahl in Civil konnten die Unruhe kaum unterdrücken, so daß auch zwei Bataillone des Kaiser-Alexander-Regiments und zwei Schwadronen der Garde-Dragoner mit scharfen Patronen zum Ausmarsch bereit gehalten wurden. Nach amtlicher Feststellung wurden 102 Beamte verwundet; 159 Personen aus dem Publikum hatten sich Säbelwunden verbinden lassen.

Die Barackenbewohner waren zum Theil heimgekommene Krieger mit ihren Familien, die in der Erinnerung an ihre Soldatenzeit Fahnen in den altpreußischen, schwarz-weißen Farben gehizt hatten. Wie sehr die Hoffnung auf den Obersten Kriegsherrn in ihnen lebendig war, zeigt eine Bittschrift, die im August des Jahres aus dem Barackenlager an den König abgeschickt wurde: „Die unglücklichen Bewohner der 22 Baracken vor dem Landsberger Thor repräsentiren eine Zahl von 42 ehrlichen, strebsamen Männern und Frauen und 59 Kindern, welche auf Befehl des Polizeipräsidenten Berlins ihr Asyl aufgeben sollen, ohne ein angemessenes neues gefunden zu haben; sie werfen sich daher Euer Majestät zu Füßen und bitten demuthvoll, womöglich bis Oktober, um telegraphische Herausschiebung dieser Maßregel, deren Ausführung die Bewohner zur Verzweiflung führen würde. Ehrfurchtvoll: Albert Haack, Schuhmachermeister."

Google

150 Schutzleute zu Fuß, zwei Züge berittener Schutzleute, zwei Wagen Feuerwehr mußten in der Nacht zum sechsundzwanzigsten August das Barackenlager niederreißen. Ein Mann versuchte, ein Beil schwingend, sich zur Wehr zu setzen. Er wurde natürlich bald überwältigt. Als man ihn freiließ, schlug er ein wirres Lachen auf und hißte auf dem Trümmerhaufen seiner Baracke sein rothes Taschentuch als Fahne. Allgemeines Gelächter folgte dieser Verzweiflungthat; was bedeutete auch die rothe Fahne nach dem großen Krieg in Berlin! Bei der Reichstagswahl am dritten März 1871 hatte selbst in dem Arbeiter-Stadttheil, dem Sechsten Wahlkreis, der sozialdemokratische Kandidat ganze 82 Stimmen erhalten; bei der nächsten Wahl allerdings, am zehnten Januar 1874, erhielt er 2523. Zum ersten Mal kam in der Reichshauptstadt ein Sozialdemokrat in Stichwahl.

Aehnliche Verhältnisse entstanden in den anderen schnell wachsenden Industrieorten des neuen Deutschen Reiches: „Gefahren des Sieges", wie sie selbst ein so tüchtiges Volk wie das unsere nur einmal erfahren darf, wenn es nicht in seinem Leben und Wachsen unheilbaren Schaden erleiden soll.

Selbst in dem Taumel, der durch das Wort „Gründerzeit" bezeichnet wird und der dann mit dem furchtbaren Börsenkrach sein jähes Ende fand, konnte solche Noth nicht unbeachtet bleiben.

Selten ist wohl die verhängnißvolle Wirkung einer vorgefaßten Meinung so klar erkennbar geworden wie in diesen Tagen. Es gab unabhängige und ehrliche Menschen genug, welche die Ursache der Noth erkannten. Sie fanden dennoch keinen Weg der Hilfe, weil sie gebunden waren durch das Schlagwort jener Zeit: Selbsthilfe!

Als „König im sozialen Reich" wurde von den herrschenden Richtungen Schultze-Delitzsch gefeiert, der Anwalt der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften. In einer Rede am neunundzwanzigsten Juni 1872 forderte er: „Nur großartige Unternehmungen können hier in Berlin die Abhilfe der Wohnungnoth bringen. Solche aber müssen im Beginn mit großartigen Mitteln in Angriff genommen werden. Mit Kapitalansammlungen in zehn und zwölf Jahren kann hier die Wohnungnoth nicht beseitigt werden; wir müssen sofort große Kapitalien zur Verfügung haben." Er schlug vor, Kapitalgenossenschaften als Unternehmer und Personalgenossenschaften als Kunden zu gründen. „Während der Kapitalgenossenschaft das Feld der Spekulation einzuräumen ist, die möglichste Erwerbung großer Bau-(Boden)-komplexe, hat die Personalgenossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Kapitalien unter ihren Mitgliedern zu organisiren; dann aber als Genossenschaft mit der Kapitalgenossenschaft in ein freies Kontraktverhältniß zu treten über den Bau und Erwerb von Arbeiterwohnungen. Organisiren Sie nur und erweisen Sie dadurch den ehrenhaften Geist, der in der deutschen Arbeiterwelt herrscht; damit werden Sie alle Schwierigkeiten besiegen."

Die Frage der Baugenossenschaft an sich war ja nicht neu. Schon

Google

zur Zeit der besonders brennenden Wohnungnoth in den vierziger Jahren, die mehr als vieles Andere die Revolution vorbereitete, war 1847 durch das Wirken des edlen Genossenschaftlers Huber die berliner Gemeinnützige Baugesellschaft entstanden, deren Protektor Prinz Wilhelm von Preußen, später der erste Deutsche Kaiser, wurde. Doch ohne Lösung des Bodenproblemes mußte trotzdem selbstverständlich ihr Wirken auf ganz enge Kreise begrenzt bleiben. 1871 besaß sie 20 Häuser mit 963 Bewohnern, was auf die allgemeine Lage natürlich von keinerlei Wirkung sein konnte.

Einer der ehrlichsten und feinsten Köpfe, der Direktor des Königlich Preußischen Statistischen Bureau, Dr. Engel, dessen Referat auf der eisenacher Konferenz am sechsten und siebenten Oktober 1872 noch heute eine der besten Quellen jener Zeit ist, empfahl die Gründung einer „Wohnung-Miether-Aktiengesellschaft“, mit einem Grundkapital von fünf Millionen Thalern. Die Wohnungen sollten den Mietheraktionären zehn Jahre lang jährlich um 3⅓ Prozent gesteigert werden, um den gesammten Werth abschreiben zu können. Dann sollten die Wohnungmiethen nicht noch höher steigen.

Der Wahrheit näher kamen die Deutschen Gewerkvereine mit ihrer Forderung: Gänzliche Reform des Hypothekenwesens, nach dem Muster der Bremischen Handvesten, und Begünstigung von Baugenossenschaften und Unternehmungen mittlerer und kleinerer Wohnungen speziell durch Erbverpachtungen öffentlicher Ländereien.

Wir wissen nicht, wie die Deutschen Gewerkvereine, deren Anwalt Max Hirsch mitten im liberalen Parteileben stand, diesen Gedanken thatkräftig verfolgt haben; jedenfalls wurde er nicht in die That umgesetzt, obwohl auch der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Hobrecht, diesen Weg als den einzig Erfolg verheißenden erkannte. Im Juli 1872 brachte Hobrecht an die Stadtverordnetenversammlung eine Vorlage, in der es heißt: „Was die rasche Ausdehnung der Bebauung in Berlin am Meisten erschwert, ist der übermäßig gesteigerte Preis des Baugrundes. Kann die Kommune diesem in der Theuerung des Baugrundes liegenden Hinderniß der Gründung neuer Ansiedlungen entgegentreten und kann sie, ohne die Grenzen der ihr im öffentlichen Recht angewiesenen Thätigkeit zu überschreiten, insbesondere also, ohne lähmend in die Privatspekulation einzugreifen oder sich selbst an einer Spekulation zu betheiligen, dahin wirken, daß weitere Flächen mit geringerem Kapitalaufwand für die Bebauung nutzbar werden, so wird sie hiermit erfolgreich zu einer Besserung der bestehenden Zustände beitragen. Wir würden aber fürchten, den Zweck der vorgeschlagenen Aufwendungen zu verfehlen, wenn wir einen Verkauf des Bodens, gleichviel, ob in größeren oder kleineren Parzellen, ob im Wege der Lizitation oder freihändig, nach einer Taxe in Aussicht nähmen. Wir würden nicht zu hindern im Stande sein, daß auch diese Bauflächen in den Kreis der Spekulation hineingezogen würden, welche die hohen Preise des Baugrundes in unmittelbarer Nähe der Stadt

Google

normirt. Wir wissen, daß diese Spekulation nicht zu tadeln, daß sie vielmehr nur der Ausdruck unabänderlicher wirthschaftlicher Gesetze ist. Aber wenn wir uns auch bei der Hingabe der städtischen Grundstücke nicht verleiten lassen wollen, die Wege zu verlassen, die uns nach allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätzen angewiesen sind, so glauben wir doch, unter den zulässigen Wegen gerade den wählen und empfehlen zu müssen, der den Druck der augenblicklichen Spannung für die Obdach Suchenden am Billigsten zu vertheilen und die harten Konsequenzen der jetzigen Uebergangszeit am Meisten zu mildern verspricht. Wir glauben, daß Dies der Weg der Verpachtung auf längere Zeit zum Zwecke und unter der Bedingung sofortiger Bebauung ist; dafür spricht auch, daß er das Bauen erleichtert, insofern die Kapitalanlage für den Grund und Boden erspart wird."

Diese Ausführungen gewähren wohl das beste Bild der herrschenden Anschauungen jener Zeit. Aber alles Rücksichtnehmen auf die Privatspekulation half nicht. Die berliner Stadtverordnetenversammlung stimmte dem Vorschlag ihres Oberbürgermeisters nicht zu. Ihre Mehrheit stand wohl auf dem Standpunkt des „Jahresberichtes für Hypotheken und Grundbesitz pro 1871", den Salomon am zwanzigsten Januar 1872 erscheinen ließ und der mit Freude feststellte: „Das verflossene Jahr kann wohl als eins der ergiebigsten und günstigsten für den sogenannten Realkredit und Immobilienverkehr der letzten zehn Jahre bezeichnet werden. Gleich nach Friedensschluß trat eine bedeutende Nachfrage nach Grundbesitz ein. Der bedeutende Zuzug von Kapitalisten nach hier, der Bedarf großer Räumlichkeiten für die in nicht unbedeutender Zahl gegründeten neuen Institute, die wenigen Neubauten in den letzten Jahren haben einen Mangel an Wohn- und Geschäftsräumen hervorgerufen, dessen Folge eine ganz enorme Steigerung der Miethen war. Die natürliche Folge mußte eine Steigerung des Grundwerthes sein und rief die Spekulationlust wach. Eine ganz natürliche Folgerung der Steigerung in Grundstücken war die Steigerung des Bodens und die darin stattgefundenen Umsätze haben zu steigenden Preisen einen ganz enormen Umfang angenommen. Es zeichneten sich wiederum hierbei die westlichen Stadtgegenden ganz besonders aus: die Gegenden zwischen Potsdamer, Brandenburger und Anhalter Thor in der Richtung von Charlottenburg und Schöneberg waren bevorzugt und die Steigerung betrug gegen voriges Jahr 33⅓ bis 100 Prozent."

Ueber Art und Wirkung solcher Bodenpreissteigerungen sagte Engel in seinem eisenacher Referat mit Recht: „Der Aktien-Bauverein ‚Thiergarten' macht unter dem fünfzehnten Februar 1872 bekannt, daß er von seinem Besitze, dem 6400 Quadratruthen umfassenden Park Birkenwäldchen, etwa 3300 Quadratruthen verkauft und daran bis dato (die Gesellschaft wurde am zwölften Januar 1872 gegründet), also in etwa vier Wochen, einen Gewinn von 330000 Thalern gemacht habe. Die Land- und Baugesellschaft auf Aktien in Lichter-

Google

selbe erfreute die Aktionäre mit der Mittheilung, daß sie von ihrem 1250 Morgen großen, zu 1 775 000 Thalern oder zu 1420 Thalern pro Morgen gekauften Areal 309⅓ Morgen mit einer Brutto-Avance von 498 733 Thalern verkauft habe. So sind Hunderttausende von Quadratruthen Bauterrain in der Umgegend von Berlin gekauft und wieder verkauft worden, an welchen für die ersten glücklichen Verkäufer viele Millionen von Thalern hängen blieben. Welche solchen Gewinnen äquivalente Arbeit ist hierfür geleistet worden? Welche Nachtheile entspringen nicht aus so hohen Zwischengewinnen den künftigen Bewohnern der Häuser, die auf solchen vertheuerten Baustellen erbaut werden? Müssen sie nicht die Verzinsung der jetzt von Wenigen so leicht gewonnenen Millionen auf ihre Schultern nehmen, ohne je wieder davon entlastet zu werden?"

Rückblickend können wir die Zusammenballung von Kapital, die durch die Terrainspekulation der siebenziger Jahre entstand, heute selbst als einen Faktor einsetzen, der unsere wirthschaftliche Entwickelung, wenigstens auf dem industriellen Gebiet, in mancher Hinsicht beschleunigt haben mag. Niemand aber wird behaupten, daß bei dem gegenwärtigen Stande unserer Volkswirthschaft eine Kapitalsbildung, die so theuer erkauft werden muß wie die durch Bodenspekulation, noch irgendwie erwünscht oder gar nothwendig sein kann.

Ein besonderes Wort muß der Sozialdemokratie gewidmet sein. Nicht nur für ihre äußere, sondern mehr noch für ihre innere Entwickelung bedeutete diese Erfahrung außerordentlich viel. Die berliner Sozialdemokratie war gespalten. In der am achten Juli 1871 von der marxischen Richtung einberufenen Versammlung sollte vom Reichstag ein Gesetz gefordert werden, das jede Gemeinde verpflichte, die ihr Angehörigen ausreichend mit Gemeindewohnungen zu versorgen. Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins (lassallische Richtung) erlangten jedoch die Mehrheit und nahmen folgende Erklärung an: „Die von den Einberufern unterbreiteten Vorschläge zur angeblichen Abhilfe der Wohnungnoth sind reaktionär, denn sie bezwecken nicht nur, das Volk von Berlin zu verleiten, sich an den Reichstag mit Bittschriften zu wenden, obschon dessen reaktionäre Zusammensetzung genügend bekannt ist, sondern es wird auch ein Almosen vom heutigen Staat und den aus dem Dreiklassenwahlsystem zusammengesetzten städtischen Behörden erbeten. Die Versammlung verwirft daher entschieden all dies reaktionäre Gebahren, was nur dazu führen würde, den Arbeitern neue Ochsenkopflokale zu öffnen. Dagegen fordert die Versammlung alle Arbeiter Berlins auf, dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein beizutreten, damit durch diesen auf dem Wege der Freiheit die Arbeiterfrage und mit ihr selbstverständlich zugleich die Wohnungfrage gelöst werde."

Der Führer der lassallischen Richtung, Hasselmann, bekämpfte nachdrücklich auch den Vorschlag, Arbeiterwohnungen außerhalb der Stadt zu errichten. Das Legen der Pferdebahnen nach solchen Wohnun-

Google

gen sei „unmöglich, weil sie außerhalb der Zeit, wo die Arbeiter sie zur Hin- und Rückfahrt zur Arbeit benutzen, unbenutzt bleiben würden.“

Der „Neue Sozialdemokrat“, das Blatt der Lassalleaner, erklärte ausdrücklich jeden Versuch, die Lage der Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft durch billigere Wohnungen zu verbessern, unter Hinweis auf das „eherne Lohngesetz“ für aussichtlos. In dem Organ der Marxisten, dem leipziger „Volksstaat“, erschien eine Reihe von Aufsätzen, als deren Verfasser der später im Genossenschaftwesen thätige Arzt Mülberger sich zu erkennen gab. Im Sinne Proudhons forderte er: „Die Miethwohnung wird abgelöst ... Statt daß, wie bisher, der bezahlte Miethzins den Tribut darstellt, welchen der Miether dem ewigen Rechte des Kapitalismus bezahlt, wird von dem Tag an, wo die Ablösung der Miethwohnung proklamirt ist, die vom Miether bezahlte, genau geregelte Summe die jährliche Abschlagszahlung für die in seinen Besitz übergegangene Wohnung ... Die Gesellschaft ... wandelt sich auf diesem Wege in eine Gesammtheit unabhängiger, freier Besitzer von Wohnungen um.“

Gegen diesen Plan ergriff Marxens Freund Friedrich Engels das Wort zu Aufsätzen, die in der Entwickelung der deutschen Sozialdemokratie zum reinen Marxismus eine wesentliche Stufe bedeuten. Mülberger hatte geschrieben: „Wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß es keinen furchtbareren Hohn auf die ganze Kultur unseres gerühmten Jahrhunderts giebt als die Thatsache, daß in den großen Städten 90 Prozent der Bevölkerung und darüber keine Stätte haben, die sie ihr Eigen nennen können. Der eigentliche Knotenpunkt der sittlichen und Familienexistenz, Haus und Herd, wird vom sozialen Wirbel mit fortgerissen.“ Mit schneidendem Hohn behandelt Endels diese „rührende Deklamation“: „In dieser Jeremiade haben wir den Proudhonismus in seiner ganzen reaktionären Gestalt. Um die moderne revolutionäre Klasse des Proletariates zu schaffen, war es absolut nothwendig, daß die Nabelschnur durchschnitten wurde, die den Arbeiter der Vergangenheit noch an den Grund und Boden knüpfte ... Und jetzt kommt dieser thränenreiche Proudhonist und jammert, wie über einem großen Rückschritt, über die Austreibung der Arbeiter von Haus und Herd, die gerade die allererste Bedingung ihrer geistigen Emanzipation war.“

Ein Mittel, der Wohnungnoth abzuhelfen, gibt es nach Engels nicht, so lange die soziale Revolution nicht siegreich sei; dann aber kann sie sich sehr einfach gestalten: „Soviel aber ist sicher, daß schon jetzt in den großen Städten hinreichend Wohngebäude vorhanden sind, um bei rationeller Benutzung jeder wirklichen Wohnungnoth sofort abzuhelfen. Dies kann natürlich nur durch Expropriation der heutigen Besitzer, durch Bequartirung ihrer Häuser mit Obdachlosen oder in ihren bisherigen Wohnungen übermäßig zusammengedrängten Arbeitern geschehen. Und sobald das Proletariat die politische Macht erobert hat, wird eine solche, durch das öffentliche Wohl gebotene Maß-

Google

regel eben so leicht ausführbar sein wie andere Expropriationen und Einquartirungen durch den heutigen Staat."

Besonders wichtig wurden die Ausführungen Engels' über den Staat: „Daß der heutige Staat der Wohnungplage weder abhelfen kann noch will, ist sonnenklar. Wenn also die einzelnen Kapitalisten die Wohnungnoth zwar beklagen, aber kaum zu bewegen sind, ihre erschreckendsten Konsequenzen oberflächlich zu vertuschen, so wird der Gesammtkapitalist, der Staat, auch nicht viel mehr thun. Er wird höchstens dafür sorgen, daß der einmal üblich gewordene Grad oberflächlicher Vertuschung überall gleichmäßig durchgeführt wird. Und wir haben gesehen, daß Dies der Fall ist. Aber, kann man einwenden, in Deutschland herrschen die Bourgeois noch nicht, in Deutschland ist der Staat noch eine in gewissem Grade unabhängig über der Gesellschaft schwebende Macht, die eben deshalb die Gesammtinteressen der Gesellschaft repräsentirt und nicht die einer einzelnen Klasse. Ein solcher Staat kann allerdings Manches, was ein Bourgeoisstaat nicht kann; von ihm darf man auch auf sozialem Gebiet ganz andere Dinge erwarten. Das ist die Sprache der Reaktionäre. Seit 1866 und namentlich seit 1870 aber geht die Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände und damit die Auflösung des alten Staates vor Aller Augen und auf kolossal wachsender Stufenleiter vor sich. Die rasche Entwickelung der Industrie und namentlich des Börsenschwindels hat alle herrschenden Klassen in den Strudel der Spekulation hineingerissen. Die 1870 aus Frankreich importirte Korruption im Großen entwickelt sich mit unerhörter Schnelligkeit. Stroußberg und Pereire ziehen den Hut vor einander. Minister, Generale, Fürsten und Grafen machen in Aktien trotz den geriebensten Börsenjuden; und der Staat erkennt ihre Gleichheit an, indem er die Börsenjuden in Massen baronisirt. Der beste Beweis dafür, was die Arbeiter vom preußischen Staat zu erwarten haben, liegt in der Verwendung der französischen Milliarden, die der Selbständigkeit der preußischen Staatsmaschine, gegenüber der Gesellschaft, eine neue, kurze Galgenfrist gegeben. Ist auch nur ein Thaler dieser Milliarden verwandt worden, um die auf die Straße geworfenen berliner Arbeiterfamilien unter Dach zu bringen? Im Gegentheil: als der Herbst herangekommen war, ließ der Staat selbst die paar elenden Baracken einreißen, die ihnen im Sommer als Nothdach gedient hatten."

Als unter dem Sozialistengesetz staatssozialistische Gedanken auch unter den Arbeitern Macht zu gewinnen schienen, ließ die Sozialdemokratie diese Aufsätze neu (Zürich, 1887) erscheinen. Sie war sicher, daß die Erinnerung an die große Enttäuschung der heimkehrenden Krieger 1871 am Leichtesten in den Arbeitermassen das Mißtrauen gegen „diesen" Staat lebendig erhalten würde.

Und es ist kein Geheimniß, daß revolutionäre Geister heute auf eine ähnlich verhängnißvolle Entwickelung hoffen... Eine Schicksalsstunde für unser Volk! Adolf Damaschke.

Google

Selbstanzeigen.

Das fachmännische Zugeständniß; Weiteres zur geocentrischen Feststellung. C. Erich Behrens in Hamburg.

Die öffentliche Diskussion, in der ich mit den Fachastronomen in Angelegenheit der geocentrischen Konsequenz des Sonnenfleckenphänomens stehe, hat auch während des Weltkrieges keine Unterbrechung erfahren und ist neuerdings in ihr kritisches Stadium eingetreten. Darüber berichtet ausführlich meine Schrift. Sie handelt von einem seiner Natur nach bereits entscheidenden Zugeständniß, das mir von der Fachwissenschaft wurde, und von dem Verhalten eines Fachmannes, der in einer von ihm herausgegebenen Astronomischen Monatsschrift dieses Zugeständniß auf eine Weise und mit Mitteln zu umgehen sucht, gegen die ich mich wenden muß.

Das Sonnenfleckenphänomen lautet bekanntlich dahin, daß fast alle Sonnenflecke auf einem bestimmt eingeschränkten Gebiet der Sonnenoberfläche entstehen; nämlich fast alle großen Flecke (und Gruppen) auf uns abgewendeter Seite der Sonne und fast alle auf uns zugewendeter Seite entstehenden Flecke auf deren Osthälfte. Diese, auch für die Fachwissenschaft außer jeden Zweifel gestellte, höchst auffallende Erscheinung ist schon in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Sonnenforschern Hofrath Schwabe und Dr. Carl in München, neuerdings von dem kasseler Sonnenforscher Stephani auf photographischem Wege, weiter von der Astronomin Mrs. Maunder festgestellt worden. Ihre geocentrische Konsequenz besteht darin, daß wir, hätte die Erde einen Umlauf um die Sonne, die großen Flecke ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach gerade auf uns zugewendeter, die auf der Erdseite entstehenden Flecken aber, statt beständig auf der Osthälfte der Sonnenscheibe, ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach das Jahr über auf der Westhälfte entstehen sehen müßten. Da es nicht so ist, besitzen wir im Sonnenfleckenphänomen einen Beweis für die geocentrische Thatsache.

Ich stand über diese Angelegenheit von Herbst 1913 bis Sommer 1914 in einer öffentlichen Kontroverse mit Professor Meisel in Darmstadt. Nachdem mir schon vorher von Geheimrath Seeliger in München brieflich zugestanden worden war, daß die Möglichkeit, das Fleckenphänomen fachmännisch (also heliocentrisch) durch Annahme einer einjährigen Rotationzeit der Sonne zu erklären (was versucht worden war), ausgeschlossen sei, da diese Annahme sich mit der bekannten ungefähr sechsundzwanzigtägigen Oberflächenbewegung der Sonne nicht vereinbaren läßt, war auch Professor Meisel genöthigt, mir das selbe Zugeständniß zu machen. Um aber das Fleckenphänomen doch noch heliocentrisch zu erklären, stellte er die Nothannahme auf, die Sonne „scheine“ verschiedene Schichten mit verschiedenen Rotationzeiten zu besitzen, unter ihnen aber eine Innenschicht von einjähriger Rotationzeit, in welcher die Flecke an bestimmter Stelle ent-

Google

ständen, um an entsprechender Stelle der Oberfläche der Sonne zu erscheinen. Da die Innenschicht eine einjährige Rotationzeit, auch die Erde aber eine einjährige Umlaufszeit um die Sonne haben soll, würde sich also das bestimmte Gebiet, wo die Flecke auf der Sonnenoberfläche entstehen, das Jahr über (mit der Rotation der Innenschicht) immer vor uns her so um die Sonne herum verschieben, daß wir die großen Flecke nie auf uns zugewendeter, die auf der Erdseite entstehenden aber nie auf der Westhälfte der Scheibe entstehen sähen.

Ich hatte (abgesehen von anderen Umständen, die Meisels Nothannahme widerlegen) nun aber in Zeitschriften und zugleich in einer Abhandlung „Auffallende Unstichhaltigkeit des fachmännischen Einwandes“, die im Sommer 1914 bei Georg Müller in München erschien, darauf hingewiesen, daß Meisels Annahme unhaltbar ist, weil die Masse der Sonne ja in einheitlicher Kohäsion steht und weil das Sonneninnere bekanntlich sehr dicht und sehr schwer ist, so daß seine Kohäsionzeit, hätte es eine einjährige Rotationzeit, die bekannte sechsundzwanzigtägige Umlaufszeit der sehr leichten Oberflächenmaterie der Sonne gänzlich unmöglich machen würde. Darauf wußte Meisel mir nichts mehr zu erwidern, sondern suchte, obgleich von mir dreimal öffentlich aufgefordert, bei dem Gegenstand zu bleiben, die Diskussion nur auf Dinge hinüberzuspielen, die mit ihr nichts zu thun hatten. Dafür wurde mir jedoch von dem Sonnenforscher Professor Epstein brieflich, von Professor Plaßmann in einem Aufsatz, den er im „Hochland“ erscheinen ließ, das Zugeständniß, daß Meisels Nothannahme unmöglich sei. Damit aber war die geocentrische Konsequenz des Fleckenphänomens auch für die Fachwissenschaft unvermeidlich geworden. Doch suchte Professor Epstein in dem Aufsatz „Erde und Sonnenflecke“, den er im April 1914 in Plaßmanns Monatsschrift veröffentlichte, diese Konsequenz noch damit zu entkräften, daß er auf dem Grund von Beobachtungen und Zahlentabellen aus den Jahren von 1900 bis 1910 zu zeigen suchte, an und für sich entständen auf der Rückseite der Sonne nicht mehr Flecke als auf der uns zugewendeten. Diesen Einwand konnte ich aber, in der Brochure „Professor Plaßmann und das Sonnenfleckenphänomen“ (Hamburg, Hephästos-Verlag), sofort vernichten; denn das Fleckenphänomen besagt ja gar nicht, daß auf der einen Seite der Sonne mehr Flecke entstehen als auf der anderen, sondern, daß fast alle Flecke auf einem bestimmten Gebiet entstehen: die großen auf abgewendeter Seite, die Erdseiteflecken aber auf der Osthälfte der Scheibe. Epsteins Einwand erwies sich also als ein Mißverständniß; seine drei Tabellen aber bestätigten den Sinn des Fleckenphänomens in willkommener Weise.

Auch dem Astronomen Dr. Kritzinger, dem Herausgeber der Monatschrift „Sirius“, der schon seit 1912 sich an der öffentlichen Erörterung betheiligt hatte, schickte ich meine Brochure. Im Februarheft seiner Zeitschrift erwähnte er sie zwar, lehnte aber ab, in die Diskussion ihres Inhaltes sich einzulassen: weil ich „unheilbar geistes-

Google

krank“ und meine geocentrische Feststellung nur eine „Fixe Idee“ sei. Diese Behauptung aber hatte ich schon 1906 (unter Vorlegung zweier an mich gerichteten Briefe des Geheimrathes Siemerling, die ausdrücklich betonten, die rechtskräftig protokolarische Diagnose, die Siemerling, 1892/93, als Oberarzt der berliner Charité, von meinem Gesundheitstand gab, laute nur auf eine vorübergehende akute Nervenüberreizung) öffentlich an den Pranger gestellt, den sie verdiente. Ich ersuchte also Herrn Dr. Kritzinger, von mir eine Berichtigung aufzunehmen. Das that er; fügte aber hinzu, dadurch werde an seinem Urtheil über Brochure und Geisteszustand nichts geändert. Ich sandte nun alles Material an Geheimrath Siemerling; und erhielt von ihm die Antwort, daß der Inhalt meiner Brochure „in keiner Weise den Schluß gestatte, der Verfasser leide an einer krankhaften Idee“.

Von Alledem handelt meine neue Schrift. Und sie kommt zu dem Ergebniß: daß wir im Fleckenphänomen jetzt einen unmittelbaren äußeren Beweis für die geocentrische Thatsache besitzen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Zur Neuorientirung der deutschen Kultur nach dem Krieg. Richtlinien in Gestalt eines Bücherverzeichnisses aus dem Verlag Eugen Diederichs.

Wahlloses Lesen ist Chaos ohne allen Nutzen. Alles tote Wissen ist Ballast. Bildung ist kein Vielwissen, sondern ein organisches Wachsen aus einem Kern heraus; sie kann nur wurzelhaft sein und braucht darum Erdreich. Der Bauer weiß, daß jede Pflanze einen anders gearteten Boden nöthig hat. Man werde sich also über seinen eigenen geistigen Nährboden klar und fange mit einem Interesse für Etwas an, das seinem Wesensgrund Keime zuträgt. Man wird dann finden, daß kein Ding für sich allein „wesentlich“ ist, sondern daß innere Zusammenhänge von ihm aus immer zu weiteren Problemen führen. Aller Muth, einseitig zu sein, lohnt mit der Entdeckerfreude der eigenen Selbstwerdung, alles ernsthafte Streben, über sich selbst hinaus zum Leben mit Anderen zu kommen, führt das Ich zum „Du“ der Seelen, zum Verständniß aller Lebensentwickelung und alles Lebensgeschehens. Name ist dann Schall und Rauch, aber der Wille giebt Ziele. Jeder Mensch hat eine innere Stimme in sich, die der Philosoph „Intuition“, der Religiöse „Gewissen“, der das andere Geschlecht Suchende „Liebe“, der Bücherfreund „Vorliebe“ nennt. Wer aus der Vorliebe zur Liebe beim Bücherkaufen gelangt, Der ist organisch als Mensch gewachsen und zum Bücherkäufer in Kultur förderndem Sinn geworden.

... Auch nach dem Krieg werde ich meine nationale Aufgabe nicht in einer Verengung durch Abschluß von anderen Völkern sehen. Auf das Bücherverzeichniß meines Verlages bin ich ein Wenig stolz; und ich zweifle, ob ein englischer oder französischer Verleger jetzt, in der Kriegszeit, Aehnliches ans Licht bringen könnte.

Jena. Eugen Diederichs.

Google

Handelswünsche.

Die Einrichtungen der Privatwirthschaft, die durch die Organisation des Krieges weggedrängt wurden, müssen nach dem Friedensschluß wiederhergestellt werden. Der deutsche Exporteur will nicht auf den Weltmarkt verzichten. Der Kriegszweck verbietet, dem Feind deutsche Waaren zu verkaufen. Engländer und Franzosen hätten gern Erzeugnisse unserer Chemischen Industrie oder Halbfabrikate des Eisengewerbes gekauft und uns Luxusartikel (über das neutrale Ausland) geschickt. Dadurch würde unser Bestand verringert und der deutsche Verbraucher gezwungen, sich für die ins Ausland verkauften Waaren zu hohem Preis anderswoher Ersatz zu holen. Doch die Ausfuhrverbote sorgen dafür, daß, was dem Lande nöthig ist, im Lande bleibt. Natürlich möchte der Handel aus der Enge wieder in Weite; und auch die Reichsfinanzverwaltung wünscht, wie ich hier schon sagte, zur Besserung der Zahlungbilanz und zur Kräftigung der Reichsmark eine größere Güterausfuhr. Sie soll einen Ausgleich für die Einfuhr nothwendiger Bedarfsgegenstände schaffen. Im Krieg kommt als Partner nur das neutrale Ausland in Frage; an die Wahrung dieser Möglichkeit ist auch bei den Ausfuhrverboten gedacht worden. Was sich als unzulänglich erwies, soll, durch neue Ordnung der Aufsicht, verbessert werden. Im Reichsamt des Innern waren Prüfungstellen für Anträge auf Ausfuhrbewilligung eingerichtet. Für die wichtigsten Industrien je eine Instanz, die den Wunsch zu prüfen (Bezeichnung der Waare nach Gattung, Stückzahl, Gewicht, Verpackung, eidesstattliche Angaben des Absenders und Empfängers) und das Ergebniß dem Reichsamt zur Entscheidung vorzulegen hatte. Der Weg, den solche Gesuche durchwanderten, war nicht gerade bequem. Die Zahl der Anträge war groß und die Sorge vor schädlicher Entscheidung nicht klein. Wenn ein Beamter, der Verantwortlichkeit fühlt, entscheiden soll, ob wichtige Verbrauchsgüter im Inland bleiben oder ins Ausland gehen, wird er in jedem Fall irgendeines Zweifels gegen die Ausfuhr beschließen. Mancher Antrag, der rasche Erledigung heischte (der Konkurrent ist wachsam), ist erst nach vielen Wochen beschieden worden. Dann war es zu spät und das Ausland erhielt nicht, was es bestellt hatte. Die Handelskammern sahen einen Berg von Beschwerden vor sich. Also mußte eine neue Form für die Erledigung des Exportes gefunden werden. Der Präsident des Kaiserlichen Statistischen Amtes wurde zum „Reichskommissar für Ausfuhr- und Einfuhrbewilligung“ ernannt. Die neue Instanz wird wohl rascher arbeiten, als bisher möglich war. Die deutsche Industrie darf ihren Absatz nicht verlieren; und gerade durch die Lieferungen an das neutrale Ausland können die deutschen Fabrikanten beweisen, daß ihre Leistungen nicht schlechter geworden sind, als sie vor dem Krieg waren. Die londoner City hat abermals beschlossen, Deutschlands Ausfuhr auch im Frieden zu stören, wo es nur möglich sei. Wie England Das machen will, ohne sofort in neuen Krieg zu gleiten (es kann nur die eigenen Küsten durch Zoll-

Google

minen schützen), ist Geheimniß der Citymänner geblieben. Der deutsche Händler aber wünscht, daß ihm die Möglichkeit gewahrt bleibe, auf den neutralen Märkten schon für die Friedenszeit vorzubauen.

Die Monopolgesellschaften, die der Nothstand erzwungen hat, schmälern die Handelsfreiheit. Die Fesseln waren nöthig, weil die Versorgung des Volkes und des Heeres schnell gesichert werden mußte. Die Bedingungen der Kriegswirthschaft stimmen mit den Bedürfnissen der Privatwirthschaft natürlich nicht überein. Wenn die Volkswirthschaft sich dem Kriegsprogramm angepaßt hat, erst dann darf man wieder an die Ansprüche der Privaten denken. Die Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses meint, daß jetzt die Möglichkeit nahe, dem Handel aufzuhelfen. Wie lange die Kriegsmonopole den Krieg überdauern werden, ist noch ungewiß. Der Deutsche Handelstag wünscht die „schnellste Wiederherstellung des freien Handelsverkehrs nach dem Krieg". Einschränkungen sollen nur für die Einfuhr von Rohstoffen gelten, weil dieser wichtige Import so geregelt werden muß, daß nöthige Waaren nicht durch entbehrliche zurückgedrängt werden. Denn die Tonnage, der Schiffsraum, wird knapp sein; ein Theil der Handelsflotte ist versenkt und ein anderer Theil muß erst aus feindlichen und neutralen Häfen befreit werden. Der Handelstag schlägt die Einrichtung von Zweckverbänden vor, die den Einfuhrhandel regeln sollen. Diese Verbände müßten, um Nützliches zu leisten, industriell gegliedert werden. Jede Industrie hat die Menge der ihr nöthigen Rohstoffeinfuhr zu bestimmen. Diese Organisation ist nicht zu entbehren, weil das feindliche Ausland beschlossen hat, der deutschen Industrie die Lieferung von Rohstoffen zu weigern. Solcher Absicht muß der Handel mit wirksamer Waffe begegnen. England, Frankreich, Rußland haben die Rohstoffe, Halbfabrikate und Fertigerzeugnisse, die sie aus Deutschland bezogen, nicht gekauft, um der deutschen Industrie zu helfen, sondern, weil sie nirgends besser und billiger kauften als in Deutschland. Der englische und der französische Exporteur hat den deutschen Kaufmann nie von den russischen Märkten verdrängt. Auch dem Amerikaner ist solcher Versuch stets mißlungen. Die russische Gesammteinfuhr betrug im Jahr 1913 rund 1373 Millionen Rubel. Davon kamen auf das Deutsche Reich 642, auf England 170, auf Frankreich 56, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 74 Millionen Rubel. Wenn Rußland seine Grenzen der deutschen Einfuhr sperrt, verliert es die Ausfuhr nach Deutschland (453 Millionen Rubel) und muß Ersatz für die deutschen Waaren suchen. Ist solche Wandlung zu fürchten? Die Ueberpatrioten, zu denen der kluge Industrie- und Handelsmann nicht gehört, hoffen auf die Allmacht der russischen Großindustrie. Finanzminister Bark hat von den „unermeßlichen Reichthümern" des mächtigen Zarenreiches gesprochen, von den Schätzen, die man nun heben müsse. Dazu aber gehört Geld und Kenntniß. Beides hat man sich aus Deutschland geholt; wären die russischen Eisenbahnen gediehen, wenn die Anleihen nicht beim deutschen Kapital Aufnahme gefunden hätten? Die Franzosen haben für das Strategische, die Deutschen für

Google

das Wirthschaftliche Geld gegeben. Nur die aufblühende Wirthschaft aber, nicht Eroberung, kann dem Russenreich Heil bringen.

Die Mächte des Vierverbandes möchten den Plan eines mitteleuropäischen Wirthschaftbundes durch einen Zollverein der verbündeten Großmächte überbieten. Den erschwert schon die Lage der Länder. Nur Frankreich und Italien haben gemeinsame Grenzen. Alles Andere ist durch Wasser und Erde von einander getrennt. Deutschland und Oesterreich-Ungarn können sich leichter über Wirthschaftbedürfnisse verständigen. Oesterreich will seine Valuta bessern und erschwert die Einfuhr einzelner Luxusgüter (Austern, Kaviar, Champagner, süße Schnäpse, Wein, Spitzen, Stickereien, Sammet, Teppiche, Seide, Schmuckfedern, Haararbeiten, Pelzwerk, Klaviere, Grammophone, goldene Uhren). Die Liste ist lang; auch die Ausfuhr des Deutschen Reiches wird davon berührt. Trotzdem läßt sich gegen die Verordnung, die den Bezug solcher Waaren vom Ausland einschränken (nicht verbieten) will, nichts sagen. Die Zahlungbilanz ist wichtiger als jeder private Wunsch. Auch Deutschland hat ja, als es seinen Devisenhandel ordnete, die Einfuhr von Luxuswaaren, ohne Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, erschwert. Beide Bundesgenossen wünschen, ihre Geldkurse in ein richtigeres Verhältniß zu den Preisen ausländischer Devisen zu bringen, und opfern Nebenbedenken dem Hauptzweck. Daß die deutsche Ausfuhr ins Habsburgerreich stark geblieben ist, zeigt der Abschluß der drei Valutaanleihen. Oesterreich und Ungarn haben bei der deutschen Finanz Markdarlehen (insgesammt 1000 Millionen) aufgenommen, um sich Guthaben zur Bezahlung ihrer deutschen Waarenrechnungen zu schaffen. Von diesen Geschäften ist weniger gesprochen worden als von der Dollaranleihe, die England und Frankreich in New York aufnahmen, um ihrer Valuta zu nützen, und von der bisher nur ein Theil untergebracht worden ist. Die Wirthschaftverständigung der mitteleuropäischen Kaiserreiche wird nicht so leicht sein, wie Mancher glaubt, birgt aber Möglichkeiten, die der Ueberwindermühe Lohn verheißen. Eine Vorbedingung des Gelingens ist, daß berechtigtes Selbstgefühl überall geschont und von dem Gesammtplan nicht alltäglich geschwatzt wird.

Wer kann heute sagen, wie das Gesicht des Welthandels in fünf Jahren aussehen wird? Die Vorbedingung solcher Wissenschaft wäre: die Erkenntniß, wie lange der Krieg dauern und wie er enden werde. Doch Deutschland darf in Zuversicht erwarten, daß seine Kaufmannschaft, wie seine Wehrmannschaft, jedem Sturm trotzen und unter hellem Himmel die alte Anpassungfähigkeit und Tüchtigkeit bewähren wird. Sie durch Worte zu „beweisen“, ist nutzlos. Ist das Ungewitter endlich verbraust, dann wird sich, in der Werkstatt und auf den Märkten, zeigen, wo die beste Waare wohlfeil zu haben ist. Und nur danach, nicht nach der Zufallsgruppirung im Kampf, wird die vernünftig gewordene Welt Bestellung und Kaufauftrag richten.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Bilanz per 30. September 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	199 368	89
Gebäude-Konto	329 299	48
Maschinen-Konto	111 161	77
Utensilien-Konto	1	—
Dampfmaschinen-Konto	1	—
Werkzeug- u. Reparaturen-Kto.	1	—
Fuhrwerks-Konto	1	—
Patent-Konto	1	—
Kautions-Konto	12 566	27
Waren-Konto	434 046	88
Konto-Korrent-Konto	452 081	89
Bankier-Guthaben	1 083 821	06
Effekten-Konto	369 825	—
Postscheck- und Kassa-Konto	48 4[illegible]	20
Konto für Beteiligungen	2 128 352	—
	5 169 008	44

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital-Konto	3 500 000	—
Hypotheken-Konto	89 555	20
Reservefonds-Konto	4[illegible]0 000	—
Talonsteuer-Reserve-Konto	35 000	—
Dividenden-Konto	910	—
Kautions-Konto	500	—
Konto-Korrent-Konto	147 526	60
Reingewinn	965 516	64
	5 169 008	44

Die auf **15%** festgesetzte Dividende wird mit **M. 150** gegen Einreichung des Dividendenscheines **1914/15 sofort** bei der **Commerz- und Disconto-Bank,** der **Nationalbank für Deutschland** und Herrn **A. Hirte** in **Berlin** ausgezahlt.

Berlin, den 23. Februar 1916.

Fabrik isolirter Drähte zu elektrischen Zwecken (vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) **Actiengesellsch.**

In den besten Familien erhält man Haltung durch die Vossische Zeitung

Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Sanatorium Schierke
im **Oberharz.** 640 m. **Physikal.-diätet. Heilanstalt.** Mit Tochterhaus „**Kurhotel Barenberger Hof**" bei Schierke. Wundervolle Lage.
Geh. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. **Ungezieferschutz.** Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Parus, Hamburg 36a.

Rheinisch-Westfälische Boden-Credit-Bank.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
Noch nicht einberufene Einzahlung auf Serie E des Aktienkapitals	3 000 000	—
Kassenbestand	395 607	60
Wechselbestand	24 698	64
Reichs-, Staats- und Kommunal-Anleihen (nom. M. 6 726 700.—)	6 113 147	05
Guthaben bei Bankhäusern	1 744 077	16
Darlehen gegen Verpfändung von Effekten	411 291	69
" " " Hypotheken	445 512	25
Am 2. Januar 1916 fällige Zinsen	2 266 945	20
Rückständige Zinsen	460 168	90
Sonstige Debitoren	220 499	36
Hypothekarische Darlehnsforderungen*)	281 864 697	23
Bankgebäude Köln	2 000 000	—
Mobilien	100	—
*) hierv. a. 31. Dez. 1915 zur Pfandbriefdeck. voll bestimmt M. 276 191 868.31	298 946 745	08

Passiva.		M.	pf
Aktien-Kapital		20 000 000	—
Gesetzlicher Reservefonds		2 000 000	—
Reservefonds II		1 200 000	—
Pfandbrief-Agio-Reserve-Konto		1 441 574	44
Vorträge auf Zinsen- und Provisions-Konto		935 393	13
Talon- und Wehrsteuer-Reserve		249 870	40
Pfandbriefe im Umlauf: 4%	M. 239 000 500		
Pfandbriefe im Umlauf: 3½%	„ 27 554 300.—	266 554 800	—
Verloste Stücke		625 700	—
Noch einzulösende Pfandbrief-Coupons einschl. Quote per 1. April 1916		2 856 996	—
Noch nicht abgehobene Dividende		3 742	50
Depositen		360 888	24
Kreditoren		313 3[illegible]3	89
Gewinn z. Verfügung einschl. Vortrag aus 1914		2 085 426	48
		298 946 745	08

Die Dividende pro 1915 beträgt: für vollgezahlte Aktien Serie A, B, C u. D M. 70.—, für Interimsscheine Serie E M. 17.50, und gelangt sofort zur Auszahlung in Köln bei unserer Kasse und den bekannten Zahlstellen, in Berlin bei unserer Zweigniederlassung, Französischestr. 53/55 bei der Direction der Disc.-Ges., der Dresdner Bank und der Nationalbank für D[illegible]

Köln, den 24. Februar 1916.

Der Vorstand.

Google

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

	statt Ladenpreis	
Bismarck-Jahrbuch von Horst Kohl. Bd. I—VI. Halbfranzbände	M. 54,—	für M. 25,—
Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit etwa 2500 hochinteressanten Abbildungen. 6 Originalbände	M. 165,—	für M. 100,—
— Kulturleben der Straße. Mit vielen Abbildungen	M. 10,—	für M. 4,50
— Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit. Illustr. 2 Bände u. Ergänzungsband	M. 70,—	für M. 55,—
Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Aufl. 21 Originalhalbfranzbände. Tadellos	M. 210,—	für M. 145,—
Helmolts Weltgeschichte. II. Aufl. 9 Originalhalbfranzbände	M. 112,50	für M. 60,—
Schwarz - Weiss. Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbande deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,—	für M. 2,—
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue. Mit 1273 Abbildungen	M. 12,—	für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text	M. 75,—	für M. 15,—
Klassischer Bilderschatz. Verlag Bruckmann A.-G. München. Bd. 5—12. Originalbd.	M. 15,—	für M. 8,—
8 Bde.	M. 120,—	für M. 60,—

Die Handzeichnungen der Albertina.

1440 Bl. in 12 Ledermappen.

Komplett statt M. 600,— für **M. 350,—**.

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen. nkauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeichngen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1916.

Mars wacht noch.

Drei Städte.

Will der Stern Nikolais Nikolajewitsch noch einmal in Leuchtkraft aufglühen? Fahl hing er am Südosthimmel, nur durchs Fernrohr noch sichtbar; und Die hoffend zu ihm aufgeschaut hatten, seufzten nun, nie wieder werde er strahlen. Der Großfürst hatte die Haufen, die in Ostpreußen einbrachen, schlechten Führern unterstellt und war allzu hastig, ohne Wägung der im Industriekrieg nothwendigen Geschütz- und Geschoßmenge, nach Ungarn vorgedrungen. Masurenseen und Gorlice; Räumung der Karpathen, Westgaliziens, Polens; Rückzug bis nach Dünaburg, dem Dwinsk der Russen. Das wäre, da der Feldherr den Kern des Heeres rettete, verzeihlich gewesen. Daß Nikolais Hand die Wange Gregorijs Rasputin unsanft tätschelte, war nicht zu verzeihen. Der lange Allmächtige, dessen Wink Herrn Kriwoschein weggeweht, unter dessen Wort der alte Goremykin sich wie eine Binse im Wind gebogen hatte, wurde in den Kaukasus abgeschoben. Dort hat er, mit seinem Generalstabschef Januschkjewitsch, den Plan ausgearbeitet, den General Judenitsch jetzt durchzuführen trachtet. Einen Plan, der Menschenleben wie Kopeken verschleudert und die Mannschaft in unerschaute Leistung zwingt. Die Erstürmung der armenischen Türkenfeste Erserum ist die erste Frucht des Unternehmens; in dem das Wesen seines Urhebers erkennbar wird. Nahrhafte Frucht? Der Großfürst, der bisher mit Bescheiden-

Google

heit prunkte und sich nie in Wortmacherei herabließ, sagte in der Antwort auf den Glückwunsch des Präsidenten Poincaré, der Fall der Festung werde „von höchster Bedeutung für den guten Ausgang unseres gemeinsamen Mühens sein.“ Die Schreiber der Nation alliée et amie, die den Eroberer von Lemberg, Przemysl, Czernowitz Monate lang nicht erwähnten, feiern ihn jetzt wieder als großen Feldherrn. Nie, sagt Herr Hanotaux (ders von einem Eingeweihten hat), war Nikolai Nikolajewitsch in Ungnade. „Da die Russen, bis sie genug Munition haben, sich eingraben müssen, ist für diesen Manövrirer in Europa nichts zu thun. Nur auf der Kaukasusfront; auf dem Weg, der durch Armenien nach Konstantinopel führt. Dort hat das neue Wirken des Großfürsten nun, wie vorausgesagt worden war, sieghaft begonnen. Erserum beherrscht das ‚Dach der Welt‘. Als die Sintfluth sich verlief, tauchte dieser Gebirgsstock zuerst auf und die Taube aus Noahs Arche pflückte das grüne Zweiglein von dem Abhang des armenischen Berges Ararat. Die in der Bibel überlieferte Legende stammt aus Mesopotamien. Und die Geschichte lehrt, daß Assyrer und Perser stets in Armenien den Schlüssel zu Asiens Thor sahen. Die Eroberung des armenischen Hochlandes muß auf Persien, Mittelasien, sogar auf Egypten wirken. Nach dem Balkankrieg ist dem Osmanenreich in Europa nur Konstantinopel geblieben; den einzigen Stützpunkt, Menschenborn und Kraftquell boten ihm die asiatischen Provinzen. Die sind heute besetzt oder bedroht; und von dieser Basis aus kann der Feind den ganzen Türkenstaat erschüttern.“ Ungefähr so las mans überall. Verdun und Durazzo? Zufallsereigniß. Aus Morgenland dämmert Entscheidung.

Von dem Himmel, der sich über Erserum wölbt. Die (betonte) Silbe Rum bezeichnet die Römer, die westliche, nicht musulmanische Menschheit. Ara Romanorum (Tempel, Burg, Hochsitz der Römer): daraus, heißts, wurde Erser-er-Rum. Gassenetymologie, sagen andere Wortgrübler. Erser ist ardor: Feuer, Brand, Flamme; könnte also an Altar und Opferkult erinnern. Die letzte Silbe aber ist nicht Rum, sondern Um (von humus). Und der Stadtname stammt nicht von der Römerburg, sondern aus dem vulkanischen Wesen des Bodens; spiegelt nicht die Feste der Rum, sondern das Feuerland. Was Ihr wollt. Einst ragte dort, an den Euphratquellen, Theodosiopolis. Der zweite Oströmer-

Google

kaiser Theodosius, der Sohn der schönen, brünstigen Kaiserin Eudoxia und (vielleicht) ihres Ehemannes Arkadius, hat im Jahr 415 nach Christus die Stadt gegründet. Ein wunderlicher Erbe des großen Namens. In den Windeln schon Caesar Augustus; als Siebenjähriger Basileus von Ostrom. Er lernt reiten und die Armbrust brauchen; wird in die Welt der Philosophen und Redekünstler eingeführt; und die kluge, nur um zwei Jahre ältere Schwester Pulcheria gängelt den Knaben in die Pflicht majestätischer Würde und Anmuth. Früh weiß er, wie ein Herrscher schreiten und thronen, lächelnde Huld, düsteren Ernst und dräuenden Groll auf seines Antlitzes glatte Fläche malen müsse. Mitleidig ist er, fromm, keusch, freigiebig; möchte gerecht sein und ringsum die Menschen beglücken. Wird, unter Weibern und Eunuchen, aber niemals ein Kaiser. Träg ist er nicht; er malt, schnitzt Bildwerk, schreibt Kirchenbücher so sauber ab, daß er den Beinamen des Kalligraphos erwirbt; jagt viel und birscht eifernd auch in den Bezirken des Theologenzankes. Nur der Herrscherpflicht fehlt er. Der im Kindskittel schon Umschmeichelte ahnt nicht, daß Befehlsgewalt immer, noch auf dem höchsten Sitz, durch Willensaufwand errungen werden muß. Er liest nicht, was ihm zur Unterschrift vorgelegt wird; und flieht aus Wirklichkeit, die ihn ängstet, in die Nebel weltfernen Wunderglaubens. Die Schwester, die ihn in Ketzerverfolgung drängt, wirbt dem Zwanzigjährigen ein heidnisches Weib. In Pulcheriens Gemach erblickt, durch eine Vorhangsspalte, der Kaiser die holde Athenais, die Tochter des athenischen Sophisten Leontios, die als mittellose Waise nach Konstantins Stadt ausgewandert ist, weil sie hoffte, dort vom Zins ihres Wissensschatzes leben zu können. Schlank, weiß, blond, das Auge zärtlicher Klugheit und der Duft geprüfter, bewährter Tugend: das Herz des Jünglings blüht auf und kürt das Bürgerkind aus Hellas zur Kaiserin. Athenais wird Christin, heißt nun Eudokia, schenkt dem Eheherrn eine Tochter (die als Fünfzehnjährige die Frau Valentinians des Dritten, des Kaisers von Westrom, wird), bauscht den Inhalt des Alten Testamentes in ein weites, grellbuntes Wortgewand, preßt aus homerischen Versen eine Weissagung Christi; verstumpft, verblödet, wie zuvor und danach mancher Hellenenspross, im süßen Dunst des Orients. Zur Wallfahrt ans Heilige Grab rüstet sie einen Prunkzug, schleppt einen von

Google

Gold und Edelstein funkelnden Thron mit, spricht wie ein gekrönter Rhetor zu dem Senat von Antiochia, besät jede Straße mit güldenen Münzen: und kehrt, mit einem Arm des Heiligen Stephanus, einem vom Heiligen Lukas gemalten Marienbild und den Ketten Petri, stolz an den Bosporus heim. Die Spenden, die Palästina von ihr empfing, stiegen bis dicht an die Grenze der zwanzigsten Markmillion. Verschwendungsucht, Ehrgeiz, trotzige Auflehnung wider die Schützerin Pulcheria oder die dem schönen Kanzler Paulinus gewährte Gunst: die Griechin wurde verbannt und starb in Jerusalem. Noch als Kaiserin sah sie die Theilung Armeniens, dessen Volk, weil es dem Christglauben und der Griechensprache treu bleiben wollte, von ihr gehätschelt wurde. Der Osten fiel den Persern, der Westen den Römern zu. Deren Burg war Theodosiopolis, die auf fruchtbares Hochland gebaute Stadt, die alle Herrlichkeit von Konstantinopolis erneuen sollte. Sie ist die Wohnstätte des Armenierherzogs, der fünf Satrapen ernennt, ihnen das Recht verleiht, in Purpur und Gold zu wandeln, und im Namen des Kaisers regirt. Theodosius hat die Stadt, die nach ihm hieß, wohl niemals betreten. Seine Macht wankt, seit ihn der Hunne bedroht. Gebet, Fasten, Psalmengeplärr vermag nichts gegen Attila. Bis in den Staub muß der Kaiser sich vor dem Eindringling bücken. Er stirbt. (Dem Fünfzigjährigen soll ein Sturz vom Pferde das Rückgrat gebrochen haben. Neunzehn Jahre nach dem Konzil von Ephesus, vierzehn nach dem Entschluß, den Patriarchen Nestorius zu verbannen.) Und seine Stadt verwittert.

Nach Parthern und Byzantinern kommen mongolische Steppenreiter. Dem Armeniervolk geht keine Sonne auf. Diese Menschen wehren sich, wie gegen Pest, gegen die Vorstellung eines aus Fleisch gezeugten, von Fleisches schwachheit zeugenden Heilands; ihr Christus ist der des Eutyches, ohne Blutsgemeinschaft mit Maria, und ihr Patriarch der schlichte Hirt einer darbenden Heerde. Jahrhunderte lang ist ihr Land Kriegsschauplatz. In Horden werden sie nach Persien und in wüste Bezirke verschickt. Hunderttausende mordet der Hunger. Ganze Dörfer sterben aus. Glaube, Aberglaube, Drang in Martyrien überlebt alles Leid. Die Volksschicht sogar, die durch schlaue Berechnung der Gewinnmöglichkeit und durch Kaufmannsfleiß einen großen Theil des Orienthandels an sich gerissen hat, bleibt willig, ererbtem Wahn das Leben zu

Google

opfern. Elfhundert Jahre nach den Oströmern erklimmen Osmanen die Höhen von Theodosiopolis. Die Stadt wird türkisch; die Hauptstadt des Wilajets Erserum und der umwallte Waffenplatz des Sultans in Vorderasien. Im Juli 1827 beschließen England, Frankreich und Rußland den Eingriff in den turko-griechischen Krieg und die völlige Lösung Griechenlands aus der Klammer osmanischer Herrschaft. Triple-Entente; in die Canning den jugendlichen Zaren Nikolai Pawlowitsch überredet hat. Britaniens liberaler Staatsmann, der allen Völkern der Erde Freiheit der Lebensführung und des Glaubens verheißt und zaudernde Regirungen mit dem Drohwort schreckt, England könne den Schlauch des Aiolos entschnüren und daraus den Sturm der Revolution vorbrausen lassen. Der selbe Mann, der in Giffords Zeitschrift „Der Jakobinerfeind“ die Keime deutschen Wollens zu Freiheit mit dem Hagel seines Witzes gepeitscht, die Deutschen als Lüdriane, fluchsüchtige Säufer und Räuber an den Inselpranger gebunden hatte; der erste Brite, der das Vortheilsbedürfniß der Heimath so hübsch einzuhüllen verstand, daß es dem Festland der Hort des Weltfriedens schien. Er verbündete sich dem Zaren, um das Wachsthum russischer Macht in Südosteuropa zu hemmen; und starb, im Glanz des Hellenenerlösers, ehe das dünne Gefädel seines Planes sichtbar geworden war. Am zwanzigsten Oktober 1827 wird, auf den Befehl der Dreibundsadmirale, in der Bucht von Navarin die Türkenflotte vernichtet. Griechenland ist frei, Rußland herrscht im Schwarzen Meer und kann Truppen auf die Balkanhalbinsel landen. Da der islamische Grimm Flammen speit, Sultan Mahmud alle nicht dem Khalifat unterthanen Völker eine vielköpfige, doch im Wesen gleiche Heidenrotte schilt, die Christen in Stambul mißhandelt werden, glaubt Nikolai, seinen Kreuzzug nicht länger aufschieben zu dürfen. Daß der Brand begrenzt, der Erdtheil gerettet wird, ist Preußens Verdienst. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn ist unter Griechenlands Fahne geeilt; auch Prinz Wilhelm sehnt sich in den Kampf gegen die Türken. Doch der kriegsmüde König will weder gegen Rußland und Frankreich fechten noch sich ihnen verbünden und durch überrumpelnden Vorstoß gegen Oesterreich den Deutschen Bund zerreißen. Trotzdem das Wien Metternichs und Gentzens für den berliner Hof nur Hohn und Verachtung hat und Radetzky selbst

Google

warnt, Preußen, „den unförmlichsten Staat, den es je auf dem Erdenrund gab“, gar noch wachsen zu lassen, rafft Friedrich Wilhelm sich in den Entschluß, alle Staatskunst zur Hemmung austrorussischer Zwietracht aufzubieten. Feldmarschall Diebitsch, ein Preuße, hat das Russenheer über den Balkan geführt, die bulgarischen Wilajets überrannt, Adrianopel genommen. Feldmarschall Paskiewitsch gebietet in Erserum und rückt nach Trapezunt vor. Der Ruf zu Heiligem Krieg weckt nirgends mehr Widerhall und den wehrlosen Sultan umheult die Wuth der Altgläubigen, die längst murren, Mahmuds ehrfurchtlose Neuerungsucht habe Allahs Rache auf das Reich herab beschworen. Generalstabschef Müffling kommt, als Vermittler, aus Berlin ans Goldene Horn; und fünf Wochen nach seiner Ankunft wird, in Adrianopel, der Friedensvertrag unterzeichnet. Höchste Zeit wars. Der Flotte Englands (das sich sacht inzwischen dem Dreibund entknüpft hatte) war schon befohlen worden, in die Dardanerstraße einzubrechen, sobald eine russische Vorhut der Stadt Konstantins nahe. Die bleibt dem Sultan. Doch er muß den Handelsschiffen aller Nationen die Fahrt durch die Meerengen gestatten, die Donaufürstenthümer räumen, den Russen das Donaudelta lassen und sieben Millionen Dukaten zahlen. Auch in Kaukasien sichert Rußland sich eine bessere Grenze; verzichtet aber auf Erserum. Auf die Zinne des turko-armenischen Hochlandes wird wieder die Mondsichelflagge gehißt. Ob sie, für welchen Zeitraumes Länge, ein Halbjahrhundert danach dem Russenkreuz weichen mußte, ist strittig; gewiß nur, daß der Berliner Kongreß den Türken die Stadt erhielt. Seit, am sechzehnten Februarmorgen, die drei Heeresgruppen des (erst fünfunddreißigjährigen) Generals Judenitsch die armenische Festung gestürmt haben, meldete der Großfürst manchen wichtigen Erfolg. Seine Truppen sollen Trapezunt bedrohen, den Wan-See erreicht, Much und Bitlis besetzt haben; die Vereinung mit den Briten, die am Tigris fechten, gilt nicht mehr als unmöglich. Hofft Katharinens Urenkel, das Thal des Euphrat werde noch einmal latinae pacis iter sein, die Straße, die in den Lateinerfrieden führt? Meint er, Britania rüste den Willen, um in Turkestan, Persien, Mesopotamien die ungefährdete Herrschaft Rußlands zu bereiten, das auf drei Wegen dann einst, unter anderer Sternenkonjunktur, seine Horden nach Indien vor-

Google

schicken könnte? Für den Feldzug zwischen den zwei Flüssen (Euphrat und Tigris) wäre zunächst eine leistungfähige Flußflotte unentbehrlich. Das hat der Römerkaiser Julianus Apostata erkannt, der dem Libanius auftrug, alle erlangbare Tonnage auf dem Euphrat zu sammeln, damit zulänglicher Nachschub von „Brotgetreide, Zwieback und Essig“ verbürgt sei; hat, da er vom Persergolf aus Britisch-Indien packen wollte, auch Bonaparte erfühlt. In diesen Ländern, die allen Geschehenswirbel verschliefen, haben achtzehn Jahrhunderte nicht viel geändert; Wüste, Weg, Kampfgelände: Alles ist ungefähr noch wie in den Tagen der Trajan und Julian. Doch der Russeneinbruch in diese stumme Welt ein Ereigniß, das nur den Leichtfertigen nicht ernster Prüfung werth dünken wird. Die durch die harte Bestrafung ihrer Stammesgenossen, durch die Ausrodung ganzer Geschlechtsverbände erbitterten Armenier mögen den Eindringling begünstigt haben. Noch immer glimmt in ihnen der Glaube des Abtes Eutyches, der nach dem Siege Kyrills über Nestorius für kurze Zeit in Macht gediehen, dessen Ansehen in allen anderen Bezirken Ostroms schnell aber verblaßt ist: der Glaube an den, ohne Menschenzuthat, nur aus unverweslichem Gottheitstoff geschaffenen Christus. Die rauhe Hand der Kurden hat sie, wie der theodosische Bannbefehl einst den Nestorius, den Erzfeind des Eutyches, zu Hunderttausenden in die Wüste gewiesen. Das Häuflein der Ueberlebenden könnte in ein russisches Armenien zurückkehren. Wird das Land wieder türkisch, dann muß das Herrnvolk bedenken, ob es durch völlige Vernichtung der Armenier, der tüchtigsten, geistig flinksten, der Europäerart nächsten Siedler, nicht seine eigene Zukunft gefährden würde. Weltwende von Erserum: noch schillerts wie Seifenblase. Unklug wäre aber auch, nur westwärts, ins Land der Abendwunder, zu starren. Der Schwarzspecht pocht an die Lanze des Mars.

Vom Kaspischen ans Adriatische Meer; von Theodosiopolis nach Dyrrhachium; aus dem Wilajet Erserum in den Wilajet Schkodra. Von den Römern empfängt, in der Zeit des Ersten Theodosius, die Korintherkolonie Epidamnos den Namen Dyrrhachium. Ausgangspunkt der Egnatischen Heerstraße nach Thessalonike (Saloniki), des römischen Hauptweges in den Orient. Auf diesem Adriavorgebirg kämpft Pompejus gegen Caesar; wehrt Rom sich wider die Illyrer. Dyrrhachium wird Hauptstadt des

Google

neuen Epirus; gehört zum Byzantiner- und zum Gotenreich; den Bulgaren und Serben, Griechen, Sizilern, Venezianern, von 1501 bis 1913 den Türken. Heißt den albanischen Ureinwohnern Durresi, den Osmanen Dratsch, den Italern Durazzo. Gibbon hat erzählt, wie der Normannenherzog Robert Guiskard, der Listenreiche, Durazzo belagerte. „Diese Stadt, nur hundert Meilen weit von Brindisi und der westliche Schlüssel des Römerreiches, wurde durch alten Ruhm und neue Befestigung, durch Georg Palaeologus, einen in Orientkriegen bewährten Patrizier, und durch eine starke albano-makedonische Besatzung geschützt.“ Sturm, Schneegestöber, Lagerpest erschweren Landung und Nachschub. Venedigs Galeeren bringen Hilfe: Speerwerfer, Bogenschützen und den Schrecken des Griechischen Feuers (das in den Chemikerkünsten der Haber und Nernst nun wieder auflebt). Mit frischen Streitkräften aus Apulien und Sizilien berennt Robert die Mauern Durazzos. „Ein beweglicher Thurm, so geräumig, daß er fünfhundert Soldaten aufnehmen konnte, wurde bis an den Fuß der Wälle gerollt, aber das Niederlassen der Zugbrücke durch einen ungeheuren Balken gehindert und der Holzbau dann durch künstliche Flammen verzehrt.“ Kriegskunst vom Jahr 1082. Die Belagerung währt fast sieben Monate. Nach einem abgeschlagenen Ausfall verbluten sechstausend Mann, Griechen, Römer, Briten, Türken, in der Ebene. Der Palaeologe wird von einem Venezianer abgelöst. „Der verkauft die Stadt für eine reiche Heirath. In tiefer Nacht werden von den Mauern Strickleitern herabgelassen und die behenden Kalabresen klimmen hinauf.“ Drei Tage lang noch kämpfen die Griechen im Drang der Gäßchen; dann erst ist der listige Held im ganzen Stadtbezirk Herr. Er dringt bis in das Herz des Epirus vor, überrumpelt in Kastoria dreihundert Engländer, führt sein geschwächtes Heer, über Ochrida und Monastir, durchs alte Reich des Pyrrhus bis an das Thor von Saloniki; muß sich von dort aber, zu neuer Pflicht, wieder nach West wenden. Und sein tapferer Sohn Bohemund kann das erkämpfte Land nicht lange gegen Uebermacht halten. Im nächsten Halbjahrtausend gehorcht Durazzo heute diesem, morgen jenem Haupt. Das Stadtleben versandet wie der Hafen. Den begehren, dennoch, beide Serbenreiche; begehrt auch Italien, seit es nach der Umarmung der Adria lechzt. Die Straße von Otranto zu überbrücken, hatten

Google

schon Pyrrhus und Pompejus geträumt. Diese (nur der Einbildung haltbare) Brücke braucht Rom nicht, wenn es in Durazzo und Valona gebietet. Ueber die Adria herrscht, wer auch die Osthäfen hat: im Juni 1901 spricht Marinis es offen aus. Drei Jahre danach wird in den venezianischen Gesprächen des Grafen Goluchowski mit dem Minister Tittoni allerlei Zierliches über die Selbständigkeit Albaniens gesagt. Doch die Ostflanke der schönen Adria bleibt der Wurzelboden des Streites, der Italien von Oesterreich-Ungarn trennt. Habsburg hat die katholische Geistlichkeit, vornan den Franziskaner-Dichter Georg Fischta, den „Tyrtaeus Albaniens", für sich; gegen sich alle Künste und Liste, mit denen der staatsmännisch kluge Marchese di San Giuliano das Küstenland zu gewinnen, weltlich zu romanisiren strebt. Wird Albanien slawisch? Ein austro-italisches Schleswig-Holstein? Der Zankapfel, um den noch einmal zwischen Hellas und Rom Krieg entbrennt? Für ein Weilchen wird das zwischen Serben und Griechen eingeklemmte Stück ein selbständiges Fürstenthum; Episode Wied. Den deutschen Prinzen scheucht Essad und das schlaue Gezettel des Italischen Gesandten aus Durazzo. Das haben, nach Cetinje und vor Berat, nun austro-ungarische Truppen besetzt. Valona ist dicht bedroht. Zerrinnt, nach der Hoffnung auf Trient und Triest, auch der Dogentraum vom anderen Ufer? Von solcher Enttäuschung würde das Haus Savoyen bis in die Grundmauer beben. Habsburg aber könnte sein Haus fest verschließen und sich, auch mit den Slawen, wohnlich einrichten. Nur Kurzsicht kann verkennen, daß für Oesterreich-Ungarns Zukunft Durazzo viel wichtiger ist als Belgrad oder gar polnischer Landzuwachs; beinahe so wichtig, wie für das alte, von Wien aus beherrschte Deutsche Reich in Dantons Zeit die Sicherung der Rheingrenze war.

Deutschlands tausendjähriges Jubiläum: so nannte, in einem Brief an den General Thile, Friedrich Wilhelm der Vierte im März 1843 den Augusttag, der das tausendste Lebensjahr des Viriduner Vertrages beginnen werde. Des Vertrages, der das Weltreich Karls des Großen in drei Theile spaltete. Karls schwacher Sohn Ludwig, der sich gern zwar mit imperatorischer Geberde spreizt, nur auf der Jagd aber, beim Fischfang und im Buhlbett männlichem Glücksgefühl nah ist und die Hauptbezirke des Staatsgeschäftes der Priesterschaft überläßt, hat 817 mit dem Reichstag

Google

ein Hausgesetz beschlossen, das Lothar, seinem Aeltesten, den Kaiserreif und die Würde des Mitregenten gewährt, die jüngeren Söhne, Ludwig und Pippin, zu Königen von Bayern und Aquitanien ernennt, doch verpflichtet, auf dem weiten Gebiet des Heerwesens und der internationalen Politik auch dem künftigen Kaiser, ihrem Bruder, unterthan zu bleiben. Dieser Beschluß sollte die Einheit des karlingischen Weltreiches wahren und ihm die Stoßgewalt und die innere Kraft sichern, die es im Kampf gegen Byzanz und gegen den Islam, als Schirmer und Künder christlicher Sittlichkeit, braucht. Das Hausgesetz ist kaum ein Jahr alt: da stirbt die Kaiserin Irmgard; und bald danach führt Ludwig die schöne Judith, des Alamannengrafen Welf Tochter, als Kaiserin in die Pfalz. Soll der Knabe, den sie 823 ihrem Herrn gebar, darben, weil den Söhnen Irmgards alle Reichstheile zugesagt sind? Die kluge und machtsüchtige Welfin, die des Kaisers Sinne beherrscht, erstrebt und erlangt den Bruch des Hausgesetzes. Ihrem Karl wird Alamannien sammt dem Elsaß, Rätien und den welschen Stücken der Schweiz vorbehalten. Im Sommer 840 stirbt Ludwig; Pippin überlebt ihn nicht lange. Als die drei Thronerben des Haders müde sind, eint sich ihr Wille zur Theilung des Universalreiches. Lothar nimmt Burgund, die Provence, Italien; Karl West-, Ludwig Ostfranken. Doch das im Vertrag von Verdun abgegrenzte Ostfrankenreich umschloß nicht etwa alle deutschen Stämme; die Hälfte der echten Franken, alle Friesen und die elsässischen Alamannen blieben draußen. Nach dem Tod Lothars des Zweiten entbrennt zwischen den Ohmen, dem Westfrankenkönig Karl (dem Kahlen) und dem Ostfrankenkönig Ludwig (dem Deutschen), der Streit um das Erbe, das von Franken und Friesen bewohnte Lotharingien. Karl läßt sich in Metz als den Lothringerkönig krönen; wird aber von Ludwig gezwungen, das erraffte Land mit ihm (im Vertrag von Mersen, der, 870, das Verdunois den Ostfranken giebt) zu theilen. Nach Ludwigs Tod versucht Judiths Sohn Karl noch einmal, der Brut Irmgards den Erbtheil abzujagen. Sein Neffe Ludwig (der Jüngere) schlägt ihn am ersten Oktober 876 bei Andernach und fügt in den folgenden Jahren die in den Verträgen von Verdun und Mersen ausgeschlossenen Theile Lothringens ins Ostfrankenreich ein. Dessen Westgrenze ist nun nicht mehr der Rhein, sondern die Maas; Nordburgund, Brabant und Stücke

Google

von Flandern gehören ihm an. Die Geburturkunde des Deutschen Reiches durfte man also den Viriduner Vertrag niemals nennen. Dennoch leitete den festfrohen Friedrich Wilhelm ein löbliches (unsicher nach Erkenntniß tastendes) Gefühl, da er den Jubiläumstag durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der vaterländischen Geschichte feierte. Um die Möglichkeit der Auszeichnung von Künstlern, Forschern, Denkern zu schaffen, deren Brust bisher höchstens, wie des greisen Jakob Grimm, mit dem Kreuz der französischen Ehrenlegion geschmückt wurde, hat er 1842 dem Kriegerorden Pour Le Mérite (so heißt er, leider, noch heute) die Friedensklasse angereiht, die dreißig deutsche, dreißig fremde Führer des Geistesheeres ins Ritterrecht zuläßt. Nun folgt der Verdun-Preis (der Heinrich von Treitschke, dem großen Dichter preußisch-deutscher Geschichte, vor zwanzig Jahren geweigert wurde). Der König träumt sich ins Morgenroth eines froh beseelten, zu jedem Ringen muthigen Deutschlands. Er erlaubt dem lange gevehmten Teutonen Maßmann, die Hörer der berliner Hochschule ins Dunkel seiner Germanistenlehre zu locken und auf seinem Turnplatz, in der Hasenhaide, eine Verdunfeier zu rüsten. Maßmanns Freund Bandel darf für seinen Plan zu einem teutoburger Hermann-Denkmal öffentlich werben: und bewirkt, daß ein italischer Dichter die Landsmannschaft aufruft, den Gipfel des Mont Cenis mit einem Steinbild des Marius zu krönen, der dräuend sein Schwert schwingt und der Germanenhorde zuheischt: „Zurück, Barbaren!“ (Klingts nicht wie Kunde von gestern? Herr D'Annunzio war gegen Oesterreichs Freund nie so grob.) Der Lärm des Jahrtausendfestes weckt im Volksgemüth keinen Widerhall. Haben die tausend Jahre den Deutschen denn Glück beschert, gar das herrlichste nationalen Einheitempfindens? Worte verhallen. Deutschland hat allzu viele gehört. Nun harrt es der That.

Der Westfälische Friede hat dem alten Reich mit Metz und Toul auch Verdun geraubt. Im Sommer des Jahres 1792 sieht Goethe die von Sebastien Le Prêtre de Vauban, dem Ingenieur und Marschall Ludwig des Vierzehnten, befestigte Stadt. Er ist, ohne Amt, als Natur- und Kulturforscher, im Gefolge seines Herzogs Karl August, der preußischer General ist und die halberstädter Kürassiere führt, in den Krieg wider Frankreich mitgegangen. Ueber Trier kommt er nach Luxemburg und plaudert mit einem

Google

Postmeister. „Er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde. Zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Schein habe mans bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht. Da mußte mir denn jener General des Dreißigjährigen Krieges einfallen, welcher, als man sich über das feindsälige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: ‚Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren.‘ Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sei.“ (Schon damals, in Grevenmachern: die bösen Preußen; obwohl auch Hessen, Königische aus Frankreich, Oesterreicher im bunten Heer des Braunschweigers sind.) „Die Lage der Stadt Verdun, als einer solchen, fanden wir sehr angenehm, von Wiesen und Gärten umgeben, in einer heiteren Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Um Mitternacht fing es an, sowohl von der Batterie auf unserem rechten Ufer als von einer anderen, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich: ich mußte mich bald entfernen.“ Hinter Weinbergsmauern, die vor den Kugeln der Belagerten schützen, spricht er zum Fürsten Reuß von der Farbenlehre. Am zweiten Septembermorgen ergiebt sich die Festung (deren Kommandant sich im Rathhaussaal erschießt). „Nach dieser schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen sollen. Als die Preußen in Verdun einzogen, fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der Niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier weder leugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, habe ich ihn selbst gesehen; es war ein sehr schöner, wohlgebildeter jun-

Google

ger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser herausgebracht. Diese zweite heroische, ahnungvolle That erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder Diesem noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Größere Heiterkeit verbreitete die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden: vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Auch unseren jungen Offizieren scheinen die reizenden Kinder einiges Vertrauen eingeflößt zu haben." Schnell nach Paris: ist die Losung. Die Festungen Montmedy und Sedan mögen fürs Erste unerobert bleiben. Die Drohung des Moniteur, die Preußen könnten wohl nach Paris, doch nicht lebend herauskommen, schreckt weniger als der Gebirgsriegel des Argonnerwaldes, der die Bewegung des Heeres hemmt. Und der Regen regnet jeglichen Tag. Dennoch, stöhnt ein französischer Marquis, ist Friedrich Wilhelm ohne Mantel aus dem Hauptquartier abgeritten und hat dadurch die Lilienprinzen, die letzte Hoffnung Frankreichs, gezwungen, „leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte", ihres Weges zu ziehen. Welche Grausamkeit! Unser Dichter notirt: „Der Krieg macht, als ein Vortod, alle Menschen gleich, hebt allen Besitz auf und bedroht selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr." Er hört die Schelmenlieder preußischer Jäger, die in den Tod marschiren; hört die Musik der Kanonen („Der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels"); gräbt sich, auf dem Weg nach Chalons, für die Dauer einer windigen Regennacht, neben seinem Herzog in den zähen Lehmboden ein, wickelt sich in die Wolldecke, die ein Jäger ihm, für acht Groschen Leihgeld, überlassen hat, und

Google

ruht so behaglich wie „Ulysses unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel.“ Nach dem häßlichen Tag von Valmy, der dem Franzosenheer, unter Dumouriez und Kellermann, den Sieg gebracht und dadurch den Waffenstillstand und den Rückzug der Verbündeten vorbereitet hatte. Als die Leute aus dem Feuer zurückgezogen wurden, verbreitete sich die größte Bestürzung über die Armee. „Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen. Nun aber ging Jeder vor sich hin; man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer angezündet werden konnte. Die Meisten schwiegen, Einige sprachen und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf; was ich dazu denke. Denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt. Diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!“

Darf auch unsere Krieger solches Bewußtsein stählen? Das Dorf Valmy liegt an der Ostbahnlinie Reims-Verdun. Da hat noch im September 1914 wieder Mißmuth das Wort geführt; hat Mancher, der nur den Theilerfolg seiner Truppe zu sehen vermochte, geknirscht, weil das Heer von der Marne an den Aisne wich. Zehntausend Schüsse fielen am Tag von Valmy auf jeder Seite; und Goethe sagt, von der ungeheuren Erschütterung habe der Himmel sich aufgeklärt und die Erde im eigentlichsten Sinn gebebt. Jetzt leistet ein französisches Feldgeschütz in der Minute vierzig Schüsse, das stete Gedröhn lähmt dem Tapfersten für eine Weile den Athem und vor dem Bilde des Millionenringens im Feuerregen, im Eisengewitter müßte die Erinnerung an die amphitheatralische Stellung der Franzosen von 1792 ein Kriegsspiel aus Urväterzeit ins Gedächtniß zu rufen scheinen. Nie war solcher Krieg; daß er sein könne, ist nie geahnt worden. Das Gekrach und Geknatter seiner Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre sprengt die Erzpforte, hinter der eine neue Epoche der Erdgeschichte beginnt. Ihr von Douaumont seid dabei. Ihr sollt für Deutschland zeugen.

Am linken Maasufer begrüßt der Herzog von Braunschweig den Dichter als „einen glaubwürdigen und einsichtigen Mann,

Google

der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feind, sondern von den Elementen besiegt worden sind." In der zweiten Oktoberwoche kehrt Goethe nach Verdun zurück. Die Stadt ist verwildert; weder Milch noch Butter zu haben; die Schönen, die dem Preußenkönig huldigten, müssen nun für ihr Leben zittern; das Fleisch gefallener Pferde wird aufgetischt; und der Kommandant duldet den Troß der abziehenden Feinde nur eine Nacht lang in der Festung. Kellermann treibt die Preußen durch die Champagne, Custine bricht in die Pfalz ein und nimmt Speyer, Dumouriez besetzt Belgien. Verdun dämmert in alte Ordnung zurück und bleibt lange ungestört. Im Januar 1814 schreibt Blücher an Yorck: „Ein Marsch zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionville, Metz und Verdun durch ist in den jetzigen Umständen nicht allein ohne Gefahr zu unternehmen, sondern auch zur Verhinderung der Proviantirung wichtig." Fürs Erste beobachtet nur Reservekavallerie, unter dem Generalmajor Von Jürgaß, die Maasfestung; Yorck selbst soll ohne Umweg auf Saint Mihiel losmarschiren. Nur vor Paris kann der entscheidende Schlag fallen. Dorthin muß die Hauptmacht des Heeres; so schnell wie irgend möglich, ohne sich von der Sorge um die Verbindunglinie hemmen noch gar in einen Waffenstillstand locken zu lassen, der nur dem Feind nützen werde. Gneisenau ruft dem Freiherrn vom Stein zu: „In Paris ist Alles centralisirt. Im Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regirung und gebieten den Frieden. Das ist besser als Unterhandlung. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; willigt man in eine Verhandlung mit Waffenstillstand, dann verlängern sie diese über Gebühr und Napoleon gewinnt für sich kostbare Zeit. Strategie ist die Wissenschaft von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig mit diesem als mit jener. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit niemals. Daher zur Schlacht, ehe der Feind sich besinnt!"

Von Verdun wird in Deutschland erst im Spätherbst 1870 wieder gesprochen. Seit dem fünften September ist das Große Hauptquartier in Reims; wohnt König Wilhelm in den Räumen des Erzbischofspalastes, aus denen Karl der Zehnte zur Krönung in die Kathedrale schritt. (Graf Fred Frankenberg schreibt ins Kriegstagebuch: „Der ehrwürdige Dom ist so wunderschön, reich, edel und großartig, daß man sich gar nicht daran satt sehen kann. Die gotische Fensterrose über dem Mittelportal gilt als die schönste

Google

der Welt. Das Innere befriedigte mich nicht so sehr. Nur wenige bunte Glasfenster giebt es da; alle Fenster des Schiffes sind aus gewöhnlichem Glas.") Aus einem Kaffeehaus ist auf westfälische Husaren geschossen worden. Soll man das Haus zerstören? Vielleicht ist der Besitzer wirklich, wie er betheuert, unschuldig; er mag der Schwadron zweihundert Flaschen Champagner spenden und sich des milden Spruches freuen. Ueber Meaux gehts nach Ferrières. Dorthin kommt die Meldung, daß Toul gefallen und Verdun eingeschlossen ist. Die Belagerung zieht sich über den ganzen Oktober hin. Am neunten November sitzt, im versailler Haus der Frau Jessé, Bismarck mit Delbrück und anderen Herren beim Mahl. Als ihm erzählt wird, in Epernay sei der Telegraphendraht von Bauern abgerissen worden, räth er, drei Bataillone hinzuschicken und sechstausend Bauern bis ans Ende des Krieges in Deutschland einsperren zu lassen. Dann erwähnt er den Schimpf, den die pariser Presse täglich gegen ihn schleudere. „Ich soll Geld unterschlagen, Dienstgeheimnisse zu Börsengeschäften mißbraucht, meine Frau mit der Reitpeitsche geprügelt, ganze Schaaren berliner Bürgermädchen in meinen Harem geschleppt haben. Das geht doch über die von der Heimath her gewohnten Leistungen hinaus." In dieses Tischgespräch platzt die Botschaft von der Kapitulation Verduns. „Der November macht sich nicht schlecht." Er bringt noch Neubreisach, Thionville, La Fère, Amiens; noch nicht: Paris. Mit den papiernen Stinkbomben könnte er auch die Erinnerung an Maitage altfranzösischer Höflichkeit bringen. Aus Verdun kam an den Herzog von Braunschweig, der die Uebergabe der Festung gefordert hatte, von dem Kommandanten Beaurepaire die Antwort: „Meine Truppen hoffen, durch erfolgreiche Leistung die Achtung des berühmten Kriegsmannes zu erwerben, gegen den zu kämpfen ihnen eine Ehre sein wird." Das klingt anders als die Kriegschöre aus der Dritten Republik. In Verdun soll damals der junge Marceau gestanden haben, der 1796 dann, als siebenundzwanzigjähriger General, im Glanz eines nur von Hoche überstrahlten Feldherrnruhmes auf deutscher Erde fiel. Der Elsasser Guérin de Waldersbach, der 1870 die Festung fast vier Wochen lang hielt, hatte nur fünfhundert Mann mehr (viertausend) als Beaurepaire, doch stärkere Artillerie. Jetzt scheint General Pétain im Verdunois den Oberbefehl (von Humbert) übernommen zu

Google

haben. Im September 1914, vor der Wendung von der Marne, glaubten wir, Verdun sei der letzte Eisenriegel, der den Vordrang unseres Heeres hemmen könne; ist er geborsten, so schlägt Frankreichs Schicksalsstunde. Dem blieb nun Muße zur Bereitung neuer Vertheidigerlinien. Das hastige Flattern der Parisernerven verräth aber, welchen Werth, mindestens für die Volksstimmung, Verdun heute noch hat. Auch ein Umweg führt oft in Klarheit.

Von Ost nach West.

Die Hauptstücke der Rede, die Herr Sasonow in der Gossudarstwennaja Duma gehalten hat, sind so wichtig, daß ich sie, nach dem von Petrograd aus verbreiteten Wortlaut, hier wiederholen muß. Wichtig als Stimmungzeichen und als Stoff der Menschenkunde. Von allen russischen Diplomaten, die seit Gortschakows Tagen das internationale Geschäft führten, schien Herr Sasonow die blasseste Gestalt. Harmlos kränkliche Einfalt, der krätiges Handeln nicht zugetraut, von der nicht einmal ein wirksames Wort erwartet wurde. Plötzlich hält, im neunzehnten Kriegsmonat, dieser Schmächtige eine Rede, gegen die vom Standpunkt deutscher Politik aus Allerlei gesagt werden kann (und gesagt worden ist), deren Format und Wortglanz aber zu neuer Einschätzung des Redners zwingt. „Noch währt der Weltkampf ohnegleichen und unabsehbar ist noch immer sein Ende. Unerschütterbar aber auch der Entschluß der Kaiserlichen Regirung, ihn durchzufechten, bis der Feind besiegt ist. Dieser Krieg ist das ärgste Verbrechen, das die Menschheit zu erdulden hatte. Ein crimen laesae humanitatis, auf dessen Urhebern ungeheure Verantwortlichkeit lastet. Sie sind völlig entlarvt; man weiß heute, wer Europas Leid verschuldet hat, und ich brauchte die Frage nicht mehr zu streifen, wenn nicht in Deutschland Regirung und Presse hartnäckig bemüht wären, uns und unseren Freunden die Schuld zuzuschieben." Einträchtiges Handeln der Verbündeten ist nöthig; war schwer zu erlangen; ist jetzt aber, für den Krieg und die Vorbereitung der Friedenswirthschaft, gesichert. „Die Thatkraft und das Talent des französischen Volkes verdienen nicht geringere Bewunderung als die glänzenden Erfolge seines Heeres; und das Band, das dieses Land unserem verknüpft, ist, seit beider Völker Blut für die gemeinsame Sache fließt, unlöslich geworden. Auch die Mißverständnisse, die unser

Google

Verhältniß zu England trübten, sind für immer gewichen; wir haben sie genau und mit klarem Auge betrachtet: und sie sind zerflattert, wie Nachtgespenster im Frühroth des Morgens. Um das Lügengerücht von möglichem Sonderfrieden zu ersticken, haben die fünf Mächte England, Frankreich, Italien, Japan, Rußland den Pakt veröffentlicht, der sie in den Beschluß eint, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen." In Polen, Belgien, Serbien herrsche Schrecken und Hunger. „Auf Rußlands Fahne stand vom ersten Kriegstag an die Losung: Das zerstückte Polen muß wieder Einheit werden; ein Reich. Dieses vom Kaiser gezeigte, vom Feldherrn verkündete Ziel ist von unseren Bundesgenossen gebilligt worden und bleibt, als eine Herzenssache der russischen Gesellschaft, unwandelbar. Wie stellt sich zu dem ehrwürdigen Rechtsanspruch aller Polen nun Deutschland? Seit ihm und Oesterreich-Ungarn gelungen ist, in dieses bisher ungetheilte Gebiet polnischer Erde einzudringen, hat es auch dessen Bezirke noch getheilt; und um den schlechten Eindruck dieses alle Polenhoffnung enttäuschenden Handelns zu verwischen, ein paar Nebenwünsche der Polen erfüllt. Deshalb wurde in Warschau eine polnische Universität gegründet. Doch die hier, auf unseres Kaisers Befehl, verheißene Selbständigkeit Polens sichert dem Land nicht nur die Hochschule, sondern national-polnische Schulen aller Grade. Undenkbar ist, daß für ein Linsengericht das Polenvolk auf sein heiliges Recht verzichte, sich den Deutschen in neue Knechtschaft ergebe und seine Brüder vergesse, die in Posen, zu Gunst der deutschen Ansiedler, unterdrückt werden. Undenkbar, daß ein zur Verwirklichung seines völkischen Ideals seit dem Kriegsbeginn uns vereinter Stamm die fünfte Theilung Polens ruhig hinnehme, sich durch Worte foppen lasse und am Ende gar seinen Lebenssaft den Tyrannen Posens opfere. Den Schweden wollen wir aufrichtige Freunde und gute Nachbarn sein. Beide Reiche sind auf friedlichen Verkehr mit einander und auf gemeinsame Förderung ihrer Wirthschaft angewiesen. Schweden will sich nicht auf Finlands Kosten ausdehnen und Rußland will seinen nordischen Nachbarn nichts nehmen. Was könnte uns die Skandinavenhalbinsel bieten? Im Eismeer einen eisfreien Hafen? Den haben wir in unserem eigenen Gebiet; und die emsige Arbeit russischer Techniker legt den Eisenstrang, der ihn dem Reichsinnern verbindet. Nicht an skandinavische Küsten weist Ruß-

Google

lands Geschichte; nach ganz anderer Richtung erstrebt es den Ausgang ins freie Meer. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat das Handeln unserer Bundesgenossen im Verkehr mit Griechenland dem deutschen Handeln in Belgien verglichen. Mit irgendwelchem Schein von Recht? Deutschland hat, durch den Einbruch in Belgien und die Verwüstung des Landes, heilige Pflichten verletzt, die Preußen 1839 auf sich nahm; kein Recht aber wurde durch die friedliche Landung der Verbündeten in Saloniki verletzt. Der achte Artikel des Zweiten Londoner Vertrages gestattet jeder der drei Schutzmächte, stets, wenn die zwei anderen Mächte nicht widersprechen, in das von ihnen befreite Griechenland Truppen zu schicken. Wir haben sofort zugestimmt: alle Bedingungen des Artikels Acht waren also erfüllt. Außerdem hatte der griechische Ministerpräsident die Landung der Truppen erbeten, die dem Hellenenstaat die den Serben geschuldete Hilfeleistung ermöglichen sollten. Regirung und Heer Serbiens haben sich mit beispielloser Hingebung in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt. Das furchtbare Schicksal, unter dem sie noch leiden, hat auch das kleine Königreich Montenegro nicht verschont. Um schmählichem Friedensschluß auszuweichen, hat König Nikola mit seiner Familie und einem Theil der Regirung das Land verlassen und von Frankreich aus dem Prinzen Mirko befohlen, jede Verhandlung über einen Frieden zu meiden und nur zu trachten, daß die freien Heeresgruppen gerettet und den serbischen vereint werden." Die Fehler der Balkandiplomatie leugnet der Minister nicht. Grundlos sei aber die Beschuldigung, er habe in Bulgarien die Russenfreunde nicht mit genügender Kraft unterstützt; gerade diese Partei und ihr Ministerium Danew sei für den zweiten Balkankrieg (gegen Serbien) verantwortlich. „Gewiß wärs klüger gewesen, Dedeagatsch und die Häfen am Schwarzen Meer zu besetzen; doch die Bulgaren wollen ja nicht mehr Slawen sein, schwören ihre Rasse ab, fühlen sich in die Verwandtschaft mit Magyaren und Türken ein und lassen sich gegen Rußland, dessen Blut sie befreit hat, für fremden Vortheil mißbrauchen." (Daß die Wolgaren, Bulgaren nicht Slawen, sondern Fino-Tataren sind, den Magyaren verwandt, den Türken vielfach verschwägert, konnte Herr Sasonow in tausend alten Büchern lesen; schon die Griechen, aus deren Quell Gibbon schöpfte, schieden Slawen von Bulgaren. De-

Google

nen schufen, im achtzehnten Jahrhundert, der Mönch Paisij und der ruthenische Arzt Venelin wieder ein Nationalbewußtsein. Das wurde von Rußland aus genährt und erwirkte 1870 die Absp.it-terung des bulgarischen Kirchenthumes, den Exarchat, dessen erstes Haupt, Ilarion, den Panslawismus als ein Werkzeug zur Mehrung kirchenpolitischer Macht benutzte. Rußland hat allzu lange vergessen, daß in dem erträumten slawischen Südosteuropa, außer Albanern und Rumänen, auch die Bulgaren ein Fremdkörper, ein Feind mit Tatarenblut bleiben mußten.) Mit Japan: innige Freundschaft. China: das Zarenreich scheut, wie überall, jeden Eingriff in die Innenhändel fremder Staaten; daß es, in Gemeinschaft mit vier anderen Mächten, dem Präsidenten Yuan-Shi-Kai empfahl, die Umwandlung in Monarchie noch aufzuschieben, war nur von dem Wunsch bestimmt, während des Europäerkrieges den Chinesen (und der Triple-Entente) die Gefahr innerer Wirrniß zu ersparen. „Seit unser Heer zurückweichen mußte, haben die Armenier unsägliche Marter erduldet. Unter dem freundlich zuschauenden Auge ihres deutschen Genossen möchten die Türken erreichen, wovon sie seit Urzeit träumen: die Ausrodung des unglücklichen Armeniervolkes, das, weil es sich nicht in die Muselmanenmasse einschmelzen läßt, dem Deutschen Reich den Erwerb der Herrschaft über die Türkei, über Staat und Wirthschaft, erschwert. Die Pläne, die diese Herrschaft sichern sollen, sind, von Politikern und Missionaren, mit deutscher Gründlichkeit ausgearbeitet worden. Wir kennen sie. Von der Scheldemündung bis an den Persischen Golf soll sich ein germano-musulmanisches Riesenreich strecken, das, in der Wahnvorstellung der Alldeutschen, Rußland und Großbritanien morgen vernichtet und die Glaubensmacht eines neuen Khalifates errafft; nach geschichtlichem Vorgang müßte mans den Khalifat von Berlin taufen. Der Traum könnte uns zittern lehren. Aber Gott ist barmherzig. Die berliner Politiker, die sich in den Dünkel, seine Absicht klar zu erkennen, eingeschmeichelt haben, vergessen nur einen Umstand, der uns und unseren englischen Freunden leidlichen Trost spendet: ein so entstandenes, vom deutschen Hammer auf dem Amboß deutschen Größenwahnes geschmiedetes Reich vermöchte nicht einen Tag zu überdauern; denn es wäre im Innersten schwach und könnte das zur Lebenserhaltung Unentbehrliche, die Seeherr-

Google

schaft, niemals erstreiten. Die hält, uns zum Heil, das an Ruhm reiche Britanien in starker Hand. Auch in Persien hat Deutschland uns allerlei Hindernisse zu häufen versucht. Im vorigen Sommer gelang ihm, die Perser in übertreibenden Glauben an ihre Kraft zu locken und die uns längst feindlichen Nationalisten, auf die sich die schwache Regirung stützt, in den deutschen Willen zu jochen. Geld, Waffen, Munition wurden in Fülle vertheilt; und der Feind brachte nicht nur kleine und große Banden auf die Beine, sondern zog auch einen Theil der von Schweden ausgebildeten und geführten persischen Gendarmerie in sein Lager hinüber. Die Regirung des Schahs war gelähmt, unfähig, Ruhe und Ordnung zu stiften; und wir mußten, eben so wie die Engländer, unter dem Druck der gegen uns aufgebrachten Streitkräfte ein paar entlegene Konsulate räumen. Bis nach Afghanistan hatten sich Deutsche und Türken eingeschmuggelt; dort riefen diese Häuflein das Volk zum Heiligen Krieg wider uns auf. Da Deutschlands gröbliche Verletzung der persischen Neutralität nur mit Gewalt zu ahnden war und der Minister des Auswärtigen in Teheran lange schon die Verstärkung unserer Schutztruppen forderte, schickten wir im Herbst neue Mannschaft hin, befahlen kräftiges Handeln und erwirkten fühlbare Besserung des Zustandes. Der junge Schah konnte in seiner Hauptstadt bleiben; er hat unserem Kaiser unbedingte Ergebenheit ausgedrückt und ein Ministerium berufen, das, wie er selbst, die Pflicht empfindet, zum Wohl Persiens mit dessen mächtigen Nachbarn, England und Rußland, fortan in ungetrübter Eintracht zu leben. Ich schließe mit dem Wunsch, daß der gewaltige Willensaufschwung für die Sache des Vaterlandes Ihnen und uns erhalten bleibe. Vor Freund und Feind waren Sie seit dem Kriegsausbruch eines Sinnes, eines Muthes um die Regirung geschaart. Diese Begeisterung darf nicht verschäumen; ihre Urkraft verbürgt uns den Sieg."

Nur das sachlich irgendwie Wicht'ge soll ins Gedächtniß. Nicht die Vermuthung, Deutschland wolle Hunderttausende russischer Polen als Kanonenfutter an die Fronten schicken; noch die freundliche Zusage, das deutsche Volk leben zu lassen und es nur „von der unersättlichen Freßgier und Selbstsucht des Borussenthumes zu befreien, das auch den anderen deutschen Stämmen nicht immer willkommen war." Daß aber die gottorper Zaren,

Google

Fritzens Bewunderer Paul und seine Söhne Alexander und Nikolai, stets geliebt haben und dem die echten Altrussen noch heute zuneigen. Von Rumäniens Neutralität sprach Herr Sasonow mit huldvoller Geduld; er kannte die Depesche, in der König Ferdinand dem greisen Peter von Serbien ungemein herzliche Neujahrswünsche ausgedrückt hatte, und wollte die Sprache menschlichen Mitgefühles („toutes mes pensées se portent vers Votre Majesté“) wohl als ein Vorzeichen nahen Wetterwechsels deuten. Deshalb con brio: „Wenn die Stunde schlägt, wird Rumänien mit seinem Blut nicht geizen; und es darf gewiß sein, daß ihm, auf dem Weg in nationale Einheit, gegen jeden Versuch, seinen Willen zu knebeln, die Mächte beistehen werden, denen das natürliche Gefühl des Rumänenvolkes verbündet ist.“ Zu nationaler Einung gehört wenigstens auch ein Stück Bessarabiens, das Rußland bisher noch nicht an die Angel gehakt hat; und von Beistand wäre ernstlich erst zu reden, wenn die Russen wieder in Czernowitz säßen oder Griechenland, nach einem Rundblick auf Sarrails geweitetes Lager bei Saloniki und auf den kleinasiatischen Kriegsschauplatz, sich in ein Trutzbündniß gegen die Genossen Bulgariens und der Türkei überreden ließe. Sonst? Die Herren Poliwanow und Grigorowitsch, Minister des Krieges und der Marine, betheuern zwar, daß Alles, wie am sechsten Schöpfungtage, gut sei. Der Zar ist in den Taurischen Palast gekommen, hat, zum ersten Mal, selbst zu der Reichsduma gesprochen und von dieser (bescheiden innigen) Rede sicher auf Rußlands Islam die Wirkung des Rufes zu Heiligem Krieg erhofft. Noch aber färbt kein Morgenroth den Osthimmel. Goremykins Erbe, Herr Stürmer (Boris Wladimirowitsch: also kein Boche), firnißt seine Reden mit mehr „Gesellschaftliberalismus“, als dem fast siebenzigjährigen Hofbeamten und Gubernator a. D. zuzutrauen war; gelobt, jeden brauchbaren Vorschlag der Abgeordneten zu fördern, und will, wie Nikolai Nikolajewitsch, den Geltungbezirk der Semstwos dehnen. Zwei als tüchtig gerühmte Generale, Rußkij und Iwanow, sind abgesetzt und dem alten Kuropatkin, dem Huckebein des mandschurischen Krieges, ist wieder (hier wards vorausgesagt) die Führung einer Armee anvertraut worden. Doch wer schafft den Hungernden Brot, dem düsteren Reich einen Hoffnunglenz? Daß Herrn Sasonow Beifallsdonner umdröhnte, beweist nur, wie sein Wortaufschwung überraschte; und noch deutlicher: wie dürftig seine Gefährten sind.

Google

Griechenland, das der Redner mit höflichem Tadel streifte, hat sich im Februar selbst Gehör erwirkt. Prinz Nikolaus, der Bruder des Königs, schrieb, unter der Deckadresse des „Temps", an Frankreichs Volk. Das habe die Haltung der Hellenen verkannt und sie, ohne jeden Grund, der Undankbarkeit geziehen. „Griechenland ist neutral geblieben; war aber bereit, die Neutralität aufzugeben, und seine Vorschläge beweisen, daß es für die Mitwirkung zum Krieg nicht zu hohen Preis verlangt hat. Das Ministerium Gunaris forderte von der Entente, an deren Seite wir fechten wollten, nur die Verbürgung unseres Besitzstandes. Ists unsere Schuld, daß diese Bedingung, weil sie die Bulgaren ärgern konnte, abgelehnt wurde? Am Anfang des Krieges wollte die deutsch-österreichische Gruppe unseren Eingriff, die Entente, um auf der Balkanhalbinsel die Ruhe zu wahren, unsere Neutralität. Wir blieben neutral. Später wollte die Entente unseren Beistand, die ihr feindliche Gruppe unsere Enthaltung vom Kampf. Wir blieben neutral. Darf man uns nachsagen, daß wirs aus Liebe zu Deutschland thaten? Im ganzen Königreich giebt es nicht einen Menschen, dem je der Gedanke kam, wir sollten auf Deutschlands Seite treten. Dessen Feinden haben wir eine Neutralität gezeigt, die weit über den Begriff des Wohlwollens hinaus ging; sie durften unsere Gewässer, Häfen, Inseln zum Kriegszweck nützen und dann sogar unser Festland besetzen. Wer bedenkt, wie schwierig ohne solche Dehnung des Neutralitätrechtes die Kriegführung der Entente geworden wäre, Der muß erkennen, daß Griechenland ihrer Sache einen großen Dienst geleistet hat. Dem Serbenvolk sind wir heute, in seiner Leidenszeit, herzlicher befreundet als jemals zuvor; doch der Bündnißvertrag, der uns ihm zu Beistand verpflichtete (und an dessen Vorbereitung gerade ich fleißig mitgewirkt habe), war in die Möglichkeit neuen Balkankrieges gegrenzt und galt nicht für den Fall eines von zwei Großmächten in Gemeinschaft mit Bulgarien zu unternehmenden Angriffes. Obendrein konnte Serbien die hundertfünfzigtausend Mann, die der Vertrag ausbedang, nicht stellen und das franko-britische Ersatzheer in Saloniki erreichte damals noch nicht die Hälfte dieser Ziffer. Wenn wir eingegriffen hätten, wären jetzt Deutsche und Oesterreicher, Bulgaren und Türken in unserem Land. Könnte ein so geschwächtes Reich den Serben und

Google

ihren Freunden noch nützen? Wir werden alles Mögliche thun, um auf dem Balkan das Gleichgewicht wiederherzustellen. Wir hätten nichts dafür vermocht, wenn wir geschlagen, zertreten worden wären. Ich spreche ganz offen, wie sichs unter guten Freunden ziemt, und hoffe, daß man mir nicht zürnen werde. Wie konnte der Verdacht entstehen, die franko-britischen Truppen seien in Saloniki nicht vor griechischem Angriff sicher! Er bemakelt unsere Nationalehre; und kränkt die Hellenen besonders tief, weil er aus Frankreich und England stammt, denen uns unlösbare Bande brüderlicher Dankbarkeit vereinen und denen jeder Grieche eine glückliche und ruhmvolle Zukunft wünscht." Die wichtige Aussage des Prinzen erweist, daß die hier, im Herbst, gegebene Darstellung richtig war; daß unsere Feinde, weil sie Bulgarien mit der Zone Seres-Drama zu ködern hofften, das Beistandsangebot des Ministers Gunaris abwiesen (der also nicht anders wollte als Venizelos); und daß Sarrail in Saloniki willkommen ist.

Seit in West der deutsche Angriff wieder begann, klingen die Stimmen nicht mehr so hell wie unter dem Winterhimmel. Im Februar hatte Genosse Hervé geschrieben: „Wenn die Deutschen doch den guten Einfall hätten, uns anzugreifen! Da ihnen im Herbst 1914, am Yser, trotz dem Opfer von hundertfünfzigtausend Mann und trotz unserer schlechten Vorbereitung, die Offensive mißlungen ist, müßten wir jetzt, im Besitz alles zum Empfang Nöthigen, schon tief in die Tinte plumpsen, ehe ihr Durchstoß gelingen könnte. Eine Ueberraschung, wie im Mai am Dunajec? Höchst unwahrscheinlich. Wir haben so viele Flieger und ‚Bratwürste', die den Horizont abspähen, daß die Sammlung von vier- bis fünfhunderttausend Mann an einem Frontpunkt kaum unbemerkt bleiben könnte. Wird, durch richtigen Maskengebrauch, dafür vorgesorgt, daß nirgends durch das berüchtigte Stickgas verwirrender Schrecken entstehen kann, so mögen die Deutschen nur kommen. Warmer Empfang ist ihnen gewiß. Wir haben in der Stapelung von Geschütz und Geschossen solche Wunder vollbracht, daß wir, wenn unser Generalstab nicht ins Pech geräth oder unsere Stimmung sinkt, in absehbarer Zeit unser Land und Belgien befreien können." Er forderte schleunigen Vormarsch ins Wardarthal, feierte die Jugend des Siegers von Erserum und wünschte dem Heer Frankreichs Führer, die nicht älter seien, als Bonaparte in Ita-

Google

lien, Massena in der Schweiz, Hoche am Rhein war. Dann wäre der Sieg ihm zum Greifen nah. Nach dem deutschen Angriff las mans anders. „Unter dem Schutz eines so furchtbaren Artilleriefeuers, wie es niemals, auch am Dunajec nicht, erblickt ward, währt der wüthende Vorsturm der preußischen Infanterie fort; und wir sind noch ein Stückchen zurückgegangen. Die Deutschen werden nicht nur von Norden, sondern auch von Metz und Saint-Mihiel aus angreifen und uns in die Maas werfen, wenn wir da nicht genug Brücken haben. Kopf hoch! Noch dürfen wir hoffen, Verdun zu retten. Und wenn es fiele? Uns wäre der Fall Schmach und Schmerz, dem Feind Ansehenszuwachs und Ermuthigung. Aber zwanzig Kilometer hinter Verdun fände er unser Heer, unsere athmende Mauer in ungebrochener Kraft wieder. Nach Charleroi, als die Vorhut der Preußenreiter über Meaux bis in das verschanzte Lager von Paris eindrang, war uns übler zu Muth. Sie kriegen Verdun nicht; seid aber sicher: Auch wenn sies nähmen, wir kriegten sie! Mit keuchendem Athem harrt Frankreich der nächsten Berichte. Nach vier Tagen quälender Pein war die Kunde von der Rückeroberung des Fort Douaumont der erste Sonnenstrahl. Leider ist die Angriffskraft noch nicht gebrochen und Verdun nicht gerettet. Unsere Haarigen dürfen nicht weich werden. Sie müssen an das Leid der Belgier, an das Elend unserer Landsleute in den sieben vom deutschen Stiefel zertrampelten Departements, an die unschuldigen Opfer der Tauchboote denken. Müssen sich das Wonnegeheul vorstellen, das nach dem Fall Verduns erschölle und den Deutschen vielleicht den Willen steifte, noch ein Halbjahr auszuhalten. Dieses Halbjahr sparen wir, wenn der deutsche Angriff vor Verdun zerschellt und der Feind nach so ungeheurem Aufwand gegen einen unbrechbaren Wall rennt. Sagen unsere Offiziere Das, Alles, den Leuten?“ (La Victoire.) Jeder Tagesbefehl schreits ihnen ins Ohr. Nur ist auch der deutsche Einbruch in die Dörfer Forges und Fresnes, ist die Vorschiebung der Schwergeschütze nicht mehr zu verschweigen. „Die deutschen Linien umklammern unsere fast in einem Halbkreis, können sie also unter das Feuer ungeheurer Artilleriemassen nehmen. Der Feind hat hinter seiner Front das Eisenbahnnetz ergänzt und verdichtet, alle Mörser und Haubitzen, auch die Geschütze aus nahen Festungen zusammengezogen und kann aus Metz, dem gewaltig-

Google

sten Waffenplatz der Erde, rasch haben, was er braucht. Verdun ist, freilich, nur ein Punkt unserer Front. Und ich bin froh in dem Bewußtsein, vor Monaten die Deklassirung aller festen Plätze gefordert zu haben, deren unverrückbare Schutzwerke feindlichem Feuer allzu günstige Zielpunkte bieten. Schon ihre Lage macht aber die ehrwürdige Maasstadt begehrenswerth. Und nur Tolle können behaupten, dem Feind gehe der Athem aus. Zwölfhunderttausend Menschen (alle Rohstoffarbeiter zählen hierbei nicht mit) stehen drüben im Dienst der Kriegsindustrie, deren Leistung den Mannschaftmangel ersetzen soll. Und bei uns wähnt Mancher, Frankreich habe auf diesem Gebiet alles Mögliche geleistet und nichts mehr zu erwünschen! Noch jetzt, während der schrecklichsten Schicksalswende, während der grausig gigantischen Schlacht bei Verdun, muß unser Ruf durchs Land hallen: Geschütze! Geschosse!" So spricht, in seinem Journal, Senator Humbert, der im Luxembourg die Stadt Verdun vertritt. Fast andächtig rühmt er die deutsche Methode, den ruhlosen Fleiß, der in immer stärkere Rüstung strebt; wettert dann aber, wie Jahwes zornigster Knecht, wider die grundlos wilde Grausamkeit des allem Menschengefühl entfremdeten Feindes (der doch, nach Fritzens unwiderlegtem Wort, nur durch Sieg, nicht durch Schonung, Frieden erlangen kann). Humberts Trost lautet: „Durchstößt der Feind unsere Front und kehrt in Bewegungskrieg zurück, so ists nicht sein Vortheil. Auf plattem Land, wo der Werth des einzelnen Mannes entscheidet, sähen die Deutschen wieder die Sieger von der Marne vor sich." Auch Herr Clemenceau, der Ministerium und Heeresleitung der ärgsten Fehler zeiht, zwingt sich in lächelnde Zuversicht. „Wir können und wir werden ausharren: denn wir sind nicht nur der sichtbare Bund der größten und mächtigsten Völker, sondern auch das in Einklang tönende Bild der höchsten Menschheitkräfte. Was könnte den Eignern solchen Bornes fehlen? Aus Erfolgen wüchse natürliche Frucht; nach Niederlagen schwölle in jedem Bett der Strom des Helferwillens. In sicherem Selbstvertrauen, in der Gewißheit, das Schicksal zu meistern, lauschen wir, still zum Aeußersten entschlossen, dem Geschütz, das von Verdun her dröhnt. Die Boches, denen die Freude über das beinahe wahre Gerücht, Montenegro erbitte Frieden, die Besinnung raubte, würden unsere Schlappe zu ihrem Triumph bauschen und vielleicht auf ein paar schwachgemuth Neutrale wir-

Google

ken. Und danach? Unsere ruhige Seelenstärke würde nicht angekränkelt; nichts Wesentliches also geändert. Ist die wüthende Offensive aber etwa von der albernen Hoffnung bestimmt, uns einen deutschen Frieden schmackhaft zu machen, dann schauet her, einfältige Berliner: und lernet aus unserem Lachen, daß wir zu einem Geplauder über Abdankung, noch nicht willig sind. Liegt Euch dran: schnell in Bereitschaft! Nothwendigkeit wird Euch bald rufen."

Trotz Tollkühnheit und Hohn: der Januarklang ists nicht mehr. Achtzehn Monate lang hat Frankreich sich in den Glauben eingewühlt, unser Heer komme nicht einen Schritt weiter vorwärts und wetze sich in ertraglosem Grabenkrieg ab, während die Rüstung der Republik unter jedem Mond fester werde und England ein Millionenheer für den Endkampf schule. Dieser Wahn ist nun verblüht. Selbst wenn Verdun, dem die Mörser jetzt gefährlich nah sind, nicht im Lenzmonat fiele: schon ist, an dem Thor, das dem Feindesauge die Wirklichkeit sperrte, ein Eisenriegel geborsten.

Invocavit.

Der Schwarzspecht pocht an die Lanze des Mars, deren Schaft der Wolfskopf, mit gierendem Auge, umheult. Der saftige Klöppel einer fein geformten Märzglocke rief aus Junos von Jupiter gemiedenem Leib einst den Knaben, der als Erwachsener dann der Schutzherr aller zeugenden, aller gewaltsam zerstörenden Manneskraft ward und aufrecht, dürre Furcht und bleiches Entsetzen, wie der Hetzjäger die Rüden des Hundezwingers, neben sich, heute noch, durch das helle Jahrhundert, in Streitbrunst schreitet. Unsterblich ist er, scheint niemals müde; und aus jeder Erdfurche, die er mit Blut düngte, erblüht ein Heiliger Frühling. Wer zählt die Häupter der Jungmannschaft, die das dreifache Weihezeichen, Speer, Wolf und Specht, ins Feld trieb? Campus Martius: Hunderttausenden Hoffnung, Hunderttausenden Grab. Gestern den Keulenschleuderern, morgen den Flammenwerfern. Schleichern und Fliegern. Heiden und Christen. Der palatinische Priester schlug mit seinem Stab, den Kriegsherrn aufzuscheuchen, an Numas Schild; der des Heilands spricht: „Gott ist mit uns!" Junos und Mariens Söhne, die ohne Mannesbeistand empfangenen, sah zwieträchtige Frommheit schon vor dem Heer des Marcus Aurelius, das gegen Markmannen und Quaden focht, zu Sieg wirken-

Google

dem Wunder geeint; und kein Läufer, kein Reiter der Blitzlegion konnte erweisen, ob der Gewitterregen, der die auf ausgedörrtem Grund, zwischen zwei von Barbarenlist verstopften Quellen, hinschmachtende Schaar erquickt und gerettet hatte, von Jupiter oder vom himmlischen Vater des Christus herabgeschickt worden war.

„Daß die Sage von der Legio Fulminata, trotz dem Steinbild an der Wendeltreppensäule beim römischen Korso, haltlos, ein aus den Bleibseln des Augustus aufgewärmtes Märchen ist, hat uns Renan gelehrt. Einerlei: wenns in Böhmen damals nicht regnete, kamen die Germanen obenauf. Die alte Geschichte: Schlachtenglück hängt am winzigsten Zufall. Unser großer Napoleon sagts in den Notizen über die Feldzüge Turennes; in Kriegskritiken, die sogar der Boche gelten läßt. Dem hat auch, vor achtzehn Monaten, Fortuna ein Schnippchen geschlagen. Unglückszufall an der Marne: sonst stand er im September 14 vor Verdun. Er mußte zurück, wie Attila und Braunschweig. Nun fängt er von vorn an. Gelingts übermorgen, dann spielt er die ganze Leier herunter. Ehrwürdige Deutsche Reichsstadt; nach gottloser Fehde wider den Bischof dem Reich von unserem Zweiten Henri geraubt. Dem, wissen Sie, mit Diana von Poitiers, aber auch mit männlich gegliederten Buhlen. ‚Was dieser zuchtlose Franzmann stahl, muß uns wieder werden‘. Schmecken Sies schon? Die ganze Pastete aus Straßburg. Noch ists nicht so weit. Der Dschengis-Khan bliebe auch im Tauchboot oder Luftschiff, mit Betonsockel und Benzolspritze ein Barbar und Menschenfresser. Wir haben, nach den besten Regeln der Manövrirkunst, die Front verengt. Was sich von vorn heranwälzt, verbrandet; was schräg herankriecht, wird wie schlechte Maschinennaht aufgetrennt. Blitz, Donner und Regen: Vater Joffre ersetzt uns den Jupiter; und mit dem Galiläer steht Castelnau gut. Deutschland über Alles? Ehe Das wird, macht Poincaré den eiligen Clemenceau zum Staatskutscher. Preußen wie Quaden: Landhunger verblödet ihr Hirn. Wenn wir von Angst grün würden, fräße das Thier uns. Zum Frühstück! Als Lateiner, nicht, weil er in Weihrauch bekehrbar schien, war Marc Aurel in Himmelsgunst. Los! Bei uns gehts noch ohne Brotkarte und Butterbrief.“

Erster Fastensonntag. Aus dem Dom schwingt Orgelton sich ins Feuergewitter. „Er wird mich anrufen und ich werde ihn erhören.“ Specht und Wolf schweigen. Mars hebt den wuchtigen Speer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Kriegsanleihe und Bonifikationen. Die Frage, ob die Vermittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten, einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anläßlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittelungsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand.

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Preußische Pfandbrief-Bank. Die heutige Generalversammlung genehmigte die Jahresabschlüsse und setzte die Dividende auf 7% fest, welche mit M. 105 für jede Aktie an der Kasse der Bank sofort zahlbar ist. Die nach dem Turnus ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates Exzellenz Graf Dönhoff-Friedrichstein und Bankier Deichmann, Köln, wurden wiedergewählt.

Hildesheimer Bank. In der am 26. Februar abgehaltenen 30. ordentlichen Generalversammlung waren 31 Aktionäre mit 5 142 000 M. Aktienkapital vertreten. Zu dem vorliegenden Geschäftsbericht gab der Vorstand eingehende Erläuterungen. Die Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Konto und die vorgeschlagene Gewinnverteilung fanden einstimmige Genehmigung. Die Dividende von 7½% ist sofort zahlbar. Die turnusgemäß aus dem Aufsichtsrat ausscheidenden Mitglieder wurden wiedergewählt.

Google

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

	statt Ladenpreis	
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue. Mit 1273 Abbildungen	M. 12,—	für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text	M. 75,—	für M. 15,—
Italien: Durch ganz Italien. Samml. v. 2000 Autotypien italien. Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze, m. erläut. Text. 480 Seiten auf feinstem Kunstdruckpapier. Querfolio . . .	M. 42,—	für M. 25,—
Jagdalbum. Nach den berühmtesten Jagdmalereien zusammengestellt u. herausgegeben von Richard Jericke. 28 Blatt, mit Text . .	M. 15,—	für M. 10,—
Rhein: An den Ufern des Rheins. Vom Bodensee bis zu den Niederlanden. 550 Abbildungen nach photogr. Aufnahm., mit Text	M. 15,—	für M. 7,50
Die neue Welt. Sammlung photogr. Aufnahmen der großartigen Naturwunder, Städte u. Meisterwerke von Nord-, Zentral- und Südamerika. Mit Text von G. Stein	M. 12,—	für M. 6,50
Tirol, Salzburg und Oberbayern. 325 Ansichten nach neuesten Originalaufnahmen auf feinstem Kunstdruckpapier	M. 20,—	für M. 12,50
Das Kupferstich-Kabinett. Nachbildungen von Werken der graphischen Kunst vom Ende des XV. bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts. 3 verschiedene Bände, jeder Band enthaltend ca. 100 Tafeln, pro Band	M. 15,—	für M. 7,50
— 3 Bände	M. 45,—	für M. 20,—
Hundertfünfzig ausgewählte Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina- und anderen Sammlungen. In ff. neuer Mappe	M. 60,—	für M. 15,—
Fünfzig ausgewählte Bilder aus der Königlichen Gemälde-Galerie Kassel. Grossfolio-Mappe .	M. 50,—	für M. 10,—
Die Gestalt des Menschen und ihre Schönheit. Vorlagen zum Studium des nackten menschlichen Körpers, herausgegeb. von Otto Schmidt u. Ernst Schneider. Prachtband geb. Folio. Reich und prachtvoll illustriert	M. 25,—	für M. 13,—
L'art & le beau. La forme humaine et sa beauté. Künstlerische Studien geschmückt mit 340 prachtvollen photographischen Bildern (u. a. Rops, Fragonard und Rodin) und Aktstudien, wovon 22 in 4 Farben. Prachtband Folio . .	M. 50,—	für M. 15,—

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen. Ankauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeichnungen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.

Google

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen.
5% Deutsche Reichsanleihe,
unkündbar bis 1924.
(Vierte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden 4½% **Reichsschatzanweisungen** und **5% Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuss nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) **verfügen.**

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. März, an

bis **Mittwoch, den 22. März, mittags 1 Uhr**

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in **Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preussischen Staatsbank) und der **Preussischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin,** der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie

sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen,**

sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**

jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und

jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Zeichnungen auf die 5% **Reichsanleihe** nimmt auch die **Post** an allen Orten am Schalter entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 31. März, sie **muß** aber spätestens am 18. April geleistet werden. Wegen der Zinsberechnung vgl. Ziffer 9, Schlußsatz.

2. Die **Schatzanweisungen** sind in 10 Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1916

Google

der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Die Reichsfinanzverwaltung behält sich vor, den zur Ausgabe kommenden Betrag der Reichsschatzanweisungen zu begrenzen; es empfiehlt sich deshalb für die Zeichner, ihr Einverständnis auch mit der Zuteilung von Reichsanleihe zu erklären.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt: die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. **Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.**

3. Die **Reichsanleihe** ist ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgefertigt.

4. Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 4½% **Reichsschatzanweisungen 95** Mark,
„ „ 5% **Reichsanleihe,** wenn **Stücke** verlangt werden, **98,50 Mark,**
„ „ 5% „ wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. April 1917 beantragt wird, **98,30 Mark**

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. Ziffer 9).

5. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt: der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. April d. J.
20% „ „ „ „ „ 24. Mai d. J.
25% „ „ „ „ „ 23. Juni d. J.
25% „ „ „ „ „ 20. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die**

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. März 1916.

Notizen.

Portugal.

Portugal ist dem Britenreich, mit dem es, unter Dionysius, 1308 den ersten Handelsvertrag schloß, seit Jahrhunderten zu Lehnstreue verlobt und stand immer, fast ohne Wank, auf dem Entschluß, dieses uralte Verhältniß über allen Wandel der Bündnißpolitik hinaus zu erhalten. Gestern war ein Halbjahrtausend verstrichen, seit Johann der Erste von Portugal das nordafrikanische Ceuta eroberte und sein Sohn, Heinrich der Seefahrer, die Heimath in den Rang der Kolonialmächte hob. Daß sie im Thermidorjahr sich gegen Frankreich hetzen ließ, mit dem sie 1802 erst, in Amiens, Frieden schloß, zog ihr die Rache Bonapartes zu. Der wollte das Mittelstück nehmen, den Spanierkönig mit einem Neulusitanien von Landverlust entschädigen und forderte, um den Vorwand zum Eingriff zu finden, Portugal solle sich dem Bund gegen England anknüpfen und seine Flotte für diesen Bundeskrieg dem Kaiser der Franzosen leihen. In Lissabon ist, weil Geisteskrankheit die Königin lähmt, Prinz Johann Regent; soll er dem barschen Befehl gehorchen oder, wie Britaniens Vertreter räth, in Brasilien, dem Kronland des Hauses Braganza, mit dem Hof den Sieg Englands abwarten? Er schwankt; und schifft sich erst nach Rio ein, als Marschall Junot mit einer Franzosenarmee die Grenze überschritten, durch die rasche Besetzung von Abrantes den Herzogstitel erworben hat und dicht vor der Hauptstadt steht. Am siebenten September

Google

1807 hat Bonaparte an Champagny geschrieben: „Als ich von dem englischen Anschlag auf Kopenhagen gehört hatte, ließ ich nach Lissabon den Befehl gelangen, daß den Engländern alle portugiesischen Häfen zu sperren seien. Ist dazu Gewalt nöthig: in Bayonne stehen vierzigtausend Mann, die sich den Spaniern vereinen können. Nach einem Brief, den der Prinzregent mir schrieb, darf ich aber annehmen, daß es zu diesem Schritt nicht kommen, daß Portugal seine Häfen sperren und den Engländern den Krieg erklären werde. Am ersten Oktober ist meine Flotte mobil und ich habe in Boulogne ein Heer, das gegen England Etwas wagen kann. Rühren die Engländer sich noch, dann lasse ich ihre Diplomaten vom Festland jagen; alle. Das wird in London wirken; besonders auf den Handel.“ Siebenundzwanzigster Oktober: Geheimvertrag (von Fontainebleau) mit Spanien, der die Zerstückung Portugals besiegeln soll. Rauh grollts aus dem Munde des Korsen: „Das Haus Braganza regirt nicht mehr. Mein Gesandter in Madrid muß wissen, daß meine Truppen nach Lissabon kommen. Man muß sie für Freunde halten: dann können sie sich des Geschwaders bemächtigen. Das ist nur möglich, so lange der Hof sich Illusionen hingiebt; die Neigung dazu muß mein Gesandter jetzt also fördern. Wir müssen Portugals Flotte haben und alle englischen Waaren in Beschlag nehmen. Wehrt Portugal sich, dann geht Marschall Junot mit dreißigtausend Mann geraden Weges auf Lissabon los. Unterwirft es sich, will es mit uns verhandeln und England den Krieg erklären, dann antwortet Junot: ‚Ich müßte Euch mit Waffengewalt angreifen. Das große Herz des Kaisers Napoleon und die Wesensart des französischen Volkes ist aber dem Wunsch fern, ohne zwingenden Grund Blut zu vergießen. Wir können uns verständigen, wenn Ihr Eure Truppen in ungefährliche Standquartiere zurückführt und uns als Bundesgenossen behandelt.‘ Ist Junot mit seinem Heer in Lissabon, dann schicke ich ihm einen Courier mit der Meldung, Portugals Vorschläge seien abgelehnt und er habe das Land zu behandeln wie jeden anderen Feind. Bis in diesen Tag muß er aber mit allen Mitteln den Glauben nähren, er bringe Versöhnung. Er soll an freundlicher Rede nicht knausern, doch geschwind die Hand auf die Flotte legen.“ Der Hof ist schon fort, als Junot ankommt; und das Volk wird bald so schwierig, daß der Imperator den Marschall mit Scheltworten zaust.

Google

„Sie thun gar nichts! Und doch habe ich Ihnen immer wieder geschrieben: Entwaffnen Sie die Bürger; schicken Sie die portugiesische Mannschaft nach Haus; zeigen Sie sich so streng, daß Jeder Sie fürchtet. Jetzt haben Sie den Aufruhr. Ihr Kopf ist mit Wahnvorstellungen angefüllt und Sie verkennen das Wesen der Portugiesen eben so wie Ihre Lage. Ein Mann, der in meiner Schule erzogen worden ist! Jeder meiner Briefe hat Ihnen vorausgesagt, was geschehen werde. Wenn Sie so weichlich bleiben, werden Sie nach einer Landung der Engländer mit Schimpf und Schande aus Lissabon gejagt. Sie sind in Feindesland, auf erobertem Boden und handeln, als ob Sie in Burgund säßen. Ein unglaublicher Mangel an Vorsicht!“ Junot, der Herzog von Abrantes, wird General-Statthalter und zeigt den Willen zu der gewünschten Härte in dem Befehl, durch die Zahlung von hundertfünf Millionen Francs den Eroberer von den Kriegskosten zu entschädigen. Während Bonaparte sich zur Reise nach Erfurt bereitet, wird Junot von Wellesley (der später Herzog von Wellington wurde) mit einem anglo-portugiesischen Heer bei den Torres Vedras geschlagen und nach Lissabon zurückgeworfen. Dort gehts ihm, wie sein Kaiser vorausgesagt hat: das Volk erzwingt seinen Abzug und er muß sich, im Vertrag von Cintra, schon am dreißigsten August 1808 verpflichten, das Land der Fidalgos zu räumen. Dem giebt der Wiener Kongreß seine alten Grenzen zurück. Der König kehrt erst 1821 aus Brasilien heim (wo er seinen Sohn Dom Pedro als Regenten läßt) und fügt sich in den engen Rahmen der neuen, von den Cortes erzwungenen Verfassung. Lord Beresford, dem die Führung des Portugiesenheeres anvertraut worden war, hat durch steifen Hochmuth und erbitternde Grausamkeit das Ansehen Englands am Tajo geschmälert. Der Vergleich mit seiner Schreckensherrschaft erleichtert dem König Johann die Regentenpflicht. Doch Königin Carlotta und der junge Prinz Miguel wollen die Verfassung brechen, in bequemen Absolutismus zurückkehren: und ertrommeln, erködern sich die Partei der Regeneradoren. Im Mai 1823 flieht Dom Miguel aus Lissabon; läßt von meuternden Truppen den König ins Hauptquartier entführen und erwirkt von dem Weichling den Entschluß, sich aus dem Zwange konstitutioneller Fesseln zu lösen. Johann merkt zu spät, daß er die Puppe, vielleicht gar der Häftling der Frau und des Sohnes werden soll.

Google

England bietet ihm Hilfe an. Von Bord eines englischen Kriegsschiffes wird er in die Hauptstadt zurückgeholt. Vom Volk, dem die Gefährdung seiner Freiheit nun einleuchtet, umjauchzt. Die Spanierin Carlotta wird ins Kloster gesperrt; ihr Früchtchen ins Ausland geschickt; den Cortes zunächst jedes Recht altportugiesischer Ständeversammlung neu bestätigt. Portugal ist aus dem Franzosenjoch befreit, Beresfords plumpe Fußspur verharkt und das Land wieder dem Einfluß aus England offen. Der breitet sich, seit britische Truppen das Königreich vor neuem Aufruhr gerettet haben. Nach Johanns Tod hat Dom Pedro, um Kaiser von Brasilien zu bleiben, auf die Krone von Portugal zu Gunst seiner (erst siebenjährigen) Tochter Maria da Gloria verzichtet, die ihren Oheim Miguel heirathen soll. Pedros Schwester Isabella muß, als Regentin, gegen einen von Spanien aus geschürten Putsch Britaniens Hilfe erbitten. Die wird gern gewährt. Nicht eine Stunde lang durften wir sie einer uns so intim befreundeten Regirung weigern, sagt Canning im Unterhaus; betheuert, daß England jede Verfassung achten werde, die Portugal selbst sich wünsche, nicht aber eine von Fremden oder von Söldlingen der Reaktion dem Königreich aufgezwungene; und droht den in Europa überlebenden Absolutisten mit der Britenmacht, die zum Kampfe wider die Finsterniß alle Kräfte des Lichtes, auch die revolutionären, schnell vereinen und, wie Aiolos aus seinem Schlauch die Winde, zur Reinigung stickiger Festlandsluft ausschicken könne. Der Aufstandsversuch erlahmt. Aber Miguel ist 1828 noch der Sohn seiner Mutter. Als Reichsverweser schleicht er sich in die Gunst der Geistlichkeit und der Gasse, bricht, trotz feierlichem Schwur, die Verfassung und errafft unumschränkte Herrschgewalt. Nur auf der Insel Terceira wird Maria noch als Königin anerkannt. Ihr Vater entsagt im Frühjahr 1831 auch der zweiten Krone. Kommt nach Europa, dringt, nach langer Guerilla, bis nach Lissabon vor und übernimmt für seine Tochter die Regentschaft. Im April 1834 knüpft England den Vierbund mit Frankreich, Spanien und Portugal. Miguel wird geschlagen, dem ihm noch anhangenden Heerestheil verleidet, aus dem Land gescheucht. Und Königin Maria, die ihm verlobt, einem Leuchtenberg angetraut war, vermählt sich nach dessen Tod, als Sechzehnjährige, dem Prinzen Ferdinand von Koburg-Cohary. Dessen Enkel Dom Carlos läßt sich, nach langem

Google

Zögern, in den Entschluß zu Diktatur schwatzen; und wird auf der Straße, neben seiner Frau, zugleich mit dem Infanten gemordet. Er war Englands Kostkind; mußte aber, weil das launische Volk demüthigende Vormundschaft witterte, eines Tages den Hosenbandorden, mit dem ihn die Queen angeln wollte, ablehnen und durfte auch später sich niemals in willenlosen Gehorsam bücken. Neue Kolonialgeschäfte erlaubte Britania dem Königreich nicht, das, nach Brasilien, auch ein Kongostück verloren hatte und in Makalololand Ersatz suchte. Eduard brachte flink Alles in Ordnung. Portugal, seit den Tagen der Torres Vedras ein wichtiger Brückenkopf in Südwesteuropa, wurde englischer Vasallenstaat. Monarchie oder Republik: einerlei. Der zweite Sohn des gemordeten Königs blieb nicht drei Jahre auf seinem Thron; am dritten Februar 1908 kletterte er hinauf, am fünften Oktober 1910 mußte er herunter. Diesmal sprach der Volksmund: „Das Haus Braganza regirt nicht mehr.“ Manuel Maria Philipp Carlos Amelio Luis Michael Rafael Gabriel Gonzaga Xaver Franz von Assisi Engen de Braganza freut sich jetzt wohl in seinem englischen Schloß bei Twickenham des Lebens. Und der Freistaat Portugal, dessen Thor ihm und allen dem Haus Sachsen-Koburg-Gotha-Braganza Angehörigen verriegelt ist, beugt sich vor britischem Wink.

Der hat ihn in die Wirbel des Krieges gerufen. Noch hat Portugal ansehnliche Kolonien: Angola, Mozambique, Guinea, die Kap Verdi-Inseln; in Asien ein Stück vom Inderreich, Timor, Makao. Die wird England ihm verbürgen oder hoch bezahlen? Von dem Portugiesenheer hofft es gewiß nicht viel; immerhin sind die dreihunderttausend Mann irgendwo, zur Entlastung der Triple-Entente in Afrika, zu brauchen. Lissabon, Madeira, Lagos sind günstige Stützpunkte für die Marine der Westmächte. Die Lusitanierrepublik hat Deutschlands Kriegserklärung keck ertrotzt. Offenen Neutralitätbruch, groben Schimpf, sogar die Hinschlachtung deutscher Kolonialbeamten hatte berliner Langmuth geduldet; der jähen Wegnahme unserer Handelsschiffe mußte die Kriegsansage folgen. Admiralitätchef Balfour hat im Parlament neulich die Leistung der Flotte gerühmt, die der deutschen Flagge das Meer gesperrt, seit dem Kriegsbeginn vier Millionen Krieger, eine Million Pferde, hundertzwanzig Millionen Liter Petroleum, zweieinhalb Millionen Tonnen Kriegsgeräth und Proviant be-

Google

fördert und ihren Raumgehalt um eine Million Tonnen gemehrt habe. Doch die Furcht vor dem Tauchbootkrieg befiehlt, alle erlangbare Tonnage an sich zu ziehen. Die guten, geräumigen deutschen Kähne sollen nicht länger in portugiesischen Häfen verrußen. Den Briten verheißt Portugals Eintritt in den Krieg nur Vortheil: neue Mannschaft und Tonnage, Flottenstützpunkte und (die Hauptsache) Austauschwerthe für den Friedensschluß. Die in Lissabon herrschende Sippe muß ahnen, daß Angola und Mozambique ihr in jedem Fall verloren sind. Siegt Deutschland, dann nimmt es diese Kolonien (die ihm lange schon, mindestens seit dem Abschluß des anglo-deutschen Vertrages vom Jahr 1898, zugedacht waren); siegt England, dann entschädigt es aus dieser Masse den überwundenen Vetter von anderem Verlust. Die Erben des rex fidelissimus ziehen Bargeld wohl fernem Siedelland vor, das ein Kleinstaat in der Zeit mächtiger Rassenconcerns doch kaum halten könnte. Portugal ficht als Englands Söldner. Hätte aber den Dienst geweigert, wenns nicht, noch heute, fest an den Sieg des Werbers glaubte. Das ist die wichtigste Lehre der jüngsten Kriegserklärung.

Zwischen Furcht und Hoffnung.

Lord Northcliffe, Deutschenfeind mit noch beschränkter Haftung, Beherrscher des Zeitungtrust, dem die Times, Daily Mail, Evening News und vier Dutzend Blätter minder lauten Rufes gehören, ist unter die Kriegsberichterstatter gegangen. Schon am fünften März wußte er in Verdun, daß die ungeheuren Menschenopfer dem deutschen Heer nur schmalen Ertrag gebracht, die Franzosen, mit geringem Verlust, die wichtigsten Stellungen gehalten haben. „Noch fünfunddreißig Kilometer hinter der Feuerlinie wird das Ohr von dem Gebrüll der Kanonen betäubt. Das Auge sieht ganze Geschoßberge; für die Riesenmörser und für die feinen Maschinengewehre der Flieger ist Munition in überreichlicher Menge bereit. Von der Höhe, wo wir, zehn Kilometer vor Verdun, jetzt sind, überblicken wir das Schlachtfeld. Die Thürme des Domes ragen noch himmelan. Ueberall automobile Güterzüge; auf einer Straße zähle ich zwanzig, deren jeder ungefähr hundert Wagen hat. In der Ausnützung dieses Beförderungmittels sind die Franzosen findige Meister. Sie haben hier junge Führer; der Oberbefehlshaber Pétain ist ein Fünfziger.“ (Nein: sechzig; und

Google

sollte vor Kriegsausbruch als alter Oberst abgesägt werden.) „Die Häupter seines Stabes sind noch viel jünger. Im Hauptquartier geht es so einfach zu, wie sichs im Feld ziemt. Wir plaudern über die Mannschaft aus Kanada und Australien, über die stattliche Mehrung unseres Britenheeres und erörtern die Möglichkeit eines Vorstoßes in Flandern, der die Deutschen beschäftigen könnte. Die Verluste, meint ein junger Offizier, wären da vielleicht größer als der Nutzen; fällt Verdun, so wird die Kunde für ein Weilchen die Stimmung drücken, das Ereigniß selbst aber nicht wichtiger sein als das Weichen von irgendeinem anderen Frontpunkt. Die geschleiften Forts taugen nur noch zu Reklame für die deutschen Eindringlinge. Die Wucht des Angriffes übertrifft alles bisher auf der Westfront Erlebte; nie sah man solche Häufung Schweren Geschützes. Dem Kriegswerkzeug kann sich aber die deutsche Mannschaft nicht mehr vergleichen. Die Gefangenen sehen kümmerlich aus und erzählen mit saurem Gesicht von der Noth und der aller Begeisterung fernen Trübsal in der Heimath. Die eigentliche Lehre der Schlacht bei Verdun ist: Die Franzosen haben um den Preis nicht allzu beträchtlichen Geländeverlustes den Angriff dreifach überlegener Truppen abgeschlagen." Schlau ist der Mann, von dem gespöttelt ward, daß er täglich in fünf Millionen Exemplaren erscheine. Er füttert Chantecler und legt, während Frankreich murrend auf englische Offensive wartet, Pétains Generalstäblern den Wunsch auf die Lippe, daß England seine Kraft nicht in überhastete Vorstöße zersplittere. Thöricht ist nur das Geleier von Deutschlands Noth, Menschenverlust, von der Trübsal seiner Bürger und Krieger. Nie, bekennt der Lord, sah man solche Geschützmengen: und will doch hehlen, daß der Verlust der mit diesen Kalibern Beschossenen ums Doppelte größer ist als des Angreifers.

Im „Journal" wurde schon am achten März erzählt, die Stadt Verdun sei von deutschen Granaten zerschlitzt, deren größte je drei Häuser zugleich vernichten. „Neulich säten in einer Nacht hundertzwei Geschosse diesen Riesenkalibers Tod und Verderben." Und Senator Humbert redet in anderem Ton als Northcliffe. „Kein Mensch kann bestreiten, daß unsere Feinde Ungeheures geleistet haben. Die Willenskraft, Tapferkeit, Todesverachtung, die ihre Mannschaft zeigt, lehrt uns, was von dem Gerede über Deutschlands Ermattung zu halten ist. Der preußische Generalstab hat

Google

für den Angriff eine Frontstelle gewählt, von der aus er bequemere Rückverbindung hat als wir; wo er also hoffen kann, uns mit immer neuen Geschoßfluthen zu überschwemmen. Während wir an einen Fluß gelehnt waren, gebot er über ein dichtes Eisenbahnnetz, in das er noch neue Hauptlinien und Nebenbahnen einfügte. Die von ihm gelegten Gleise enden erst nah vor der Feuerlinie und liefern dem Geschütz, was es braucht. Deutsche Minen, Schmieden, Laboratorien speien ihr wuchtiges Geräth, ihre Feuerströme und Stahlgewitter bis in unsere Stellungen. Die Schienenwege erleichtern auch die Beförderung der Geschütze schwersten Kalibers; sie werden aufs Gleis gestellt und dadurch für den Kampf nutzbar gemacht. Als der Krieg anfing, hatte weder Deutschland noch Frankreich solche Riesenkanonen. Die Achtunddreißiger, die auf Dünkirchen, Belfort, Nancy, Verdun mächtige Stahlklumpen geschüttet haben, tragen fünfunddreißig Kilometer weit und feuern von dem Eisenstrang aus, auf dem besonders starke Lokomotiven sie vorwärts schleppen. Das haben die Deutschen durch ungemein mühsame Vorarbeit ermöglicht. Ihre Feldartillerie wirkt nur selten noch mit; meist donnert das Schwergeschütz, das von den eben erwähnten Riesen unterstützt wird. ‚Sie arbeiten mit ihrem Dreihundertfünfer wie wir mit unserem Fünfundsiebenziger‘: sagte mir neulich ein Offizier, der aus der furchtbaren Schlacht kam. Die schweren und schwersten Kaliber haben alle Infanterieangriffe vorbereitet; unsere Erde in ein Chaos unförmlicher Höhlen verwandelt und alle Vertheidigerstellungen völlig zerstört. Die Schwere Artillerie Deutschlands scheint jetzt an Feuerschlünden und Munition so stark zu sein wie je eine Feldartillerie. Und wer bedacht hat, daß während des Winters für Schienen, Bettung, Schutzwehren gesorgt, mit der Abnutzung der Rohre und einem unerschauten Geschoßverbrauch gerechnet werden mußte, Der nur weiß die gewaltige Leistung der Deutschen zu schätzen. Unsere muß sie noch übertreffen. Die Brust unseres bewundernswerthen Grabenvolkes wehrt, wie eine Mauer, den Stoß der grausen deutschen Kriegsmaschine ab. Schneller und ganzer Sieg ist nur möglich, wenn wir unserem Heer Waffen liefern, die seines Heldenmuthes würdig sind.“ Und (sagt in derselben Zeitung der Geschichtschreiber Aulard) wenn wir endlich dem Talent den Platz einräumen, der ihm gebührt. „Pétain war, als

Google

der Krieg begann, Oberst. Da er eine Brigade, eine Division, ein Corps erhielt, Armeegruppenführer wurde und heute das Schicksal des Vaterlandes in seiner Hand hält, muß er wohl als das größte Talent des Heeres erkannt worden sein. Der Ursprung des Wortes Talent weist auf das Gewicht, das die Wage senkt, also auf den Willen; und der Philologe lehrt uns, daß in der altfranzösischen, wallonischen, provençalischen Sprache Talent und Wille Wörter gleichen Sinnes waren. Das Talent ist der Wille, in dem die zur Ausführung nöthige Kraft lebt. Nur das Handeln, die Schöpferleistung offenbart es; und gerade der Heerführer kann erst auf dem Schlachtfeld, im Feuer zeigen, was er vermag. Hätten die Helden unserer Revolutionzeit Europa besiegt, wenn der Konvent nicht die echten Talente, die Hoche, Pichegru, Jourdan, Kleber, Marceau, aus der Reihe geholt und an die Spitze gestellt hätte? Der berühmte russische Taktiker Dragomirow pflegte zu sagen, das von einem Löwen geführte Lämmerheer sei besser als ein Löwenheer, dem ein Lamm befiehlt. In unseren Armeen fehlts nicht an Löwen. Nur das Talent darf ihr Führer sein."

Waffen, die Deutschlands übertreffen, und Führer vom inneren Rang der Hoche und Marceau: ists, im zwanzigsten Kriegsmonat, für die Erfüllung solcher Wünsche nicht ein Bischen spät? General Pétain, dem im Mai 1915 im Artois, am fünfundzwanzigsten September in der Champagne ein Durchstoß gelang und der, nach dem Zeugniß seiner Freunde, weiß, daß er gegen die kräftigste Großindustrie der Erde zu kämpfen hat, mag der Ersehnte sein. Wo sind die Anderen? Polybios-Reinach, der doch kein Dummkopf ist, späht nicht nach neuen Talenten; begnügt sich mit den alten, nennt Trübsal Verbrechen und schwört auf Northcliffe. Der lobt die Räumung des Moorgeländes an der Woivregrenze als ein Manöver, das den Franzosen eine starke und hohe Stellung verschafft, die Bildung eines gefährlich vorspringenden Winkels gehindert und die Deutschen in den Irrglauben gelockt habe, ihr Feind sei weich geworden. Der verhöhnt die deutschen Berichte und behauptet, im Fort Douaumont sei weder Geschütz noch Mannschaft gewesen, als die paar Brandenburger eindrangen. „Die sind noch drin, werden im Dunkel aus den Erddärmen gespeist, müssen aber in der Franzosenfluth ersaufen." Frohe Botschaft für Herrn Reinach. Ihm gilt der deutsche Ueberrumpelungversuch schon

als gescheitert und sein Spott kitzelt den Praktischen Arzt und Strategen Clemenceau, dem nichts erreicht scheine, weil zwei Brandenburgercompagnien sich noch in dem längst entwertheten Fort Douaumont halten. Den Senator und Homme-Enchaîné prügelt auch Genosse Hervé. „Unseren Kriegern, die bei Verdun die preußische Lavine auf dem Hals haben, ruft dieser Strandräuber den Trostspruch zu, unsere Artillerie sei keinen Pfefferling werth! Jeder andere Franzose hat nur einen Wunsch: die Preußen aus Frankreich und Belgien zu jagen. Ihn scheint nur ein Gedanke zu beherrschen: er will die Machthaber stürzen und uns seine Regirertalente in neuer, durchgesehener und verbesserter Auflage zeigen. Dieser Zweck heiligt jedes Mittel. Welcher Triumph, wenn bei Saloniki Deutsche und Bulgaren unsere Mannschaft ins Meer geworfen oder Sarrail zur Waffenstreckung gezwungen hätten! Weils nicht so kam, wirft unser Mann sich auf den Unterstaatssekretär fürs Flugwesen, ekelt ihn, wie den unfähigsten Wicht, aus dem Amt: und am nächsten Tag schießen unsere Leute einen Zeppelin und sieben Flugzeuge herunter und Clemenceau selbst muß, als Sprecher des Senatsausschusses, bekennen, daß wir in der Luft tüchtig vorwärts gekommen sind. Gleich danach wird Verdun bedroht. Wonne! Verdun wird fallen. Diesmal kann ihm die Haut des Ministeriums nicht entgleiten. Alles, was auch an die Krippe will, leckt sich schon die Lippen. Aber der Mann hat Pech. Verdun wird sich halten. Da brüllt der Strandräuber: Unsere Artillerie zählt gar nicht neben der deutschen! Wirklich? Heute schon ist sie, in allen Kalibern, der deutschen überlegen; und sie kann, wie lange auch die Schlacht dauern möge, Geschosse verschwenden. Das muß jeder Haarige hören. Was kräht also der Schreckenstifter? Solchen Versuch, den Muth der Truppen zu lähmen, dürfte keine Regirung dulden. Der Wohlfahrtausschuß des Konvents hätte ihn nicht so glimpflich geahndet wie unsere Censur, die das Blatt des Strandräubers für acht Tage verbot.“ Das schmeckt bitter. Und Herr Clemenceau hatte doch, ehe ihn die Gier nach Briands Skalp übermannte, geschrieben, selbst der Fall Verduns werde die Deutschen nicht endgiltigem Sieg nähern. „Wenn Ereignisse, die ich nicht voraussehen will, uns nöthigten, Verdun aufzugeben oder die Stadt in der Lage von Arras, Reims, Soissons zu lassen, bliebe unsere Front trotzdem unbrechbar. Eine den Deutschen

Google

günstige ‚Entscheidung‘ des Krieges würde erst möglich, wenn alle Franzosen, Engländer, Russen, Italer ausgerodet wären. Bis dahin ists weit. Und die Leistung unserer Helden verbietet jeden Zweifel an unserem Sieg. Ganzen Sieg fordert Frankreich. Die Schlappe eines Tages könnte den felsfesten Entschluß der Nation nicht erschüttern.“ Schlechte Führer und Geschütze, doch: sicherer Sieg.

Einer ging ...

Herr von Tirpitz ist von der Zinne des Reichsmarineamtes gestiegen. Da ich wesentlich Neues über ihn heute noch nicht sagen könnte und von solcher Gestalt mich doch nicht stumm wenden möchte, sammle ich ein paar Sätze, die ich für einen Festtag seines Lebens schrieb, in dieses Notizbuch. Muß ja noch nicht Abschied sein.

Großadmiral, Excellenz, Preußischer Staatsminister, Staatssekretär im Reichsmarineamt, Bevollmächtigter zum Bundesrath, Briefadel, Schwarzer Adler: der Sohn des küstriner Justizrathes Tirpitz hat die höchste Sprosse der Ehrenleiter erklettert. Nicht hastig, nicht langsam; er war Fünfzig, als er Viceadmiral wurde, Zweiundsechzig, als er sich mit dem neuen Titel des Großadmirals putzen durfte. In meinem Bereich Niemand stärker und höher als ich: war stets wohl seines Willens Losung. Seit er dem Reichsmarineamt vorstand, wurden die Admiralstabschefs (unter denen doch ein Mann vom Weitblick und Persönlichkeitgewicht des Grafen Baudissin war), die Häupter des Marinekabinets und der Schlachtflotte kaum je genannt. Kein deutscher Kriegsminister, weder die beiden Bronsart noch selbst Albrecht Roon, thronte so hoch in der Macht; nicht nur von dem Römer aus Parchim, auch von Waldersee, Schlieffen, dem zweiten Moltke, von Blumenthal, Steinmetz, Werder, Bülow, Goltz, Haeseler, Lentze, von Albedyll, Hahnke, Hülsen, Lyncker hörte und sprach der Bürger. Wenns um die Kriegsmarine ging, neunzehn Jahre lang nur von Tirpitz. Woher mag in der Warthefestung einem aufs Trockene der Pandektendeutung gesetzten Rechtsanwalt der Wunsch gekommen sein, den Jungen unter die Wasserratten krabbeln zu lassen? Vater Tirpitz war gewiß ein strammer Preuße und Patriot. Küstrin: da lernt auch der lauste Laodikaier endlich das Knirschen. Mündung der Warthe in die Oder. Seit 1540 ein (von Maurer gethürmter) Wall gegen Hordeneinbruch aus Ost. Der Kerker, dessen Fliesen

Google

Fritzens, des als weibisch verschrienen Kronprinzen, Thränen genetzt, aus dessen Gucklufe der zarte Häftling die Hinrichtung seines Busenfreundes Katte betrachtet hat. Im Siebenjährigen Krieg haben die Russen die Festung beschossen. Ingersleben, ein unwahrscheinlich zager Preußenoberst, hat sie, trotzdem ihm weder Proviant noch Wehrgeräth fehlte, 1886 einem Franzosenschwarm geöffnet. Und nach sechs Jahren erst ward sie wieder schwarz-weiß. Solche Erde lehrt des Vaterlandes Kraft schätzen; seine Ohnmacht bestöhnen. Größer muß des Deutschen Vaterland sein: hat Arndt posaunt; der fallersleber Hoffmann im Schlupfmantel habsburgischer Klänge durch Zollerns Staat die Mahnung geschickt, über Alles in der Welt Deutschland zu lieben. Noch ists nicht; eins aus den Fugen, eines neuen Lebensmöglichkeit noch nicht klar gesichtet. Daß nur ein kräftiger Arm es den Wehen der Sturmzeit entbinden könne, in der alle Begriffe erworbenen Rechtes streitig geworden sind, ahnt jeder Küstriner. Warum aber läßt der Herr Justizrath seinen Alfred nicht Landkriegsmann werden, den Fußkampf oder Geschützdienst lernen? Vielleicht, weil er meint, ohne ererbten Adel, Grundbesitz oder Geldhaufen komme in Friedrich Wilhelms Heer auch der Tüchtigste nur im Schneckentrab vorwärts. Vielleicht, weil er (wie später, in der Elektrikerdämmerung, mancher Papa) den Knaben in Sonnenaufgangshoffnung schieben will. Als Alfred, am neunzehnten März 1849, geboren wurde, gab es, seit neunzehn Tagen, ein Oberkommando der preußischen Marine. Achtundvierzig Jahre danach bringt der Reichsanzeiger den „Entwurf eines Gesetzes betreffend den Ausbau der deutschen Flotte“ ans Licht. Das Werk des Contreadmirals Tirpitz, der seit acht Monaten Staatssekretär ist. Und fortan jede Marineforderung, im Zeitraum von fünfzehn Jahren fünf gewichtige Vorlagen, mit bedenkenloser Gelassenheit durch die Klippen, die Dünung, den Muschelgischt des Parteienhaders lootst. Aus seinem Mund kommt der Satz: „Ich weiß, daß die Schlachtschiffe im Allgemeinen nicht populär sind. Es ist ja schwierig, klarzumachen, daß das Schlachtschiff durchaus ein großes, starkes Schiff sein muß. Aber wenn wir eine Flotte haben, die der jetzt geforderten Stärke entspricht, dann hat Deutschland eine Seemacht, gegen die offensiv an unseren Küsten vorzugehen selbst eine Seemacht Ersten Ranges sich dreimal bedenken wird. Die Seeinteressen Deutschlands

Google

sind seit der Errichtung des Reiches in ungeahnter Weise gestiegen. Werden diese Interessen in Zukunft unterbunden und ernstlich geschädigt, so muß Deutschland zuerst einen wirthschaftlichen und dann einen politischen Niedergang erleiden.“ Die zu schaffende Schlachtflotte, läßt er im „Nauticus“ von 1899 künden, „ist das beste Mittel zur Vertheidigung unserer Küsten. Kein Gegner wird, wenn diese Flotte vorhanden ist, Angriffe auf die Flußmündungen und offenen Städte vornehmen oder Landungen versuchen dürfen, ehe er mit der Schlachtflotte abgerechnet hat.“ Während er das Haupt des Torpedodienstes war, wurde, gewiß nicht ohne sein Zuthun, das (heute seltsam klingende) Wort gesprochen: „Je früher die Zahl von hundertfünfzehn Torpedobooten erreicht ist, um so länger werden wir, wenn wir die hohe See nicht halten können, offene Häfen haben.“ Schlachtschiffe und Torpedoboote: zuverlässiger Schutz vor jeder Hemmung deutschen Seehandels. Wohin schmolz der Schnee aus so holden Wintern?

Der umsichtige Inspecteur der Torpedoflotte sah deren Erben, das Unterseeboot, nicht sogleich gern erwachsen. Noch im Dezember 1905 fand er, daß es nur „für gewisse, eng begrenzte Zwecke Bedeutung habe“. Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flottenvereins, dem Torpedo- das Unterseeboot vorzuziehen. Im März 1913 spricht Herr Churchill, Englands Marinechef: „Das herrliche Werk, das durch die lange Verwaltungarbeit des Herrn von Tirpitz entstanden ist, betrachten wir mit höchster Bewunderung.“

Wenn Herr von Tirpitz in der Wahl einzelner Waffen und des Geschützkalibers manchmal geirrt hätte (was erst am Ausgang unseres Krieges offenbar werden kann), wäre er nicht so hart, freilich ohne die dem Schöpfergenie schuldige Ehrfurcht, zu tadeln wie Bismarck, der, weil er Gortschakows Selbstweihqualm nicht riechen konnte, die Russen ohne Ertrag aus dem Türkenkrieg vom Berliner Kongreß heimschleichen ließ; nicht härter als Moltke, der die hagere Wucht seines Namens Jahre lang gegen den Plan des Nordostseekanals stemmte und starr auf der Ueberzeugung stand, dieser Kanal werde nur im Sommer brauchbar, militärisch von ungewissem Werth und in keinem Fall so nützlich sein wie ein neues Geschwader, das auch nicht mehr Geld kosten würde. Große selbst zahlen, im Irrthum, den Menschenzoll an ihr Schicksal. Wunder-

Google

lich wäre nur, wenn gerade der Admiral, der am Meisten mit der Möglichkeit deutsch-britischen Krieges rechnete, die Unterseewaffe verkannt hätte; wunderlicher als der Augenmaßmangel, der ihn zwei Drittel einer höherem Zweck pflichtigen Lebenskraft und neun Zehntel seiner sonst sparsam behüteten Herzenswärme an die Wahrung des im Oststurm unhaltbaren Postens Kiautschau vergeuden ließ. Deutschlands größter Torpedotaktiker hat sicher ja dem Erlebniß Roberts Fulton nachgeforscht, der, mit Watts Maschine, 1807 den ersten Kriegsdampfer rüstete, Torpedo und Tauchboottypus (ohne das Periskop, den Rundgucker, den Goubet und Zédé hinzufügten) erfand, in Britanien aber keinen Auftrag erwarb, weil Pitt, nach dem Wort des Admirals John Jervis (der, mit Nelson, 1797 bei Saint Vincent die Spanier geschlagen hatte), nicht so dumm sein wollte, eine Waffe einzuführen, die dem Meerbeherrscher das Szepter aus der Hand schlagen kann. Die Waffe, die nur der Blockirte, nicht der Blockirer (der ja kein Angriffsobjekt fände), zu nützen vermag. Herr von Tirpitz hat stets an den Nordseekrieg, den Kampf gegen England, gedacht. Ihm wurde Fatum, daß seinen Willen nie ein stärkerer bog; daß er sich *als* Fachmann „ausleben" durfte. Drei Kanzler, sieben Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes, zwei Dutzend Diplomaten, weit- und kurzsichtige, haben wider ihn gemurrt. Gemeutert? Jahrzehnte lang wagte es nicht einer. Nicht einer schien ihm an Kraft gleich. Der Staatsmann mußte den von seiner Ressortpflicht ganz Erfüllten vor Tsingtau warnen; dem blanken Auge des Schiffsbauers die Nothwendigkeit und die Gefahr deutscher Erdpolitik entschleiern. Der Stämmige stand allein. Wäre er zu schelten, wenn er zu ungestüm vorwärts gedrängt, schwächlich wimmernden Einspruch abgewehrt, eine ihm liebe Waffe, einen alten Gehilfen zu lange im Gunstlicht gelassen hätte? Den Fachmann lobt das Werk. Lobt alltäglich des Feindes Mund. Und der Admiral durfte sich, durfte den Nachbarn sagen: „Ich bin berufen, Deutschlands Seewehr zu stärken; hindert mich, wenns Eure Staatsmannsweisheit vermag." Seinen Beruf hat der undurchdringlich an allen Wesenspforten Gepanzerte wie je ein Bräutigam die Verlobte geliebt.

Hier strotzt Persönlichkeit; „ist ein Kerl": sagt selbst der Hasser. Auch ein Politiker? Manchmal ists, als sei in dem Fachmerschen der Embryo eines Staatsmannes durch Selbstamputation ver-

Google

stümmelt worden. An Listenreichthum und der Gewissenlosigkeit, die nach Goethes Richtspruch jeder Handelnde braucht, an Eisenhärte und Stahlgeschmeidigkeit fehlt es nicht; noch an dichtfaltig alle Seelenporen verhängenden Hüllen. Weiß doch Niemand, woran Der glaubt. Daß Politik die Fortsetzung des Krieges, des die Kulturrechte aufhebenden Urstandes wilder Natur, mit anderen, nicht immer milderen Mitteln, daß der Regirende, für die Gemeinsache, die Zukunft einer Volkheit Verantwortliche nicht in den Moralpferch des scharwerkenden oder hamsternden Kleinbürgers eingekettet ist, empfand in dem Halbkreis deutscher Excellenzen wohl keine so klar wie in ihrem Uferprunkkasten die des weißen Küstriners. Der klebt nicht am Würdenleim; hat in heiklen Stunden stets ein Abschiedsgesuch in der Blaurockstasche und wickelt die anfangs Borstigsten, aus Olymp und Acheron, bald wie Seidenfädchen um den dicken Zeigfinger. Doch irgendein Glied, ein dem Staatsmann unentbehrliches, scheint abgeschnürt, abgestorben zu sein. Weil in der Stickluft des niemals voll Verantwortlichen, der vor der Handlung erst mindestens Einen, meist Drei von der Nothwendigkeit und Möglichkeit überzeugen mußte, kranke Gewebsstränge die Entwickelung des Keimes hemmten? Der Humor, den man mürrisch brummen hört, wird von Banden nicht frei, die Aussicht vom Wall des planenden Geistes nicht weit, die Laune weder andächtig noch sonstwie daimonisch. „Tirpitz ist unberechenbar.“ Und scheint selbst nur auf Zetteln, nicht auf der Hünenhaut des germanischen Weltalls, seine Wochenrechnung zu machen. „Wohin will er?“ Nur in den Nachruhm des Mannes, der Kiautschau und fünf Flottengesetze durchgedrückt, Wehr- und Werftdienst klüger organisirt, die Presse gekirrt und von allen Reichstagen Alles erschmollt oder erliebelt hat? Lächelnd hat er, vor dem Ohr eines Briten, einst sich den Schwarzen Mann des Vereinigten Königreiches genannt; gleich danach die Schultern gehoben, betheuert, er habe niemals Krieg gegen England gewünscht; und in dieser Stunde wohl selbst dran geglaubt. Flimmerte Irrlicht vor seinem Willen? Im Verwalteramt wollte er Herr über die Seewaffe sein; als bewußt Untergebener gegen Wind und Fluth den höchsten Entschluß erwirken. Morgen tritt er ins achtundsechzigste Lebensjahr. Und sieht nicht aus, als sehne er sich in thatlose Greisenruhe.

Google

Vom deutschen Wald.

Fürst Bismarck ist am zehnten Februar 1885 im Reichstag energisch für die Holzzölle und damit für den Schutz des deutschen Waldes eingetreten. Er sagt, der Schutzzoll sei nicht nur nöthig für die Holzzucht, sondern auch für den Theil der Bevölkerung, der im Walde arbeitet, als Holzfäller oder als Fuhrwerksbesitzer, der auf diese Weise in der arbeitlosen Zeit des Winters sein Zugvieh paßlich beschäftigen könne. Weiter stellt Bismarck aus seiner Erfahrung fest, daß etwa fünfzig Hektar gut bestandenen und betriebenen Waldes eine Arbeiterfamilie beschäftigen. Auf andere Vortheile des Waldes ist der Fürst damals nicht eingegangen. Dies war auch nicht nöthig, denn das deutsche Volk kennt und liebt wie kein zweites den Wald. Nicht nur der Landbewohner, der in dessen Nähe wohnt, schätzt ihn, sondern auch der Städter, der an freien Tagen selbst unter Aufwendung einer größeren Fahrt am Liebsten den Wald aufsucht, um sich darin zu ergehen. Unzählige Lieder beschäftigen sich mit dem Wald und seinem Leben. Schwer empfindet der deutsche Reisende in romanischen Ländern das Fehlen des Waldes. Jeder Deutsche ist sich bewußt, daß der Wald nothwendig, nützlich, in Deutschland unentbehrlich ist.

Nicht erst in diesem Krieg, sondern schon zuvor ist das Verlangen nach innerer Kolonisation laut geworden. Es ist eben so berechtigt wie die Forderung, daß der Wald auf dem Boden weichen soll, wo Körnerbau noch mit Erfolg betrieben werden kann. So lieb wir den Wald haben, wir dürfen uns nicht der Einsicht verschließen, daß er nur auf den Boden gehört, auf dem eine rentable Landwirthschaft nicht mehr möglich ist, es sei denn, daß andere Gründe für seine Erhaltung sprechen. Denn an den Stellen, an welchen der Wald als Schutzwald steht, darf er nicht angegriffen und da, wo Schutz erforderlich ist, muß er angebaut werden, auch wenn der Boden landwirthschaftlich günstiger ausgenützt werden könnte. Als Beispiel nenne ich die Schutzwaldungen des Hochgebirges zur Beseitigung oder Minderung der Lawinengefahr. Aber auch an anderen Orten sind Schutzwaldungen nothwendig oder doch vortheilhaft, so auf den Kämmen unserer Mittelgebirge. Auch können unter Umständen Thalwaldungen im Ueberschwemmungsgebiet der Flüsse nicht beseitigt werden, ohne die unterliegenden Orte zu gefährden. Ein Beispiel sind die Staatswaldungen im Kinziggebiete oberhalb der Stadt Hanau,

Google

die, ohne schwere Gefahr für diese Stadt, nicht in viel rentablere Wiesen umgewandelt werden können.

Die vom Walde der Landwirthschaft abzugebenden Flächen müssen aber auch für diesen Betrieb ihrer Größe nach geeignet sein. Kleine, ganz vom Wald umschlossene Grundstücke sollen nicht abgegeben, sondern aufgeforstet werden. Solche Grundstücke schädigen den Wald durch Frostgefahr. Die Besitzer unterliegen aber auch leicht der Versuchung, sich widerrechtlich Forstprodukte anzueignen. Hierdurch wird der Forstschutz sehr erschwert. Auch wird dem Waldbesitzer zugemuthet, große, oft sonst ganz unnöthige Wegestrecken in seinem Wald liegen zu lassen und womöglich noch auf seine Kosten zu unterhalten. Auch kleine Wiesengründe müssen entweder aufgeforstet oder, wenn es möglich ist, so verbreitert werden, daß sie eine vernünftige wirthschaftliche Form und Größe bekommen. Auch muß auf eine bessere Grenze zwischen Wald und Feld Werth gelegt und dafür gesorgt werden, daß diese Grenze ein nicht zu schmaler, gut fahrbarer Weg bildet, der von beiden Theilen benutzt werden kann und auch das Feld einigermaßen vor der Beschattung durch den Wald schützt.

Wenn wir den Grundsatz aufstellen, daß der Wald den Boden abgeben soll, der sich besser zu landwirthschaftlicher Bebauung eignet, so müssen wir dagegen auch fordern, daß aller Boden, der für den Körnerbau nichts taugt, Wald werde. Wir haben in unseren deutschen Mittelgebirgen Tausende und Abertausende von Hektaren als Hutweide liegen. Sie bieten einen traurigen Anblick. Mit Steinblöcken und Ameisenhügeln übersät, tragen sie hier und da noch einen alten, manchmal malerischen, aber sonst werthlosen Baum. Oft werden sie auch noch durch dornige Hecken beeinträchtigt. Gepflegt oder gar gedüngt werden sie nie. Ihr Ertrag ist gleich Null. Die Beweidung dieser Flächen durch die Gemeindeheerden nimmt immer mehr ab; viele Orte besitzen überhaupt keinen Hirten mehr, man geht immer mehr zur Stallfütterung über. Nur das Jungvieh tummelt sich noch auf diesen zu solchem Zwecke viel zu großen Flächen. Der größte Theil müßte aufgeforstet werden. Nach Anbau der Fichte würden sie hohe Erträge liefern; denn für diese Holzart besitzen sie in der Regel mindestens die dritte, wenn nicht die zweite Bodengüte.

Nach den großen napoleonischen Kriegen im Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigte sich ein starker Landhunger. Damals wurde sehr viel Wald gerodet und der Landwirthschaft zugeführt, der sich nicht hierzu eignete. Man glaubte, Das durch

Google

den Anbau der Kartoffel ausgleichen zu können. Das geschah aber geradezu sinnlos; die Kartoffelkrankheit war die Folge und nun sah man ein, daß man auch mit dem Kartoffelanbau vorsichtig sein müsse. In gebirgigen Gegenden ist die Landwirthschaft seitdem mit geringen, leichten Böden überlastet, die große Ansprüche an Dung machen, dadurch diesen den besseren Bodenarten entziehen, ohne selbst einen genügenden Ertrag zu gewähren. Auch hier dürfte die Aufforstung solcher Gelände, namentlich, wenn sie an einen vorhandenen Wald angrenzen, sehr zu empfehlen sein.

Doch auch in den gesegneten Theilen unseres Vaterlandes, in dessen fruchtbaren Niederungen, wird man Bodenstellen geringeren Ertrages finden. Wenn sie auch nicht groß genug sind, um wirkliche Forste zu bilden, so können doch Vogelgehölze (nach dem Muster des Freiherrn von Berlepsch) angelegt werden. Die Eisenbahnverwaltung kann mit gutem Beispiel vorangehen und ihre Dämme, Einschnittböschungen, Ausschachtungen in dieser Weise bepflanzen. Abgesehen von dem großen Nutzen, welchen derartige Anpflanzungen durch Vermehrung der nützlichen Vögel der Landwirthschaft bringen, werden auch vom Schönheitstandpunkte aus diese sonst sehr einförmigen Flächen in angemessener, für das Auge wohlthuender Weise unterbrochen. Und den landwirthschaftlichen Arbeitern bieten diese Gehölze in den Ruhepausen an heißen Tagen einen angenehmen Aufenthalt.

Wenn der Wald der Landwirthschaft Opfer bringen soll, so muß verlangt werden, daß wenigstens der Rest nicht durch irgendwelche Einflüsse in seiner richtigen Bewirthschaftung gestört werde. Dies geschieht aber noch in einer Reihe deutscher Staaten durch die Forstservituten. Preußen hat diese Belastungen, wenigstens zum allergrößten Teil, mit Hilfe der Ablösungsgesetze beseitigt. Jede Forstservitut hindert aber den Waldbesitzer an richtiger intensiver Forstwirthschaft. Das Schlimmste sind die Streuberechtigungen. Wenn sie ausgedehnt sind, können sie den Waldbestand in Frage stellen; sie müssen durch Ablösungen beseitigt werden. Der Wald kann trotzdem noch dem Bedürfniß an Waldstreu genügen. An Schneisen und Wegen, auf denen die Entfernung des abgefallenen Laubes sogar nützlich ist, ist kein Mangel. Auch auf Abtriebsflächen kann Laub und auch andere Streu abgegeben werden. Sonst muß aber die Laub- oder Nadeldecke dem Wald bleiben, wenn er nicht Schaden leiden und für den Wasserstand seine Aufgabe erfüllen soll.

Auch die Waldweide ist zu beseitigen. Wir haben schon ge-

Google

sehen, daß Flächen, die nur hierzu dienen, wenig Ertrag bringen. Sind sie noch dazu in den Wald eingestreut, so wirken sie nur schädlich und bringen kaum einen Nutzen. Auch die direkte Weide im Wald selbst bringt fast keinen Ertrag, wenn die Schonungen, was der Forstwirthschaft wegen absolut nothwendig ist, davon befreit sind. Nur der Schweineeintrieb in die älteren Bestände kann für beide Theile, sowohl für den Schweinebesitzer als auch für den Forst, von Vortheil sein.

Am Wenigsten schädlich ist immer und überall das Recht auf Holzbezug in der Form einer festen Holzrente, wenn es nicht die Forstwirthschaft hindert oder die Leistungsfähigkeit des Waldes überschreitet. Das Leseholz muß der bedürftigen Waldbevölkerung belassen, aber in vernünftiger Weise beschränkt werden, und zwar auf Tage und bestimmte Waldorte, denn sonst wird der Forstschutz unnütz erschwert. Das Sammeln von Pilzen, Beeren und Kräutern sollte man da, wo nicht Schonungen geschädigt werden, nicht erschweren; eben so wenig das Spaziren im Wald. Oefter als der Forstmann ist der Jäger unduldsam; seines Wildes wegen möchte er den Wald am Liebsten für sich allein behalten und gegen jeden Dritten abschließen. Die Jagd gehört ja auch zum Walde, doch soll sie niemals Hauptzweck sein. Schlendrian und Raubwirthschaft muß verhindert werden. Sonst kann der Wald nicht dem Vaterlande das Wichtigste verbürgen, was er zu leisten hat: die Regelung des Wasserstandes.

In dieser Frage folge ich vielfach dem Forstmeister Otto Kaiser, der sie 1883 in seinen „Beiträgen zur Pflege der Bodenwirthschaft“ behandelt hat. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande: der alte Spruch bewährt sich leider nirgends mehr als in Deutschland. Die schönsten Erfindungen werden bei uns gemacht, nicht beachtet und erst angenommen, wenn sie aus dem Ausland zurückkommen. So ist es auch Otto Kaiser ergangen. Seine guten Arbeiten auf diesem Gebiet haben keinen Erfolg gehabt (in diesem Fall nicht einmal im Auslande, dessen Forstkultur hinter unserer zurückbleibt). Als Kaisers Schrift erschienen war, glaubte man, das Wasserstandsproblem auf andere Weise lösen zu können: nur durch die Anlage großer Thalsperren. Diese leisten viel, sind aber theuer und bleiben eine stete Gefahr für die unterliegenden Orte und Gelände. Eine sicherere und gefahrlose Regelung wird durch den Wald bewirkt. Daß er die atmosphärischen Niederschläge zurückhält und erst allmählich abgiebt, ist bekannt; je besser der Wald bestanden ist, je weniger seiner Laub- oder Nadeldecke beraubt, desto leistungfähiger ist er auf diesem Gebiet. Das Wasser

Google

wird aufgesogen und langsam abgegeben. Oft versickert es auch und speist die Quellen. Der Schnee schmilzt im Forst, namentlich auch in den immergrünen Nadelholzbeständen lange nicht so schnell wie im Freien. Man kann annehmen, daß von den Niederschlägen etwa ein Drittel gleich wieder verdunstet, ein Drittel abfließt und ein Drittel versickert. Durch zweckgemäße Eingriffe läßt sich aber eine viel größere Wassermasse zum Einsickern bringen und zugleich der Abfluß des zweiten Drittels verlangsamen. Beim Ausbau des Wegenetzes kann man unzählige kleine und größere Teiche billig anlegen; viele solcher Teiche leisten zusammen aber für die Zurückhaltung des Wassers das Selbe wie ein Sperrweiher von gleicher Gesammtgröße.

Noch viel günstiger wirkt es aber, wenn man jedes kleine Rinnsal, das sich gebildet hat, nicht direkt aus dem Wald herauslaufen läßt, sondern es durch Horizontalgräben abfängt und auf die Rücken leitet. Namentlich muß Das bei den Wegekanälen geschehen. Die Kosten sind äußerst gering, denn es handelt sich meist nur um Gräbchen von höchstens dreißig Centimeter Tiefe und sechzig Meter Länge. Dadurch bewirkt man einen Ausgleich der Bodenfeuchtigkeit, der für den Holzwuchs von großem Werth ist. Außerdem bringt man viel größere Wassermengen zum Versickern und stärkt so die Ergiebigkeit der Quellen. Wenn man nach diesen Regeln (Einzelheiten übergehe ich) ein ganzes Waldgebirge einrichten wollte, würden die Kosten noch lange nicht die einer einzigen Thalsperre erreichen. Und für den Wasserstand würde dennoch viel mehr geleistet.

In den Staatswaldungen des Regirungbezirkes Kassel sind, unter Kaisers Leitung, solche Versuche gemacht worden. Leider trat bald danach an der höchsten Stelle im Forstwesen Preußens ein Wechsel ein; der neue Oberlandforstmeister hielt nichts von diesen Versuchen und ließ sie nicht fortsetzen. Landforstmeister von Baumbach, der Förderer dieser Bestrebungen, nahm den Abschied und wurde Chef der Waldungen im Fürstenthum Waldeck.

Die Pflicht der Waldbesitzer ist aber, das Problem zum Wohl der Gesammtheit zu lösen. Ein großer Theil des deutschen Waldes gehört den Bundesstaaten. Sie müßten mit gutem Beispiel vorangehen. Doch auch sonst ist der Wald bei uns zum großen Theil in guter Hand. Wir haben viele und große Fideikommiß- und Stiftung-Waldungen, die manchmal noch behutsamer gepflegt werden als die Staatswälder. Auch in großen Gemeindewaldungen sieht es gut aus; je kleiner sie aber werden, desto schwieriger wird die Bewirthschaftung. Das Reichsrecht müßte die Ver-

Google

einigung kleiner Waldstücke erleichtern und für die Zukunft jede Waldtheilung verbieten; sie ist früher, besonders bei Genossenschaftwaldungen, leider oft erfolgt. Selbst Fideikommiß- und Stiftung-Wälder sind vor solchen Theilungen nicht sicher: die Familie kann aussterben, die Stiftung zwecklos werden und deshalb aufhören. Wer ein Stück besaß, erhielte dafür einen Antheil an dem gemeinsamen Waldbesitz. Die passende Form böte die Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Mindestens ein Geschäftsführer müßte für den höheren Forstdienst in einem deutschen Bundesstaat ausgebildet sein. Die kameralistische Buchführung und Rechnung wäre zu gestatten. Da nicht alljährlich eine Bilanz gemacht werden kann, muß der Forst eine Betriebseinrichtung haben; die Kosten sind durch Kredit aufzubringen und spätestens in zwanzig Jahren abzutragen. Die Einrichtung muß von Zeit zu Zeit nachgeprüft und, wenn es nöthig scheint, verbessert werden. Der Gesellschaftvertrag muß bestimmen, ob der jährliche Holzanfall zu verkaufen oder unter die Genossenschafter zu vertheilen und ob ihnen ein Vorkaufsrecht auf das Holz zu gewähren ist. Die Gründung solcher Waldgenossenschaften muß von Stempel und Kosten frei bleiben, weil sie dem allgemeinen Interesse dient.

Nützlich ist die Markirung der besten und landschaftlich schönsten Waldwege. Den Vereinen, die dafür sorgen, kann der Forstwirth nur dankbar sein und er muß ihnen helfen, wo er vermag. Sie werden auch das Verständniß für die Nothwendigkeit verbreiten, die Schonungen wirklich zu schützen und nicht nur vor Beerensuchern, sondern auch vor Spazirgängern zu sichern. Die Invaliden unseres Krieges können in der Forstwirthschaft Beschäftigung finden, wenn ihre Marschfähigkeit nicht allzu beträchtlich gemindert ist und wenn eine verschärfende Strafvorschrift die Herren Forst- und Wilddiebe vom Widerstand gegen invalide Beamte noch kräftiger abschreckt, als es die Norm unseres Strafgesetzbuches heute thut. Ohne verschärfenden Zusatz wird es freilich nicht gehen. Und alle Deutschen wünschen doch, den Kriegsinvaliden neue Arbeitbezirke zu öffnen.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen.

Google

Mithridate.*)

Auf dem glitzernden See von Rheinsberg schwamm eine Barke. Versteckt hinter dem breiten, purpurnen Segel, das beschattend die heiße Sonne zurückhielt, und weichgebettet auf schwellende Polster lag eine jugendliche Gestalt und las in einem Buch. Vom Ufer her drang heimliches Bienengesumm und süßer Blüthenduft. Manchmal erschien auch eine schlanke, buntschillernde Libelle, gaukelte an dem Leser herum und schwirrte dann wieder zurück. Nun knirschte auf dem Parkweg der Kies unter den munteren Schritten eines Kavaliers südländischen Aussehens. Er trug weißseidene Strümpfe und einen rothen, silbergestickten Schlafrock, der ihm offenstand, eben so wie oben am Hals das weiße Spitzenhemd. Sein kleiner, mit goldenen Tressen besetzter Dreispitz, der ihm schief und zierlich über dem vollen braunen Gesichte saß, war besteckt mit Eichenlaub. Ueber der Schulter hing ihm eine lange Flinte und vorn im Knopfloch steckte eine kleine, winzige Flöte aus Bernstein. Die setzte er nun an die Lippen und pfiff ein paar Triller zu dem einsamen Bot hin.

Als der Insasse ihn bemerkte, legte er rasch das Buch fort, griff nach ein paar Blättern und rief daraus dem Anderen, auf Französisch, zu:

„Ich wohl das Leben zu genießen weiß!
Von Freunden eine Schaar, ganz auserkoren,
Abhold der Heuchelei und wie geboren
Zu Ernst und Scherz, die bildet meinen Kreis.
Da füllt Philosophie gar manche Stunde;
Bald fesselt Newton und die Sternenkunde,
Bald Dichtkunst, Malerei uns ganz,
Bald freun wir uns an der Geschichte Themen.
Bald sinnen wir ob den Problemen
Der Größe Roms und Griechenlands.
Drauf voll von Liebe, Versen und voll Lust
Und von der holden Tollheit ganz bezwungen,
Die Ernst und Herbe scheucht aus jeder Brust,
Sprühn die von edlem Wein gelösten Zungen,
Lebendig zwar, doch Maß und Grenze wahrend,
Ein Feuerwerk, mit Geist die Launen paarend;
An diesem stillen Fleckchen, von Banausen
Und Gecken unbehelligt, sehe ich
Die zarte, unverfälschte Freundschaft hausen.“

„Herrlich, herrlich!“ schallt es nun vom Ufer zurück, als die Stimme auf dem Wasser schwieg. „Von den Grazien geführt, gleiten Dir die Verse dahin. Aber hast Du auch Deine Rolle im Kopf und wirst nicht wieder steckenbleiben wie gestern abends bei der Probe? Heute

---

*) Aus dem hübschen Band „Ruhm, Novellenkranz um Friedrich den Großen“, der in der Groteschen Verlagsbuchhandlung erschien.

bist Du kein Idyllendichter, kein Theokrit, kein Anakreon, auch nicht der Kronprinz von Preußen. Heute bist Du Mithridate, der große König von Pontus, der gegen eine ganze Welt in Waffen steht."

Gleich ertönte nun hinter dem Segel eine pathetische Stimme und trug eine Stelle vor aus Racines Tragoedie: „Ha! dürft' auch nicht mein Muth auf neue Siege hoffen und stünden nicht dazu bereits die Wege offen und . . ."

Doch Dietrich von Keyserlingk hörte nicht mehr hin, sondern blickte verwundert auf den dürren, schwarz gekleideten Mann, der von der ganz nah gelegenen Stadt in toller Hast mit winkenden Armen auf ihn zulief. Es war der Kirchendiener von Rheinsberg. Und der Schrecken, der ihn erregte, sprang auch bald über auf Keyserlingk und den Prinzen, der nun mit seinem Kahn ans Ufer herantrieb.

Ein Feldzugsplan nach dem anderen wurde geschmiedet und wieder verworfen, bis endlich Keyserlingks Besorgniß um den Freund das Richtige fand. Der Kronprinz mußte eilig nach dem Schloß zurückrudern und Keyserlingk wollte allein dem ersten Gewitter Trotz bieten. Das zog sicher herauf. Denn was der Kirchendiener aus Rheinsberg erzählte, klang unheilvoll genug. Der König war jetzt eben in der Stadtkirche gesehen worden. Er hatte wohl gleich nach dem Schloß hinübergewollt zu seinem Sohn (ihm nur konnte dieser unerwartete Besuch gelten), aber da er die Glocken hörte, trat er schnell noch in das Gotteshaus. Dort steht auf der Kanzel die alte, ehrwürdige Gestalt des Geistlichen Johannes Rossow. Gerade legt er die Bibel weg, faltet die Hände und will seine Predigt beginnen. Und wie er es stets zu thun pflegt: gedankenvoll blickt er noch einmal über die ganze Gemeinde. Da treffen seine Augen auf die Gestalt des Königs, der drüben, an der Säule, gebeugt auf den Knopf seines langen Stockes, mit strammer Andacht ihm voll ins Gesicht schaut. Pastor Rossow will sprechen. Doch wie tot liegt ihm die Zunge im Mund. Sie bringt keine Worte heraus. Auch die Gedanken verwirren sich. Wie durch einen Nebel sieht er, daß drüben der König von Zorn ganz roth wird und daß er mit dem Stock droht. Es ist umsonst. Pastor Rossow vermag nicht zu reden. Er stammelt mühsam den Segen und verläßt hastig die Kanzel.

Das also hatte sich zugetragen. Es dauerte auch gar nicht lange, da erschien der König selber.

Dick und vierschrötig, in braunem Rock und rother Weste, rannte er mit erhobenem Stock hinter einem jungen Bürgersmann aus Rheinsberg her und schlug ihn über den Rücken, daß es nur so krachte.

„Lieben sollt Ihr mich, aber nicht fürchten," stieß er dabei hervor, während der laut Schreiende sich den Hieben zwar möglichst zu entziehen suchte, aber nicht wagte, seine jungen Beine ganz flink zu gebrauchen. Nun konnte der König nicht mehr weiter. Keuchend mußte er sich auf eine Bank niederlassen; und auch der Andere blieb respektvoll stehen und rieb sich nur leise wimmernd den Buckel.

„Warum reißt Er denn aus, wenn Er mir auf der Straße be-

Google

gegnet? Er will wohl durchaus seinen sauberen Herrn Pasteur imitiren, den nur das hohe Alter vor meinem Stock geschützt hat? Doch verantworten soll sich dieser unwürdige Diener Gottes vor dem Konsistorium wegen Menschenfurcht und ich will ihn seinem Amt entsetzen." Er wandte sich nun gegen Herrn von Keyserlingk, den er eben bemerkt hatte. „Ein feiges Lumpenpack wohnt hier bei Euch in Rheinsberg," rief er ihm mit rauher Stimme entgegen, während der junge Bürgersmann schnell in das nahe Buschwerk verschwand, wo sich schon der Kirchendiener versteckt hielt. „So zu erschrecken, wenn ihr Vater kommt! Aber was fällt Ihm denn ein," fuhr er, die Flinte bemerkend, fort, „heute, am Sonntag, während der Kirchzeit, mit dem Schießprügel herumzulaufen! Ich soll Ihn wohl nach Spandau schicken sammt seinem rothen Weiberrock?" Das aufgedunsene, erhitzte Gesicht, das unter der kleinen, weißen Perücke fleischig hervorquoll, blickte mit den klaren, blauen Augen herrisch auf ihn hin.

Doch Keyserlingk, in seinem rothen, silbergestickten Schlafrock, ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Ein Habicht holt der Frau Kronprinzessin täglich ein paar Hühner weg und ich soll ihm das Metier versalzen," entgegnete er rasch, ohne zu zögern.

Und kaum war diese Lüge heraus: da zeigte sich dicht über ihnen wirklich ein Raubvogel und hing sich unter einer weißen Wolke fest.

„Das ist er," rief nun Keyserlingk, legte an und schoß. In weitem Bogen stürzte der Vogel herab, dicht vor die Füße des Königs.

Eifrig griff Der nach ihm, spreizte die Flügel und besah sich die Spannweite. „Ein schöner Kerl, der das Ausstopfen lohnen thut."

„Wenn ich ihn der Majestät überreichen dürfte als ein Souvenir von Rheinsberg?"

„Aber erst gut präpariren lassen, verstanden?"

„Gewiß, Majestät!"

„Ich sage es ja," schmunzelte der König, „dieser Keyserlingk ist ein guter Schütze und versteht mir die Jägerei. Könnte Er meinem Sohn nur auch Etwas davon beibringen."

„Seine Königliche Hoheit der Kronprinz hat erst kürzlich mit großem succès auf Wildschweine gejagt."

„Aber ohne Passion," versetzte der König ärgerlich. „Nur weil ich es so haben will. Ich kenn' doch den Fritz. Er bleibt mir ein Duckmäuser, ein Querpfeifer und Poet, der, statt loszubrennen, sich lieber hinter einen Baum versteckt und in einem Buch liest, wie er es in Wusterhausen gethan hat. Aber wo steckt er denn, er und seine Frau? Warum kommen sie nicht, mich zu umarmen?"

„Seine Königliche Hoheit pflegt am Sonntag vormittag stets nach Ruppin zu reiten, um dort seinem Regiment eine Predigt zu lesen," entgegnete Keyserlingk und sagte auch beinahe die Wahrheit. Nur war heute der Ritt unterblieben. „Die Frau Kronprinzessin aber hört eben in unserer Schloßkapelle den Gottesdienst." Der mochte nun beendet sein, denn hinten am Schloß erschien eine Schaar plaudernder Herren und Damen. Und nun zeigte sich auch der Kronprinz.

Google

Doch Keyserlingk sah ihn nur mit Besorgniß herankommen. Erstens war die Stimmung des Königs gerade jetzt nicht recht günstig für ihn und dann machte er auch in der eilig angezogenen und nicht recht glatt gestrichenen Uniform keine gute Figur. Dabei suchte er jedoch das Soldatische recht herauszukehren, wozu wieder sein rosiges, epikuräisches Gesicht nicht recht stimmen wollte. Die steife Halsbinde, das festgeklebte, dickgepuderte Haar, der enge Rock gaben ihm nur eine schiefe, verbogene Haltung; und der König merkte Das nur zu rasch. Und dieser unmilitärische Anblick des Sohnes zerlöste in seiner Brust hochangesammelten, heimlichen Kummer in ein lautes Schelten.

„Man siehts Dir ja schon von Weitem an: zum Soldatenhandwerk fehlt Dir eben jede Liebe und Inklination. Nur scheinbar hast Du Dich geändert, wenn auch zehnmal Dein Regiment gut exerzirt ist. Ein petit-maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musikchen, ein Komoediantchen: so Etwas hast Du ja stets für nobler gehalten als eine Compagnie Grenadiere.“ Der König holte immer weiter aus und redete sich in immer größeren Zorn. Er verwünschte sein Schicksal, das ihm zum Nachfolger einen solchen Sohn gegeben habe, der einmal die Armee verringern, den Staatsschatz vergeuden und die Lotterwirthschaft vom Großvater wieder beginnen werde.

Schließlich erhob er sich und blickte, die Hände auf dem Stock, mit breitgestellten Beinen und vorgebeugtem Leib feindsälig und herausfordernd auf den Kronprinzen hin. Der hielt die Augen zu Boden gesenkt und sagte gar nichts.

Dieses Schweigen aber brachte den Vater nur noch in größere Erregung, in eine solche, daß er den Athem verlor und vergebens nach Luft rang, während das gedunsene Gesicht eine bläuliche Färbung annahm.

Inzwischen hatte Keyserlingk ein Zeichen nach dem Schloß gegeben, wo, bewacht von zwei Kammerhusaren, ein junger Riese in Bereitschaft stand. Den hatte der Kronprinz erst neulich in Mecklenburg bei einer Schafheerde entdeckt und heimlich bei Nacht wegfangen lassen für die Riesengarde des Königs. Jetzt sollte der lange Rekrut den väterlichen Zorn beschwichtigen.

Doch es war zu spät.

Der König begann, zu schwanken, und fiel ächzend auf die Bank. Der Kronprinz, unfähig, eine recht wirksame Hilfe zu leisten, sah nur, wie Keyserlingk sich um den Bewußtlosen bemühte, wie die Kronprinzessin herbeieilte mit den Herren und Damen des Gefolges, wie man den leise Röchelnden nun auf die Bank legte, die Kleider öffnete und ihn mit Wasser besprengte, wie man schon anfing, einander vielsagend anzusehen und scheue Blicke auf ihn zu werfen, der vielleicht in wenigen Minuten der neue Herrscher war.

Doch der König kam wieder zu sich. Und gleich bemerkte er den jungen Riesen, den man rasch vor die Bank schob. Der Kronprinz hatte dem Rekruten eine ganz kurze, knappe Jacke machen lassen aus

Google

dünnem blauen Kattun und eben solche Hosen, die schon weit über den Knien aufhörten, und hatte ihm keine Strümpfe und Schuhe und auch kein Hemd gegeben. So konnte die Stärke und Breite der Gliedmaßen strotzend hervortreten. Wie ein breiter, geräumiger Schrank stand der Rumpf auf den Beinen, die wie zwei kräftige, wohlgedrehte Säulen aus dem sicheren Fußgestell herauswuchsen. Der Kopf zeigte an der Vorderseite ein glattes, regelmäßiges Gesicht; nur die hellblauen Augen blickten etwas starr und doch verstört.

Der König aber sah nur die Höhe, die sich da vor ihm wie ein Kirchthurm erhob, und vergaß alles Andere. Er nahm sein Spanisches Rohr, legte es dem neuen Gardisten von unten an, hielt den Knopf fest, schlug es noch einmal aufwärts und las sich dann die Größe ab. „6 Fuß 11½ Zoll!“ rief er nun vergnügt. „Redivanow, den mir Zar Peter geschenkt hat, besitzt nur 11¼, James Kirkland und Mackdoll nur 10 und Jonas noch etwas weniger und dazu noch ungesunde, häßliche Füße. Dieser hier soll Flügelmann im ersten Glied werden!“

Der König konnte sich an seinem neuen Riesen gar nicht satt sehen. Er untersuchte ihn genau, prüfte die Stärke der Muskeln und maß die Breite der Brust. Immer wieder entdeckte er einen neuen Vorzug. Und ganz gerührt wandte er sich schließlich herum.

„Fritz, mein Junge, komm an meine Vaterbrust,“ rief er schluchzend und umarmte seinen Sohn unter vielen Thränen und herzte und küßte ihn. Und als er die Kronprinzessin bemerkte, die bescheiden im Hintergrund stand, bedeckte er auch ihr feines, etwas puppenhaftes Gesicht mit schallenden Küssen. Nichts mehr konnte ihm die Laune verderben. Er brauchte nur den neuen Rekruten anzusehen, den man ihm nachführte: gleich war dann jede zornige Regung verflogen.

Heiter verbrachte er den Nachmittag bei seinen Kindern und fuhr dann befriedigt bis zu dem nächsten Domänenpächter, den er heute noch, ganz unvermuthet, revidiren wollte.

Keyserlingk aber eilte, nachdem er schnell die preußische Uniform mit einem Hofkleid vertauscht hatte, in das Zimmer des Kronprinzen, ein achteckiges Thurmgemach mit tiefen Fensternischen, das rings von Büchern umstellt war. Brünett, braungebrannt und temperamentvoll wie ein Südländer: so wirbelte er in blaßgrünem Seidenhabit und silbergrauer Weste zur Thür hinein, vollführte einige Kapriolen und Pas aus dem neusten Ballet und rief dabei: „Der Schäferknecht hat uns gerettet. Nur lange Kerls brauchen wir, weiter nichts!“

Doch der Kronprinz, der an seinem zierlichen Schreibtisch saß, entgegnete unwirsch: „Du wirst schon recht haben, Cesarion. Aber für diese lächerliche Spielerei muß ich Zeit und Geld verschwenden und allen Scharfsinn, nur um vor meinem Vater Ruhe zu haben. Doch wenn ich mich auch verstelle, so gut ichs vermag, wenn ich die Frau heirathe, die er mir auserwählt, ihm in Allem nachgebe: es ist doch umsonst, er kann mich nicht leiden. Vor ein paar Stunden haben wirs ja wieder gesehen.“

Google

„Laß nur! Bald wirst Du frei sein. Auch Das sahen wir!“

„Es ist nicht wahr, Cesarion,“ rief der Kronprinz verbittert. „Er hat die Natur eines Türken und wird auch noch das kommende Geschlecht überleben. Und mag er doch! Preußen verdankt ihm viel. Inzwischen aber muß die Kraft meines Armes in der Unthätigkeit verkümmern. Jetzt konnte ich noch ein Schüler des Kriegsgottes werden. Mit dreißig Jahren besitzt man zum Lernen keine Anlage mehr. Alexander der Große war dreiundzwanzig, als er Griechenland erobert hatte und den Feldzug nach Persien begann.“

„Ich glaubte bisher, Du fühltest Dich hier glücklich,“ versetzte Keyserlingk leise; seine Leben sprühenden Züge schienen plötzlich wie verlöscht und von körperlichem Schmerz verzehrt.

„Verzeih mir,“ rief der Andere herzlich. „Ich bin undankbar gegen das Schicksal, das mir Dich zum Freund bescheert hat. Aber ...“ Er wies auf das Gemälde an der Decke. Dort reichte ein Genius der Göttin Minerva ein Buch hin mit zwei aufgeschlagenen Seiten, in denen die Namen Homer und Voltaire zu lesen waren, während ein zweiter Genius, das Schwert des Mars in der Hand, eilig davonlief. „Der Kriegsgott flieht meine Nähe“: so erklärte der Kronprinz das Bild mit einer trüben Sachlichkeit.

„Doch bei Dir bleibt zurück ein anderer Genius, der Dich zum Dichter erhöhen wird,“ rief nun Keyserlingk, von einer ehrlichen, Muth weckenden Ueberzeugung befeuert.

Der Kronprinz aber schüttelte schmerzlich den Kopf. „Du täuschest Dich, Cesarion. Ich habe ja selbst geglaubt, daß aus mir ein großer Dichter werden könne. Nein, Cesarion, nein, ich bin nur ein kleines Talent, mehr nicht; und gegen Den da drüben bleibe ich stets ein armer Stümper.“ Er zeigte auf die Büste Voltaires, die von einem Bücherregal auf ihn und Keyserlingk hinsah. Der wandte sich unwillig weg und ging ans Fenster. Er riß einen Flügel auf, daß die kühle Abendluft vom See herandrang, und blickte, Ablenkung suchend, hinab nach dem Schloßplatz.

Ueber den bewegte sich eben die kronprinzliche Kapelle mit dem Sängerchor. Alle waren bis jetzt versteckt gewesen; der König durfte von diesem Treiben ja nichts ahnen. Nun erfreuten sie sich ihrer neuerlangten Freiheit und genossen die frische, gewitterreine Luft. Munter scherzend, bestieg man eine Gondel, die nach dem anderen Ufer fahren sollte, wo die Bühne zu „Mithridate“ errichtet war.

Zu ihnen gesellte sich noch der Leiter des Spieles, die gefällige, saubere Gestalt des treubewährten Jordan, und setzte sich in ihre Mitte. Während die Gondel vom Schloßplatz abstieß und sich über das Wasser entfernte, zog er sein Regiebuch hervor und las darin, unbekümmert um die laute Gesellschaft, mit einem gewissenhaften Ernst, als studire er noch in den Heiligen Schriften, die er seit lange schon mit den schönen Künsten vertauscht hatte.

„Das Spiel wird gleich beginnen,“ mahnte Keyserlingk, den Kopf

Google

in das Zimmer zurückdrehend. „Auch das hochgeehrte Publikum muß jeden Augenblick erscheinen. Du aber, der Hauptacteur, sollst Dich noch umkleiden.“

„Wahrhaftig, es ist Zeit!“ rief deer Kronprinz, sich aufraffend. „Was kümmert mich der einstige König von Preußen! Ich bin heute Mithridate, der große König von Pontus, der gegen eine ganze Welt in Waffen steht!“

Mit neuerwachtem Leichtsinn sprang er auf den Stuhl, stützte seinen rechten Fuß auf den Schreibtisch, riß sich den zwängenden Uniformrock vom Leib, schwang ihn herum wie eine Fahne, daß der Puder von seinem Haar stäubte, und deklamirte hinab auf den lachenden Keyserlingk:

„Ha! Dürft' auch nicht mein Muth auf neue Siege hoffen
Und stünden nicht dazu bereits die Wege offen
Und hätt' mich das Geschick noch heftiger verletzt,
Wär' ich besiegt, verfolgt, hilflos, des Reichs entsetzt,
Irrt' ich von Meer zu Meer, ein Räuber, statt ein König,
Blieb nur mein Name mir und außerdem sonst wenig,
So wisse, daß, da mich der Ruhm des Namens schmückt,
Der ganze Erdkreis doch auf mich erstaunend blickt.“

So rief der Kronprinz. Und vom See herüber, durchs offene Fenster, klang das erwartungvolle Stimmen der Instrumente und der kurze auf- und absteigende Läufer einer Knabenkehle.

Ernst Schubert.

■

An Jordan.

Ach, meine Muse ist noch jung,
Was kümmert sie das Sterbelied von Schwänen?
Sie hebt die Hand und sie versteckt ein Gähnen
Und singt sich lieber, zur Erheiterung,
Ein tändelnd Schäferlied von süßem Sehnen...
Denn meine Muse ist noch jung!

Mag doch Voltaire, in dessen Fach Das schlägt,
Pathetisch auf zu Jovis Himmel brausen
Und gleich dem Adler, der die Blitze trägt,
Mit seinen Versen bei den Göttern hausen:
Ich gönn' ihm gern die tragische Geberde;
Mein Liedchen bleibt bescheiden auf der Erde.

Ich bin ein Zeisig, der im Käfig singt;
Was hilfts, daß er die schwache Kraft vergeude,
Die doch die Gitterstäbe nie bezwingt?
Denn die bescheidne Freude, die er bringt,
Bringt dann auch ihm in sein Gefängniß Freude!

Kronprinz Fritz von Preußen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Zeichnet die Kriegsanleihe!

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe

zu **98,50**

Viereinhalbprozentige auslosbare Deutsche Reichsschatzanweisungen

zu **95.**

Die Kriegsanleihe ist

das Wertpapier des Deutschen Volkes

die beste Anlage für jeden Sparer
sie ist zugleich

die Waffe der Daheimgebliebenen

gegen alle unsre Feinde
die jeder **zu Hause** führen kann und muß
ob Mann, ob Frau, ob Kind.

Der Mindestbetrag von **Hundert** Mark
bis zum 20. Juli 1916 zahlbar
ermöglicht **Jedem** die Beteiligung.

Man zeichnet
bei der Reichsbank, den Banken und Bankiers, den Sparkassen, den Lebensversicherungsgesellschaften, den Kreditgenossenschaften
oder
bei der Post in Stadt und Land.

Letzter Zeichnungstag ist der 22. März.

Man schiebe aber die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage auf!

Alles Nähere ergeben die öffentlich bekanntgemachten und auf jedem Zeichnungsschein abgedruckten Bedingungen.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

= 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. =

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages **Oesterheld & Co., Berlin,** bei, auf den wir die Leser der „Zukunft" besonders hinweisen.

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

	statt Ladenpreis
Kürschner, Josef, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gaue. Mit 1273 Abbildungen	M. 12,— für M. 7,50
Kretschmer, Alb., Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text	M. 75,— für M. 15,—
Italien: Durch ganz Italien. Samml. v. 2000 Autotypien italien. Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze, m. erläut. Text. 480 Seiten auf feinstem Kunstdruckpapier. Querfolio	M. 42,— für M. 25,—
Jagdalbum. Nach den berühmtesten Jagdmalereien zusammengestellt u. herausgegeben von Richard Jericke. 28 Blatt, mit Text	M. 15,— für M. 10,—
Rhein: An den Ufern des Rheins. Vom Bodensee bis zu den Niederlanden. 550 Abbildungen nach photogr. Aufnahm., mit Text	M. 15,— für M. 7,50
Die neue Welt. Sammlung photogr. Aufnahmen der großartigen Naturwunder, Städte u. Meisterwerke von Nord-, Zentral- und Südamerika. Mit Text von G. Stein	M. 12,— für M. 6,50
Tirol, Salzburg und Oberbayern. 325 Ansichten nach neuesten Originalaufnahmen auf feinstem Kunstdruckpapier	M. 20,— für M. 12,50
Das Kupferstich-Kabinett. Nachbildungen von Werken der graphischen Kunst vom Ende des XV. bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts. 3 verschiedene Bände, jeder Band enthaltend ca. 100 Tafeln, pro Band	M. 15,— für M. 7,50
— 3 Bände	M. 45,— für M. 20,—
Hundertfünfzig ausgewählte Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina- und anderen Sammlungen. In ff. neuer Mappe	M. 60,— für M. 15,—
Fünfzig ausgewählte Bilder aus der Königlichen Gemälde-Galerie Kassel. Grossfolio-Mappe	M. 50,— für M. 10,—
Die Gestalt des Menschen und ihre Schönheit. Vorlagen zum Studium des nackten menschlichen Körpers, herausgegeb. von Otto Schmidt u. Ernst Schneider. Prachtband geb. Folio. Reich und prachtvoll illustriert	M. 25,— für M. 13,—
L'art & le beau. La forme humaine et sa beauté. Künstlerische Studien geschmückt mit 340 prachtvollen photographischen Bildern (u. a. Rops, Fragonard und Rodin) und Aktstudien, wovon 22 in 4 Farben. Prachtband Folio	M. 50,— für M. 15,—

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

**Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen.
Ankauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeichnungen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.**

Aktiengesellschaft Mix & Genest Telephon- und Telegraphen-Werke, Berlin-Schöneberg, Genestſtr. 5.

Die Aktionäre werden hiermit zu der am
Freitag, den 31. März 1916, vormittags 11 1/2 Uhr,
im Sitzungssaal der **Aktiengesellschaft Mix & Genest, Telephon- und Telegraphen-Werke, Berlin-Schöneberg, Genestſtrasse 5,** stattfindenden 27. **Generalversammlung** ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlegung der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung u. des Prüfungsberichtes für das Jahr 1915.
2. Beschlussfassung über die Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrats.
3. Wahl des Revisors für 1916.

Diejenigen Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen, haben gemäss § 8 unserer Satzung ihre Aktien oder einen Depotschein der Reichsbank über deren Hinterlegung **bis zum Dienstag, den 28. März 1916**
bei **unserer Gesellschaftskasse in Berlin-Schöneberg,**
„ der **Bank für Handel und Industrie,** Schinkel-Platz 1/4,
„ der **Direction der Disconto-Gesellschaft,** Unter den Linden 35,
„ dem Bankhause **S. Bleichröder,** Behrenstrasse 62/63,
oder bei einem Notar
gegen Bescheinigung zu hinterlegen.

Berlin-Schöneberg, den 3. März 1916.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats.
Dr. v. Hentig.

In den besten Familien erhält man Haltung durch die Vossische Zeitung Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Seltenheiten aus der Bibliothek Richard Zoozmann:
Erst-Drucke der deutschen Literatur. — Gesamtausgaben in prachtvollen Exemplaren und gleichzeitigen Einbänden. — Illustrierte Bücher. — Moderne Luxusdrucke. — Die Topographien Merians. — Schedel's Chronik. — Ridinger und anderes mehr.
Auktion I am 25. März 1916, pünktlich 10 Uhr
von **Paul Graupe,** Antiquariat,
Berlin W. 35, Lützowstr. 38.
Kataloge umsonst und portofrei.

SANATORIEN bietet der Anzeigenteil der **ZUKUNFT** Gelegenheit zu wirksamer **Propaganda.**

Die Ausgabe der Stücke zur dritten Kriegsanleihe. Es sind neuerdings wieder vielfach Klagen darüber laut geworden, daß die Auslieferung der Stücke der dritten Kriegsanleihe sich so lange hinzieht. Demgegenüber muß immer wieder die ungeheure Masse der zu bewältigenden, besondere Sorgfalt erheischenden Druckarbeit betont werden, die eine schnellere Erledigung einfach unmöglich macht. Gerade weil dies vorauszusehen war, sind für die Stücke von tausend Mark und darüber auf Antrag der Zeichner Zwischenscheine ausgegeben worden. Die Stücke unter tausend Mark, zu denen keine Zwischenscheine ausgegeben wurden, sind zuerst hergestellt worden und konnten bereits sämtlich verteilt werden. Voraussichtlich in nächster Woche wird mit der Ausgabe der Stücke zu 1000 M. begonnen werden, die weitaus den größten Teil der noch restierenden Stücke ausmachen. Es sind nämlich 2,59 Millionen Stücke zu 1000 M. herzustellen, von allen größeren Abschnitten zusammen aber nur 1,34 Millionen Stücke. Die Abschnitte zu mehr als 1000 M. werden hoffentlich in der ersten Hälfte April ausgegeben werden können; in dringenden Fällen können übrigens zu diesen Stücken auch nachträglich noch Zwischenscheine bezogen werden. Im übrigen kann das Publikum nur wiederholt gebeten werden, noch etwas Geduld zu üben und den Verhältnissen, die eine raschere Abwickelung des ungeheuer umfangreichen Anleihegeschäfts unmöglich machen, Rechnung zu tragen.

Google

Merkblatt zur vierten Kriegsanleihe.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen.
5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.

Mehr als achtzehn Monate sind verstrichen seit Beginn des gewaltigen Krieges, der dem deutschen Volke von seinen Feinden in unerhörtem Frevel aus Neid-, Rach- und Eroberungssucht aufgezwungen worden ist. Harte Kämpfe waren bei der Überzahl der Feinde zu bestehen. So schwer und blutig auch das Ringen war, unsere Truppen haben das Höchste geleistet und sich mit unvergänglichem Ruhm bedeckt. Auf allen Kriegsschauplätzen in West und Ost haben sie glänzende Waffenerfolge errungen, an ihrer todesmutigen Tapferkeit sind die mit allen Mitteln ins Werk gesetzten Angriffe der Feinde zerschellt. Die Feinde sind jedoch noch nicht niedergerungen, schwere Kämpfe stehen uns noch bevor, aber wir sehen diesen mit zuversichtlichem Vertrauen auf unsere Kraft und unser reines Gewissen entgegen. Auch das hinter der Front kämpfende deutsche Volk hat sich allen durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Erschwernissen durch Fleiss und Sparsamkeit, durch Einteilung und Organisation gewachsen gezeigt; es wird auch fernerhin in Selbstzucht und fester Entschlossenheit durchhalten bis zum siegreichen Ende.

Der Krieg hat fortgesetzt hohe Anforderungen an die Finanzen des Reichs gestellt. Es liegt daher die Notwendigkeit vor, eine vierte Kriegsanleihe auszuschreiben.

Ausgegeben werden 4½prozentige auslosbare Reichsschatzanweisungen u. 5prozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe. Die Schatzanweisungen werden eingeteilt in 10 Serien, die von 1923 ab jährlich am 1. Juli fällig werden, nachdem die Auslosung der einzelnen Serie 6 Monate vorher stattgefunden hat. Der Zeichnungspreis ist für die Schatzanweisungen auf 95% festgesetzt. Da die Schatzanweisungen eine Laufzeit von durchschnittlich 11½ Jahren besitzen, so stellt sich im Durchschnitt die wirkliche Verzinsung etwas höher als auf 5%. Dabei besteht die Aussicht, im Wege einer früheren Auslosung und Rückzahlung zum Nennwert noch einen beträchtlichen Kursgewinn, bestehend in dem Unterschied zwischen dem Nennwert und dem Ausgabekurs von 95%, zu erzielen. Dem Inhaber der ausgelosten Schatzanweisung soll aber auch das Recht zustehen, an Stelle der Einlösung die Schatzanweisung als 4½ prozentige Schuldverschreibung zu behalten, und zwar ohne daß sie ihm vor dem 1. Juli 1932 gekündigt werden könnte.

Der Zeichnungspreis für die fünfprozentigen Schuldverschreibungen der Reichsanleihe beträgt 98,50 Mark, bei Schuldbucheintragungen 98,30 Mark für je 100 Mark Nennwert. Die Schuldverschreibungen sind wie bei den vorangegangenen Kriegsanleihen bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, d. h. sie gewähren bis zu diesem Zeitpunkt einen fünfprozentigen Zinsgenuß, ohne daß ein Hindernis bestände, über sie auch schon vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Da die Ausgabe 1½% unter dem Nennwert erfolgt und außerdem die

Die Zukunft.

Berlin, den 25. März 1916.

Der starke Mann.

Antworten.

Was in Kriegszeit behauptet, von Aemtern, Amtsdienern und anderen Schreibern als vollwichtige Meinungmünze in Umlauf gesetzt wird, muß der Gewissenhafte mißtrauisch betrachten und gründlich beklopfen, ehe ers weitergiebt. Vielleicht wird die Meinung nur geheckt, die Münze nur geprägt, um Augenblicksvortheil einzuhandeln. Wenn Mörser dröhnen, Torpedos durch das Wasser, Fliegerbomben durch die Luft sausen, Gaswänden, wie dem Wald Macbeths, Schreitfüße wachsen, Flatterminen und brennendes Benzol in die Schießgräben prasseln, dünkt Manchen auch Falschmünzerei ein erlaubtes Kampfmittel. Vergessen Sie, Frager, nicht, daß jetzt dreizehn Staaten im Krieg stehen: Belgien, Bulgarien, Deutsches Reich, Frankreich, Großbritanien, Italien, Japan, Montenegro, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Serbien, Türkei; daß Völker aller Erdtheile mitkämpfen: außer Europäern, Klein-, Vorder- und Ost-Asiaten auch Kanadier, Australier, Buren und Urafrikaner verschiedenen Stammes; daß der Krieg, den Bismarck als den schrecklichsten aller Schrecken sah, der, etwa gar wegen eines Balkanländchens, von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis nach Palermo tosende, neben unserem einem Kindestraum gliche. Da gehts, Mitmensch, nicht immer reinlich zu. Das gilt fürs Ganze. Ihre Frage visirt nur Südwesteuropa; nur den (heute noch) neusten Feind. Hat

Google

Portugal die Neutralitätpflicht verletzt? In der Märznote der berliner Regirung wirds behauptet. Herr Machado, Präsident des Freistaates Portugal, und dessen Erster Minister Costa (den nun, an der Spitze eines aus allen Parteien beschickten Ministeriums zu nationaler Vertheidigung, Herr Almeida abgelöst hat) haben laut geantwortet: Nein; da Portugal sich im Lauf dieses Krieges niemals für neutral erklärt, die Neutralenpflicht nie auf sich genommen hat, konnte es auch nicht der Verletzung schuldig werden. Ist diese Angabe als falsch zu erweisen, liegt in den Schränken unseres Auswärtigen Amtes eine Neutralitätansage Portugals, dann muß sie schleunig ans Licht. Gewiß ist, daß am siebenten August 1914, drei Tage nach Englands Kriegserklärung, Ministerium und Kammern in Lissabon sich in den Entschluß einten, jede von dem anglo-portugiesischen Vertrag ihnen vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen. Dieser Vertrag (aus dem Jahr 1873) sagt im Zweiten Artikel, daß er unter allen Umständen jedem anderen Pakt vorgehen müsse, jeden ihm widerstrebenden entkräfte; im Siebenten Artikel, daß beide Reiche verpflichtet seien, gegen Angriff oder Absicht auf Angriff einander, zu Land und zu Wasser, in der Heimath und in den Kolonien beider Völker, Waffenhilfe zu leisten. Ohne Bruch dieses Vertrages konnte Portugal in einem Krieg, den England führt, nicht neutral sein. Am zwanzigsten Dezember 1914 forderte der Kongreß der Republik (der schon damals behauptete, in Angola seien portugiesische Vorposten von deutschen Truppen angegriffen worden) die Regirung auf, die Kolonien wirksam zu vertheidigen und, sobald ihr die günstige Stunde gekommen scheine, mit der ganzen Wehrmacht des Staates auf Englands Seite zu treten. Kriegszustand? Der diplomatische Verkehr mit Italien, mit dem wir staatsrechtlich noch in Frieden leben, hat längst aufgehört; in Lissabon blieb der Deutsche Gesandte bis zum zehnten März 1916. Dort wird der Behauptung, deutsche Beamte und Offiziere seien aus Südwestafrika nach Angola gelockt, getötet oder gefangen worden, wie thörichtem Klatsch widersprochen; und von Völkerrechtslehrern versichert, daß die Republik, trotz dem deutsch-portugiesischen Vertrag von 1908, berechtigt war, die seit neunzehn Monaten in ihren Gewässern liegenden deutschen Handelsschiffe, deren Besitzern sie Entschädigung anbot, in Beschlag zu nehmen.

Google

Lohnts, der Frage noch nachzuforschen? Portugal wollte Englands Gefährte sein; nun ists im Völkerkrieg der Dreizehnte geworden. Und hofft, den Heldenruhm Vascos da Gama, dem es Mozambique und indischen Landbesitz dankt, zu erneuen und einmal noch, spät, einem Camoes den Stoff für ein Volksepos zu liefern. Der Mann, dem solche Lusiaden zugetraut werden, Herr Guerra Junqueiro, Dichter, Philosoph und Diplomat, hat das Ministerpräsidium abgelehnt. Weil er den Krieg lieber dichten als führen will und zwar dem Kriegergeist, den Bonaparte spüren lernte, nicht so fest aber der Wehrverfassung und Bereitschaft seiner Landsleute vertraut? Die Portugiesen können in Ostafrika, am Nil und am Ganges britische Truppen ablösen und für die Verwendung bei Saloniki oder in Kleinasien frei machen. Wenn nicht Spanien den Nachbar zwingt, seine eigene Thür zu bewachen. Die Wunde von Gibraltar brennt noch immer, der Traum von der Einheit der Ibererhalbinsel ist nicht ausgeträumt und die konservativen Kräfte Spaniens sind für uns, trotzdem wir sie durch den dummen Ferrer-Rummel geärgert und zu schwächen versucht haben. Doch der Neunte Artikel des anglo-portugiesischen Vertrages sichert gegen spanischen Angriff den Portugiesen Englands Beistand; und ehe Alfonso der Dreizehnte und Graf Romanones sich zu Krieg gegen ihre liebsten Freunde entschlössen, müßte der Glaube an Deutschlands Sieg sich ihnen tief eingewurzelt haben. So weit sind wir nicht. Das lehrt Portugals Haltung deutlicher noch als Griechenlands und Rumäniens. Ob Brasilien, das wohl nur im Einverständniß mit Argentinien und Chile handeln würde, dem Mutterland Hilfe gewähren will, muß bald erkennbar werden. Wer den Portugiesen schimpft, kränkt den Brasilier. Verzichtet drum auf den Maulspaß. Dreizehn! Einstweilen genügts.

Auf welchen Wegen Rußland, seit die Balkanstraße und die Meerengen gesperrt sind, noch Waffen und Rohstoffe, Munition und Chemikalien, Wehr- und Nährmittel beziehen kann? Nicht viel aus Schweden; keinerlei Kriegsbedarf. Unbeträchtliche Mengen wohl nur von Schiffen, die Glückszufall durch Minen und Tauchbootgefahr bis an ihre Ostseeküste trägt. Archangelsk kann, weil im Weißen Meer das Eis erst spät schmilzt, kaum sechs Monate lang Fracht nach Wologda liefern. Die alte Karawanenstraße durch die Mongolei dient, wie in Friedenszeit, dem Asiatenhandel;

Google

ist aber für Kriegsgeräth unbrauchbar und frißt die Zeit, die jetzt nun auch in Rußland Geld wird. Bleibt: die Transsibirische Bahn, die, von Wladiwostok, Geschütze, Geschosse, Stoffe jeglicher Art aus Japan und Amerika ins Reich Nikolais bringt; werden ihr, weil kein anderer Weg offen ist, auch aus Europa Exportgüter anvertraut, dann wird, bei dem Frachtpreis von heute, der Handel theuer. Ueber die Lapland-Bahn, die (so hofft man) bald die Sperre brechen wird, hat, nach einer Forschungreise, der Ingenieur Cruvellier in „L'Information" Wichtiges veröffentlicht. Die Strecken Petrograd-Petrosawodsk (am Onegasee) und Petrosawodsk-Kjem (am Weißen Meer) sind fertig; Stranglänge sechshundertfünfzig Kilometer. Der Hafen von Kjem hat eine Tiefe von sieben Metern. Die Linie nach Kandalakscha kann, weil sie durch Sumpfland führt, erst im Lauf dieses Jahres dem Betrieb geöffnet und muß einstweilen durch die Küstenschiffahrt ersetzt werden. Die bleibt auch im Winter möglich; denn an dieser Küste ist die Eisdecke stets dünn und leicht zu brechen. Im April soll die Strecke fertig sein, die von Kandalakscha in die Bucht von Kola führt; dort läßt, am Südrand des Nördlichen Eismeeres, der Golfstrom die Temperatur nicht unter den zehnten Kältegrad sinken. Wird nichts verzaudert, dann sind in fünfzehn Monaten neunhundertzwanzig Kilometer für Eisenbahnwagen von gewöhnlicher Ladekraft und Spurweite bereitet worden: eine ansehnliche Leistung für russisches Nordland, in das jedes Geräth und Werkzeug weither geholt werden muß. Der Bauleiter, Herr Sabanin, hat aus Kanada fünfhundert geschulte Vorarbeiter geworben; zehntausend im Krieg gefangene Slawen sind ihm überwiesen worden. So lange in Kjem und Kandalakscha (an und von Bord der Frachtdampfer) umzuladen ist, wird die Fahrt von der Kolabucht nach Petrograd mindestens sechs Tage dauern. Und da Kohle fehlt, müssen die Lokomotiven mit Holz gespeist werden. Immerhin thut sich den Russen ein neues Thor auf. Daß ein Reich solchen Umfanges und Menschengewimmels nicht einen breiten, unter jedem Himmel freien Ausgang hat, ist nicht unsere Schuld. England, der Freund von heute, hat ihm die Wege in eisfreies Meer verriegelt.

Sie haben im „Matin" gelesen, ich sei offiziös geworden; und möchten wissen, obs wahr ist. Scham oder Anstandsbedürfniß hat Sie gehindert, den ganzen Wust des pariser Morgenklatschblattes

Google

nachzuschreiben. Da stand, ich habe nur durch Widerruf und Abbitte die Aufhebung des Erlasses, der meine Zeitschrift verbot, zu erwirken vermocht; sei alldeutsch und (zugleich, amici!) offiziös geworden; spreche nur noch aus, was mir befohlen, von der berliner Regirung diktirt werde. Die mag daraus erkennen, was ihr Verbot angerichtet hat; daß es solchen Schwatz ermöglichen werde, mußte jedes Politikers Auge voraussehen. Den Anlaß zur Verleumdung gab das letzte Februarheft, das mir auch aus der Heimath ein Schimpfgestöber einbrachte: weil ich gesagt hatte, durch die Schrecken und Wunden des Krieges sei Frankreichs Volk so geläutert, gekräftigt worden, daß es sich stolz neben jedes andere stellen dürfe. Dumme und niederträchtige Zeitungmacher hat jedes Land. Ob Tröpfe und Wichte mich verschreien: ich spreche, wie Erkenntniß des Nothwendigen, des dem Deutschen Reich Nützlichen befiehlt; und bin weder durch Verbot zu schrecken noch durch Erlaubniß zu kirren. Feiern wir denn ein Reichsschützenfest? Hat das stete Gerede von großer, gewaltiger, herrlicher Zeit so dicht die Hirne umnebelt, daß sie wähnen, jetzt dürfe Jeder seinem Zorn oder kleinen Aerger die Luftklappe öffnen, die Möglichkeit eines Sondererfölgchens besinnen oder mit Großmaulskunst den Beifall Zahlungfähiger erködern? Wer in dem grausen Ernst dieser Stunden auch nur im Winzigsten nützen kann, wäre erbärmlich, wenn ihn die Verdächtignng hemmte, er sei den in Macht Thronenden eine Stütze geworden. Die sind schließlich doch Deutsche.

Tirpitz und kein Ende.

Vor einem Jahr sprach ich hier den Wunsch aus, Herrn von Tirpitz auf dem Sitz des Kanzlers zu sehen. Weil ich von seiner Eignung für dieses Amt überzeugt war? Die hat er niemals erwiesen; als ein dem allein verantwortlichen Reichsminister untergebenes Verwaltunghaupt nie zu erweisen vermocht. Doch sein Wille hatte den Zustand geschaffen, aus dem die Kriegsstimmung aufwirbelte; und der Kriegsgang mußte den Tag bringen, der ihm das Recht gab, für die Erhaltung seines Willensgebildes den Einsatz der ganzen Reichskraft zu fordern. Der Großadmiral blieb Marinesekretär; nach der Verfassung: Bereiter und Pfleger der Kriegsflotte, der in Strategie und Oberbefehl ebenso wenig dreinzureden hat wie im Wehrbezirk des Festlandes der Kriegsmi-

Google

nister. Der Rahmen eng, die Persönlichkeit breit; sie mußte ihn sprengen oder sich aus ihm lösen. „Ob, wann und wo wir eine Seeschlacht wagen, welchen Schauplatz und Umfang wir dem Unterseekrieg vorschreiben wollen: diese Frage habe ich nur mit dem Admiralstabschef und dem Oberbefehlshaber der Flotte zu besprechen.“ Solche Worte hat Herr von Tirpitz niemals gehört; und bis ins Jahr 1915 wohl kaum je mit der Möglichkeit gerechnet, in Admiralstab, Oberkommando, Marinekabinet ein Hemmniß zu finden. Reichstag, Presse, Volksmehrheit hatten sich in den Glauben an die Allmacht des Staatssekretärs eingewöhnt. Ehe s ine Waffe die Schlagkraft bewähren konnte, war er populär. Doch darf nicht vergessen werden, daß er als Techniker von manchem ernsten Fachmann, als Politiker von allen im internationalen Reichsdienst vornan Thätigen bekämpft worden ist. Die für ihn sprachen, ihn in Papierhimmel hoben, waren zwar (von Fraktion oder Verlag) erwählt, doch zu Urtheil nicht immer berufen.

Im Hochsommer 1897 sagt Bismarck: „In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchterner Fachmänner nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Eroberungpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden; aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten verzanken.“ Im Frühjahr hat der Kanzler Fürst Hohenlohe im Reichstag gesagt: „Wir müssen eine Flotte haben, die im Stande ist, unsere Küsten zu

Google

schützen, indem sie auf hoher See dem Angreifer die Spitze bietet. Je schneller wir dieses Ziel erreichen, um so größer wird das Gewicht sein, welches wir zur dauernden Aufrechterhaltung des Friedens in die Wagschale zu werfen vermögen.“ Der erste Kanzler findet die Meinung des dritten nur mit mehreren Salzkörnern genießbar. „Zunächst müßte ich wissen, an welchen Angreifer gedacht wird. Hoffentlich nicht an einen, ders erst werden könnte, wenn undeutsche Prestigesucht und eine als Feindschaftzeichen zu deutende eilige Seerüstung ihn einer gegen uns geschaffenen Koalition zutriebe.“ Im Dezember sagt Herr von Tirpitz, das Unterseeboot, das allzu vorschnell gepriesen werde, habe nur „für gewisse, eng begrenzte Zwecke Bedeutung“. Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flottenvereins, dem Torpedo- das Unterseeboot vorzuziehen. Am ersten März 1913 schirmt der Abgeordnete Paasche im Reichstag den Staatssekretär. „Ihm ist manchmal der Vorwurf gemacht worden, daß er mit der Einführung und Ausbildung der Unterseeboote anderen Nationen gegenüber nicht gleichen Schritt zu halten scheine. Heute wissen wir: er hat uns Geld gespart, hat Erfahrungen auf anderer Leute Kosten gesammelt und wir haben jetzt, nach seinem eigenen Zeugniß in der Budgetkommission, an Unterseebooten allererstklassiges Material mit weitestem Aktionradius. Daß unser Torpedowesen auf der Höhe steht, ist allgemein bekannt.“ Ob Herr Paasche heute noch froh auf den Wortlaut dieser Rede blickt? Im Februar 1914 ruft der Abgeordnete Bassermann, ein „Führer“: „Die deutsche Flotte dient, wie wir immer gesagt haben, am letzten Ende dem friedlichen Ausgleich unter den Mächten. Ich bin überzeugt: die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich geworden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Gerade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unserer ganzen Flottenpolitik gehandelt haben.“ Und der Abgeordnete Heckscher: „Weshalb ist die Einkreisungpolitik Englands gegen Deutschland aufgegeben worden? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte.“ Ueber das Technische haben manche Fachmänner, insbesondere Viceadmiral Galster und Kapitän Persius, anders geurtheilt. Herr Persius sagte schon 1908 im Berliner Tageblatt: „In England vertritt man längst die Ansicht, daß eine Blockade undurchführbar ist, wenn der Gegner

Google

über eine größere Anzahl von Torpedo- und Unterseebooten verfügt. Unsere Rückständigkeit auf dem Gebiet des Unterseebootwesens giebt zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Gerade für uns ist diese Waffe von hoher Bedeutung. Unsere Schlachtschiffe werden im Kampf gegen den voraussichtlichen Gegner kaum Gelegenheit haben, sich zu bethätigen. Die einzige Rettung für uns besteht in den Angriffen von Torpedo- und Unterseebooten." 1910: „Der Ersatz des Torpedobootes durch das Unterseeboot ist eine Frage der Zeit. Gelingt es, ein schnelles Fahrzeug, das unter Wasser den Feind unter allen Umständen anzugreifen vermag, zu schaffen, so wäre es widersinnig, mit einem über Wasser fahrenden Boot das Selbe zu wagen." 1912: „Das Unterseebot wird heute die Waffe des Tages genannt, während das Torpedoboot die der Nacht heißt. Die Forderung lautet: Mehr Initiative auf dem Gebiet des Unterseebootes! Und seit 1908 immer wieder die Mahnung, für Küstenbefestigung, Unterseeboote, Minen emsiger zu sorgen als für den Ausbau der Hochseeflotte. „Denn darüber sind die Sachverständigen einig, daß im Fall eines Krieges gegen Großbritanien unsere Flotte, von der Uebermacht englischer Seestreitkräfte erdrückt, in unseren Häfen blockirt gehalten wird und überhaupt nicht zum Fechten auf hoher See kommt. Man sollte überlegen, ob es nicht besser wäre, statt eines Linienschiffes (Baupreis: vierzig Millionen) achtzig Unterseeboote zu bauen."

Aehnliches Urtheil war auch in der „Zukunft" oft zu lesen; wurde hier aber ins Politische geweitet. Zwei Proben. Am fünften Dezember 1908: „Europas Geschwür reift an der Nordseeküste. Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreundlichen Verhältniß, das zwischen England und dem Deutschen Reich entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bundesgenossenpflicht zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen und Türken (zwei Islams) in eine Bewegung bringen, deren Ende nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des britischen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall muß Englands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmachtentfaltung abzuschneiden (etwa durch eine Intervention Europas, die das

Google

Gebiet der Französischen Republik, so lange sie nicht losschlägt, dem Heer des Nachbars sperrt und die Neutralitätrechte Belgiens, Hollands und der skandinavischen Staaten mit Waffengewalt schützt) und auf dem Wasser zu isoliren. Holt es zu solchem Streich aus? Fast möchte mans glauben. Die Zeichen häufen sich. Ueberall werden Fädchen angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt, glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Kaiserinterviews. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. Das Alles drängt zu der Vermuthung, daß die große Kraftprobe bald gewagt werden soll. Cromer, Roberts, Rothschild, drei Lords sehr verschiedenen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglo-deutschen Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwinge die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu bewilligen. Im Haus der Lords hat Roberts, der berühmteste Soldat des Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regirung zur Pflicht macht, ohne Säumen ein Landheer zu schaffen, das zur Abwehr eines deutschen Einfallsversuches stark genug ist. Der Marschall scheint an die Möglichkeit einer Invasion zu glauben. Scheint. Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger an die englische Küste als an Badajoz und Waterloo. Vor hundert Jahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine geschwächten Cadres nicht mit ansehnlichen Landsleuten auffüllen. Dem oft wiederholten Ruf zu den Waffen folgten im Verlauf von fünf Monaten des Jahres 1808 nur dreitausend Engländer; und der Ersatz mußte schließlich aus den Gefängnissen geholt werden. Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begierden frei durch die erstürmten Städte hinrasen ließ, ist begreiflich. Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst, der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen: ‚Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem altenglischen Boxermuth, ihrer Muskelkraft und Ausdauer zu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetteangriff der Hünengestalten der Garde oder der wuchtige Angriff der schweren Reiter auf ihren großen, edlen Rossen.‘ Freilich: nur der dritte Theil der Mannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England

Google

ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst. Daß Britanien sich mit ungeheuren Kosten über Nacht ein großes Söldnerheer schaffen will, deutet in die Richtung seiner Absicht. Von hundertsechs Lords haben vierundsiebenzig für die Resolution gestimmt. Kaum denkbar ohne die Zustimmung des Königs. Und am nächsten Tag wurde im ‚Standard' gefragt, ob England, statt sich im Wettrüsten mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingentirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon jetzt das Schwert ziehen solle. Das Recht zur Antwort auf diese Frage hat nur der Brite. Bevor ers thut, sollte er erwägen, ob das Deutsche Reich, mit dem er fortan zu thun haben wird, noch in jedem Wesenszug das selbe ist, das ihm Aergerniß gab; ob ihm nöthig scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Todfeindschaft zu verhetzen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Niederlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen gegen die stärkste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter herbeisehnen kann. Viceadmiral Galster hat in diesen Tagen gerathen, neue große Linienschiffe erst zu bauen, wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sind; und den im klügsten Sinn patriotischen Satz gesprochen: ‚Das Flottengesetz darf uns nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln. Vielleicht erwirkt die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Vielleicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission und prüft, auf dem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des Flottengesetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes sähen einen anglo-deutschen Krieg wie ein internationales Unglück nahen. Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam ausweichen. Britanien muß wissen, was ihm frommt; obs, nach den Königen, nicht die Völker mit einander versuchen sollten. Britanien hat freie Wahl. Wir warten geduldig." Am dritten August 1912: „Ehe die jetzt auf die Hellinge zu legenden Kriegsschiffe fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die Ziffer, nicht aber die britisch-deutsche Machtrelation geändert: denn England läßt sich nicht überflügeln und hat in der alten Handels-

Google

Flotte eine Mannschaftschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die Dummheit, immerwieder auszututen, daß wir noch nicht fertig, nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöhnen; sie wirkt nach außen ja wie eine Aufforderung zum Tanz. ‚Wer ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben.' Glaubt Einer, daß die Nachbarn so kindisch denken werden? Längst sind wir zu tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe Ziele zu zeigen wagt und in stolzer Ruhe ausspricht, daß kein Widerstand sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in England gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der chinesischen Wirrniß, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigem Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird." An solchen Krieg hatte Bismarck nie ernstlich gedacht. 1885 spricht er: „Englands Freundschaft wäre uns wichtiger als das Schicksal Egyptens. Daß England in dem Bewußt-

Google

sein des Meerbeherrschers etwas erstaunt aufsieht, wenn die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt, ist nicht verwunderlich; die Verwunderung wird aber von den höchsten und leitenden Kreisen nicht getheilt. Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben. Auch in den kolonialen Fragen wünsche ich die Fühlung festzuhalten; und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir sie verlieren, so würde ich vorsichtig sein und den Verlust zu verhüten suchen. Deutschland kann man mit einem self-made-man vergleichen, England mit einem alten aristokratischen Lord. Wir haben oft zusammen gestanden, in Zeiten des Friedens wie in Tagen der Bedrängniß, im Siebenjährigen Krieg und nachher bei Waterloo, und noch jetzt bestehen die besten Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Auch für die Zukunft ist die durch eine lange Geschichte bewährte Gemeinsamkeit mannichfacher Interessen und Meinungen der Bürge des Einverständnisses. Die Möglichkeit, daß wir England einmal in Waffen gegenüber stehen könnten, bestreite ich absolut. Ich kann, nach meinen diplomatischen Erfahrungen, keinen Grund absehen, der einen Friedensbruch zwischen uns und England ermöglichen sollte; es müßte denn irgendein unberechenbares Ministerium in England, das weder da ist noch nach der politischen erblichen Weisheit der englischen Nation wahrscheinlich ist, in der ruchlosesten Weise uns angreifen und unsere Küste beschießen. Ja, mein Gott: dann werden wir uns wehren; aber abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit ist gar kein Grund für eine Friedensstörung. Unsere Meinnngverschiedenheiten werden in menschlich absehbarer Zeit niemals die Tragweite haben, daß sie nicht durch ehrlichen guten Willen und durch geschickte, vorsichtige Diplomatie, wie sie von unserer Seite sicher getrieben werden wird, erledigt werden könnten."

Herr von Tirpitz meinte, der deutsch-britische Krieg sei unvermeidlich. Auch er wollte gewiß nicht, daß Deutschland handle, wie protzige Stümper, nach Bismarcks weisestem Spottwort, begehrten. „Nicht das weit vorausblickende Rechnen mit den Kräften der europäischen Politik soll die deutsche Staatskunst charakterisiren, ihr Bemühen soll nicht darauf gerichtet sein, Kriege, deren Ende nicht abzusehen wäre, vermeiden zu helfen, sondern Deutschland soll in Europa herausfordernd auftreten, die Rolle des Man-

Google

nes spielen, der plötzlich zu Geld gekommen ist und nun, auf die Thaler in seiner Tasche pochend, Jedermann anrempelt." Solche Politik hätte der ulyssisch verschlagene Admiral nicht „stark" genannt. Doch er wollte Tsingtau, Dehnung der Reichsgewalt, Mitherrschaft auf den Weltmeeren; traute den John Fisher, Churchill und Haldane nicht und mochte sich drum nicht mit ihnen über die Grenzen der Baupläne verständigen. Das wäre nun nicht mehr mehr nöthig. Wie auch der Krieg ende: mit ihm endet der Flottenwettstreit alten Stiles. Dreadnoughts und Supradreadnoughts werden vom Unterseeboot entwerthet. Das Tauchboot, das lange draußen bleiben und die Insel einst seliger Briten mit Minen kränzen kann, giebt der Seemacht Dritten Ranges mehr Wirkungmöglichkeiten als der stärksten, die ihre Lämmerheerde nicht, die größte am Wenigsten, vor der Sprengstoffsaat und dem Lancirrohr des Armen und deshalb Unfaßbaren zu schützen vermag. Den Werth dieser Waffe hat Herr von Tirpitz lange verkannt und den Vertheidigern bestritten; jetzt schwingt er sie gegen die Staatsmannschaft. Die hat ihm gestattet, eine Seezone öffentlich als Kriegsgebiet zu bezeichnen, nicht aber, in diesem Gebiet jedes erreichbare Schiff vernichten zu lassen. Der Admiral glaubt, nur Unterseekrieg ohne Schranke und Schonung, ohne die Bremse politischen Bedenkens könne in deutlich absehbarer Zeit England zu Friedensschluß zwingen. Der für das Reichsgeschäft Verantwortliche heischt den Vorbehalt politischer Wägung. Dann, hallt es zurück, schwindet die Gewißheit raschen Ertrages. Entscheidung kann in diesem Fall nur vom höchsten Kriegsherrn kommen. Der folgt dem Rath seines Kanzlers. Und der Admiral scheidet aus dem Verwalteramt.

Nun hagelts Leidartikel, Huldigungdepeschen, Anträge. Ein unersetzlicher Mann; ein unvergängliches Verdienst; ein unverjährbarer Schmerz. Eurer Excellenz noch in Noth und Tod vereint; Hoffnung auf Wiederkehr, „wenn der jetzige Uebelstand beseitigt ist." (Wo wohnt und wie heißt er?) Kein Abkommen mit anderen Mächten, das uns in dem uneingeschränkten Gebrauch der Unterseewaffe hindern könnte; rücksichtlose Anwendung auch dieses Machtmittels; Wahrung der Freiheit im Gebrauch dieser Waffe in den Verhandlungen mit „auswärtigen Staaten". (Die selbst in der Reichstagsgeschichte fast beispiellos schlechte Fassung dieser Anträge läßt ahnen, welchen Wuthwehen sie entbunden wur-

Google

den.) Durch Verbandsagenten, Kneipwirthe, Cigarrenhändler, Kellner werden Unterschriften gesammelt. Nach Bismarcks Entlassung gabs nicht ein Viertel solchen Getöses. Dem Staatssekretär wird von Alledem so übel, daß er, sich zu erquicken, Stunden lang durch die berliner Luft wandern muß. Was ist denn geschehen? Einer Frage der Seestrategie ist andere Antwort geworden, als Einer gewünscht hat, der von Amtes wegen zur Antwort gar nicht berufen war. Die Chefs des Admiralstabes, der Schlachtflotte, des Marinekabinets bleiben auf ihren Posten. Staatssekretär ist jetzt Admiral Von Capelle, der Jahre lang Herrn von Tirpitz der vertrauteste Mitarbeiter war; mehr als Gehilfe und nicht weniger als Freund. Diese Männer, vier deutsche Admirale, haben entweder zu der Entscheidung mitgewirkt oder finden sie mindestens mit ihrer Pflicht vereinbar. Und achtundsechzig Millionen Deutsche sollen glauben, ihnen sei die wuchtigste Waffe zerbrochen oder gestumpft worden? Sollen da mißtrauen lernen, wo sie bisher, beinahe ohne Ausnahme, blind vertrauten, auf dem Gebiet der Kriegsführung zu Land und zu Wasser? Ich habe Herrn von Tirpitz stets als eine kräftige Persönlichkeit und einen umsichtigen Organisator anerkannt und dennoch die Art seines Flottenbaues, als das ärgste Hinderniß deutscher Machtauswirkung mit den Mitteln der Politik und Diplomatik, vom ersten Tag an bekämpft (und heute mehr als je zuvor Grund, die Berechtigung dieses Kampfes zu empfinden). In seinem Rang hatte er manchen sachverständigen Gegner. Und wider den Glauben an seine Unfehlbarkeit zeugt nicht nur Tsingtau und die Unterschätzung des Tauchbootes. Kann er nicht abermals irren? Im ganzen Reich sind zum Urtheil darüber heute nicht Zweihundert fähig. Technikerwissen genügt nicht; vor der Entscheidung war durchaus nicht nur die „technische Eigenthümlichkeit der Waffe“ zu bedenken. „Sie schleudert Englands Frachtraum ins Meer, hindert die Ernährung, Waarenbereitung, den Handel und Gelderwerb des Inselvolkes und treibt es in den Entschluß, Frieden zu erbitten.“ Wer so denkt, darf klagen, wenn die Anwendung eingeschränkt wird; und mir fällt nicht ein, ihm den härtesten Tadel Derer zu wehren, die nicht thun, was sie, nach seiner Ueberzeugung, thun müßten. Diese Ueberzeugung kann aber erst fest geworden sein, wenn alle Umstände bis in Höhen und Tiefen geprüft sind. Wird

die Waffe nicht schartig, ehe sie das Nothwendige erkämpft hat, und verbittert dann nur, wo sie vernichten sollte? Ist der Nutzen so sicher wie der Schade? Kann durch die willkürliche Anwendung mir neue Feindschaft Starker erstehen oder meine Wirthschaft, in der Enge des Kriegszwanges, geschädigt werden? Wie wirkts auf die Seele der Feinde, meiner Bundesgenossen, der noch nicht in den Streit Gezerrten? Das (und manches nicht Andeutbare) ist vor dem Entschluß zu prüfen. Fassen und ausführen darf ihn nur, wer vor dem Volk und dem Reich die Verantwortung trägt. Der Mann, der, nach dem Spruch seiner Volksgenossenmehrheit, klarer als irgendein anderer das in einer Schicksalsstunde Nothwendige und Mögliche erkennt, muß Kanzler werden.

Das, brummt Teut Unwirsch, „mag für Friedenszeit leidlich scheinen. Für den Kriegszustand taugt es gar nicht. Tirpitz Kanzler! Also auch Preußens Ministerpräsident? An das Wahlrecht ließe er nicht tippen; und triebe den sanften Diplomaten den Flötenton aus der Kehle. Hätte aber kaum Muße, sich um die Sache zu kümmern, die er am Besten versteht. Und ob er sich schnell genug in das Geschäft des Kanzlers fände, ist zweifelhaft. Der soll für das Innere sorgen, für den Friedensschluß vorarbeiten, Handelsverträge entwerfen und dem Reichstag erzählen, daß Alles in bester Ordnung sei. In die Führung des Krieges aber nicht dreinreden. Denn davon versteht er nichts. Da stört er nur die Generale und Admirale, die den Kaiser berathen. Weiß er denn, was ein Unterseebot leisten kann? War vielleicht noch nicht einmal drauf. Nee. Theilung der Arbeit: so sind wir tüchtig und groß geworden. Wenn Krieg ist, haben nicht nur die Musen, sondern erst recht die Politiker das geehrte Maul zu halten." Solche Meinung läuft noch immer durchs deutsche Land. Statt zu fragen, ob der Ertrag unserer Wehrleistung nicht durch das Fehlen politischer Führung geschmälert worden sei, ersehnt eine Patriotenschaar den Tag, der den Staatsmann dem grau oder blau Uniformirten für die Dauer des Krieges in Gehorsam untergiebt. So, brummt oder schmunzelt sie, will es der alte Preußengeist! Niemals hat ers gewollt.

Auch in Kriegszeit muß Politik getrieben werden. Nicht: kann und darf; sondern: muß. Sonst wird Unwiederbringliches verloren. Sonst herrscht Taumel. Die Politik, die ich meine, muß heilsame Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzu-

Google

weichen, übermächtige Gebilde zu zersplittern oder zu lockern, Werdendes zum Vortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten streben. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret! „Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und ein sinn- und zweckloses Ding entsteht. Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter dem politischen möglich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rath zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinete zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen. Eine gewisse Einsicht in das Kriegs-

wesen sollte den Führern des politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die Haupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger, ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der Einfluß eines anderen Militärs als des obersten Feldherrn im Kabinet. Das wird selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tragen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den Kriegern neidiger Tintenklecksser, sondern, nach vier Kriegen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man „die Sache den Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die faul sind, gern schlafen und von denen Jesaias Herr Zebaoth zürnt: „Jeglicher siehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem Stande." Daß Politik die Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln, auch ihr jede dem Reichswohl gedeihliche List, Heuchelei, Gewaltthat erlaubt ist, haben, nach Caesars Römern und Machiavells Florentinern, auf Europens Erde (auf uns fremder hämmerte der Puls die Lehre ins Hirn), zuerst wieder die Briten erkannt. Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?

Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestimmen. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die

Google

gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, vernichten: gen Diesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarer Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nicht zu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind die entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag möglich bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftsfirn zu weit, zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur ein Rom, ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf vier Walstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können, die aus dem Feuertod als Römerkolonie aufersteht, der Vandalen, Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz hinterläßt? Deren Vormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior-Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago seine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talente. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte. Hannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der

Google

Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.

„Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Verrufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." Daß ichs schon in der dritten Kriegswoche hier aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in den Mahnruf: „Zu früh!" Zu spät: wenn noch nicht nebellos klar ward, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner: im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherzchen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weihlichterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind. Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in demüthige Andacht vor schulenburgischer Weisheit zurück, der auch nach verlorenen Bataillen Ruhe die erste Bürgerpflicht schien. Doch wer klärt und lenkt den Volkswillen? Der die Verantwortung trägt.

Graue Theorie. Lasset uns auf den Lebensbaum blicken, dessen Blätter noch nicht gewelkt sind. Was wäre geworden, wenn Bismarck sich dem Willen der Generale gefügt, vor dem Gott und den Halbgöttern des Großen Generalstabes das Haupt gebeugt hätte? Besinnet, was war, und lernet daraus, Gewarnte!

1864. Wilhelms Ministerpräsident will Oesterreich aus dem Deutschen Bunde drängen; zuvor aber in enger Gemeinschaft mit ihm in Schleswig-Holstein handeln. Die Generale schelten ihn schlapp; einen marklosen Zauderer. „Unser weiteres Zusammengehen mit Oesterreich war gefährdet bei dem heftigen Andrang militärischer Einflüsse auf den König, die ihn zum Ueberschreiten der jütischen Grenze auch ohne Oesterreich drängen wollten. Mein

Google

alter Freund Feldmarschall Wrangel schickte, unchiffrirt, die gröbsten Injurien gegen mich telegraphisch an den König, in denen mit Bezug auf mich von Diplomaten, die an den Galgen gehörten, die Rede war." (Wie gestern.) Daß der Verantwortliche zu rechter Zeit den Schein des Zauberers nicht scheute, rettete Preußens Zukunft. 1866. Bismarck will, statt selbst anzugreifen, Oesterreich zum Angriff zwingen. Das zieht im März seine Truppen in Böhmen zusammen; fordert auch die Kleinstaaten zu emsiger Vorbereitung auf. Im Mai will Moltke losschlagen: weil Oesterreichs Heer von Tag zu Tag stärker werde. Der Minister bestimmt den König, die Kriegserklärung abzuwarten. Hätte die Erinnerung an preußischen Ueberfall nicht die Knüpfung des Freundschaftbundes erschwert? Im Generalstab heißt Bismarck „der Questenberg im Lager". In Nikolsburg ist er gegen die Fortsetzung des Krieges und den Einzug in Wien. „Wenn Oesterreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern." Harter Zusammenstoß mit der Heeresleitung. Abschiedsgesuch. Antwort des Königs: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da Derselbe sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." 1867. Moltke hält den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich und sagt, während des Haders um Luxemburg, zu dem Abgeordneten Grafen Bethusy-Huc: „Ich muß wünschen, daß dieser Anlaß zum Krieg benutzt werde. Der kommt, spätestens in fünf Jahren, doch; und das heute unbestreitbare Uebergewicht unserer Organisation und Bewaffnung mindert sich von Tag zu Tag. Je früher wir schlagen, desto besser." Bethusy meldets dem Bundeskanzler. Der antwortet: „Moltke ist sicher im Recht. Aber ich kann die Verantwortung für solchen Präventivkrieg nicht auf mich nehmen. Die persönliche, wie immer begründete Ueberzeugung eines Regenten oder Staatsmannes, daß der Krieg einst doch hereinbrechen werde, kann den Entschluß zur Kriegserklärung nicht rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse könne die Lage ändern und das scheinbar Un-

Google

vermeidliche abwenden.“ Drei Jahre danach erst, als die Einung Deutschlands möglich geworden ist, macht er aus Abekens Depeschenentwurf die emser Fanfare. 1871 will der Generalstab Belfort, der Kanzler zuerst nicht einmal Metz. „Ich war für die Sprachgrenze, habe aber von den militärischen Autoritäten gehört, Metz sei hunderttausend Mann werth.“ 1875 zügelt er den Eifer, der Frankreichs Rachsucht in Blut sühnen möchte. „Mir lag solche Absicht damals und später so fern, daß ich eher zurückgetreten sein würde, als zu einem vom Zaun zu brechenden Krieg die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt hätte als das, Frankreich nicht wieder zu Athem und zu Kräften kommen zu lassen. Ein solcher Krieg hätte meiner Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland, Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem Vorgehen einleiten können gegen das neue und noch nicht konsolidirte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergang entgegengingen. Europa würde in unserem Verfahren einen Mißbrauch der gewonnenen Stärke erblickt haben und Jedermanns Hand, einschließlich der centrifugalen Kräfte im Reich selbst, würde dauernd gegen Deutschland erhoben oder am Degen gewesen sein. Gerade der friedliche Charakter der deutschen Politik nach den überraschenden Beweisen der militärischen Kraft der Nation hat wesentlich dazu beigetragen, die fremden Mächte und die inneren Gegner früher, als wir erwarteten, wenigstens bis zu einem tolerari posse mit der neudeutschen Kraftentwickelung zu versöhnen und das Reich zum Theil mit Wohlwollen, zum Theil als einstweilen annehmbaren Friedenswächter sich entwickeln zu sehen.“

Ueber seinen alten König sagt er: „In seinem Geist waren die militärischen Eindrücke die vorherrschenden; und das Bedürfniß, die glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen, war vielleicht stärker als die politischen und diplomatischen Erwägungen.“ Ueber Moltke: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerthen und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu

Google

bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, ihr Ergebniß in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Wenn man die Theorie, welche der Generalstab mir gegenüber zur Anwendung brachte und die auch kriegswissenschaftlich gelehrt werden soll, so ausdrücken kann: Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten kommt erst wieder zum Wort, wenn die Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Janustempel zu schließen, so liegt schon in dem doppelten Gesicht des Janus die Mahnung, daß die Regirung eines Krieg führenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen hat als nach dem Kriegsschauplatz. Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, und die Berathung des Monarchen in Betreff dieser Ziele ist und bleibt während des Krieges wie vor ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung sein. Deren Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichten wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen. Namentlich aber zu beurtheilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Uebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten, dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können. Wer wird leugnen wollen, daß die Beantwortung rein politischer Fragen einen vollberechtigten Einfluß auf die Richtung, die Art, den Umfang der Kriegsführung fordern, daß zwischen Diplomatie und Strategie in der Berathung des Monarchen eine Wechselwirkung bestehen muß?" Wir haben keinen Bismarck. Noch aber, zu Land und zu Wasser, auch keinen Strategen von Moltkes Gewicht. Und wir sind in dem Krieg zweier Koalitionen, der, selbst wenn sein Schauplatz, die Zahl der Streiter und

Google

mitkämpfenden Völker kleiner wäre, nicht nur durch Waffengebrauch, ohne Staatsmannsobhut, nützlich beendet werden könnte. Wer in solchem Krieg, unter der Last der Verantwortlichkeit, jedes mit der Reichswürde vereinbare Mittel anwendet, um den feindlichen Eingriff neuer Kräfte zu meiden, wird dadurch noch nicht zum Feigling oder „schlappen Kerl“. Die Wahrung jedes den Neutralen zustehenden Rechtes, sogar die behutsame Schonung ererbter Empfindlichkeit war in drei Kriegen Bismarcks Hauptsorge. Und eben so stolz wie auf die Verhütung übermächtiger Koalition war er darauf, daß er 1864 Englands, 1866 Frankreichs, 1870 Rußlands Eintritt in den Krieg gehindert hatte.

„Der neue Feind, den wir zunächst wohl mehr hören als sehen werden, ist einer, mit dem wir seit dem ersten Kriegstag rechnen und dessen Machtaufwand unseren Muth nicht bleichen kann. Gefährlicher Feindschaft da auszubiegen, wo das Selbstachtungbedürfniß des deutschen Volkes mirs erlaubt, ist meine Pflicht. Wir wollen den am Krieg unbetheiligten Staaten und Völkern kein Recht kürzen und auch die uns im Gefühl unfreundlichen nicht kränken. Den Versuch, uns die kräftige Vertretung deutschen Rechtes zu wehren, würden wir noch im dichtesten Gedräng niemals hinnehmen. Ruhige Würde ist das Zeichen gesunder Kraft. Nicht Einer, der mit der Zunge ficht, mit Mund oder Schreibfeder Welten erobert und vor jedes mürrisch blickende Auge die Faust ballt, ist stark. Der Stille ists, der weiß, was er will, von Gewitter und Drohrede sich nicht schrecken läßt und auf dem kühl erwählten Weg an das Ziel seines Wollens kommt. Der nicht fragt, was er etwa erbeuten, dem Feind abnehmen könnte, sondern nur, was er, sich und den Enkeln zu Schutz, haben muß. Unsere Sache steht gut und der Erfolg der vierten Anleihe bezeugt, daß die Zuversicht unserer Volkes nicht wankt. Was während der Arbeitpause des Reichstages in feindlichen Ländern gegen uns gesagt worden ist, mag ich hier nicht widerlegen. Das als falsch Erweisliche kennt Jeder aus der Zeitung. Sie künden ungeheure Wandlung an; wir handeln. Sie schmähen; wir schlagen. Wenn Worte vernichten könnten, wären wir längst zermalmt; und von Hungersnoth entkräftet, wenn Elendsschilderung wirkte wie Mangel des Leibes. Verlangt draußen die Menge solchen Siechentrost: wir könnens tragen. Die Abwehr brächte allzu billigen Beifall. Da ich von stetigem Vorschritt,

nicht von Entscheidung zu berichten hatte, ist lange oder bewimpelte Rede unnöthig. Wir führen den Krieg, bis der Wunsch nach anständigem Frieden hörbar wird; führen ihn mit jeder Waffe, von der Wirkung zu hoffen, Schade nicht zu fürchten ist. Große Fraktionen haben mich ersucht, eine Waffe, die für nahe Zeit Besonderes verheißt, sorgsam vor Rost zu schützen; den Unterseekrieg nach unserem Bedürfniß, nicht nach Urtheil oder Vorurtheil, Anspruch oder Anmaßung fremder Staaten zu führen. Die Geschichte dieser Fraktionen duldet keinen Zweifel an ihrem Willen, mit reinen Händen und tapferen Herzen dem Vaterland zu dienen. Ich muß also annehmen, daß ihre Mahnung nicht Mißtrauen ausdrücken, sondern uns für Verhandlungen stärken soll. Der Zweck dieser Anträge kann nur sein, aus der Volksvertretung den Mächten, mit denen wir in Gespräch sind, zuzurufen: ‚Die Kaiserliche Regirung fordert nicht mehr, als sie muß, um vor der Auslese deutscher Nation bestehen zu können.‘ Ihre Absicht verdient Dank. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich der Verantwortung, nicht nur vor den heute lebenden Landsleuten, bewußt bin. Ich kann sie nicht auf die zuständigen Ressorts abladen und nachher, in einer trüben Stunde, sagen: ‚Das war nicht meines Amtes.‘ Denn meines Amtes ist, was den Bestand und die Geltung des Reiches angeht; und ich müßte die Bürde dieses Amtes von mir werfen, wenn ich die höchsten Güter deutscher Menschheit nicht mehr schirmen könnte. So leicht wie der Militärfachmann, der nicht das Ganze zu bedenken braucht und im Nothfall über die Hemmung durch zaghafte Politiker laut stöhnen darf, habe ichs nicht. Aus einer neuen, ins Völkerrecht noch nicht eingefügten Kriegsform muß ich jeden erlangbaren Vortheil ziehen und zugleich jeder möglichen Gefährdung ernster Reichsinteressen vorbeugen. In den Grenzen meiner Kraft versuche ichs. Ohne nach Massengunst zu haschen und Goldene Berge für den nächsten Donnerstag zu versprechen. Aber auch ohne die Tollkühnheit, von der nur der Verzweifelnde zu entschuldigen wäre. Der klammert sich an die Hoffnung, die ihn die letzte dünkt, und fragt nicht, welchen Schaden das Werkzeug stiften könne, das ihn aus Lebensgefahr lösen soll. Wir sind nicht in Lebensgefahr, sind weitab von Verzweiflung; und dürfen, ohne Hast, wägen, ehe wir wagen. Das ist, auf dem von der Reichsverfassung gewiesenen Wege geschehen; und das Ergebniß kann im Sommer ...“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin

Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Uebungen im Sommer-Semester 1916 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pfg durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Mittwoch, den 26. April. Beginn der Vorlesungen und Uebungen: Donnerstag, den 27. April.

Der Rektor: Eltzbacher.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwickelung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Commerz- und Disconto-Bank.

Sechsundvierzigste ordentliche Generalversammlung der Aktionäre am Freitag, den 7. April 1916, nachmittags 2½ Uhr, im Sitzungssaale der Bank zu Hamburg, Neß Nr. 9.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes sowie Vorlegung der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung und Vorschlag zur Gewinnverteilung.
2. Bericht des Aufsichtsrates über die Prüfung der Bilanz, der Gewinn und Verlust-Rechnung sowie des Vorschlages zur Gewinnverteilung.
3. Beschlußfassung über die Genehmigung der Bilanz und die Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrates, sowie über die Verteilung des Reingewinnes.
4. Wahlen zum Aufsichtsrate.

Diejenigen Aktionäre, welche sich an der Generalversammlung beteiligen wollen, haben ihre Aktien **spätestens am 3. April d. J.** während der üblichen Geschäftsstunden
in **Berlin** bei **unserer Niederlassung**
bei der **Bank des Berliner Kassenvereins** (nur für Mitglieder des Giro-Effekten-Depots)
in **Hamburg, Altona, Hannover, Kiel, Leipzig, Altenburg (S.-A)** und **Brandenburg a. H.** bei **unseren Niederlassungen**
in **Chemnitz** beim **Chemnitzer Bank-Verein**
in **Dresden** bei der **Mitteldeutschen Privat-Bank A.-G.**
in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **J. Dreyfus & Co.**
in **Köln** bei Herrn **J. H Stein**
in **Magdeburg** bei der **Mitteldeutschen Privat-Bank A.-G.**
in **München** bei der **Bayerischen Vereinsbank**
zu hinterlegen und bis zum Schluß der Generalversammlung daselbst zu belassen oder die Hinterlegung bei einem **deutschen Notar** dadurch nachzuweisen, daß sie **einer der genannten Anmeldestellen spätestens am 3. April d. J.** einen ordnungsmäßigen **Hinterlegungsschein** des Notars in Verwahrung geben. Dieser Hinterlegungsschein gilt nur dann als ordnungsmäßig, wenn darin die hinterlegten Aktien nach Nummern genau bezeichnet sind und wenn überdies in dem Hinterlegungsschein selbst bescheinigt ist, daß die Aktien bis zum Schluß der Generalversammlung bei dem Notar in Verwahrung bleiben. Gegen Hinterlegung der Aktien oder Einreichung der notariellen Hinterlegungsscheine werden Eintrittskarten ausgehändigt. Die zu hinterlegenden Aktien können ohne Gewinnanteilscheine und Erneuerungsscheine eingereicht werden.

Hamburg, den 17. März 1916.

Der Vorstand.

Lincke. Pilster.

An der Handelshochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für **das** Sommersemester 1916 auf Mittwoch, den 26. April, festgesetzt. Das Nähere ersehen die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung im Anzeigenteil dieser Nummer.

Google

Commerz- und Disconto-Bank, Hamburg-Berlin.

Sechsundvierzigster Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1915.

Das Geschäftsergebnis unserer Bank im Jahre 1915 zeigt einschliesslich des Vortrages einen Gewinn von ℳ 6 882 848.12 gegen ℳ 6 646 300.16 im Vorjahre. Wir halten es auch in diesem zweiten Kriegsjahre für geboten, dem Gewinn einen größeren Betrag, und zwar 2 Millionen Mark, für Abschreibungszwecke zu entnehmen. Demgemäß schlagen wir vor, eine Dividende von 4½%, wie im Vorjahre, zur Verteilung zu bringen.

Noch wird die Welt durch die Kriegsereignisse beherrscht. Industrie und Handel haben sich erheblichen Beschränkungen unterwerfen müssen, aber es ist durch vorbildliche Organisation schnell gelungen, die deutsche Volkswirtschaft auf die durch den Krieg völlig veränderten Verhältnisse einzustellen. Eine Anzahl von Kriegsrohstoff-Gesellschaften, welche die Sammlung und gleichmäßige Verteilung der Waren bezwecken, ist ins Leben gerufen worden, und durch gesetzliche Maßnahmen ist die Volksernährung, für welche sich durch die verringerte Einfuhr vom Ausland Schwierigkeiten ergaben, gesichert. Der Schutzwall, den unsere kampferprobten Heere überall in Feindesland errichteten, sorgte dafür, daß das Deutsche Volk sich seinen wirtschaftlichen Aufgaben ungestört widmen konnte. Das Gegenteil von dem, was alle Welt bei Kriegsausbruch erwartet hatte, trat ein: an Stelle der befürchteten Arbeitslosigkeit zeigte sich eher ein Mangel an Arbeitskräften.

Der Reichsbankdiskont betrug im ganzen Jahre 5%, während im offenen Markt eine ausgesprochene Geldflüssigkeit herrschte, hervorgerufen durch die Einschränkung des deutschen Handels mit dem Auslande und die Verkleinerung der Rohstoffläger. Die hierdurch freigewordenen erheblichen Beträge flossen, soweit sie nicht Anlage in den Kriegsanleihen fanden, den Banken zu. Das Anschwellen unseres Kreditoren-Kontos von ca. 299 auf ca. 406 Millionen Mark zeigt die finanzielle Kraft unserer Kundschaft.

Das Zinsenkonto weist dementsprechend einen Mehrgewinn auf, trotzdem die Belegung der meist kurzfristigen Gelder zeitweilig Schwierigkeiten bereitete und nur mit geringem Zinsnutzen möglich war.

Den Anforderungen staatlicher und kommunaler Körperschaften zur Hergabe größerer Darlehen haben wir gern Folge gegeben; am Jahresschlusse sind in unseren ungedeckten Debitoren fast 30 Millionan Mark derartiger Ausleihungen enthalten. Unser Bestand an Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere hat eine Erhöhung von ca. 40 Millionen Mark erfahren, weil wir einen Teil der uns zugeflossenen Gelder in Darlehen gegen deutsche mündelsichere Wertpapiere anlegten.

Das Provisionskonto zeigt einen leichten Rückgang, der sich aus der Verminderung der Effektenumsätze und des Akzeptenkontos erklärt; das letztere verringerte sich erheblich, nachdem die bei Ausbruch des Krieges verfügte Hinausschiebung der Fälligkeiten ihre Endschaft erreicht hatte. Außerdem hat die Einschränkung des überseeischen Verkehrs dazu geführt, daß unsere Vorschüsse gegen Waren und Warenverschiffungen von ca. 14,8 Millionen auf ca. 2,4 Millionen Mark zurückgingen. Einen mäßigen Ausgleich für diesen Ausfall fanden wir in der Finanzierung von Einfuhrgeschäften, welche unsere Hamburger Niederlassung in besonderem Maße gepflegt hat.

Unsere Unkosten halten sich auf der vorjährigen Höhe. Den zum Heeresdienst eingezogenen Angestellten haben wir einen erheblichen Teil ihrer Bezüge weiter gewährt und dafür im Berichtsjahre ca. ℳ 850 000.— aufgewendet. Die Ersetzung dieser erfahrenen Beamten hat uns viele Schwierigkeiten bereitet, trotzdem wir eine große Anzahl von Hilfsarbeitern einstellten.

Das Geschäft in einheimischen Wertpapieren bestand hauptsächlich in der Unterbringung der II. und III. Kriegsanleihe, an deren Zeichnung sich unsere Kundschaft in außerordentlicher Weise beteiligte. Die hohen Devisenkurse und die Aufnahmefähigkeit des neutralen Auslandes verursachten eine bemerkenswerte Steigerung der Kurse der in Deutschland gehandelten ausländischen Wertpapiere. Wir waren infolgedessen in der Lage, die Abstoßung großer Beträge, namentlich skandinavischer Werte zu vermitteln.

Die Erhöhung unseres Bestandes an „Eigenen Wertpapieren" betrifft nur Deutsche Staatsanleihen; dieselben sind für die Nachfrage aus unserm Kundenkreis, die nach Schluß der jeweiligen Zeichnungen eine lebhafte blieb, bestimmt. Das Konsortialkonto hat sich um ca. 5 Millionen Mark durch Abwicklung verschiedener Geschäfte ermäßigt.

Unsere Bestände an Wertpapieren haben wir entsprechend den im freien Verkehr ermittelten Kursen bewertet und die auf Effekten- und Konsortialkonto erzielten Gewinne für Abschreibungen auf diesem Konto verwendet.

Auf „Bankgebäude und Inventar" haben wir eine Abschreibung von ℳ 49 392.23 gegen ℳ 196 193.50 im Vorjahre vorgenommen. Das Konto „Sonstige Immobilien" ist durch Minderbewertung und durch den Verkauf eines kleinen Grundstücks ermäßigt.

Unsere Filiale in Hannover erzielte auch im verflossenen Jahre ein gutes Erträgnis; die übrigen Filialen arbeiteten in zufriedenstellender Weise.

Unsere Kommanditeinlage bei der Firma S. Kaufmann & Co. brachte uns befriedigenden Ertrag.

Google

Die Norddeutsche Zucker-Raffinerie wird die Ausschüttung einer Dividende von 6 % gegen 4% im Vorjahre in Vorschlag bringen.

Die Waaren-Kommissions-Bank in Hamburg konnte ihre aus dem Vorjahre herübergenommenen erheblichen Warenbestände mit Nutzen gegen den mit großer Vorsicht eingestellten Buchwert veräußern und brachte eine Dividende von 35% zur Verteilung.

Die Barmbecker Brauerei Aktien-Gesellschaft hat unter der schwierigen Lage der Brauereiindustrie zu leiden und ermäßigte ihre Dividende von 6% im Vorjahre auf 5%.

Die Hamburgischen Electricitäts-Werke haben am 1. Juli 1915 ihr Aktienkapital von 22 Millionen auf 44 Millionen Mark erhöht. Die neuen Aktien sind vertragsgemäß von dem Hamburgischen Staate übernommen worden. Die Dividende betrug 8% neben einer Ausschüttung von 3¾% aus den für die Aktionäre angesammelten Rückstellungen gegen 8½% im Vorjahre.

Die Bremen-Besigheimer-Oelfabriken bringen für das Jahr 1915 eine Dividende von 18%, wie im Vorjahre, zur Verteilung.

Die Eisenbahnbaugesellschaft Becker & Co. G. m. b. H. hat für das Jahr 1914 eine Dividende von 4% verteilt. Die dieser Gesellschaft angegliederten zahlreichen elektrischen Unternehmungen haben die durch den Kriegsausbruch verursachten Rückgänge in den Erträgnissen geöffnet wieder aufgeholt.

Die Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe vorm. Patzenhofer verteilte für das Geschäftsjahr 1914/15 eine Dividende von 14% gegen 11% im Vorjahre.

Die Leipziger Werkzeug-Maschinen-Fabrik vorm. W. von Pittler Aktiengesellschaft hat auch für das Jahr 1915 eine Dividende von 25%, wie für 1914, verteilt und gewährt ihren Aktionären ein günstiges Bezugsrecht auf neu auszugebende junge Aktien.

Die Maschinenbau-Anstalt und Eisengießerei vorm. Th. Flöther erhöht für das Jahr 1915 die Dividende von 12% auf 14% bei wiederum reichlichen Abschreibungen und Rückstellungen.

Die bei der Terraingesellschaft am Teltow-Kanal Rudow-Johannisthal Aktiengesellschaft geplante Reorganisation hat infolge des Krieges noch nicht durchgeführt werden können.

Die Eisenbahnsignal-Bauanstalt Max Jüdel & Co. Aktiengesellschaft konnte für 1914 auf das erhöhte Aktienkapital eine Dividende von 18% verteilen. Für das laufende Geschäftsjahr ist mit einer Ermäßigung der Dividende zu rechnen.

Die Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vorm. C. J. Vogel) Telegraphendraht-Fabrik Aktiengesellschaft hat für das am 30. September 1915 abgelaufene Geschäftsjahr 15% gegen 13% im Vorjahre zur Ausschüttung gebracht.

Die Telephonfabrik Aktiengesellschaft vormals J. Berliner, die im Vorjahre ihre Dividende auf 10% herabgesetzt hatte, hat im abgelaufenen Geschäftsjahr günstiger gearbeitet und eine Dividende von 18% zur Verteilung gebracht.

Die C. Lorenz Aktiengesellschaft hat für 1914 ein Erträgnis von 32½% an ihre Aktionäre ausgeschüttet. Auch im Jahre 1915 hat die Gesellschaft recht günstig gearbeitet. Wir haben gemeinsam mit befreundeten Bankfirmen eine Kapitalerhöhung auf ℳ 3 000 000.— zur Durchführung gebracht.

Die Held & Franke A.-G. hat bei gutem Geschäftsgang ihre Dividende von 8% auf 10% erhöhen können.

Die Hackethal-Draht- und Kabelwerke Akt.-Ges. hat im Jahre 1914 gut gearbeitet und konnte, wie im Vorjahre, 16% Dividende verteilen. Für das Jahr 1915 dürfte mit einer Dividendenerhöhung gerechnet werden.

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches im Jahre 1915 betrug ℳ 26 443 392 684.76.

Den nach Abzug von 2 Millionen Mark verbleibenden Reingewinn von ℳ 4 882 848.12, einschließlich des Gewinnvortrages aus dem Vorjahre von ℳ 493 290.43, beantragen wir, wie folgt, zu verteilen:

4 % auf das Aktienkapital von ℳ 85 000 000.—	ℳ 3 400 000.—
Rückstellung für Talonsteuer	„ 85 000.—
in den Reservefonds II (laut Statut)	„ 49 477.88
(Außerdem für verfallene Dividenden ℳ 1254.—)	
in den Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds . . .	„ 120 000.—
Tantième an den Aufsichtsrat	„ 73 507.98
Tantième an den Vorstand	„ 95 560.38
½ % weitere Dividende	„ 425 000 —
Vortrag	„ 634 301.88
	ℳ 4 882 848.12

Von unseren im Felde stehenden Beamten haben seit unserem letzten Bericht weitere 71 Angestellte dem Vaterland ihr Leben geopfert; ihr Andenken wird wie das ihrer im Tode vorangegangenen Kollegen und Kameraden in hohen Ehren gehalten werden.

Hamburg, im März 1916.

Der Vorstand.

Google

Commerz- und Disconto-Bank, Hamburg-Berlin.

Sechsundvierzigster Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1915.

Das Geschäftsergebnis unserer Bank im Jahre 1915 zeigt einschliesslich des Vortrages einen Gewinn von ℳ 6882848.12 gegen ℳ 6646300.16 im Vorjahre. Wir halten es auch in diesem zweiten Kriegsjahre für geboten, dem Gewinn einen größeren Betrag, und zwar 2 Millionen Mark, für Abschreibungszwecke zu entnehmen. Demgemäß schlagen wir vor, eine Dividende von 4½%, wie im Vorjahre, zur Verteilung zu bringen.

Noch wird die Welt durch die Kriegsereignisse beherrscht. Industrie und Handel haben sich erheblichen Beschränkungen unterwerfen müssen, aber es ist durch vorbildliche Organisation schnell gelungen, die deutsche Volkswirtschaft auf die durch den Krieg völlig veränderten Verhältnisse einzustellen. Eine Anzahl von Kriegsrohstoff-Gesellschaften, welche die Sammlung und gleichmäßige Verteilung der Waren bezwecken, ist ins Leben gerufen worden, und durch gesetzliche Maßnahmen ist die Volksernährung, für welche sich durch die verringerte Einfuhr vom Ausland Schwierigkeiten ergaben, gesichert. Der Schutzwall, den unsere kampferprobten Heere überall in Feindesland errichteten, sorgte dafür, daß das Deutsche Volk sich seinen wirtschaftlichen Aufgaben ungestört widmen konnte. Das Gegenteil von dem, was alle Welt bei Kriegsausbruch erwartet hatte, trat ein: an Stelle der befürchteten Arbeitslosigkeit zeigte sich eher ein Mangel an Arbeitskräften.

Der Reichsbankdiskont betrug im ganzen Jahre 5%, während im offenen Markt eine ausgesprochene Geldflüssigkeit herrschte, hervorgerufen durch die Einschränkung des deutschen Handels mit dem Auslande und die Verkleinerung der Rohstofflåger. Die hierdurch freigewordenen erheblichen Beträge flossen, soweit sie nicht Anlage in den Kriegsanleihen fanden, den Banken zu. Das Anschwellen unseres Kreditoren-Kontos von ca. 299 auf ca. 406 Millionen Mark zeigt die finanzielle Kraft unserer Kundschaft.

Das Zinsenkonto weist dementsprechend einen Mehrgewinn auf, trotzdem die Belegung der meist kurzfristigen Gelder zeitweilig Schwierigkeiten bereitete und nur mit geringem Zinsnutzen möglich war.

Den Anforderungen staatlicher und kommunaler Körperschaften zur Hergabe größerer Darlehen haben wir gern Folge gegeben; am Jahresschlusse sind in unseren ungedeckten Debitoren fast 30 Millionan Mark derartiger Ausleihungen enthalten. Unser Bestand an Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere hat eine Erhöhung von ca. 40 Millionen Mark erfahren, weil wir einen Teil der uns zugeflossenen Gelder in Darlehen gegen deutsche mündelsichere Wertpapiere anlegten.

Das Provisionskonto zeigt einen leichten Rückgang, der sich aus der Verminderung der Effektenumsätze und des Akzeptenkontos erklärt; das letztere verringerte sich erheblich, nachdem die bei Ausbruch des Krieges verfügte Hinausschiebung der Fälligkeiten ihre Endschaft erreicht hatte. Außerdem hat die Einschränkung des überseeischen Verkehrs dazu geführt, daß unsere Vorschüsse gegen Waren und Warenverschiffungen von ca. 14,8 Millionen auf ca. 2,4 Millionen Mark zurückgingen. Einen mäßigen Ausgleich für diesen Ausfall fanden wir in der Finanzierung von Einfuhrgeschäften, welche unsere Hamburger Niederlassung in besonderem Maße gepflegt hat.

Unsere Unkosten halten sich auf der vorjährigen Höhe. Den zum Heeresdienst eingezogenen Angestellten haben wir einen erheblichen Teil ihrer Bezüge weiter gewährt und dafür im Berichtsjahre ca. ℳ 850000.— aufgewendet. Die Ersetzung dieser erfahrenen Beamten hat uns viele Schwierigkeiten bereitet, trotzdem wir eine große Anzahl von Hilfsarbeitern einstellten.

Das Geschäft in einheimischen Wertpapieren bestand hauptsächlich in der Unterbringung der II. und III. Kriegsanleihe, an deren Zeichnung sich unsere Kundschaft in außerordentlicher Weise beteiligte. Die hohen Devisenkurse und die Aufnahmefähigkeit des neutralen Auslandes verursachten eine bemerkenswerte Steigerung der Kurse der in Deutschland gehandelten ausländischen Wertpapiere. Wir waren infolgedessen in der Lage, die Abstoßung großer Beträge, namentlich skandinavischer Werte zu vermitteln.

Die Erhöhung unseres Bestandes an „Eigenen Wertpapieren" betrifft nur Deutsche Staatsanleihen; dieselben sind für die Nachfrage aus unserm Kundenkreis, die nach Schluß der jeweiligen Zeichnungen eine lebhafte blieb, bestimmt. Das Konsortialkonto hat sich um ca. 5 Millionen Mark durch Abwicklung verschiedener Geschäfte ermäßigt.

Unsere Bestände an Wertpapieren haben wir entsprechend den im freien Verkehr ermittelten Kursen bewertet und die auf Effekten- und Konsortialkonto erzielten Gewinne für Abschreibungen auf diesem Konto verwendet.

Auf „Bankgebäude und Inventar" haben wir eine Abschreibung von ℳ 49 392.23 gegen ℳ 196193.50 im Vorjahre vorgenommen. Das Konto „Sonstige Immobilien" ist durch Minderbewertung und durch den Verkauf eines kleinen Grundstücks ermäßigt.

Unsere Filiale in Hannover erzielte auch im verflossenen Jahre ein gutes Erträgnis; die übrigen Filialen arbeiteten in zufriedenstellender Weise.

Unsere Kommanditeinlage bei der Firma S. Kaufmann & Co. brachte uns einen befriedigenden Ertrag.

Google

Die Norddeutsche Zucker-Raffinerie wird die Ausschüttung einer Dividende von 6 % gegen 4% im Vorjahre in Vorschlag bringen.

Die Waaren-Kommissions-Bank in Hamburg konnte ihre aus dem Vorjahre herübergenommenen erheblichen Warenbestände mit Nutzen gegen den mit großer Vorsicht eingestellten Buchwert veräußern und brachte eine Dividende von 35% zur Verteilung.

Die Barmbecker Brauerei Aktien-Gesellschaft hat unter der schwierigen Lage der Brauereiindustrie zu leiden und ermäßigte ihre Dividende von 6% im Vorjahre auf 5%.

Die Hamburgischen Electricitäts-Werke haben am 1. Juli 1915 ihr Aktienkapital von 22 Millionen auf 44 Millionen Mark erhöht. Die neuen Aktien sind vertragsgemäß von dem Hamburgischen Staate übernommen worden. Die Dividende betrug 8% neben einer Ausschüttung von 3¾% aus den für die Aktionäre angesammelten Rückstellungen gegen 8½% im Vorjahre.

Die Bremen-Besigheimer-Oelfabriken bringen für das Jahr 1915 eine Dividende von 18%, wie im Vorjahre, zur Verteilung.

Die Eisenbahnbaugesellschaft Becker & Co. G. m. b. H. hat für das Jahr 1914 eine Dividende von 4% verteilt. Die dieser Gesellschaft angegliederten zahlreichen elektrischen Unternehmungen haben die durch den Kriegsausbruch verursachten Rückgänge in den Erträgnissen geöffnet wieder aufgeholt.

Die Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe vorm. Patzenhofer verteilte für das Geschäftsjahr 1914/15 eine Dividende von 14% gegen 11% im Vorjahre.

Die Leipziger Werkzeug-Maschinen-Fabrik vorm. W. von Pittler Aktiengesellschaft hat auch für das Jahr 1915 eine Dividende von 25%, wie für 1914, verteilt und gewährt ihren Aktionären ein günstiges Bezugsrecht auf neu auszugebende junge Aktien.

Die Maschinenbau-Anstalt und Eisengießerei vorm. Th. Flöther erhöht für das Jahr 1915 die Dividende von 12% auf 14% bei wiederum reichlichen Abschreibungen und Rückstellungen.

Die bei der Terraingesellschaft am Teltow-Kanal Rudow-Johannisthal Aktiengesellschaft geplante Reorganisation hat infolge des Krieges noch nicht durchgeführt werden können.

Die Eisenbahnsignal-Bauanstalt Max Jüdel & Co. Aktiengesellschaft konnte für 1914 auf das erhöhte Aktienkapital eine Dividende von 18% verteilen. Für das laufende Geschäftsjahr ist mit einer Ermäßigung der Dividende zu rechnen.

Die Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vorm. C. J. Vogel) Telegraphendraht-Fabrik Aktiengesellschaft hat für das am 30. September 1915 abgelaufene Geschäftsjahr 15% gegen 13% im Vorjahre zur Ausschüttung gebracht.

Die Telephonfabrik Aktiengesellschaft vormals J. Berliner, die im Vorjahre ihre Dividende auf 10% herabgesetzt hatte, hat im abgelaufenen Geschäftsjahr günstiger gearbeitet und eine Dividende von 18% zur Verteilung gebracht.

Die C. Lorenz Aktiengesellschaft hat für 1914 ein Erträgnis von 32½% an ihre Aktionäre ausgeschüttet. Auch im Jahre 1915 hat die Gesellschaft recht günstig gearbeitet. Wir haben gemeinsam mit befreundeten Bankfirmen eine Kapitalerhöhung auf ℳ 3 000 000.— zur Durchführung gebracht.

Die Held & Franke A.-G. hat bei gutem Geschäftsgang ihre Dividende von 8% auf 10% erhöhen können.

Die Hackethal-Draht- und Kabelwerke Akt.-Ges. hat im Jahre 1914 gut gearbeitet und konnte, wie im Vorjahre, 16% Dividende verteilen. Für das Jahr 1915 dürfte mit einer Dividendenerhöhung gerechnet werden.

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches im Jahre 1915 betrug ℳ 26 443 392 684.76.

Den nach Abzug von 2 Millionen Mark verbleibenden Reingewinn von ℳ 4 882 848.12, einschließlich des Gewinnvortrages aus dem Vorjahre von ℳ 493 290.43, beantragen wir, wie folgt, zu verteilen:

4 % auf das Aktienkapital von ℳ 85 000 000.—	ℳ	3 400 000.—
Rückstellung für Talonsteuer	„	85 000.—
in den Reservefonds II (laut Statut)	„	49 477.88
(Außerdem für verfallene Dividenden ℳ 1254.—)		
in den Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds . . .	„	120 000.—
Tantième an den Aufsichtsrat	„	73 507.98
Tantième an den Vorstand	„	95 560.38
½ % weitere Dividende	„	425 000 —
Vortrag	„	634 301.88
	ℳ	4 882 848.12

Von unseren im Felde stehenden Beamten haben seit unserem letzten Bericht weitere 71 Angestellte dem Vaterland ihr Leben geopfert; ihr Andenken wird wie das ihrer im Tode vorangegangenen Kollegen und Kameraden in hohen Ehren gehalten werden.

Hamburg, im März 1916.

Der Vorstand.

Google

Geschäftsbericht der Dresdner Bank für 1915.

Das Wirtschaftsleben Deutschlands hat auch im verflossenen Jahr trotz der durch den Krieg veränderten Verhältnisse seinen geregelten Fortgang genommen, und die Lebhaftigkeit des Verkehrs hat, obgleich die Versorgung mit den nötigen Arbeitskräften und gewissen Rohstoffen nicht immer ohne Schwierigkeiten möglich war, im Durchschnitt eher noch zugenommen. Wenn auch in einzelnen Gewerbezweigen, wie etwa der Textil-Industrie, dem Baugewerbe, der Zement-Industrie, dem Kalibergbau, ein Rückgang in Auftragsbestand und Erzeugung eingetreten ist, so sind andere Industrien in wachsendem Maße beschäftigt. Kohlenbergbau, Eisen- und Stahlindustrie zeigen steigende Produktionsziffern; nicht nur die Munitions- und Waffenfabriken, sondern auch zahlreiche Unternehmungen der Schwer- und Maschinenindustrie und andere haben Neubauten errichtet und Betriebserweiterungen vorgenommen; die Beschäftigung übertrifft in zahlreichen Fällen weit die Friedenszahlen und bleibt in vielen anderen kaum dahinter zurück. Dem gesteigerten Umsatz entsprechen, soweit die bis jetzt veröffentlichten Abschlüsse solcher Gesellschaften erkennen lassen, die Gewinnergebnisse. Der Umfang der gesamten gegenwärtigen industriellen Erzeugung kann zwar ziffernmäßig nicht genau bestimmt, aber doch als ein überraschend großer und mit Rücksicht auf die Kriegszeit außergewöhnlich günstiger bezeichnet werden. Der Anpassungs- und Leistungsfähigkeit von Handel, Industrie und Landwirtschaft, wie sie in gleichem Maße bis jetzt kein anderes kriegführendes Land aufweist, verdanken wir unsere wirtschaftliche Stärke. Sie bildet eine wesentliche Grundlage für die erfolgreiche Durchführung des Krieges. Daneben sorgt eine bis ins einzelne ausgearbeitete Organisation für sparsamen und zweckmäßigen Verbrauch der Rohstoffvorräte, für ihre planmäßige Ergänzung und in vielen Fällen für den Ersatz früher aus dem Auslande bezogener Stoffe durch heimische Erzeugnisse. Die Versorgung mit Lebensmitteln in ausreichendem Maße ist trotz der außerordentlichen Erschwerung der Einfuhr und trotz einer nicht besonders günstigen Ernte durch die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft ermöglicht.

Unsere Auffassung von den wirtschaftlichen Kräften Deutschlands im Kriege haben wir in einer unter diesem Titel veröffentlichten kleinen Schrift, in der wir die wichtigsten wirtschaftlichen Zahlen im Vergleich mit den entsprechenden für England und Frankreich zusammengestellt haben, zum Ausdruck gebracht. Die Schrift hat, wie eine in früheren Jahren veröffentlichte ähnliche Arbeit, großen Anklang gefunden.

Der Geldmarkt war während des ganzen Jahres in günstiger Verfassung und zeigte, abgesehen von vorübergehenden Unterbrechungen im Zusammenhang mit den Einzahlungen auf die zweite und dritte Kriegsanleihe, eine große Flüssigkeit. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Ausgaben für den staatlichen wie für den privaten Verbrauch bis auf einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz im Lande bleiben, daß, während die Friedenswirtschaft das Halten großer Vorräte bedingte und zu einem erheblichen Teil auf Kredit aufgebaut war, Handel und Industrie nicht mehr so große Mittel in Außenständen und Waren festzulegen haben und der Geldumlauf ein beschleunigter ist. Umsatz und Ansammlung von flüssigem Kapital bei den für den Kriegsbedarf direkt oder indirekt arbeitenden Gewerben vollziehen sich daher wesentlich schneller als in Friedenszeit. Hierin liegt auch für die Zukunft ein Vorsprung, den Deutschland vor England und Frankreich hat, die fortdauernd große Summen zur Bezahlung der für sie unentbehrlichen Lebensmittel und Kriegserfordernisse an das Ausland zu senden haben, oder die, um die sofortige Begleichung zu vermeiden, in umfangreichem Maße ausländische Schuldverpflichtungen eingehen müssen.

Die Reichsbank behielt während des ganzen Jahres ihren Diskont von 5% bei. Der Markt für Privatdiskonten war eingeengt und die Nachfrage konnte zeitweise selbst zu Sätzen, die wesentlich unter dem Reichsbankdiskont blieben, nicht voll befriedigt werden. Der Umlauf an Bankakzepten hat sich erheblich verringert; unser eigenes Akzeptkonto belief sich Ende des Jahres nur auf 92.3 Millionen Mark, eine Ziffer, die seit dem Jahre 1896, also zu einer Zeit, als der Umfang unserer Geschäfte weit hinter dem gegenwärtigen zurückblieb, nicht mehr unterschritten worden war.

Das deutsche Banksystem, dem es in Friedenszeiten nicht an heftigen Kritiken gefehlt hat und dem besonders das englische als angeblich vollkommeneres Vorbild hingestellt wurde, hat sich im Kriege durchaus bewährt. Es ist nicht uninterressant zu beobachten, wie gerade jetzt in England der Ruf nach einer Verbesserung des dortigen Banksystems immer häufiger ertönt und dafür unser deutsches Bankwesen als nachahmenswert bezeichnet wird. Die deutschen Banken haben auch im Jahre 1915 ihr Teil zur Förderung des Wirtschaftslebens beigetragen. Von den Zeichnungen der gewerblichen Stände und des Privatpublikums auf die deutschen Kriegsanleihen hat sich ein sehr erheblicher Teil bei unserer Bank mit ihren zahlreichen Filialen, Wechselstuben und den beiden Genossenschaftsabteilungen konzentriert, so daß wir in der Lage waren, auf die bis jetzt untergebrachten drei Kriegsanleihen des Reichs Zeichnungen im Gesamtbetrage von 1,4 Milliarden Mark bei der Reichsbank anzumelden. Trotz dieser großen von unserer Kundschaft in Kriegsanleihen angelegten Beträge wurden die Depositen und Guthaben immer sehr bald wieder durch neue Einlagen ergänzt und haben Ende Dezember ihren höchsten Stand erreicht.

An der Börse ist der amtliche Verkehr noch nicht wieder aufgenommen; an dem dort schon seit langem bestehenden freien Handel haben die Berliner Großbanken zum Zwecke der Durchführung von Käufen und Verkäufen für die Kundschaft erst seit Anfang Juni 1915 teilgenommen. Auf das Provisionserträgnis konnten die daraus erwachsenen beschränkten Umsätze im abgelaufenen Jahr noch keinen nennenswerten Einfluß ausüben.

Der Abschluß der Dresdner Bank ergibt für das Jahr 1915 nach Vornahme erheblicher Abschreibungen und Rückstellungen einen Bruttogewinn von ℳ 41 173 690.10 (gegen ℳ 40 878 328.95 in 1914). Nach Abzug der Handlungsunkosten und Steuern

Google

verbleibt ein Reingewinn von M 24 978 615.95 (gegen M 23 909 586.25 in 1914), aus dem wir die Verteilung einer Dividende von 6 % sowie eine weitere Abschreibung auf Konto-Korrent- und Konsortial-Konto in Höhe von M 6 Millionen vorschlagen. Wir können dabei, wie auch in unserem vorjährigen Bericht, die Erwartung aussprechen, daß diese Vorsicht späteren Abschlüssen wieder zugute kommen wird.

Die erzielten Gewinne betragen:

	1915	gegen 1914
auf Sorten- und Kupons-Konto	M 788 693.95	M 566 076.85
„ Zinsen- und Wechsel-Konto	„ 25 927 019.40	„ 24 685 660.95
„ Provisions-Konto	„ 12 940 932.80	„ 13 957 331.60
„ Konto Dauernde Beteiligungen	„ 674 799.90	„ 1 880 326.75
„ Effekten- und Konsortial-Konto	— Verlust	„ 774 967.75

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Zahlen für 1914 ein Halbjahrserträgnis der Londoner Niederlassung enthalten.

Es betrug der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches M 67 994 254 099.85 (gegen M 76 667 333 527.95 in 1914), die Zahl der bei der Bank geführten Konten 224 922 (gegen 209 762 in 1914).

Was unsere ausländischen Interessen betrifft, so verweisen wir hinsichtlich unserer Niederlassung in London, über deren Stand uns nach wie vor ziffernmäßige Angaben fehlen, auf das im vorjährigen Bericht Gesagte.

In bezug auf die uns nahestehende Deutsche Orientbank A.-G. liegen über deren ägyptische Niederlassungen zuverlässige Nachrichten immer noch nicht vor, doch glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, daß die Abwicklung der dortigen Geschäfte erhebliche Fortschritte gemacht hat. Die Filialen der Bank in Konstantinopel und Kleinasien haben, soweit sich das Ergebnis des Jahres 1915 bis jetzt übersehen läßt, befriedigend gearbeitet. Immerhin wird dem Institut mit Rücksicht auf das Fehlen zahlenmäßiger Belege über das ägyptische Geschäft die Aufstellung einer Bilanz, von der es auf seinen Antrag behördlicherseits vorerst entbunden wurde, bis auf weiteres nicht möglich sein.

Bei der Deutsch-Südamerikanischen Bank A.-G. lassen die bisher eingelaufenen Meldungen erkennen, daß die überseeischen Niederlassungen nicht unerhebliche Gewinne erzielt haben, doch bleibt es späterer Beschlußfassung vorbehalten, ob und in welcher Höhe die Auszahlung einer Dividende in Vorschlag gebracht werden wird.

Die Zahl unserer Angestellten belief sich am Jahresschluß auf 5967 (gegen 4807 in 1914). In diesen Zahlen sind auch die zu den Fahnen eingezogenen Beamten enthalten, denen bezw. deren Angehörigen wir während des ganzen Jahres einen Teil ihres Gehaltes, der bei Unverheirateten 30 %, bei Verheirateten 60 % nebst einem entsprechenden Zuschlag für Kinder beträgt, ausgezahlt haben. Den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen haben wir durch Gewährung von Teuerungszulagen Rechnung getragen und die bei uns üblichen Gehaltsaufbesserungen bewilligt. Wir beantragen ferner die unverkürzte Auszahlung der Gratifikationen, für welche in diesem Jahre ein Betrag von M 2 750 000 in Betracht kommt. Die ordnungsmäßige Aufrechterhaltung des inneren Betriebes und die Abwicklung der Geschäfte wurde durch die Einberufung einer weiteren großen Zahl unserer Beamten stark beeinträchtigt; wir haben, soweit als möglich, durch Einstellung männlicher und weiblicher Hilfskräfte Abhilfe zu schaffen gesucht, jedoch eine Einschränkung der Geschäftszeit bei unseren Depositenkassen nicht vermeiden können und sogar einzelne von ihnen in der Provinz schließen müssen. Im Interesse des Verkehrs mit unserer Kundschaft bedauern wir sehr diese Einschränkung, wir müssen jedoch, falls weitere Einberufungen erfolgen, auf diesem Wege fortschreiten.

Wiederum hat eine große Zahl unserer Mitarbeiter, deren Namen wir zu Beginn dieses Berichtes — aufgeführt haben, im verflossenen Kriegsjahr den Heldentod gefunden. Wir bewahren ihnen allen ein ehrendes Gedenken und beabsichtigen, nach Beendigung dieses Weltkrieges an geeigneter Stelle in unserem Bankgebäude die Namen unserer Mitarbeiter, die im Kampf für das Vaterland gefallen sind, auf ehemer Tafel für alle Zukunft festzuhalten.

Nachstehend die üblichen Erläuterungen über die einzelnen Positionen der Bilanz:

Kassa-, Kupon-, Sorten-Konto
und
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken.

Bestand am 31. Dezember 1914		M.	98 928 605.50
Eingang		„	18 557 782 062.90
		M.	18 656 710 668.40
Ausgang		„	18 517 616 246.05
Es ergab sich demnach für den am 31. Dezember 1915 verbliebenen Bestand ein Saldo von		M.	139 094 422.35
laut Bilanz: Kassa, Kupons und Sorten	M. 43 477 701.45		
Guthab. bei Noten- u. Abrechnungsbank.	„ 96 405 414.85	„	139 883 116.30
mithin Gewinn aus Kupon- und Sorten-Konto		M.	788 693.25

Wechsel- und Zinsen-Konto.

Das Konto ergab einschließlich des Kursgewinnes auf Devisen einen Gewinn von . . . . M. 25 927 019.40

Im Bestande verblieben am 31. Dezember 1915
Stück 26 425 Wechsel im Betrage von . . . . . . M. 353 086 269.45
und zwar M. 342 882 908.30 in unverzinslichen Schatzanweisungen des Reiches und der Bundesstaaten u. in Wechseln auf deutsche Plätze
„ 10 203 361.05 in fremden Valuten
zus. M. 353 086 269.45

Google

Die Diskontrate der Reichsbank stellte sich im Jahresdurchschnitt auf 5% gegen 4.89% in 1914 und 5.887% in 1913.

Effekten-Konto und dauernde Beteiligungen.

Bestand am 31. Dezember 1914	M.	90 540 567.40
Eingang	„	2 475 014 395.40
	M.	2 565 554 962.80
Ausgang	„	2 462 683 143.75
Es ergab sich demnach für den am 31. Dezember 1915 verbliebenen Bestand ein Saldo von	M.	102 871 819.05
laut Bilanz im Werte von	„	103 546 618.95
so daß ein Mehr verbleibt von	M.	674 799.90

das das Erträgnis aus unseren dauernden Beteiligungen an andern Banken darstellt.

Eigene Effekten waren am 31. Dezember 1915 vorhanden:

a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M.	33 487 367.75
b) sonstige bei der Reichsbank und andern Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	„	3 347 525.45
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	„	24 909 401.65
d) sonstige Wertpapiere	„	3 297 181.80
	M.	65 041 476.65

Unter den vorstehenden Effekten befinden sich insgesamt ca. M. 48 000 000.— festverzinsliche Werte.

Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken	M.	38 505 142.30

Auf dem Konto der dauernden Beteiligungen bei andern Banken sind, entsprechend der bisherigen Uebung, die Dividenden pro 1914 verrechnet. Die Erträgnisse haben sich durch den Dividendenausfall bei unserer Beteiligung an Aktien der Rheinischen Bank, der Märkischen Bank, der Deutschen Orientbank, der Deutsch-Südamerikanischen Bank und der Banque J. Allard & Co. wesentlich vermindert Die Märkische Bank wird für das Geschäftsjahr 1915 eine Dividende von 4 % verteilen.

Im Berichtsjahre haben wir unsern Besitz an Rheinischen Bankaktien verkauft und dagegen unser Interesse an der Deutsch-Südamerikanischen Bank vergrößert.

Report- und Lombard-Konto:

Bestand am 31. Dezember 1915	M	149 531 807.70

Die Erhöhung gegen das Vorjahr beruht auf der Zunahme der Beleihung mündelsicherer Wertpapiere und auf unsererseits im voraus geleisteten, von der Kundschaft erst im Jahre 1916 bewirkten Einzahlungen auf die dritte Kriegsanleihe.

Konsortialbeteiligungs-Konto.

Auf unsere Mitwirkung bei der Ausgabe der 2. und 3. Kriegsanleihe und der 5% Reichskriegsschatzanweisungen haben wir bereits an anderer Stelle hingewiesen. Im übrigen sind folgende

Konsortialbeteiligungen

zu erwähnen:

Vorschuß an die Stadt Lodz.
Bulgarische Schatzscheine.
Neue Aktien der Aktiengesellschaft Braunkohlenwerke Möncheberg, Kassel.
Neue Aktien der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vorm. H. Scheidemandel, Berlin.
Neue Aktien der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft.
Aktien der Georg A. Jasmatzi Aktiengesellschaft, Dresden.
Aktien der Kriegswirtschafts-Aktiengesellschaft, Berlin.
Neue Aktien der Ludwig Loewe & Co. Aktiengesellschaft.
Neue Aktien der Munitionsmaterial- und Metallwerke Hindrichs-Auffermann Aktiengesellschaft, Beyenburg-Wupper.
Neue Aktien der Sächsischen Waggonfabrik Werdau Aktiengesellschaft, Werdau.
Neue Aktien der Wallendorfer Kohlenwerke Aktiengesellschaft.

Von Geschäften aus früheren Jahren nennen wir als abgewickelt die Beteiligungen von:

5% Obligationen der Gebr. Körting Aktiengesellschaft.
Neue Aktien der Bremen-Besigheimer Oelfabriken.
Aktien der Kopenhagener Straßenbahn-Aktiengesellschaft.
Neue Aktien der Joh. C. Tecklenborg A.-G., Schiffswerft und Maschinenfabrik.

Unser Konsortialbeteiligungs-Konto zeigt folgende Zusammensetzung:

1. Neun Beteiligungen an festverzinslichen Werten	M.	17 064 557.20
2. Zwölf Beteiligungen an Eisenbahn- und Straßenbahn-Unternehmungen-Aktien	„	8 342 363.55
3. Zehn Beteiligungen an Bankaktien	„	3 042 689.25
4. Zwei Beteiligungen an Versicherungs-Gesellschaften.	„	398 745.50
5. Zwanzig Beteiligungen an Terrains und Terraingesellschaften	„	8 981 818.85
6. Sieben Beteiligungen an überseeischen Unternehmungen	„	2 250 469.90
7. Sieben Beteiligungen an elektrisch. u. Kabelunternehmungen	„	3 126 623.75
8. Fünfzehn Beteiligungen an Bergwerks- und Hüttenunternehmungen	„	6 080 125.90
9. Zweiunddreißig Beteiligung. an anderweitig. Unternehmungen	„	10 328 631.80
	M.	59 616 025.70

Google

Konto-Korrent- und Einlagen-Konto.

Bei einem Umsatz im Debet von	M.	21 800 426 100.75
betrug derselbe im Kredit	„	22 270 704 076.20
so daß am 31. Dezember 1915 eine Schuld verblieb von . . .	M.	470 277 975.45

und zwar laut Bilanz:

M. 65 886 918.50 Nostroguthaben bei ersten Banken und Bankiers,
„ 7 925 427.80 Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen,
hiervon M. 6 414 608.60 gedeckt durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine,
„ 222 130.70 „ „ andere Sicherheiten.
„ 648 711 151.05 Debitoren
und zwar: M. 245 272 560.40 in Berlin,
„ 403 438 590.65 bei den Filialen
verteilt auf 36 416 Konten,
hiervon M. 311 302 155.80 gedeckt durch börsengängige Wertpapiere
„ 166 034 712.35 „ „ andere Sicherheiten.

Kreditoren:

a) Nostro-Verpflichtungen		M.	495 935.05
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		„	2 719 860.—
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen . . .		„	81 832 697.20
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		„	416 004 013.15
und zwar in 123 487 Konten innerhalb 7 Tagen fällig	M. 257 691 377.75		
„ 18 674 „ darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	M. 104 342 982.15		
„ 11 013 „ nach 3 Monaten „	„ 53 969 653.25		
e) sonstige Kreditoren		M.	691 748 967.40
und zwar innerhalb 7 Tagen fällig . . .	M. 427 242 471.40		
darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 228 386 192.40		
nach 3 Monaten fällig	„ 36 120 303.60		

Kreditoren c und e verteilt auf 35 332 Konten.

Die Zahl der laufenden Rechnungen (Debitoren und Kreditoren) beträgt 224 922 gegen 209 762 in 1914.

Die Debitoren enthalten erhebliche Vorschüsse an Staats- und Gemeinde-Verbände.

Es wurden gewonnen an Provision abzüglich gezahlter Provisionen . . .	M.	12 940 932.80

Akzept- und Scheck-Konto.

Am 31. Dezember 1914 befanden sich Tratten und Schecks auf uns im Umlauf			M.	146 628 687.50
ferner wurden ausgeschrieben				
auf Berlin	M.	410 941 133.35		
„ unsere Filialen	„	423 452 019.10	„	834 393 152.45
			M.	981 021 839.95
Es wurden eingelöst				
in Berlin	M.	429 042 085.15		
bei unseren Filialen	„	459 665 961.40	„	888 708 046.55
so daß am 31. Dezember 1915 in Umlauf verblieben				
auf Berlin	M.	33 822 693.50		
„ unsere Filialen . , ...	„	58 491 099.90	M.	92 313 793.40

Immobilien- und Mobilien-Konto.

1. Bankgebäude.

Auf diesem Konto erscheinen die Bankgebäude

in Berlin	M.	10 900 000.—
„ Dresden	„	2 576 000.—
„ Frankfurt a. M.	„	2 000 000.—
„ Hamburg	„	2 100 000.—
„ Bremen	„	1 500 000.—
„ Nürnberg	„	1 150 000.—
„ Fürth	„	200 000.—
„ Hannover	„	750 000.—
„ Bückeburg	„	120 000.—
„ Detmold	„	100 000.—
„ Mannheim	„	500 000.—
„ Plauen i. V.	„	350 000.—
„ Chemnitz	„	500 000.—
„ Emden	„	40 000.—
„ Freiburg i. Br.	„	600 000.—
„ Zwickau	„	450 000.—
„ München	„	1 800 000.—
„ Leer	„	75 000.—
„ Cassel	„	550 000.—
„ Zittau	„	150 000.—
„ Augsburg	„	200 000.—
„ Breslau	„	1 500 000.—
„ Gleiwitz	„	55 000.—
„ Liegnitz	„	100 000.—
„ Bunzlau	„	40 000.—
„ Stuttgart	„	687 397.55
„ Heilbronn	„	200 000.—
Uebertrag	M.	29 193 397.55

Google

	Uebertrag M.	29 193 397.55	
„ Beuthen, O.-S.	„	200 000.—	
„ Lübeck	„	210 000.—	
„ Frankfurt a. O.	„	150 000.—	
„ Göttingen	„	300 000.—	
„ Dresden-Blasewitz	„	170 000.—	
„ Harburg a. E.	„	300 000.—	
„ Fulda	„	150 000.—	M. 30 673 397.55

2. Neubau-Konto.

Neubau bzw. bauliche Veränderungen Breslau, Dresden, Lübeck, Stettin und Stuttgart . . . . M. 340 846.20

3. Verschiedene Immobilien.

Kaiser-Wilhelm-Straße	M.	189 995.45	
Verschiedene Grundstücke	„	1 665 525.95	M. 1 855 521.40
			M. 32 869 765.15

Unser gesamter Immobilienbesitz ist zurzeit mit M. 1 008 000.— Hypotheken belastet, derer Abstoßung nach den bestehenden Verträgen bisher nicht tunlich war.

4. Mobilien-Konto.

Die Neuanschaffungen im Betrage von . . . . M. 183 647.20 zu einem großen Teile durch Eröffnung einer Niederlassung in Aachen veranlaßt, werden, wie beantragt, aus dem Gewinne zur Abschreibung gelangen.

Nach Fertigstellung unseres Neubaues in Breslau und des Erweiterungsbaues in Cassel haben wir die betreffenden Konten auf Konto: „Bankgebäude" übertragen.

Handlungs-Unkosten-Konto.

Handlungs-Unkosten	M	13 878 037.25
Steuern	„	2 317 036.90

Die unseren im Felde stehenden Angestellten bezw. deren Familien zugewendeten Gehaltsquoten und Gratifikationen sowie die Kriegsbeihilfen und Aufwendungen für mildtätige Stiftungen beliefen sich im Berichtsjahre auf zusammen ca. Mark 3 200 000.—.

Pensions-Fonds-Konto.

Das Guthaben des im Jahre 1879 begründeten Pensionsfonds betrug am 31. Dezember 1914	M.	4 600 000.—
hierzu kamen Zinsen im Jahre 1915	„	211 638.65
Rückvergütungen des Beamtenversicherungsvereins	„	14 265.30
	M.	4 825 903.95
hiervon ab gewährte Pensionen	„	282 004.20
	M.	4 543 899.75
durch die von uns beantragte Zuweisung von	„	256 100.25
wird er die Höhe von	M.	4 800 000.—

erreichen.

König-Friedrich-August-Stiftung.

Die im April 1905 begründete Stiftung wies am 31. Dezember 1914 einen Bestand von	M.	107 404.65
auf, hierzu traten in 1915 an Zinsen	„	4 150.—
	M.	111 554.65
ab gewährte Unterstützung im Jahre 1915	„	300.—
mithin verbleibt ein Bestand von	M.	111 254.65

Georg-Arnstaedt-Stiftung.

Der am 31. Dezember 1915 verbliebene Bestand beträgt M. 150 812.90

Reserve-Fonds-Konto.

Der ordentliche Reservefonds beläuft sich auf	M.	51 000 000.—
der Reservefonds B auf	„	10 000 000.—

Es betragen demnach die Gesamtreserven M. 61 000 000.— gleich 30,5 % unseres Aktienkapitals.

Als Ueberschuß der Aktiva über die Passiva ergibt sich ein Reingewinn von . . . . M. 24 978 615.95 in Uebereinstimmung mit dem Aufsichtsrate beantragen wir, denselben wie folgt zu verwenden:

Abschreibung auf Bankgebäude	M.	600 000.—	
„ „ Mobilien	„	183 647.20	
Zuweisung zum Pensionsfonds	„	256 100.25	
Rückstellung für die Talonsteuer	„	200 000.—	
Abschreibung auf Konsortial- und Konto-Korrent-Konto	„	6 000 000.—	
4% Dividende auf M. 200 000 000	„	8 000 000.—	„ 15 239 747.45
			M. 9 738 868.50
Tantieme an den Aufsichtsrat	M.	508 675.—	
Vertragsmäßige Tantieme an die Direktoren, stellvertretenden Direktoren und Direktoren der Filialen, sowie an die Lokalkomitees — insgesamt 103 Herren	„	1 997 157.—	
Gratifikationen an die Beamten	„	2 750 000.—	
2% Superdividende auf M. 200 000 000.—	„	4 000 000.—	
Vortrag	„	483 036.—	
			M. 9 738 868.50

Dresden, im März 1916.

Die Direktion.

E. Gutmann. Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. März 1916.

Frühlingsgewitter.

Erkenne die Wege des Herrn!

Der Morgen des zwölften Christenjahrhunderts hatte dem pfälzischen Grafen Hildebert von Sponheim ein Töchterchen beschert. Die Inbrunst der Heilandsgemeinde war, im ersten Dämmerschein der Geldwirthschaft, verglommen, dem einst rüstigen Willen, der Apostellehre nachzuleben, der Flügel gelähmt. Aus Bischöfen wurden Reichsfürsten und mancher Abt zog den Glanz der Höfe, die bunte Zerstreuung städtischen Lebens ohne Gewissenspein der einfarbig strengen Pflicht des Klosterhirten vor. Droht sogar den Dienern der Kirche die Gefahr erschlaffender Verweltlichung? Bohrt in das Holz des Kreuzes, daß es zermorsche, Frau Werlt den gleißenden Wurm ihrer Lüste? Möge er niemals des Kindleins Seele bekriechen: mit diesem Seufzer weiht das fromme Pfälzerpaar die Tochter dem Herrn. Der lächelt dem Opfer. Und schon der dreijährigen Hildegardis von Sponheim leuchtet ein Licht, vor dem ihr kleines Herz in frohem Schaudern erbebt. Die Wärterin, die von der Stammelnden gefragt wird, ob auch ihr Auge vom Himmel her Helle sickern sehe, schüttelt den welken Ammenkopf. Ist, was Anderen unsichtbar bleibt, Weihezeichen oder trügendes Irrlicht? Oft noch winkt es dem verschüchterten Kind, dem wachsenden Jüngferchen; die milde Flamme läßt ahnen, was sich im Schoße der Zukunft regt, aus Wehen nach Entbindung langt: und Hildegardis zeichnet den Inbegriff solcher Gesichte mit zitternder

Google

Hand auf ein Pergament, das sie schnell dann tief in die Truhe verschließt. Ein stilles, in heiligem Ernst von aller Eitelkeit der Welt abgewandtes Fräulein taugt nur ins Kloster. So denken die Eltern; denkt Hildeberts Schwester Jutta, die auf dem Disiboden-berg, im Fürstenthum Zweibrücken, dem Frauenheim vorsteht. Gern ergreift Hildegardis die Hand der Aebtissin und tritt über die Schwelle des Hauses, deren Zellen der Athem edelster Tugend mit süßem Duft füllt. Die Muhme wird ihr Mutter. In dem jungen Nönnchen gährt Prophetengeist. Da aber keine Andeutung des von überirdischer Macht Offenbarten jemals Verständniß findet, schämt Schwester Hildegardis sich ihres Freimuthes; wird scheu, vertrübt, kränkelt und scheint bestimmt, vor der Vollreife aus dem Leben zu scheiden. Spät erst wirkt sich, plötzlich, ihrem Wesen ein Kleid aus festerem Stoff. „Zweiundvierzig Jahre und sieben Monate hatte ich gelebt: da durchglühte ein von Himmelshöhe herniederzuckender Strahl meinen Leib. Er rieselte durch Hirn und Brust, umflammte die Seele; und in ihm ward ich, ohne Brandesqual zu spüren, sanft verzehrt. Alsbald fühlte ich mich zu neuer Einsicht begabt; und vermochte in den Heiligen Büchern des Alten Bundes, ohne auch nur ihre Sprache zu kennen, jegliches Geheimniß zu enträthseln.“ Sie gesundet; wird nach Juttas Tod zur Aebtissin gewählt; gründet, weil das Klösterlein die Schaar der Aufnahme Heischenden nicht fassen kann, auf dem Berg des Heiligen Rupert bei Bingen ein neues Heim für fromme Jungfrauen; und entschließt sich, das ihr Offenbarte von dem Mönch Gottfried ins Gelehrtenlatein übertragen und vor das Auge geistlicher und weltlicher Häupter bringen zu lassen. „Die drei Bücher der Visionen und Offenbarungen; oder: Erkenne die Wege des Herrn! (Sci vias Domini)“: so heißt das Hauptwerk, das der Erzbischof von Mainz, der dritte Papst Eugen und das Trierer Konzil vom Jahr 1148 geprüft und das Hildegarden vom Papst und von Bernhard von Clairvaux ermunternde Zustimmung eingebracht hat. Rom und der ehrwürdigste Cisterzienser: der Name der Aebtissin blüht auf. An sie wenden sich fortan Domkapitel und Aebte, Bischöfe und Weltfürsten; von ihr begehrt der Kaiser selbst Rath. Aus deutschem Norden und aus franko-keltischem Land strömts, aus den Judengassen sogar, an den Rhein; eine Menschheit, die Antwort auf Fragen, Lösung von Zweifeln erfleht. Ru-

Google

perts Rebenhügel wird Wallfahrtstätte. Und die umworbene Hirtin kann sich dem Drang, der sie ruft, nicht entziehen; muß die Heerde lassen und unter fremdem Himmel das Heil ihres Wortes, ihres Seelenblickes spenden. Aus mancher deutschen Stadt, aus Tours und Paris erntet die Alternde Dank. Von jeder Wanderung aber kehrt sie in ihren Klosterfrieden heim. Immer in Frieden? Oft ward sie mit Fiebershitze und argem Gebresten von dem Bösen Geist geplagt, der sie, aus zuversichtlichem Glauben an ihre Helfer- und Heilerkraft, in Verzweiflung und Gotteslästerung locken wollte. Doch stets hat sie solchem Getracht widerstanden. „Je mehr Leid mein Herr Jesus mir schickt, desto gewisser bin ich seiner Liebe. Was er über mich kommen lässet, ist gut, ist verdient; und ist Gewähr, daß ich im Jenseits nicht also gepeiniget werde." Einundachtzig Jahre verlebt sie; fern allem Hochmuth, in den Ruhm gern verleitet. Ihr Sterbebett schimmert vom farbigen Abglanz zweier Regenbogen, die eine mächtige Flamme in Mondsgestalt krönt. Ihr Erdenrest ruht am Rhein, vor dem Hochaltar, bis er, weil schwedische Kriegswuth den Rupertsberg erklimmt, nach Eibingen, ins nassauische Bisthum Limburg, gerettet wird.

Aufrecht, wie in Kindertagen der Christenheit niemals ein Weib, stand Hildegardis vor den Herrschern der Erde, den Bütteln des Himmels. Nicht als stumme Martyrin: als die streitbare Künderin aller vom Zeugergeist in den Neuen Bund empfangenen Nothwendigkeit; als das dünne Gefäß, dessen Wandung von allmächtigem Willen gehärtet ist. Die Zunge dieser Aebtissin ist ein Schwert, das selbst der Blick des Heiligen Vaters nicht stumpft. Kühn spricht sie, mit dem bescheidenen Stolz des in Demuth seiner Berufung, seiner Auserlesenheit doch Bewußten, was ihr Pflicht, gegen Gott und Menschen, zu sprechen befiehlt. Zu den Weltkindern: „Mästet Euch nicht als Gäste der Sünden und Laster und wähnet dabei, Gott werde, weil ers gut mit Euch meine, Euch und Euer Schicksal auch gut machen; so Ihr ihm nicht thätig helfet, gleichet Ihr einem mit Würmern, Koth und anderem Faulstoff angefüllten Brunnen, der stinkig wartet, bis harte Knechtsarbeit ihn gesäubert hat. Dünkelt Euch, Gott, der, die Menschen von Erbsünde zu lösen, seinen Sohn hingab, sei Euer Knecht?" Zu den Priestern: „Die eines vom Statthalter unseres Heilands ihnen anvertrauten Amtes lässig walten und an die Kurzweil weltlichen

Google

Landes lieber denken als an die Seelen, deren Hut ihr Lebensinhalt sein sollte, werden am Tag des Gerichtes wie erbärmliche Schächer vor dem Stuhl des Gewaltigsten stehen. Schwerer wiegt ihre Schuld als des Diebes, der fremdes Eigenthum stahl: denn ihre Untreue stahl einem Gewimmel den Spaten, der ihm den Weg ins Heil künftigen Lebens bahnen konnte. Wie durftet Ihr Weihe erstreben, erlisten, da Euch der Gaumen nach Wohlschmack, der Sinn nach genüßlicher Wollust steht?“ Zu dem Papst: „Auf dem Gebälk Deines Geistes ruht die Heilige Kirche: Weh Dir, wenn ein Balken angenagt würde! Dem Gemach der Braut Christi bist Du oberster Wächter: und darfst deshalb nie in den Schlaf träger Kämmerlinge versinken! Alle Pilger schauen auf Dich als auf den Vater: von keinem Kind darf je sich Dein Auge wenden! Petri Schlüssel hast Du ererbt: und wärest der Ehre bloß, wenn Rost sie an Deinem Gurt fräße! Der erlauchte Schild des Heeres, das für Jesus Christus ficht, bist Du: und drum mit der Pflicht bebürdet, Dich vor dem Verblinden zu wahren!“ Zu Friedrich Rothbart: „Aus dem Willen des höchsten Richters schallt in Dein Ohr, Kaiser und König, der mahnende Ruf. Warum setzte er einen König über die Menschen und schuf das Wunder, daß den Vielen Einer nothwendig und deshalb verehrenswerth scheint? Weil Gott wollte, daß von der Gipfelwarte Einer herniederblicke und prüfe, ob in allen Thälern seines Hutbezirkes gethan werde, was gethan werden muß. Den Hirtenstock gab er ihm in die Hand und hieß ihn sorgen, daß aus dürrem Land Grün sprieße und ertragloser Sandboden im nächsten Sommer Weide werde. Ist der König träg und entschlummert: Nebel legt sich um sein Reich, schwärzt das Licht, erstickt Frohsinn und Lust zu Arbeit; und aus der Düsterniß heimsen Raben und andere Raubvögel Beute ins Nest. Wache, Kaiser und König: daß nicht Dein Land verdorre, Gerechtigkeit Schindluder werde und Betrüger auf dem Platze thronen, dessen nur lauterste Ehre gewürdigt sein soll. Hoch über Dir gebietet ein größerer König. In jeder Stunde sieht er Dich. Und müßte, wie Schande am Pranger, Dich anspeien, wenn Du der Pflicht so ungeheuren Amtes gefehlt und nur an dessen Vorrecht und Wonnen Dich in Fett schmarutzt hättest!“ So klänge uns, was Hildegardis zu reden wagte. Und drei Vierteljahrtausende nach ihrem Tod ahnt unser heller belichtetes Hirn, daß ein Weib, dem das Mögliche und das an jedem Tag, auf jeder Lebensstufe Nothwendige so offen-

Google

bar ward, auch in dem Buch der Zukunft manches Räthsel zu lösen vermochte. Was sie drin las, ist, fast Alles, heute entwerthet; längst schon erfüllt oder mit anderem Menschenirrthum eingeurnt. Als Prophet gilt, wer zwischen hundert und abermals hundert Verheißungen eine in naher Zeit bestätigte von sich gab; hundert und abermals hundert zerannen in des Geschehens Wirbel: weil die eine Wirklichkeit wurde, hat sie sich tief ins Gedächtniß eingefurcht. Wars schwer, an der Neige des zwölften Jahrhunderts den Verfall und, ohne feste Fristbestimmung, den Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation vorauszusagen? Zu dieser Prophetie raffte Sancta Hildegardis den Muth. Auf noch steilerem Pfad bangte sie nicht vor Schwindelanfall. Eine Sonne, sprach sie, steigt aus blutigem Meer und senkt vom Himmelsscheitel ihre Strahlen in die Köpfe, die Herzen der Menschheit: und ihr tönendes Feuer weckt den unter Glückstrümmer verschütteten Willen zu Vernunft. Die empfindet den Krieg als Selbstmord, jeden Kriegszweck als Absicht auf gewaltsame Schmälerung der Menschheithabe; und eint Völker und Fürsten, eint, die vor Sonnenaufgang noch Tod sannen, in den Entschluß, nur zum Pflugschar und zu anderem Werkzeug, niemals wieder zu Waffnung des Menschen wider den Menschen, das Eisen, die eherne Erdfrucht, zu nützen.

Eine pariser Zeitschrift hat mich an Hildegardis erinnert. Daß im Lande der Bayle, Pascal, Voltaire aus allen Fluren in bunter Primelnfülle heute Prophetie sproßt, ist (im eigentlichen Wortsinn) merkwürdig; muß für Minuten mindestens auch des Politikers Aufmerksamkeit fesseln. Die neue Frau Lenormand hatte 1913 nahen, doch kurzen Krieg geweissagt: und sieht ihren Nimbus nun bleichen. In dem selben Jahr hatte Madame de Thèbes (der mancher deutsche Fürst den Schrein seines Herzens geöffnet, manche Hofschranze und Amtswanze ihre geheimste Kümmerniß anvertraut hat) gekündet, Deutschland scheue den Krieg und werde ihn um jeden Preis meiden. Ihres Namens Glanz ist nicht fahl, weil sie 1914 als ein Jahr der Zwietracht, der Eintracht folgt, wilden Zwistes und inniger Verständigung begrüßte. Nach dem Spruch einer dritten Sibylle sollte im März 1915 der Friede geschlossen, am vierzehnten Juli des vorigen Jahres die erste Rate der vom Deutschen Reich zu zahlenden Entschädigungsumme fällig werden. „Eingetretener Hindernisse wegen" (wie es auf den Theaterzetteln heißt) ist der Friedensschluß nun auf den

Google

siebenzehnten Juni verlegt worden. Wir werden nicht schuld sein, wenn es auch bei diesem Tag nicht bleibt und erst der neunhundertste, wie ein neuer Jesaia behauptet, das Ende bringt. Zwischen einnehmende Geschäftsdamen, freilich auch neben Paracelsus, der, schon 1540, den Hahn und den Bären unter Schwertesdrohung gesellt zeigt, und Nostradamus (Michel de Notre-Dame), dem, um die selbe Zeit, Hahneskraft alles Vermögen des Adlers zu überwachsen scheint, steht auf dem pariser Prophetiemarkt die Aebtissin vom Rupertsberg. Wann graut der Morgen, dessen mildes Leuchten ihr Mund pries? Zerrann die Botschaft in des Geschehens Wirbel? Mordet der Krieg nicht endlich den Krieg? Wann werden aus Schwertern Sicheln? „Wenn die Deutschen zerschmettert sind; nicht früher. Alle gesitteten Völker lechzen nach stetigem Frieden. Nur der Boche will, der Klotzkopf, weiterraufen.“

Du irrst, lieber Feind; und mußt aus Irrniß in Klarheit, wenn Du nicht in Abgründe taumeln willst. Laß Dir von Chauvins tobenden Enkeln nicht das Buch „German Culture“ verekeln, in dem, unter Patersons Führung, neun britische Gelehrte bekunden, „daß die Deutschen wesentlichen Eigenschaften der Hellenen die nutzbare Weisheit der Römer vereint, ungemein werthvolle Beiträge zum Hort der Menschheit geliefert haben und eins der größten Völker in uns bekannter Geschichte sind.“ Laß Dir, für drei Francs, das Buch aus Edinburg oder London kommen; freue Dich zunächst ziemlich an dem gefühlten Zorn wider den Preußengeist: und wäge geduldig dann nach, was auf den Gebieten der Erkenntnißtheorie und Theologie, Physik und Metaphysik, Dichtung, Musik und Bildnerkunst, der Wissenschaft und des Rechtes, als Erfinder und Erzieher, in Publizistik, Biologie, Heilkunst, Chemie und Technik Deutsche geleistet haben. Nach anglo-schottischer Schätzung, die, trotz Deinem seelischen Bonapartismus, Dir jetzt nicht verdächtig sein kann, ists ungeheuer viel. Darüber hilft der Wahn hinweg, mit Luther und Kant, Goethe und Mozart, Dürer und Holbein, Grünewald und Vischer, Hegel und Schleiermacher, Bach und Beethoven, Herder und Leibniz habe unser durch Verpreußung entartetes Deutschthum nichts mehr, kaum noch mit den Mayer, Liebig, Helmholtz Etwas gemein? Durch den Thorenruf „an die Kulturwelt“, dem zwei Alltagsschreiber in überrumpelnder Hast neunzig Unterschriften warben, dünkt Dichs erwiesen. Ist dennoch grundfalsch. Sci vias Domini! Auch Du, Franzos! In zwanzig

Google

Kriegsmonaten kam der Deutsche noch nicht recht zu Athem und Besinnung. Kein Wunder bei seiner Leistung; die Du, insgeheim, selbst als ein Wunder bestaunst. Er waffnet, nährt, kleidet, befördert auf Stahlgleis Millionenheere; schützt die Heimath vor Hunger, Seuche, Rohstoffmangel, Gewerbestockung; baut, nicht für sich nur, Eisenbahnen, Geschoßfabriken, Kreuzer, Torpedo- und Tauchboote; schafft für Salpeter, Baumwolle, Gummi, Zinn, Schmieröl, Süß- und Fettstoff Ersatz; verwaltet Belgien, Ostfrankreich, Polen, Litauen, russisches Baltenland; hilft den Genossen in Serbien und Makedonien, am Aigaiermeer und an der Marmara, bei Suez und Bagdad; und während er in drei Erdtheilen, in Europa auf zuvor nie erträumten Fronten, ficht, düngt und besät er seine Scholle, baggert den Handel aus hemmendem Schlick und erneut den Unterbau seiner Städte. Zu Rücksicht und Vorblick auf Uebersinnliches fand er noch nicht Muße. Rede gilt dem Thätigen als zinslose Zeitvergeudung. Die Feinde verheißen Frieden und Freiheit? Eine Erde, auf der Völker und Einzelne, Starke und Schwache nach eigenem Willen, ungefährdet, ihr Leben gestalten dürfen? Schwatz; Phrasenschleim, der Päppelkindern eingelöffelt wird, weil nirgends für sie Nahrhaftes schmort; Harnsud ist nicht schädlicher. So hört sichs, sieht sichs von außen an; und Du, lieber Feind, rammelst Dich in den Aberglauben an deutsche Wildheit.

Du irrst. Trotz fast schon unzählbaren Siegen des deutschen Schwertes, trotzdem unser Boden vom Feind frei, das von unserer Wehrmannschaft besetzte Land so groß ist wie die Insel des Vereinigten Königreiches, empfinden auch wir den Krieg als ein grauses Unglück, dessen Wiederkehr mit allen von kluger Würde zu erlangenden Mitteln gehindert werden muß. Trotz einem unseligen, doch vielleicht nun verbüßten Zufallswort wollen wir, Alle, daß Verträge geachtet, Kleinen wie Großen verbürgte Rechte niemals wieder gekürzt werden. „Wir müssen mit behelmtem Haupt schlafen, denn die eiserne Zeit wird lange den Krieg überdauern“: solche und noch unbändiger überschwingende Rede weht aus Stunden her, in denen mit höherem Waffenglück der Feinde, als mit einer Möglichkeit, zu rechnen war. Seit der Marne, unter neunzehn Monden, nirgends ein Schlag, der uns wuchtig traf, den überall tapferen Gegnern nirgends ein auch nur für kurze Frist Machtwandlung erzwingender Sieg: nach solchem Erlebniß winkt Hoffnung aus lastendem Panzergehäus. Das kann nicht

Google

erleichtert, gelüftet werden, so lange Ihr uns Vernichtung durch Waffen, Wirthschaftvehme, Verkehrssperre sinnt. Bescheidet Ihr Euch aber mit uns in die Erkenntniß, daß dieser Krieg Tragoedie der Irrung ist, nicht von Einem allein, sondern von Allen (nicht, freilich, zu gleichen Theilen) verschuldet, seid Ihr willig, das Beste, was daraus entstehen könnte, ohne Mißachtung des Leistungmaßes zu fördern: zu kräftiger Organisirung europäischer Friedensbürgschaft fändet Ihr uns bereit. Denn der Deutsche erkennt, ohne den Rath bezahlter Marktpropheten, die Wege des Herrn. Wo erwürben wir Freundschaft, höfliche Zuneigung nur, wenn Machtmehrung, ohne Ehrfurcht vor fremdem Recht und freier Völkerpersönlichkeit, unser Ziel wäre? Welchem aus Noth noch Neutralen ist zuzumuthen, er solle den Sieg Eines ersehnen oder gar sichern, der seinen Hoheitzeichen alles von seinen Mörsern und Langrohren bestreichbare Gebiet unterwerfen, dessen Kraftquellen ausschöpfen und, mag ringsum die Erde dorren, so stark werden will, daß er zu uneingeschränktem Lebensbedarf Keinen braucht und ihm Jeder sich in Knechtschaft beugen muß?

Von einem Kriegsziel, dem ideellen, den Schleier wegzuziehen, ist, Kaiser und Kanzler, nun die Stunde gekommen. Mögen Reuter, Havas, Briands berner Preßschnüffler das enthüllte Bild verzerren, verschmieren: ihre Kundschaft schrumpft und die Zahl Derer schwillt, die nur glauben, was am Wachsthumsort ihr Auge selbst sah. Noch lärmt Tobsucht; weils uns besser geht, nicht alltäglich ganz so laut wie in Feindesland. Mählich aber wird die Idee wieder Großmacht. Dürfen wir diese Waffe, just die deutscheste, den Anderen gönnen? Hinter die Spatzenscheuche mit der Mützeninschrift „Militarismus“ duckt sich die Angst, nach dem Friedensschluß werde die Rüstungsucht fortfiebern, werde Deutschland, in behaglichem Rückblick auf zwei Kriege, die ihm Ruhm scheffelten, ohne Säumniß den dritten, schon den vierten bereiten, die zu neuer Anstrengung unfähigen Nachbarn weit, in wesenlosem Schein, hinter sich lassen und nicht rasten, bis es hundert Millionen Menschen mit allem solcher Zahl Nothwendigen, Kohle und Eisen, Korn und Vieh, Baumwolle und Grubenholz, Roh- und Zusatzstoffen für alle Industriezweige, umschließt. Das wäre Weltherrschaft und risse jeden vom Paktverächter Greifbaren in stete Lebensgefahr. Das war in hellen Erdtagen niemals; und könnte, nach Menschenvoraussicht, nicht währen. Niemand wird

Google

je mit schmunzelndem Behagen auf den Krieg rückschauen, der Millionen, Männer und Jünglinge, mordet, Europa verarmt und verwüstet, der weißen Menschheit die Zukunft umdüstert. Endet ihn, nach der Wiederkehr der nun geächteten Vernunft, würdiger Friede: solchen wirksam zu organisiren, mit Gemeinbürgschaft und sogar (horchet) mit Europäerpfandgeld zu sichern, ist Deutschlands noch stummer Wille. Ihn, aus Furcht vor dem Schein müder Schwäche, länger zu verschweigen, wäre Thorheit, die nicht ungerächt bleiben könnte. Des Feindes Losung ist hohle Phrase? Sie wirbt ihm Herzen; verbündet ihm heimlich das Gefühl ganzer Nationen. Totsünde ist, Urfrevel dieser Ausrodekrieg, wenn er den Genius des Erdtheiles nicht der Fessel entbindet. Den Enkeln Gräuel und vererbte Bedräuung, wenn er uns zwingt, auf Trümmern über Röchelnde zu siegen. Unter Freien wollen wir frei sein. Mit Nachbarsverstand uns verständigen. Spricht keiner Heiligen, keines Propheten Stimme zu Kaisern, Königen, Präsidenten, Ministern? Deutschland lernt die Wege des Herrn erkennen.

Zwischenspiel.

Frankreichs Volk glaubt schon auf den Wegen des Herrn zu wandeln. Sie führen durch Sturmfegefeuer in strahlenden Sieg. „Der Dank der Nation und die Bewunderung der Welt haben unserer Heeresleitung einen Platz gesichert, auf dessen ragende Höhe Schimpf nicht dringen kann. In der selben Stunde, wo im Parlament ein Mund die Führer zu schmähen versuchte, schrieben sie eine der gewaltigsten Seiten, die dieses Krieges, die aller Kriege Geschichte kennt. Nach den Siegen an der Marne, am Grand-Couronné bei Nancy, am Yser, bei Ypern, im Artois und in der Champagne haben wir nun, wie Jeder, der Augen, zu sehen, hat, wissen muß, den Sieg bei Verdun. Ihr Krieger, die, in Größe und Schönheit, in Einfalt und Frohsinn, auf der noch vom Feind besetzten Heimatherde nur den Ruhm und den Tod freien könnet, Ihr fühlet, aus welchem Stoff die Joffre und Castelnau, Foch, Pétain und viele andere Führer sind! Euer Sieg weitet sich. Schon am siebenten März schrieb ein Offizier höheren Grades in sein Tagebuch: ‚Der Angriff sänftigt sich; den Deutschen dämmert die Erkenntniß, daß ihr Fuß Verdun nicht besudeln wird. Breite Theile der Stadt sind zerstört; aber die Citadelle steht unangetastet. Douaumont ist nur noch ein Trümmerhaufe. Wir sind tief in Schnee;

Google

doch hier ist er roth.' Am Achten: „Der Kaiser lechzte nach einem Sieg und warf seine Kerntruppen, Pommern, Brandenburger, die Stützen des Reiches, ins Feuer. Unsere Fünfundsiebenziger haben sie vernichtet. Auf eine zweihundert Meter breite, vierhundertfünfzig Meter tiefe Stelle unserer Front haben sie achtzigtausend Schwergeschosse geworfen. Gas zweier Sorten, Flammenwurf: Alles wurde versucht; und Alles versagte. Pétain und Castelnau waren auf ihren Posten und gaben, so ruhig wie im Manöver, knappe, klare Befehle. Welche Freude, als wir nachts in ein Dörfchen, dessen Name in Ewigkeit berühmt sein wird, heimkehrten und Castelnau sahen! Hinter einem unverhängten Fenster saß er, bei einer einsamen Kerze, an einem kleinen Tisch und gab die Weisungen für den nächsten Schlachttag.' Die von dem deutschen Generalstab angewandte Taktik würde Von der Goltz allzu simpel, dem Barbarenbrauch allzu ähnlich nennen. An der Widerstandskraft unserer Leute und ihrer Stellungen sind, unter dem Kreuzfeuer unserer Geschütze, alle Vorstöße zerschellt." (Herr Reinach in Le Figaro.) „In der ersten Kriegszeit hat die deutsche Offensive im Westen ihr Ziel nicht erreicht. Deshalb sollte zunächst Rußland niedergeworfen und dann, mit allen erlangbaren Kräften, der Versuch in West widerholt werden. Die Russen mußten bis an die Dwina, an den Styr und den Pripet weichen; doch ihre Wehrkraft blieb ungebrochen. Die dritte Offensive konnte nicht bis nach Suez vordringen; mit Bulgarenhilfe wurde Serbien überrannt und die Verbindung mit dem Türkenheer gesichert. Aber Saloniki ist keine schwächere Drohung als Gallipoli; und seit die Russen in Erserum stehen, kann die Türkei nicht an einen Feldzug nach Egypten denken. Die Schlacht bei Verdun ist der vierte Akt der großen Tragoedie. Der Krieg fängt von vorn an. Wieder soll zuerst der Feind in West zum Frieden gezwungen werden. Trügt der Schein nicht, dann ist die Schlacht bei Verdun verloren und der deutsche Generalstab steht nach zwanzig Monaten ungeheuren Aufwandes, ungeheurer Verluste vor demselben Fragezeichen, vor dem er nach vier Kriegswochen stand. Er hat Quadratkilometer besetzt und zu einer Triumphalstatistik benutzt. Doch sein Triumph ist Trugwerk, so lange er nicht Massen gefangen und die Streitkraft des Feindes gebrochen hat. Nur hinter diesem Strategenziel liegt der Friede." (Oberst Feyler im Journal de Genève.)

Nicht Alle sind besessen. „Lauter als je zuvor rufe ich, nach

Google

der Rückkehr von Verdun, meinen Landsleuten zu: Geschütze! Geschosse! Dieser Schrei ist da unten auf jeder Lippe; er hallt aus den Trümmern der heldischen Stadt, über die zerwühlte Erde hin, durch Wüste, die Wald war; ein Wettrufen ists und wird Losungwort, Bitte, flehendes Gebet. Der Feind hat mehr als zweitausend Feuerschlünde gegen uns aufgethan; und darunter sind Riesenkaliber, die bisher nur auf die stärksten Festungen gerichtet wurden. Aus Hunderttausenden Tonnen hat er Metall und Sprengstoff auf unsere Linien geschüttet. Die in die Wälder von Spincourt verborgenen Batterien spien solche Höllengluth, daß unsere Flieger ihre Stellungen nicht photographiren konnten: die Platte ließ nur ein Flammenmeer ahnen. Ich gehöre nicht zu Denen, die zufrieden sind, weil der deutsche Angriff, nach dem Gewinn einiger Kilometer, für einen Augenblick zum Stillstand gekommen scheint. Wir dürfen drauf schwören, daß der Feind kein Mittel unversucht lassen wird, den Erfolg, der ihm entschlüpfen will, an sich zu reißen. Irrthum und Fehl ists, dem Volk schon jetzt einzureden, es habe von dem Feind nichts mehr zu fürchten; Zeitverschwendung, zu jubeln, weil seine Wucht zersplittert sei. Wir dürfen uns nicht in den Wahn schwatzen, unsere Anstrengung sei unüberbietbar und dem Endziel ganz nah. Wieder rufe ich: Geschütze! Geschosse! Und der Leser weiß, daß ich nicht nur an Artillerie und Munition denke, sondern an Kriegswerkzeug aller Art: Flinten, Maschinengewehre, Minenwerfer, Grabenkanonen, Eisenbahnen, an Alles, was Erfindergeist, Wissenschaft, Industrie unseren bewundernswerthen Kriegern zu liefern vermag. Denen waget, im Feld, zu sagen, was wir jetzt leisten, sei zulänglich: rauher Empfang würde den Bringern solcher Botschaft. Wenn zu Lobgesängen Grund wäre, hätte die Heeresleitung nicht, Hals über Kopf, die paar Hundert Fachmänner, die ich, in Uebereinstimmung mit dem ganzen Senatsausschuß, seit acht Monaten für die Sicherung der Nachtarbeit fordere, endlich in die Fabriken zurückgeschickt. Zwanzig Kriegsmonate und ein Artillerieangriff von nie befürchtetem Umfang: erst danach leuchtet ein, was doch zuvor schon sonnenklar war. Weg mit der Selbstblendung! Worte erstreiten uns niemals den Sieg. Der ist, oft sagte ichs, uns gewiß. Nichts aber darf uns der heiligen Pflicht zu höchstem Kraftaufwand, zu lückenloser Bereitschaft entfremden!“ (Senator Humbert in Le Journal.) „Die Presse hat einen langen offiziellen Bericht über die ersten vier Tage der

Google

Schlacht bei Verdun veröffentlicht. Kam er nicht ein Bischen zu früh? Die Schlacht geht weiter. Die Sturmkraft des Feindes ist geschwächt, nicht gebrochen. Er ist nur noch zehn Kilometer vor der großen Linie Verdun-Paris, der einzigen Hauptbahn, die wir dort haben, und hat uns, nach seinem Vordrang in den Wald von Avocourt, Schläge versetzt, die uns abhalten müßten, schon den Sieg auszuschreien. Unsere Leute sind himmlisch; und im Oberkommando Männer, die immer den Kopf oben behalten und denen wir eine dicke Kerze schulden. Aber der Bericht lehrt auch, daß in der Vorbereitung noch breite Lücken klaffen. Im Norden von Verdun waren unsere Feldbefestigungen ganz ungenügend; auf der dritten Deckunglinie nur ‚skizzirt‘. Die Leute, die, vom Südabhang des Fort Douaumont, in Automobilen nachts dorthin geschafft wurden, konnten nur das Nothwendigste mitnehmen; mußten sich mühsam in steinigen Boden eingraben, für notdürftige Deckung sorgen, auf Unterstände verzichten. Ich ahnte, wirklich, nicht, wie wahr ich sprach, als ich, vor vierzehn Tagen, in dem Artikel über die Brücken bei Verdun und das Manöver bei Friedland, das sich in Frankreich wiederholen könne, sagte, wir seien noch mit blauem Auge davongekommen!" (Genosse Hervé: „Gedanken eines bescheidenen Civilisten" in La Victoire.)

Wo Siegesgewißheit wankt, wird sie von der Hoffnung auf den Schwund der Feindeskraft gestützt. Tirpitz und kein Ende... „Der Admiral wollte den wildesten Unterseekrieg, der Kanzler Milderung der Zerstörerwuth. Kommt Deutschland zu Besinnung? Vielleicht, weil vor Verdun seine Sache nicht gut steht." (Le Figaro.) „Die vor Verdun geschlagenen Deutschen durchleben eine Krisis. Der Sturz des Großadmirals Von Tirpitz kann die Vereinigten Staaten in Sanftmuth stimmen. Die ehrlichen Amerikaner halten auch die Deutschen immer noch für ehrlich und neigen sich in Verzeihung, sobald Deutschland sie mit dem Schein guten Willens lockt. Dem hat es Herrn Dernburg und später seine Militär- und Marine-Bevollmächtigten geopfert. Jetzt ist der Großadmiral Sündenbock geworden. Bis zur nächsten Menschenersäufung reichts. Einstweilen möchten große Parteien lieber den Reichskanzler torpediren; ihre Wuth läßt geharnischte Anträge auf sein Haupt prasseln. Jede Partei denkt wieder an sich; folgt dem Hang ihres Herzens und rüstet sich für den künftigen Wählerfang. Man raisonnirt wieder. Die Regirung kann aber die ver-

Google

brecherische Partie, deren Einsatz das Dasein des ganzen Volkes ist, um keinen Preis aufgeben: und sie doch nur weiterspielen, wenn das Volk nicht raisonnirt, Vernunft nicht zu Wort kommen darf." (Herr Jean Herbette in L'Écho de Paris.) „Die deutsche Preßcensur hatte den Schein völliger Einheit erwirkt. Parteien gab es nicht mehr. Die Sozialisten waren verstummt. Der Reichstag bewilligte und bejauchzte, was dem Kanzler oder dem Finanzsekretär vorzubringen beliebte. Alle Staatsmänner und Feldherren galten als Genies und das wohlwollende Publikum fand keine Anpreisung solcher Größen zu plump. Diese Periode scheint (mehr will ich nicht sagen) dem Ende nah. Wirthschafthemmung und Steuerdruck haben nicht solchen Ingrimm entfesselt wie der Fall des Marinesekretärs. Dem Kanzler wird schroffes Mißtrauen gezeigt; und die Pfeile, die ihn treffen sollen, umschwirren auch den Kaiser, der zwar nicht genannt wird, aber, wie jedes Kind weiß, die Entscheidung bestimmt hat. Obendrein will Herr Liebknecht nicht schweigen; und schon eifern ihm Einzelne nach. Er hat im Landtag auszusprechen gewagt, was im Ausland über die Entstehung des Krieges gedacht wird. Die Tragweite dieser Dinge soll man nicht überschätzen. Doch der gerühmte Burgfriede ist rissig geworden." (Journal de Genève.) Kinder tobten; und träumten sich in Heldenthat.

In schwebender Pein.

Am dreißigsten März konnten die Gäste der Herren Poincaré und Briand den sechzigsten Geburtstag des Vertrages feiern, der den Krimkrieg geendet hat. Weil Oesterreich zwar nicht mitgefochten, doch durch sein Ultimatum den Zaren Alexander in ungünstigen Friedensschluß gezwungen hatte, war ihm von Gortschakow Rußlands ewige Feindschaft angedroht worden. Das Gortschaköwchen, das in Paris jetzt auf Orlows Platze sitzt, vermaß sich: und ward Vollstrecker der Rache. Weil Preußens redliche Neutralität den Russen genützt hatte, wollten die Westmächte es nicht in den Kongreß zulassen; den Manteuffel und Hatzfeld entriegelte Oesterreich erst die Thür, als die Aenderung des auch vom Preußenkönig unterschriebenen Meerengenvertrages von 1841 auf der Tagesordnung stand. Austro-russische Zwietracht (die sich vergiftet, seit Buol die Hälfte des russischen Bessarabiens den Donaufürstenthümern anflicken will); Preußen noch beiden Nachbarn befreundet und als Vermittler willkommen. Die Türkei wurde in

Google

Europens Staatenverband aufgenommen und, als Schützling Englands, Frankreichs, Oesterreichs, wider jeden Angriff Rußlands versichert. Dem entgleitet die Donaumacht, das Weiherecht auf die Schutzherrschaft über alle rechtgläubigen Balkanchristen und die Hoffnung, seinen Kriegsschiffen die Dardanerstraße zu öffnen; am Schwarzen, am Asow-Meer und auf den Alandsinseln wird ihm Befestigung verboten. Auch Oesterreich aber sieht seine Wünsche köpfen: muß, weil Rußlands Wille an diesem Punkt in den Frankreichs mündet, die Walachei und die Moldau räumen, die Buol schon „in der Tasche zu haben“ wähnte und die vier Jahre danach, unter Alexander Kusa, die Knospe des Königreiches Rumänien wurden. „Ein guter, würdiger Friede, der Englands Ansehen breitet“: schrieb Königin Victoria an den Oheim nach Brüssel. Trotzdem die Abschlußmeldung ihres Ersten Ministers die Freude verleidet hatte. Viscount Palmerston meint, die (von der Volksmehrheit erhoffte) Fortführung des Krieges hätte stärkeren Erfolg und helleren Glanz eingebracht; doch keine haltbare Wehr gegen russische Angriffspläne. Die schlummern. „Man müßte den Russen, um sie zu lähmen, mindestens Polen, Finland, Georgien entreißen. Diese Gebiete zu besetzen und zu verwalten, würde theuer. Und ehe Rußland nicht vom Krebs innerer Nöthe ganz durchfressen wäre, entschlösse kein Zar sich, unter einen Friedensvertrag, der ihm so große Landstücke nimmt, seinen Namen zu setzen. Die zähe Geduld zu solchem langwierigen Krieg durfte ich den Eurer Majestät verbündeten Mächten nicht zutrauen; mußte sogar zweifeln, ob britische Ausdauer ihn ertragen hätte.“ Die Königin war im Recht: ein guter Friede; und ein billiger: denn Frankreich hat ihn für Britanien erfochten. Wir hatten, schrieb Louis Napoleon an die verbündete Queen, „den Krieg zu langsam geführt und den Russen Zeit gelassen, Kronstadt fast eben so uneinnehmbar zu machen wie die Krim.“ Daraus wurde nicht ernstes Unheil. Rußland war von dem Thor Südosteuropas weggedrängt und hat von der zerstückten Türkei fortan keinen Fetzen erworben. Die Diplomaten sprachen: „Das europäische Gleichgewicht ist gesichert.“ Und Alexander Nikolajewitsch, dem Friedrich Wilhelm Oesterreich vom Hals gehalten hatte, konnte 1866, durch den Entschluß in Neutralität, und 1870, durch die Einschüchterung der rachsüchtigen wiener Kriegspartei, die Dankesschuld an Preußen mit Zins und Zinseszins abzahlen. Läßt sich, Minister der Neun wider das Deutsche Reich, aus der Erinne-

Google

rung nicht Mancherlei lernen? Kein Festlandswächter hat im pariser Lenzfrieden des Jahres 1856 die Wege des Herrn erkannt. Die Vertreter des Fritzenstaates, der Macht, die bei Leipzig und Belle Alliance geschlagen hatte, wurden erst eingelassen, als das Beträchtliche (Lord Clarendon sagt es selbst) abgethan war.

„Damals Friedenskongreß, heute Kriegskonferenz: wo könnte Vergleichsfrucht reifen?“ An jedem Zweig, hehre Feinde, um den Euer Athem weht. Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften. Vielleicht wird Belgiern und Serben die Police erneut, von allen Neun oder nur von den drei Seniorpartnern der Firma die Bürgschaft für Polens Autonomie übernommen, damit es sich nimmermehr von dem Boche umgarnen lasse; vielleicht wieder das Geprahl von sicherem Sieg und naher Zermalmung erduldet. Ich kann nicht zweifeln, daß von Frieden mehr als von Krieg die Rede ist. Den ernst Dreinschauenden hat Herr Asquith wohl zugeraunt: „Unsere Leistung übersteigt zu Land sogar hoch die Verpflichtung; und daß die pariser und die petrograder Gefährten tief unter ihrer Erwartung blieben, ist nicht unsere Schuld. In Nebelgrau dürfen wir den Entschluß zu anständiger Schlichtung des Völkerhaders nicht schieben. Der Wille zu Deutschlands Entkräftung wird, in Jedem, in Allen, morgen Wille zu Selbstmord sein. Mit Kriegermitteln ist dieser Krieg nicht, weder für noch gegen uns, zu enden; nur von weiser Bescheidung, die Ausgleich empfiehlt, wo Sieg nicht zu erfechten ist.“ Wessen Waffe zwänge ihn in den Dienst unserer Feinde? Die Hänge und Schluchten des Maaslandes sind das Grab einer tapferen Franzosenarmee geworden. Das beste Kriegsgeräth ist verbraucht, an der Hauptfront schon wieder Mangel fühlbar, der Mannschaftersatz dünn; die Frühjahrsoffensive, die Joffre bedächtig, Castelnau rastlos plante, fürs Erste unmöglich. Die russische? Von dem Wunsch, dem Genossen Eifer zu zeigen, verfrüht, bis heute fast unwirksam; und der kräftigste Vorstoß erweist noch, daß die Russenführer seit der Karpathenzeit nichts gelernt, in die Form dieses Krieges sich nicht eingefühlt haben. Allein kanns England nicht wagen. Spalte in Deutschlands Willenseinheit? Bettet Euch nicht in Nesseln! Wir sind so stark, daß wir uns wieder in den Luxus des Meinungstreites gewöhnen dürfen. Doch nicht so von Hochmuth getäubt und verwildert, daß wir zu neuer Menschenmahd vorwärts tosen, wenn Vernunft uns in Friedensberathung ruft.

Google

Christliche Wissenschaft.

Das im letzten Februarheft der „Zukunft“ veröffentlichte Urtheil des Herrn Arthur Holitscher über die Christliche Wissenschaft bekundet viel Gerechtigkeitsinn und Streben, in das Denken Andersgesinnter einzudringen. Die Heilungen in der Christlichen Wissenschaft erklärt Holitscher aber nicht. Deshalb sei mir erlaubt, zum zweiten Mal hier einige aufklärende Worte über die Christliche Wissenschaft zu sagen.

Holitscher meint, daß Leben in der Materie ist, und die Christliche Wissenschaft lehrt, daß Leben Bewußtsein, daß Bewußtsein nicht in der Materie ist noch durch sie bedingt wird und auch nicht von ihr abhängt. Die Christliche Wissenschaft lehrt, daß Materie überhaupt nur durch ein materielles Bewußtsein für uns in Erscheinung tritt, also Folge unseres materiellen Denkens ist. „Materie ist ein Gedankending“, sagen auch wir. Aber wir bleiben nicht auf halbem Weg stehen, sondern gehen bis in die letzten Konsequenzen vor und sagen, daß diese Wahrheit beweisbar ist und daß wir praktischen Nutzen davon haben können.

Die Meinung, daß Leben in der Materie ist, führt ständig zur Verwechselung von Ursache und Wirkung. Je tiefer man in die Christliche Wissenschaft eindringt, je mehr man erkennt, daß Geistesthätigkeit die Ursache aller Erscheinungen ist, desto mehr sieht man, wie sehr die Menschheit im Unklaren ist über Ursache und Wirkung. So hält Holitscher (und Mancher mit ihm) tiefes, regelmäßiges Athmen für eine Ursache physischer Gesundheit. Sicherlich bewirkt „ruhiges, tiefes, rhythmisches“ Athmen ganz andere Zustände im Körper als kurzes, aufgeregtes, unregelmäßiges Athmen. Aber woher kommt denn ruhiges, tiefes, rhythmisches Athmen? Ists wirklich Ursache oder selbst nur eine Wirkung? Ist es möglich, ruhig und rhythmisch zu athmen, wenn unser Denken, unsere Seelenstimmung unruhig, disharmonisch, unglücklich ist? Trotz allen Athemübungen, trotz allen Lehrern und Lehrerinnen der Athmungskunst wird ein furchtsamer, verschüchterter, disharmonischer Mensch nicht tief und ruhig athmen. Und im Zustand der Aufregung wird auch ein sonst normal athmender Mensch seinen Athem kurz und schnell ausstoßen. Das Athmen, wie alle Körperfunktionen, hängt vom Gemüthszustand des Menschen ab. Der Mensch beherrscht alle Körperfunktionen durch sein Denken und Fühlen. Wir haben für diese Ansicht so viele Beweise, daß wir sagen können: Hier ist ein Gesetz erkannt. Gegenbeweise haben wir nicht; nicht einen einzigen. Daß der mensch-

Google

liche Körper eine selbstthätige Maschine ist, läßt sich eben gar nicht beweisen; wir können den menschlichen Körper nicht vom Denken und Fühlen trennen. Sobald die Geistesthätigkeit aufhört, funktionirt der Körper überhaupt nicht mehr, weder in harmonischer noch in disharmonischer Weise.

Die Scientisten sind also nicht Menschen, die durch Energieausbildung zu normalem Athemholen und dadurch zu Gesundheit kommen. Eben so wenig entwickeln sie Kraft in sich durch Versenkung in einen Ausspruch Christi, Kraft, wie sie der Hypnotiseur und der Nervenarzt gebraucht, wodurch der Wille gestärkt werden soll. Wenn des Menschen Gesundheit und Glück von der Ausbildung seiner Energie abhängt, dann steht es schlecht um Gesundheit und Glück. Sie können jeden Augenblick vernichtet werden. Die menschliche Energie bietet uns keine Bürgschaft. Ist der Mensch auf seine Energie angewiesen, dann bleibt er ein Spielball des Schicksals, dem keine menschliche Energie gewachsen ist. Der Scientist ist nicht zufrieden mit menschlicher Willenskraft. Er verlangt nach der Wahrheit. Er will Gesetze erkennen, nach denen er sich richten kann und richten muß. Nur, wenn es eine Macht giebt, auf die sich der Mensch ganz und gar verlassen kann, eine Macht, die gut und unveränderlich ist, die Liebe und absolute Intelligenz ist, kann der Mensch überhaupt auf Glück und Befriedigung rechnen, wozu natürlich auch Gesundheit gehört. Der Scientist glaubt, diese Macht gefunden zu haben in dem Gott, den Jesus gelehrt und bewiesen hat, bewiesen durch seine Werke, die er immer wieder als Frucht seines Erkennens der Wahrheit hinstellt.

Der Gott der Scientisten ist ein anderer Gott als der Gott der meisten Menschen. Wenn man die Menschen dazu bringen könnte, ihren Gott zu beschreiben, so würden wir unzählige Gottesbegriffe kennen lernen. Jeder Mensch scheint einen anderen Gott zu haben; und jeder einen Gott, der ihm ähnlich ist. Der Gott der Scientisten beruht auf Grundsätzen, die sich nie ändern können; darum haben alle Scientisten den selben Gott. Und welches ist der Gottesbegriff der Scientisten? Wie ich schon sagte, steht der Scientist auf dem Standpunkt der Idealphilosophie und glaubt, daß Leben Bewußtsein und Alles, was in Erscheinung tritt, Folge der Geistesthätigkeit ist. Da Gott sicherlich Leben ist, so ist Gott Bewußtsein, Geistesthätigkeit, und zwar die Geistesthätigkeit, die allein wahres Leben ist und die sich ein Universum aufbaut. Ohne Bewußtsein, ohne Geistesthätigkeit gäbe es überhaupt nichts. Denkend und fühlend gewordene Materie ist nicht

Google

der Urheber alles Lebens, aller Wahrheit, aller Intelligenz, aller Gesetze, ist nicht der Urheber der Erscheinungwelt. Jedenfalls fehlen hierfür alle Beweise.

Das Denken des Menschen ist nicht vollkommen, unveränderlich, ewig. Es ist veränderlich und darum falsch, denn Wahrheit ändert sich nie. Also das Bewußtsein des Menschen ist nicht das aus sich selbst bestehende, vollkommene Bewußtsein, das sich nie ändert und darum ewig ist. Existenz ist eine Thatsache. Es muß daher wahre Existenz geben, nämlich eine Geistesthätigkeit, ein Bewußtsein, das nie vergehen kann, sondern immer das selbe bleibt. Nur das Vollkommene ist ewig, denn nur im Vollkommenen giebt es keine Reibung, keine Disharmonie, keine Aenderung. Das vollkommene, ewige Bewußtsein muß die Urquelle des Lebens sein, muß das wahre, ewige Leben selbst sein. Wir nennen diese Urquelle des Lebens gewöhnlich Gott: eine Ableitung von „gut“ und daher ein schöner Name für das absolut gute Bewußtsein. Dieses Urbewußtsein muß absolut harmonisch und daher absolut intelligent sein. Mrs. Eddy sagt: „Wahrheit ist die Intelligenz des unsterblichen Gemüthes“ (Wissenschaft und Gesundheit mit Schlüssel zur Heiligen Schrift; Seite 282). Das Denken des Gemüthes muß so intelligent sein, daß es nie umgestoßen werden kann. Darum ist es Gesetz. Das heißt: festgesetzt für alle Zeiten.

Also für den Scientisten ist Gott das absolut vollkommene Bewußtsein, die absolut harmonische Geistesthätigkeit des Universalgemüthes, des einen Geistes, der die Grundlage allen wahren Lebens ist. Alles, was vergeht, ist im Grunde nicht wahr, ist nur ein vorübergehender Zustand. So ist das ganze Leben des Sterblichen eine falsche Geistesthätigkeit. Paulus nannte dieses Bewußtsein den Geist des Fleisches, Mrs. Eddy nannte es das „sterbliche Gemüth“ und meinte damit einen Bewußtseinszustand, der vergehen oder sterben muß, also nicht das wahre Leben sein kann.

Der Mensch ist kein selbstständiger Denker. Er hat kein Bewußtsein, das aus sich selbst besteht, er ist abhängig von dem einen Bewußtsein, das allem Leben zu Grunde liegt. Darum kann der Mensch keine Wahrheit erfinden; er kann sie nur finden, erkennen. Denkt der Mensch die Unwahrheit, dann lebt er in einem unwahren Bewußtseinszustand. Das Resultat dieser falschen Geistesthätigkeit ist eine unwahre Erscheinungwelt. Denkt der Mensch die Wahrheit, dann denkt er so wie das Urgemüth: und als Folge dieses Denkens tritt das göttliche Universum für ihn in Erscheinung. Da die Wahrheit im Vaterbewußtsein liegt, da sie das Denken des vollkommenen Gemüthes ist, so ist augenscheinlich, daß

Google

der Mensch von dem Denken Gottes erreicht wird, sobald er die Wahrheit denkt. Hier haben wir Einssein des Menschen mit Gott.

In dem jetzigen Bewußtseinszustand erreichen uns oft falsche Ideen, erreicht uns das Denken der Unwahrheit. Eine Urquelle der Unwahrheit, ein arges Urgemüth, eine aus sich selbst bestehende falsche, schlechte Geistesthätigkeit, die noch neben dem vollkommenen Gemüth, neben der vollkommenen, unumstößlichen Geistesthätigkeit besteht, kann es nicht geben. Trotzdem ist die Menschheit hypnotisirt vom Denken des Irrthums, ja, das Bewußtsein des Sterblichen ist eben ein Bewußtsein, das von falschen, vergänglichen, also sterblichen Annahmen besessen ist. Obwohl die Menschheit Das bis zu einem gewissen Grade erkennt, versucht sie doch nicht, sich von dieser Hypnose zu befreien. Die Offizielle Wissenschaft weiß längst, daß Schmerz und Genuß im Bewußtsein liegen, aber sie behandelt den Menschen, als ob die Materie selbst empfände. Die Menschheit weiß längst, daß in der Materie keine Befriedigung zu finden ist. Aber sie sucht Befriedigung nach wie vor im materiellen Genuß und im materiellen Besitz. Wir wissen längst, daß Egoismus nicht zu Glück führt, aber wir fahren ruhig fort, das eigene Ich in den Vordergrund zu stellen und auf Kosten Anderer unberechtigte Vortheile zu suchen. Unsere Erkenntniß scheint uns sehr wenig praktischen Nutzen zu bringen. Die Welt lebt in der falschen Grundidee, daß es in Wirklichkeit nicht nur ein Bewußtsein giebt, sondern zwei. Neben der vollkommenen Geistesthätigkeit eine unvollkommene, neben der Wahrheit die Lüge, neben dem denkenden Geist die denkende Materie. Das ist die große Hypnose, in der die Welt liegt. Das sind die Werke des Teufels, der Unwahrheit, die Jesus überwunden hat, überwunden durch die Erkenntniß der Wahrheit, die ihn frei gemacht hat und die auch uns frei machen muß.

Nun ist es wohl schon leichter, die christlich-wissenschaftliche Behandlung zu verstehen. Man hält sie meist für Hypnose: und sie ist doch gerade das Gegentheil von Hypnose. Man kann sie vielleicht am Besten erklären, wenn man zwischen ihr und der Hypnose einen Vergleich zieht. Hypnose ist ein Zustand, der entsteht durch die Annahme falscher Ideen, die uns dann beherrschen. Nicht nur, wenn uns Jemand bewußt falsche Ideen aufdrängt, nein, so weit wir überhaupt falsche Ideen aufgenommen haben, sind wir hypnotisirt. Die Wahrheit hypnotisirt uns nie. Wenn uns Jemand eine Wahrheit tausendmal wiederholt und uns schließlich zur Annahme dieser Wahrheit bringt, hat er uns

Google

nicht hypnotisirt. Er hat uns frei gemacht, frei gemacht von einer falschen Annahme. Die falsche Annahme macht den Menschen zum Sklaven, die eingedrungene Wahrheit giebt ihm Herrschaft.

Daß man den Menschen auf dem Weg des Geistes zur Annahme von Ideen bringen kann, zeigen die Hypnotiseure. Man verwendet die Hypnose auch medizinisch. Sie wirkt nur, wenn der Patient die Ideen annimmt; und nicht alle Menschen lassen sich auf diesem Weg erreichen. Nimmt der Patient die Ideen an, so werden Veränderungen in den Körperfunktionen herbeigeführt, der Blutumlauf, die Sekretionen werden geregelt. Das beweist deutlich, daß der Mensch sein organisches Leben durch die Vorstellung beherrscht. Wie wir sahen, wirkte die Hypnose erst, nachdem sie zur Auto-Suggestion wurde. Spiegelt der Mensch das Bewußtsein Gottes wieder, dann muß sein Leben so harmonisch sein wie das Leben Gottes. Aber der Sterbliche ist eben das Bewußtsein, das erfüllt ist von Ideen, die ganz anders sind als das Denken Gottes. Wir sind angefüllt von Furcht und Lust, von Gier, Haß und Selbstsucht. Wir haben falsche Grundbegriffe über das Leben und unser ganzes Verlangen geht in eine falsche Richtung.

Der christlich-wissenschaftliche Heiler, ganz im Gegensatz zum Hypnotiseur, der den Patienten zur Annahme falscher Ideen bringt, nämlich zu der Annahme, daß ein fremder menschlicher Wille ihm helfen könne, der christlich-wissenschaftliche Heiler bringt den Patienten zur Aufgabe falscher Ideen. Er trennt ihn von einem Denken, das nicht ist wie das Denken Gottes. Er enthypnotisirt ihn. Die Behandlung ist also kein Aufdrängen von menschlichen Meinungen, keine Energiebethätignug, ist kein Wirken der menschlichen Persönlichkeit. Es handelt sich um eine Läuterung, um eine Befreiung von falschen Gemüthsvorstellungen und falschen Wünschen. Je mehr die Befreiung gelingt, um so harmonischer wird das Denken des Menschen sein und um so harmonischer werden die Körperfunktionen sein.

Zu einer endgiltigen Befreiung gehört allerdings mehr als bloße Behandlung eines Heilers. Jeder Mensch muß seine eigene Arbeit thun, keiner kann das Problem eines anderen lösen. Und hier kommen wir auf einen zweiten großen Unterschied, der zwischen der christlich-wissenschaftlichen und der hypnotischen Behandlung besteht. Der Hypnotiseur erzielt seine Wirkungen durch augenblicklich aufgedrängte Ideen, die der Patient später wieder aus dem Gedächtniß verliert. Oft ist der Patient nach der hypnotischen Behandlung hilfloser als zuvor. Er hat sich auf menschliche Hilfe

Google

verlassen, auf einen fremden menschlichen Willen; und wenn er den Beistand nicht haben kann, weiß er sich nicht zu helfen. Ganz anders ists bei der christlich-wissenschaftlichen Behandlung. Mit ihr verbindet sich Aufklärung; und sie führt zum Selbststudium. Man läßt den Patienten nicht hilflos. Er lernt erkennen, was ihn befreit hat: nicht ein anderer menschlicher Wille, sondern die Wahrheit. Er fängt nun selbst zu arbeiten an, fängt an, sich bewußt zu befreien von einem Denken und Fühlen, das nicht richtig ist. Wir wissen ja viel mehr, was richtig und falsch ist, als wir versuchen, nach dieser Erkenntniß zu leben. Das Erstrebenswerthe in der Christlichen Wissenschaft ist Selbstbehandlung. Wir können einander für eine Weile helfen, können einander den Weg weisen, aber die innere Läuterung (und sie allein bringt dauernde Heilung) muß Jeder bei sich selbst vornehmen. Die Christliche Wissenschaft führt zur Selbsterziehung.

Die christlich-wissenschaftliche Behandlung mag manchem eingefleischten Materialisten über die Begriffe gehen. Der Beweis, daß sie wirkt, ist geliefert. Die Krankheitursache ist nach der Christlichen Wissenschaft immer geistig. Die Wirkungen, die durch die Medizin erreicht werden, sind nach ihrer Auffassung und Erfahrung auch geistig. Der Gedanke wirkt. Es kommt darauf an, wie sich der Patient zu der ärztlichen Behandlung stellt, ob er Vertrauen hat oder nicht. Wenn wir an eine Medizin nicht mehr glauben, wirkt sie nicht mehr. Jeder Patient nimmt geistig Stellung zu seinem Arzt und zu der Kur, die er macht, auch wenn er sich nicht darüber klar wird. Die Christliche Wissenschaft beseitigt die Krankheitursachen.

Aus dem Gesagten sieht man wohl, daß die Christliche Wissenschaft nicht eine Heilmethode im Sinn anderer Heilverfahren ist. Die physische Heilung ist ihr nicht Selbstzweck. Man kann den Namen Heilmethode gerechter Weise überhaupt nicht auf die Christliche Wissenschaft anwenden. Sie ist eine Religion und die physischen Heilungen sind nur Begleiterscheinungen. Religion ist die lebendige Beziehung des Menschen zu der einzigen Lebensquelle, zu der höchsten allumfassenden Wahrheit, ist die lebendige Beziehung des Menschen zu Gott; und durch die Einigkeit mit Gott, durch das Eindringen in das Bewußtsein Gottes, durch das Widerspiegeln des Bewußtseins Gottes, verschwinden Disharmonien, seelische Disharmonien und im Anschluß daran auch leibliche.

Man könnte einwenden, daß es viele harmonische, sittlich hochstehende Menschen giebt, die krank sind. Aber in solchen Menschen liegt unbestreitbar Furcht, Furcht vor Leiden, die nicht zu

Google

vermeiden sind, und Furchtgedanken haben keinen Platz in der Harmonie. Völlige Harmonie ist nur das Denken Gottes, ist die Geistesthätigkeit des absolut vollkommenen, unveränderlichen Gemüthes, in dem es also keinen Wechsel geben kann und darum kein Leiden und kein Gesunden. Wer nur Heilung von physischen Leiden will und in der Christlichen Wissenschaft nicht die Religion sucht, Der muß sich schon zu anderen Systemen wenden.

Und noch ein Wort über die so oft ins Lächerliche gezogene Haltung des Heilers, der vielfach bei seiner Arbeit den Kopf in die Hand stützt. So merkwürdig ist die Haltung doch gar nicht. Viele Menschen stützen den Kopf in die Hand, wenn sie tiefer nachdenken, wenn sie sich konzentriren. Nöthig ist sicher nicht, daß der Heiler diese Haltung einnimmt, eben so wenig, wie sie andere Menschen, die denken, einnehmen müssen. Hierbei möchte ich noch erwähnen, daß die Behauptung, eine Heilerin habe den Kopf in die Hand gestützt und für drei Personen zu gleicher Zeit gearbeitet, durch eine unklare Zeugenaussage im Vorverfahren entstanden ist, deren Unrichtigkeit in der Hauptverhandlung des Scientistenprozesses selbst festgestellt wurde. Katharina Weber.

In einem schönen Aufsatz über die Kraft des Glaubens hat Charcot gezeigt, daß die modernen Wallfahrtorte nur die Phänomene wiederholen, die uns aus den Tempeln der Serapis und Asklepios überliefert sind. Der große Forscher sah dieses Schauspiel ohne Zorn und nahm, was daraus brauchbar war, in seine Heillehre auf. Die „ärztlichen Autoritäten“ können auch nicht hexen, können manchmal nicht mehr als ein Durchschnittsdoktor; dennoch leisten sie für das höhere Honorar meist auch Größeres: denn für sie wirkt der starke Glaube, der ihnen entgegengebracht wird. Auf hundert Seiten ward dem Christen die heilende Macht des Gebetes gepriesen. Auf die Frage des breslauer Pfarrherrn Johann Heß, ob ein evangelischer Christ vor der Pest fliehen dürfe, antwortet Luther: „Gott will selbst Wärter, selbst Arzt sein. Lieber, was sind alle Aerzte, Apotheken, Wärter gegen Gott?“ Und als Friedrich der Weise krank lag, sprach Luther, in seiner Trostschrift: „Aus Eurer Kurfürstlichen Gnaden Leib und Fleisch höre ich Christi Stimme mir zurufen: Siehe, ich bin hier krank! Denn solche Uebel, als da sind Krankheiten und Dergleichen, leiden nicht wir Christen, sondern leidet Christus selbst, unser Herr und Heiland.“ Und wodurch wurden die Siechen gesund, die sich an den Thaumaturgen von Nazareth drängten? Jesus operirte nicht, verschrieb Aussätzigen und Epileptikern weder Tränke, Pillen und Pulver noch irgendeine äußerliche Behandlung. Er heilte durch Auflegen seiner Hand, durch Berührung, durch Einspeichelung des erkrankten Gliedes. Sind Menschen verächtlich, die von frommer Ekstase mehr erhoffen als von Quecksilber und Theerpräparaten? (Harden, 1902, in der „Zukunft“.)

Google

Franzosenbriefe.*)

Wenn ich vom Armee-Oberkommando an der deutschen Westfront sehr freundlich aufgenommen wurde, so lag Das zum großen Theil daran, daß der Oberkommandirende und sein Stabschef die Briefsammlungen kannten, die ich zusammenstellte und herausgab und in denen nicht nur die Eindrücke und Stimmungen der Soldaten während eines Krieges der Gegenwart, sondern auch die einer ganzen modernen Bevölkerung beleuchtet wurden. Man wußte ferner, daß diese dänischen Arbeiten als Vorbild für Sammlungen gedient hatten, die vom Jahr 1911 ab mit staatlicher Förderung in Preußen und anderen deutschen Staaten unternommen worden waren. Um mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, hatte der Generalstabschef deshalb eine Gruppe französischer Briefe und Postkarten aufbewahrt, die toten oder gefangenen Feinden abgenommen worden waren. Dazu kamen einige beglaubigte Abschriften von Feldpostbriefen Kranker und Verwundeter. Der Stoff scheint mir so viel Interessantes zu bergen, daß er nicht in meinem Schreibtisch liegen bleiben darf.

Von den Briefen der verwundeten Franzosen mag einer, als wirklich typisch für die Stimmung aller übrigen, vollständig wiedergegeben werden, auch deshalb schon, weil er eine genaue Schilderung der Verpflegung in einem deutschen Lazareth auf einer größeren Station in der Champagne enthält. Ihn schrieb ein französischer Gemeiner, ein Bäcker aus der Stadt Félines-Haupont an der Küste von Hérault am Mittelländischen Meer. „Liebe Frau und liebe Kinder! Ich liege in meinem Bett und schreibe diesen Brief. Schon vor zwanzig Tagen wurde ich amputirt und habe jetzt nur noch einen Fuß. Von der Operation habe ich gar nichts gemerkt. Sie schläferten mich ein; und nun geht es mir besser. Der Doktor sagte gestern zu mir, ich könnte schon in einem Lehnstuhl sitzen; aber ich habe noch keinen rechten Muth zum Aufstehen, denn ich bin noch sehr schwach. Ich habe viel Blut verloren, aber dafür werde ich ausgezeichnet verpflegt. Dreimal täglich kommt der Doktor und sieht nach meinem Befinden; er verordnet mir Arzeneimittel zur Stärkung, aber Du kannst Dir denken, sie schmecken nicht, wenn man sie einnimmt, und sie sollen mir doch Appetit geben. Er sagt mir immer, ich solle viel essen. Das thue ich auch; ich habe immer einen Bärenhunger. Morgens um acht Uhr ein derbes Stück Butterbrot und dazu eine große Tasse guten Kaffee. Um neun Uhr Bouillon, um zwölf Uhr ein oder zwei große Teller Fleischbrühe mit Brot, so viel man Lust hat, und ein Ei und ein halbes Glas Rothwein, um drei Uhr Butterbrot oder Kompot und Kaffee, später eine große Tasse Milch, vor Sechs Abendbrot

*) Aus dem Band „Arbeit — Dienst, Eindrücke aus dem Krieg Deutschlands und Oesterreichs“, das Professor Karl Larsen bei Erich Reiß erscheinen läßt. Der selbe Däne gab uns das Werk „Die in die Fremde zogen“. Anderer Empfehlung bedarf das neue Buch nicht.

Google

und nachts Milch oder Schokolade, wie man will. Hier sind zwei Krankenpfleger, die die ganze Nacht wachen; ich habe nur ein Wort zu sagen, dann kommen sie gleich; und außerdem haben wir hier eine deutsche Schwester, die außerordentlich liebenswürdig ist (d'une gentillesse remarquable), eben so wie die Krankenpfleger. Es ist nicht zu glauben, wie viel die netten Leute für uns thun. Ich trage mein Schicksal mit Geduld. Küsse die Kinder vielmals, sorgt für Euch, pflegt Euch, so gut Ihr könnt, und laßt den Muth nicht sinken. Es ist genug, wenn ich allein so dran bin. Dein Mann, der Dich küßt."

Ein Lieutenant schreibt an seine Mutter in Cambrai (das von den Deutschen besetzt ist): „Ich werde gut verpflegt und dank dieser guten Pflege hat meine Genesung so schnelle Fortschritte gemacht. Die deutschen Offiziere und Aerzte sind sehr artig (courtois) uns gegenüber. Um uns zu zerstreuen, bringen sie uns Bücher. Man muß sagen, die deutschen Offiziere zeigen gegen uns französische Offiziere und unsere Familien eine noble Gesinnung (magnanimes), so daß ich hoffe, Ihr werdet vielleicht auch insofern von der Härte des Krieges verschont bleiben und man wird sie Euch nach Möglichkeit mildern."

Ich hatte Gelegenheit, persönlich mit diesem Offizier, einem hübschen, großen blonden jungen Mann, zu sprechen. Er rühmte die Tüchtigkeit der deutschen Aerzte und die im Hospital herrschende Ordnung und Freundlichkeit. Wir kamen auf das deutsche Brot zu sprechen, über das sich verschiedene Gemeine und Unteroffiziere aus den Reihen der verwundeten Gefangenen mir gegenüber beklagt hatten: sie bekämen nicht Brot genug, und was sie bekämen, sei nicht gut. „Aber," sagte der Lieutenant, „jedes Land hat ja seine Gewohnheiten und seine Schwächen. Man muß die Gebräuche mitmachen oder das Land fliehen. Und an Flucht ist hier ja nicht zu denken."

Unter den Briefen, die unverletzten Gefangenen abgenommen oder bei Toten gefunden wurden, gaben einzelne recht merkwürdige Darstellungen französischer Zustände. Die Tochter eines pariser Kohlenhändlers schreibt: „Ich bin jetzt allein zu Haus und benutze das Tageslicht, um Dir zu schreiben, denn ich weiß nicht, ob Du gehört hast, daß wir es hier in Paris, sobald die Dunkelheit hereinbricht, so einrichten müssen, daß das Licht, das wir haben, von außen unsichtbar ist. Wir müssen also im Geschäft Läden vor die Fenster setzen und Privatleute schließen sich mit Jalousien oder doppelten Rollgardinen ab; das Gas brennt nicht. Du kannst Dir also den Eindruck der Lichtstadt vorstellen. Es ist, als wäre man mitten auf dem Lande. Man kann nicht zwei Schritt weit sehen. Was das Geschäft anbetrifft, so stehen wir immer noch auf dem selben Punkt. Anthrazit haben wir nicht und alle Leute kommen und wollen welches haben. Es geht nicht sehr vergnügt zu. Kein Mensch ist besonders guter Laune."

Aus dem Hospital in der normannischen Stadt Caen schreibt ein Soldat an einen Regimentskameraden: „Na, ich sehe, Du bist immer noch der Alte und hast weiter nichts im Kopf, als Mädels zu küssen, wie und wo es irgend geht. Ja, nimm die Gelegenheit wahr,

Google

so lange Dus kannst; denn wenn man erst zu den Boches hinübergerathen ist, giebts so was kaum noch und man denkt auch nicht einmal mehr daran. Ich für mein Theil habe nun im Laufe von sechs Monaten den ganzen Kram vergessen und bin ein Wilder geworden. Ich träume nur davon, Boches zu erschießen; aber es geht wie mit dem Unkraut: je mehr man ausreißt, desto mehr giebts von der Sorte. Aber hoffen wir, daß wir nun bald mit ihnen zu Rande kommen und daß dieser Krieg ein Bischen fix zu Ende geht; denn mir hängt er zum Hals heraus. Also ich denke, daß die jungen Damen in Mendé immer noch so lieb sind; sieh Du nur, daß Du so viel wie möglich von ihnen hast. Ich bin nicht eifersüchtig. Aber paß auf, daß Du dabei nicht ins Pech kommst; denn dazu ist der Augenblick schlecht geeignet. Tröste sie nur, so gut Du kannst. Was mich anbelangt, so kenne ich sie jetzt zu gut; und wenn nun der Krieg blos schnell zu Ende ist (denn man riskirt dabei seine Kohlrübe), so möchte ich nach Alledem hier ein Bischen zur Ruhe zu kommen und dann einen Spazirgang unternehmen, — wenigstens bis in die Kolonien hinüber: da, denke ich, werden die Mädelchen mich in Frieden lassen.“

Ein junges Mädchen aus der Gegend von Bordeaux hat zwei Karten mit den herrlichsten Frauen darauf gesandt, die eine mit offenem kastanienbraunen Haar, eine Unzahl langstieliger Lilien an den Busen drückend, die andere mit Rosen in den erhobenen Händen, ganz hellblond, das Haar elegant frisirt, gekreppt und gekräuselt. Und auf den Rücken dieser Schönheiten schreibt Fräulein Louise: „Lieber Félix! Ich möchte beinahe glauben, daß Du böse bist, weil ich so lange von Dir (und seit acht Tagen auch von meinem Bruder) nichts gehört habe. Ich kann es nicht aushalten. Du denkst vielleicht, ich bin Dir untreu. Nicht im Geringsten; dazu habe ich keine Lust, und wenn man Einen liebt, dann kann man ihn nie vergessen. Aber nun hoffe ich, daß Du mir bald schreibst. Empfange die besten und süßesten Küsse von Einer, die Dich von Herzen liebt. Tausende, Tausende guter Küsse von Einer, die immer an Dich denkt und Dich nie vergessen wird.“ Als sie dann einen Brief von dem Geliebten empfangen hat, anwortet sie ... Nein: ich muß, der Rechtschreibung wegen, den Brief im französischen Wortlaut wiedergeben. „Bien Cher ami. Je vous envoi sette cartte parsque je nait pas le temp de vous faire une lettre je vous ferais une demain. Mais enfain Nous avons hu une belle foire; je ne vois plus grand chosse a vous dire pour le moment quar je suis toujour en bonne sentés et je desirè que ma lettre vous trouve de maime. Reseves mille, mille baisers du coeur qui vous eme et qui pense toujour a vou.“

Höchst bezeichnend für die bürgerliche französische Auffassung von den Deutschen und der Kriegslage sind Briefe, die ein Elternpaar aus Reims an den jungen Sohn schrieben; drei vom Vater, einer von der Mutter. Handschrift und Stil der Briefe sind flüssig und gut, Sprache und Rechtschreibung nicht ohne Fehl. Es ist von

Google

einem Vetter des Vaters, einem Gendarme in Chalons, und von zwei anderen Vettern die Rede, die in dem selben Regiment wie der Sohn dienen, der eine als Unteroffizier, der andere als Stabssergeant, jetzt vielleicht sogar schon Offizier; aber die bürgerliche Stellung des Vaters läßt sich mit keinem Wort aus den Briefen ersehen.

Am sechsten April schreibt der Vater: „Wir hoffen ja, daß der Krieg bald ein Ende nimmt. Es wird nun nicht mehr lange auf sich warten lassen, da unser Sieg, wie die Dinge jetzt liegen, sicher ist; und Das wird auch der größte Segen für die Menschheit sein.“ Am Achten „war in unserer Gegend eine große Schlacht, über deren Ausfall wir noch nichts wissen, doch spricht sich ja Allerlei herum; daraus zu schließen, ist es uns glänzend gegangen. Die Ereignisse stehen uns allmählich immer klarer vor Augen und wir wollen hoffen, daß wir diesen Alb nun bald abschütteln und die Vernichtung unserer Feinde erleben können. Diese Boches, die um ein paar Jahrhunderte in der Civilisation zurück sind, diese ausgehungerten Horden werden jetzt bald im Staube liegen, der ihnen dann ihr K. K.-Brot verdaulicher machen mag. Hoffen wir, daß sie aus ihren Höhlen herauskommen und dann schleunig zu ihrer Bocherie zurückkehren, die sie nie hätten verlassen sollen. Aber vielleicht werden sie hieraus eine nützliche Lehre ziehen. Man darf es jedenfalls hoffen.“ Am Zweiundzwanzigsten: „Wir werden heftig beschossen, besonders heute, wo sie mit Brandgranaten schießen. An mehreren Stellen ist Feuer ausgebrochen. Wahrscheinlich haben die Boches eine Tracht Prügel an irgendeiner Front bekommen. Das ist so ihre Art, uns ihr Pech zu erzählen. Wir werden schon mit ihnen fertig werden; wenns nur nicht mehr lange dauert, bis sie aus unserem Lande abziehen, das sie mit ihrer Gegenwart genug eingeschmutzt haben.“

Bei einem Franzosen, der im vorigen Frühjahr in der Champagne gefangen wurde, fand man einen mit Bleistift geschriebenen Brief an seine „geliebten Eltern“; er giebt ein wenig erbauliches Bild von einem jungen Soldaten in einem Augenblick, wo er am äußersten Rande seiner sittlichen Kraft angelangt ist. „Nach langem Zögern und in tiefer Bewegung schreibe ich diesen Brief, dem meine letzten Gedanken anvertraut werden. Ich habe endlich meinen Entschluß gefaßt, so schwer es auch war; denn nach Allem, was ich hier Tag vor Tag sehe, kann ich auch nicht die leiseste, kleinste Hoffnung mehr hegen. Ich denke daran, daß nach und nach alle meine Kameraden fortgehen, in ihrer besten Jugend, die Zahl der Zurückbleibenden vermindert sich in beängstigender Schnelle und der Tag ist nah, wo diese Zahl gleich Null sein wird. Man darf sagen, daß der Kampf hier wirklich besonders hart ist, die Kanonen donnern unaufhörlich, die Gewehre reden ohne Unterlaß; und ein Ende ist nicht abzusehen. Es wird lange dauern und fürchterlich werden. Am zweiten November griff unsere Division in der Richtung auf Ypern an. Die Deutschen wollten diese Stadt nehmen, einerlei, was es koste, und uns ein-

Google

schließen. Wir hatten Glück. Sie zogen sich zurück, aber nicht, ohne uns schwere Verluste zuzufügen. Wir nahmen die Stellungen wieder, die die Engländer aufgegeben hatten, und unser Bataillon, dessen Stärke bis auf die Hälfte zurückgegangen ist, rettete die Situation. Wir wurden geopfert, aber wir machten ganze Arbeit. Ohne uns hätte das Heer zurückgehen müssen. Wilhelm soll den Angriff persönlich geleitet haben. Auf unserer Seite sahen Poincaré und Joffre der Geschichte zu. Ich weiß nicht, wie ich es angestellt habe, durch so viele Granaten und durch einen solchen Kugelregen zurückzukommen. General de Castelnau soll unserem Bataillon einige Geschenke gesandt haben, um uns zu belohnen. Wer den Angriff nicht mitgemacht hat, hat gar nichts gesehen! Am Fünften, während wir eben im Begriff waren, in einem Bauernhaus zur Nacht zu essen, fiel eine schwere Granate gerade in die zweite Sektion der Kompagnie; nur drei Mann blieben unversehrt, dreißig waren tot oder verwundet. Entsetzlich; sechs Kilometer weit davon ist eben solche Gefahr wie draußen in der Feuerlinie. Ich habe diese beiden Beispiele angeführt, um Euch klar zu machen, daß es unsinnig wäre. das kleinste Bischen Hoffnung zu bewahren und ich mache mir über mein Schicksal keinerlei Illusionen. Vielleicht komme ich heute abends an die Reihe, vielleicht morgen oder nach ein paar Tagen. Eins ist gewiß: es wird kommen, wenn dieser unglückselige Krieg fortdauert. Und es sieht nicht danach aus, als ob er zu Ende gehe. Wie ich sterbe, ist eben so gleichgiltig wie die Frage, welcher Tag der letzte meines traurigen Daseins sein wird. Wenn dieser Brief Euch erreicht (ob er Euch jemals erreicht?), soll er Euch sagen: Jules ist nicht mehr, wir haben keinen Sohn mehr. Ich weiß, dann wird Eure Trauer unermeßlich sein und Ihr werdet lange darunter leiden. Das ist der einzige Grund, der mich vom Schreiben zurückhalten könnte; aber wenn mans reiflich überlegt: ist es nicht besser, Sicherheit zu haben, wie qualvoll sie auch sein mag? Uebrigens stelle ich mir vor, daß Ihr bei meiner Abreise wohl gedacht habt, für meine Rückkehr sei nicht viel Hoffnung; und Ihr werdet also die Nachricht von meinem Tode mit dem Muth hinnehmen, der sich geziemt, und mir dabei vergeben, daß ich es Euch so ohne alle Umschweife schreibe. Ach, liebe Mutter, theurer Vater, geliebte Schwester, das Herz ist mir sehr schwer, daß ich so von Euch scheiden soll, so weit fort und ohne ein einziges Wort des Trostes von Euch. Ja, mein Herz ist zum Sterben schwer. Ihr werdet, wenn Ihr könnt, in dem Gedanken Trost finden, daß ich für das ‚Vaterland' gestorben bin, für dieses Vaterland, das so anspruchsvoll und so undankbar ist. Ich weine bei dem Gedanken an Eure alten Tage, auf denen der Tod Eures Sohnes wie ein Alb lasten wird, dieser Tod, der in seinem tiefsten Grunde thöricht und thierisch ist. Wenn ich daran denke, fühle ich mich unglücklich, liebe, gute Eltern! Der Schmerz schnürt mir das Herz zusammen und ich will Euch nicht noch mehr betrüben. Ich bin Eurer niemals werth gewesen."

Kopenhagen. Karl Larsen.

Google

Kriegsteuern.

Als der Entwurf des „Gesetzes über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne“ im Dezember 1915 veröffentlicht worden war, sprach ich hier schon von der grundsätzlichen Bedeutung der neuen Abgabe. Das erste Gesetz trifft nur die Erwerbsgesellschaften, denen vorgeschrieben ist, die Hälfte der Mehrgewinne aus den Kriegsjahren in eine Sonderrücklage einzustellen. Zur Sicherung der Steuer. Das neue Gesetz enthält die Bestimmungen für die Einzelpersonen und giebt Aufschluß über die Staffelung der Abgabe bei den Gesellschaften. Bei den Einzelpersonen handelt es sich um eine Besteuerung des Vermögenszuwachses in den Jahren 1914, 15, 16. Die Besitzsteuer des Jahres 1913, die 1917 zum ersten Mal gezahlt werden soll, wird durch die Kriegsteuer nicht aufgehoben; sie bleibt dauernde Einrichtung. Das Stichwort „Kriegsgewinne“ hat allerlei Unheil gestiftet. Man vergaß, daß an Lieferungen nicht nur Spieler Millionen gewannen. Der Kaufmann, Industrielle, Händler, Landwirth haben durch die Anspannung geistiger Kraft die Versorgung des Reiches gesichert. Der Schaffende, der aus solcher Leistung Nutzen zog, ist nicht als Ausbeuter zu betrachten. Der Gesetzgeber kann aber keinen Grenzstrich zwischen den Spielern und den Arbeitmenschen ziehen. Was Kriegsgewinn ist, läßt sich nicht auf eine kurze Steuerformel bringen. Die ethische Unterscheidung mußte wegfallen, sollte der Zweck der Steuer nicht im Keim getötet werden. Man einigte sich also auf den Satz: „Im Krieg wird Leben und Kapital zerstört. Wer das Glück hat, nicht nur das Leben zu retten, sondern auch seinen Wohlstand zu vergrößern, ist vom Schicksal so begünstigt, daß er, als Ausgleich für das schlimmere Los der Anderen, die zahlbaren Lasten des Krieges auf sich nehmen muß.“

Die Freude am Gewinn, eine Quelle der Arbeitlust, darf nicht verkümmern. Die Wildesten hatten gefordert, das Reich solle den ganzen „Kriegsgewinn“ oder wenigstens drei Viertel einziehen. Das Gesetz bleibt weit hinter diesen Wünschen zurück. Nur an einer wichtigen Stelle wird auf die Art des Vermögenszuwachses Rücksicht genommen. Der sparsame Mann, der aus unverändertem oder verringertem Einkommen neues Vermögen gewann, soll besser behandelt werden als der wohlhabende, dem aus erhöhtem Einkommen neues Kapital zufloß. In diesem zweiten Fall werden die Steuersätze gedoppelt. Wer einen Vermögenszuwachs von 10 000 Mark erzielt hat (bis zu 3000 Mark ist Steuerfreiheit), ohne sein Einkommen zu vergrößern, zahlt den niedrigsten Satz von 5 Prozent, also 500 Mark. Wer aber ein Mehreinkommen von 10 000 und einen eben so großen Vermögenszuwachs nachweist, hat 10 Prozent, 1000 Mark, zu zahlen. Der Zuwachs kann natürlich größer sein als das Mehreinkommen. Dann gilt die Verdoppelung nur für die Summe, die im Vermögenszuwachs zum Ausdruck kommt. Der höchste Satz der einfachen Ab-

Google

gabe beträgt 25 Prozent, bei Steigerung des Vermögens über 500 000 Mark hinaus. Nur wer an beiden Stellen je 500 000 Mark angeben muß, hat die höchste Quote von 50 Prozent zu leisten. Erbschaften bleiben steuerfrei; aber nur für das Vermögen, für das der Erblasser, wenn er noch lebte, nicht Kriegsteuer zu zahlen hätte. Schiebungen werden kaum möglich sein; denn die Schenkung bleibt zwar dem Empfänger ungekürzt, wird aber dem Geber belastet. Auch das Verstecken von Kapitalvermögen in Edelsteinen, Schmucksachen, Kunstwerken ist erschwert, da Paragraph 5 des Gesetzes sagt: „Dem Vermögen sind hinzuzurechnen Beträge, die in den Jahren 1914 bis 1916 zum Erwerb von Gegenständen aus edlem Metall, von Edelsteinen oder Perlen, von Kunst-, Schmuck- und Luxusgegenständen aufgewendet worden sind, sofern der Anschaffungpreis für den einzelnen Gegenstand oder für mehrere gleichartige oder zusammenhängende Objekte tausend Mark und darüber beträgt.“ Wird diese Bestimmung das gute Geschäft der Juweliere stören? Und wie stehts mit dem Bilderhandel? Man soll verhüten, daß Gutes ins Ausland geschafft wird. Auch ist der Werth eines Kunstwerkes nicht leicht festzustellen. Man muß sich an den Kaufpreis, die dem Vermögenszuwachs entzogene Summe, halten. Das ist nicht gefahrlos. Einer hat bei einer Versteigerung ein Bild für 10 000 Mark gekauft. Der Preis wurde durch die Hartnäckigkeit der Bieter in die Höhe getrieben. Zwei Jahre später ist der Liebhaberwerth des Bildes auf 1000 Mark gesunken. Der Theil des Vermögens, der durch das Bild verkörpert wird, hat sich um 9000 Mark verringert. Trotzdem soll der Besitzer einen Zuwachs von 10 000 Mark versteuern? Das wäre nicht gerecht.

Bei den Erwerbsgesellschaften richtet sich die Abgabe nach dem auf das eingezahlte Grundkapital sammt den bei Beginn des Jahres 1914 ausgewiesenen Reserven verrechneten Mehrgewinn. Die Sätze steigen zunächst von 10 bis auf 30 Prozent. Dann kommt eine neue Staffelung, die sich nicht nach dem Mehr-, sondern nach dem Gesammtgewinn richtet. Hier gehts, je nach der Höhe des Gewinnes, von 10 bis zu 50 Prozent des einfachen Steuerbetrages. Eine Gesellschaft mit einem Eigenkapital von 1 Million hat einen Mehrgewinn von 400 000 Mark erzielt. Mehr als 20 Prozent; also ist die höchste Quote von 30 Prozent zu bezahlen: 120 000 Mark. Der Gesammtgewinn beträgt 500 000 Mark, mehr als 30 Prozent des Eigenkapitals; Zuschlag von 50 Prozent des Steuerbetrages: 60 000 Mark. Die ganze Abgabe stellt sich auf 180 000 Mark oder 45 Prozent des Mehrgewinnes. Die Doppelbelastung des Gesellschafters ist nicht zu vermeiden; oder doch nur da, wo der Aktionär für den Dividendenertrag keine Kriegsteuer zu zahlen hat. Die Sätze der Vermögenzuwachssteuer von 1913 sind natürlich viel niedriger als die des neuen Wehrbetrages. Der erste hat etwa 950 Millionen gebracht. Wie groß die neue Ernte sein wird? Die Vermuthungen schwanken zwischen 2000 und 4000 Millionen. In jedem Fall: kein magerer Bissen.

Google

Nachdem das deutsche Volk für ungefähr 36 000 Millionen neue Reichsschuldverschreibungen aufgenommen hat, sorgt die Finanzverwaltung für die Erschließung der Zinsquellen. Sie will zunächst nur 500 Millionen Mark erlangen. Nicht auf direktem Weg, der dem Reich durch die Staaten und Gemeinden verlegt ist, sondern durch Abgaben: Tabak, Quittungen, Postgebühren, Frachturkunden. Mit dem Tabak scheint man sich noch am Leichtesten abzufinden. Die Tabakarbeiter fürchten zwar, die Cigarrenfabrikation könne leiden, wie nach der Einführung der Tabaksteuer im Jahr 1909; einstweilen aber finden die Fabrikanten nicht genug Arbeiter, um auch nur die Riesenaufträge der Heeresverwaltung zu erledigen; und nach dem Krieg müssen die Lager für die Privatkundschaft aufgefüllt werden. Für die Raucher wird die Belastung nicht unerträglich sein; die billigen Tabak- und Cigarrensorten werden ja weniger betroffen als die theuren. Das deutsche Volk hat für den Tabakgenuß im Jahr 1912 rund 1000 Millionen Mark ausgegeben. Die Abgaben betrugen etwa 18 Prozent, während es in Oesterreich 1906 schon 65, in Italien 79, in Frankreich 82 Prozent waren. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet: Deutschland 2,73, Oesterreich 4,95, Italien 4,37, Frankreich 7,68 Mark. Also darf man über zu hohe Belastung des Tabaks in Deutschland nicht klagen. Die Regirung fordert die Erhöhung der Abgaben (auf Rohtabak und Tabakerzeugnisse) und einen Kriegszuschlag zur Cigarettensteuer. Die Einführung des Monopols wäre in der Kriegszeit, schon wegen der Kosten, schwierig gewesen. Bei einer Steigerung der Steuersätze aber wäre vielleicht der Cigarettenpreis über das Maß der Abgabe hinaus erhöht worden. Der Kriegsaufschlag ermöglicht dem Käufer, die Mehrbelastung nachzuprüfen. Die Staffelung geht mit den Kleinverkaufspreisen in die Höhe. Für Cigaretten, die 1½ Pfennige kosten, sind vom Hundert 30 Pfennige zu zahlen und die Fünfpfennig-Cigarette von heute wird 6,2 Pfennige kosten. Die Finanzverwaltung erhofft von der neuen Tabak- und Cigarettensteuer eine Mehreinnahme von 160 Millionen; mit diesem Zuschlag würde die Gesammtbelastung des Tabakgenusses (rund 340 Millionen im Jahr) erst die halbe Höhe der österreichischen erreichen. Von den gewünschten 500 Millionen des neuen Finanzprogrammes sind also 340 Millionen durch den Quittungstempel, die Erhöhung der Postgebühren und den Frachturkundenstempel aufzubringen. Den größten Theil trägt die Post. Das Privatpublikum wird die Vertheuerung der Kosten nicht so empfinden wie der Geschäftsmann. Der Quittungstempel, der dem Checkstempel das Lebenslicht ausblasen soll, ist ohne Quittungzwang nicht denkbar. Der wird lästig, aber zu ertragen sein. Kriegsteuern sind eben anders zu beurtheilen als Steuern, die in ruhiger Zeit vorgeschlagen werden. Das sieht auch der Reichstag ein; er scheint dem ersten Sanirungversuch nicht unüberwindliche Schwierigkeit bereiten zu wollen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

ie MuKunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Vierundneunzigster Band.
Verlw.
Verlag der Zukunft.
1916

Inhalt.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_008.html[18.07.2014 16:05:06]

Götterdämmerung.
ZweiWelten.
sind die Sanflmüthigen: denn sie werden das Erdreich
besitzen. Selig sind dieFriedlichen: denn sie werden Gottes
Kinder heißen. Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und
dürstet: denn ihnen soll Sättigung werden. So Dir Einer den
rechten Backen schlug: auch den linken halte ihm zum Schlag hin.
Liebet den Feind, segnet, die Euch fluchen, löhnet die Hasser mit
Wohlthat und betet für Die, so Euch mit Schimpf verfolgen. Das
sind ewige Wahrheiten. Tadellos. Gar nicht die Rede davon,
sie irgendwo anzuzweifeln. Nur meint kein Vernünftiger, die
schöne alte Tüllgardine könne seine Fensterscheiben vor Steinwurf
schützenzhat er nicht sesteLaden,dickeBretter,Nägel und Hammer,
dann wird Glas undStubengeräth vom Deibel geholt. Jedes zu
seiner Zeit. Wer liefe in Tennishosen, mit dem Schillerkragen in
die Weihnachtferien? Neber den galiläischen See weht ein mil-
deres Lüftchen als über das Salzmeer, das die Baralong-Gräuel
sah. Syrien istnichtunsereWiege; nur eins unserer Ziele. Deutsch-
lands Seele braucht groben Kittel und darüber ein Eisenwamms.
Wider uns ist die dreiköpfige Höllenbrut, die das Riesenweib
AngurbodademniederträchtigenAsenLoki gebar. DerFenriswolf
hat sich von der Kette gerissen; gräßlich heult er, sein Geifergerinn
wird zumFlußund erfrißtuns,wenn nicht schnell ein Schwert ihm
dasMaul sperrt.Iörmungandr, dieMidgardschlange.ringeltsich

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_009.html[18.07.2014 16:05:06]

um allesFestland,schnürt ihm denAthem ab und kann sich strecken,
daß ihre Zähne in den Schwanz beißen. Hel, das dritteUngelhüm,
verbirgt den unten schwarzen, oben hellhäutigen Leib, schickt aber
denKnecht Faulenz und dieMagdSchlafsack herum, daß sie uns
in den Saal Elend, vor die leere Schüssel, in das Bett Kümmer»
niß laden; sind wir drin, dann hakt sie den Thüvorhang los und
schließt hinter dem Verhängniß das Gitter. Klug wie die Schlange,
stark und raubsüchtig wie der Wolf, listig wie das Unterweltweib
müssen wir sein. Drei blutige, von Kriegslärm durchtoste Winter,
danach drei eisige Fimbulwinter; sechsmal kein Sommer: denn
der Wolf hat die Sonne verschlungen. Unsere Erde bebt, alles
Gebirg wankt, uralte Bäume entwurzeln sich, Meeresfluth über-
schwemmt das Land, Iörmungandr speit Gift auf den Kamm jeder
Woge und Naglfar, das aus den Fingernägeln der Toten ge»
zimmerte Schiff, löst sich vom Anker. Nur Wasser und Feuer ist
noch zu sehen. Aus den Flammen sprengen die Söhne Muspels,
der von Surtr geschirmten Südwelt, und kämpfen in einer Front
mit Lokis Geschlecht gegen die Götter. Die hat das Horn tzeimdalls
geweckt. Er tötet Lokt, erliegt selbst aber dem Streich des Bösen.
Und Thor, der die Midgardschlange zerstückt hat, stirbt nach neun
Schritten an dem Gift, das ihrMund auf seine Lippe spie. Odhin
sogar, Börs stolzer Sohn, wird, sammt dem Goldhelm, dem leuch»
tenden Harnisch, dem gewaltigen Speer, in denRachen desWolfes
eingeschlungen, den, endlich, dannWidar spaltet. SurtrsFlam»
menschwert blitzt, der Himmel klafft auf und Feuerregen mordet,
was die Fluth noch von dem Gekröch der Welt leben ließ.

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Beilalter, Schwertalter, ivo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, ehe die Welt zerstürzt.
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel schwinden die heiteren Sterne.
Gluthwirbel umwühlen den allnährenoen Weltbaum
And heiße Lohe beleckt den Himmel,

Alfo ... Die Sanftmüthigen sind eben nicht unter allen Um»
ständen selig und werden nicht immer das Erdreich besitzen. (Zu
feixen ist da nichts, Cohn; wenn Ihnen der Sinn für die Aeltere
Edda fehlt, dürfen Sie doch nicht vergessen, daß Sie in einer christ»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_010.html[18.07.2014 16:05:07]

lich-germanischenSchule sitzen. Das muß ich mir ausbitten.) Nebrigens kommt die Geschichte wieder in Ordnung. Die Erde taucht aus der Fluth, scheint von dem Bad verjüngt und trägt Korn, das nichtMenschenhand säte. Die Sonne hatte, ehe derWolfsie würgte, ein Töchterchen; das ist nun groß, wandelt die Bahn der Mutter und strahlt in das Goldhaus, wo die Rechtschaffenen wohnen. Durchhalten ILifundLifthrastr, das Stammpaar derNordländersage, find im Weltbrand mit Morgenthau als einzigem Lebensmittel ausgekommen und dieAhnen des Geschlechtes geworden, das breit im Glänze sitzt. Den Feind geliebt und für ihn gebetet? Steht nirgends. Lifs Söhne schliefen sicher im Harnisch."

Am Tag vor der Weihnacht mahnt Kirchenlehre, der ersten Menschen zu denken. Adam und Eva, spricht sie, haben die Erde verseucht und den Himmel verriegelt; Jesus hat die Erde ge» säubert und der Menschheit wieder den Himmel geöffnet. Aus Gottes Mundhauch war Odem des Lebens in denMenschen geströmt, aus Gottes Dreieinheit ihm derDreibund von Willen, Erkenntniß,Gedächtniß geworden. Und sündig schien dem Himmelsherrn dennochAdam, seit er,vonTeufel,Schlange,Weib aus der Verbotszange gelockt, von Erkenntnißsrucht genascht hat. Vor dem Auge der Seele welkt der Wundergarten, der dem diesseits von Gut und Bös sorgenlos glücklichen, schweißlos schaffenden Paar in unsterblichemLenz geprangt hat. Einfalt weicht von den Zween; sie lernen Scham undFurcht empfinden undwerden desZweckes, werden damit aller Pein des Lebens bewußt. Blitzt Strafe hernieder? Der Teufel ist in alle Ewigkeit schon verdammt. Die Schlange walze die schuppige Brust durch den Staub, dichte ihn mit dem SpeichelderZungeund schlinge deneklenTeig. Das Weib sei männischer Gewalt unterthan und gebäre in Qual, was sie in Lust empfing. Im Schweiß des Angesichtes erwerbe der Mann, zwischenDorn und Distel, von dürrer, des Segens verlustiger Erde sich und der Gefährtin die Nahrung. Aeber den Schurz aus Feigenblättern wirdThierfell gegürtet. Vor denBaum.dessenFrucht die Lebenskraft in stetem Frühling erhält, reckt ein Cherub das Flammenschwert.NichtinEdenmehrsolldas Sünderpaarhausen. InFron keuchen; mühsam dieNothdurftstillen; aus seinemSamen Brudermord werdensehen;durchIahrhunderteAltersleidschlep»

Pen; und Allem, was aus ihrem Saft erblüht, Sündenschuld ver»
erben. »Der Mensch, vom Weibe geboren,lebtnur kurze Zeit und ist
vollUnruhe. Gehet auswie eine Blume und fällt ab. Wie ein Schat-
ten ist er, flüchtig;und vom ersten Tag an nicht flecklos. Wie fändest
unter Unreinen Du Einen, der rein ist?" Aus Gottheit wird, da
tziobs Seufzer verhaucht ist, der Reine. Der neueAdam, der die
Sünden des alten sühnt. Dessen Kreuz über die Scholle hin ragt,
in die der alte bestattet ward. Seht Ihr viertausend Jahre nach
dem ersten Paar ein anderes neuem Lebensziel entgegenwandern?
Nach Bethlehem, wo der zur Gemeinde Gehörige, aus den Befehl
des römischen Caesar Augustus, während der Zeit der Volks»
zählungweilen muß, geleitetIoseph dieFrau.in der zweiLebens»
pulse pochen. Winter ist; durch kalten Wind, über kahlen Boden,
trägt das Eselein geduldig die Mutter. Kein Obdach in Davids
Stadt, dieTausend sonst, dreimal Tausend heute Herbergen muß,
Wehrt ahnend sich unreines Gewimmel gegen den Säuberer, der,
noch unsichtbar, naht? Sein ersterBltck sieht denFelsstall inDa»
vids verfallenerBurgzsiehttzausthiere die Krippe umschnuppern;
drüber ein zärtlich wachendes Auge. Bis in dieHürden aberwird
Licht; und in das Ohr der Hirten klingt frohe Botschaft. „Auch Euch
ist der Heiland geboren. Ehre seiGott in derHöhe und Friede auf
Erden Allen, die reinen Willens sind!" Ihnen nur. Noch pfaucht
derTeufel.Noch schlängelt doppelzüngigeList denschupptgenLeib
durch den Staub. Wollust räkelt sich, der Pflicht Verlobte ins
Strickwerk feilen Sinnenreizes zu fangen. Ein Menschenleben in
Reinheit und Nächstenliebe, ein schuldlos qualvollerMenschen»
tod tilgt alle Menschenschuld? So leicht haben nur Kinder sich
die Erlösung gedacht. Nie wieder wird Eden. Nicht von außen
bringt Eines Sühnopfer das Paradies zurück, das Erkenntniß
der Menschheitraubte. DasBöse, das sie entschuldigen soll, kleidet
sich ihr in neues Gewand. Die Schlange ist nicht zertreten.
Während die vom galiläischen Ketzer befreite Iudenheit die
erste Garbe der neuen Gerste für das Passahopfer entkörnte und,
zur Erinnerung an die hastige Flucht aus Egypterland, frohen
Muthes nun in der Freiheit sich eine Woche lang vom ungesäuer»
tenBrote derTrübsal nährte, schlich oder strauchelteder Unselige,
dem sie den Triumph vom vierzehnten Nisan zu danken hatte, über
die Schwelle des Lebens. Hatte Judas aus Kariot den Tod ge»

sucht? Malthaeus berichtet so; nach seinem Zeugniß wäre der
Verräther noch vor dem Verrathenen von der Erde geschieden.
Als Jesus ins Prätorium gebracht ist, auf daß der Prokurator von
Iudaea dasUrtheil der Priesterinstanz bestätige und schnell voll-
strecken lasse, stürztIudas in den Tempel, wirft, in verzweifelnder
Reue, den Hohepriestern und Aeltesten die dreißig Silberlinge,
die den Verrath erkauft hatten, vor die Füße, geht hin und henkt
sich.Kajaphas und tzanan sind zu feine Köpfe, um dieses aus ekler
Hand kommende Sündengeld des Gotteskastens würdig zu fin-
den; sie kaufen damit einem Töpfer ein Grundstück ab, das fortan
die Begräbnißstätte fürdem Iahwedienst Fremde sein soll und seit-
dem im Volke derBlutacker heißt. Der Bericht der Apostelgeschichte
lautet anders. Er läßt den Karioten nicht von so'rascherReue ge-
packt werdenwie der Erste Evangelist; läßtihn auch nicht am Strick
enden. Luther hat, wie schon Strauß zeigte, die Stelle falsch über-
setzt.Als ein neuerApostel auf denPlatz desIudas berufenwer-
den soll, spricht Petrus von dem Ungetreuen. Der, sagt er, sei auf
dem Grundstück, das er für das Sündengeld erhandelt hatte, so
jäh gestürzt, daß ihm der Leib barst und die Eingeweide heraus-
quollen ; und seit der Anfall inIerusalem kund geworden sei, werde
das Grundstück, wo so Gräßliches geschah, Hakeldama, der Blut-
acker, genannt. Danach hätte Judas also noch eine Weile als
KleingrundbesitzergelebtundnichtfreienWillensfeineBlutschuld
gesühnt. In beiden Darstellungen ist der Wunsch erkennbar, die
neue Lehre an die alte zu knüpfen. Die dreißig Silberlinge und der
Töpfer sind schon im Buch des Propheten Zacharia erwähnt, wer-
den schon dort, als schmählicher Kaufpreis für eine Menschenseele,
ins Haus des Herrn geworfen. Wie Judas denDavidssohn, wollte
Ahitophel im Bunde mit Absalom den König David verderben;
und im zweiten Buch Samuelis ist zu lesen, daß Ahitophel, da der
Plan mißglückt war, hinging und sich henkte und daß auch Absa-
lom am Ast einer Eiche gefunden und von Ioab mit drei Spießen
getötet ward. In einem Psalm (von der Juden Untreue) war dem
Widersacher des Gesalbten ein früher Tod prophezeit; in einem
anderen (vom Leiden des Messias) dcnHassern, die dem Dürsten-
den Essig, dem Hungernden Galle bieten, geweissagt, ihr Tisch
werde ihnen zum Fallstrick, ihr Gehöft zur Wüste werden, drin
Niemand wohnen wolle. Und wenn Papias erzählt, dem Ver»

räther sei der Leib ins Ungeheure geschwollen, wenn spätere Le-
genden ihn von Wassersucht und Blindheit heimsuchen und den
unförmlich am Weg Tastenden von einem Wagen zerquetschen
lassen,so ist auch damit auf diePsalmenverkündung hingewiesen,
die denFeinden Christi verfinsterte Augen und wankende Lenden
weissagte und sie mit einem Fluch bedrohte, der wie Fettstoff in
ihr Gebein, wie Wasser in ihr Innerstes dringen werde. Solche
Verknüpfung neuer mit alter Lehre war von der Taktik geboten.
Nur wenn auf den Galiläer, der als megitk, als Verführer, vor
demSanhedrIn angeklagt, als Feind desRömerkaisersvonPon» .
tius Pilatus gerichtet war, und auf Alles, was an seinem Leben
und Leiden mitwirkte, die ehrwürdige Prophetie sich bezog, konnte
der Gekreuzigte dem Volk der Maschiach, der Erlöser, scheinen.
Diesem Zweck mußte auch das dem Karioten zugeschriebene
Schicksal dienen. Dem von inbrünstiger Sehnsucht erharrten
Kömmling, der aus Davids Samen das Heil bringen sollte, war
Feindschaft und Haß, Treulosigkeit und dunkle Tücke jeglicherArt
angekündet, doch von ihm auch gesagt, seiner Widersacher Trach»
tenmüssezu Schande werden. Lukas, derals Verfasser derApostel»
geschichtegilt,undPapias.derphrygischeChiliast, zeigten sich folg»
sam; werihnen gläubig horchte, fand alle Verheißung erfüllt. Durch
tückischen Verrath ward Iefus gefangen, durch falsches Zeugniß
ans Kreuz geliefert. Aus der Verwesung Schoß aber hob er sich,
wandelte, denIüngernund frommen Frauen zu sichtbaremTrost,
noch ein Weilchen über die Erde und fuhr dann zum Vater auf.
Und dem Verräther wurde gebührender Lohn: in Blindheit und
Fäulniß verkam er und die Scholle, die das Blut feiner Adern,
der Koth feines Darmes gedüngt hatte, ward von denIuden selbst,
den Nutzern seiner Niedertracht, scheu gemieden und als verach-
tete Stätte den Gojim eingeräumt, mit denen, als unreinen.Israels
Kinder noch im Tode die Wohnung nicht theilen mochten.
So wirksame, jeden Zweifel verscheuchende Botschaft konn-
ten die Apostel nun ins Weite tragen; und die Legende erlaubte
ihnen obendrein noch die Behauptung, daß Der, in dessen Namen
sie kamen, fremder Gewalt unerreichbar, nur durch Verrath aus
dem eigenenLager zu treffen war.Vielleicht hat dieserAbsicht die
ganze Verräthermär die Entstehungzu danken. WarIesus so ein»
fach vonIudenknechlenzu sahen, dann schwand ihm inderVolks-

Phantasie ein Stück seiner Macht. Warum hatte er, von dessen
Thaumaturgie das Iudäerland widerhallte, nicht die Schritte der
Häscher gehemmt?Da ers nichtthat, lagdemnoch nicht fürsEvan«
gelium gewonnen Sinn die Vermuthung nah,dasGerücht habe die
Wunderkraft des Wanderredners übertrieben. Wie aber wuchs
die Gestalt und wie innig mußte ihr Schicksal einfältige Seelen
'rühren,wenn gesagt werden konnte, Einer, dem er vertraute, arg-
los den Schrein seines Herzens erschloß, habe den Meister dem
Feinde verkaust! Und die mitleidige Wallung mußte noch höher
steigen,wenn hinzugefügt wurde: Unsertzerr wußte.wie umIeg«
liches.auch um das Verräthertrachten und wehrte ihm nicht, weil
er, als guter Hirt, dem verirrten Schas Zeit lassen wollte, sich selbst
auf den Heerdenweg zurückzufinden. All diese Möglichkeiten ge»
währen die Evangelien. Die Synoptiker erwähnen den Karioten
erst in ihren Berichten über das Passahmahl. Kurz zuvor hatte in
Bethanien ein Weib das Haupt des Galiläers mit köstlichem
Wasser beschüttet. Das ärgerte einzelne Jünger, die unwillig rie»
fen, es wäre besser gewesen, dieses Wasser theuer zu verkaufen
und denErlös denArmen zu geben.Jesus aber nannte dieAus«
gießung ein löbliches Werk, das im Gedächtniß fortleben werde,
und sprach verweisend: Arme werdet Ihr stets bei Euch haben,
nicht aber mich,den man bald ins Grab betten wird.Danach,sagt
Matthaeus, ging Judas hin und bot den Priestern den Verräther-
dienst an.Danach?Weil er gehört hatte, daß der Meister sich selbst
nun am Ziel seines Lebens sah? Weil der Mitleidige fand, den
Aermsten werde die Spende gekargt, und weil gegen den Hoch»
muth, der aus Jesu Wort zu sprechen schien, das Menschenbru»
dergefühl des Mühsäligen sich empörte? Wir erhorchen es nicht;
auch nicht vonMmkus undLukas.Wir sehen die kleineSekteam
Abendmahlstifch und hören die Rede: Der seine Hand zugleich
mit mir in die Schüssel streckt,wird mich verrathen. Hören Judas
fragen, ob er gemeint sei, undIesus antworten: „ Du sagst es." Ver»
nehmen, dußderAngetreuedie Schaar mit Schwertern und Stan»
gen nach Gethse mane führt, denRabbi mit einem Kuß grüßt und
durch diese Trugzärtlichkeit als den Gesuchten bezeichnet. Daß
Jesus den Freunden jede Wehr verbietet; mehr denn zwölf Le»
gionen Engel, spricht er, würde auf meinen Ruf mir der Vater
schicken: wie aber würde dann die Schrift derProphelen erfüllt?

Die Darstellung der ersten drei Evangelien stimmt fast auf den
Haarstrich überein; Lukas, der, als echter Arzt, gern die Spur
äußerer Einwirkung sucht, sagt nur noch, Satanas sei in denKa»
rioten gefahren. Der vierte Evangelist ist ausführlicher. In sei»
nem Bericht ist Judas der Säckelmeister des wandernden Häuf»
lelns, ist er ein Dieb, der die Kasse bestiehlt und sich deshalb är»
gert, daß in Bethanien ihm der Ertrag der Narde entgeht. Nur
in dieser Vorgangsdarstellung giebt Jesus ihm den getränkten
Bissen und fordert ihn auf, bald zu thun, was zu thun er entschlosfen
sei. Und einen Trüger und Dieb hatte der Heiland, der im Hirn
die Gedanken las, so lange an seiner Seite geduldet?
DerDrang, der den Jünger in die schändlichsteNntreue trei»
ben konnte.ist auch durch diese johannischeNeberlieferung nicht ver»
ständlicher geworden; noch weiter fast dem Verständniß entrückt.
Die dreißig Sekel, die Judas für den Verrätherdienst empfing,
wären in unserer Münze ungefähr sechzig Mark; und hätten sie
in der Iudäerprovinz des Imperiums die zehnfache Kaufkraft ge»
habt: umso winzigen Lohnsollte derApostel den Herrn, der Säckel»
meister das Amt hingeben.das seinerTrügerlist.je mehr die Schaar
zulaufenden, Spenden anbietenden Volkes schwoll, noch einträg»
licher werden mußte? Unerklärlich nennt auch Renan die That
und möchte das Motiv in heimlicher Eisersucht, im tiefen Zwie»
spalt zwischen zwei Seelen suchen. Judas, meint er, könne weni»
ger reinen Herzens als die elf Genossen gewesen und durch das
allzu irdische Amt noch häßlicher beschmutzt worden sein; die Ge»
wöhnung in solchen Pflichtenkreis habe ihn am Ende verleitet,
das Kasseninteresse höher zu achten als die heilige Sache.tzat der .
Haushalter den Apostel getötet? Auch in den Geheimsekten der
Republikaner seien oftMänner von redlichsterUeberzeugung im
Zorn zu Denunzianten geworden.InBethanien möge dem spar»
samen Säckelwart dieErkenntniß gekommen sein,daß derRabbi,
der sich mit Wohlgeruch sprengen ließ, allmählich mehr für sich
brauche, als die kleine Wirthschaft vertragen könne. Strauß, der
denVerrath auch unbegreiflich findet und dessen Vernünftlerstolz
immer jauchzt, wenn er glaubt, in einer heilig genannten Schrift
eineFälschung nachweisen zu können, scheint zunächstgeneigt, auf
Volkmars Spur„dieganzeErzählungvonIudasundseinemVer»
rath als eine tendenziöse Dichtung zu fassen", von deren Inhalt

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_016.html[18.07.2014 16:05:08]

ja auch weder bei Paulus noch in der Offenbarung Johannis Etwas zu lesen sei.AberVolkmars Vermuthung, diePaultner hätten, um dem Heidenapostel im Ratheder Zwölf einenPlatzzuschafsen, Judas als Verräther angeklagt und aus dem Kollegium gestoßen, dünkt den kritischen Kopf des Schwaben bei näherer Betrachtung doch gar zu kühn; und er bescheidetsich, die Kunde vom Verrath in ihremDunkel zulassen.NurdenIohannes nimmt er noch am Ohr» lappchen. Der läßtden Herrn sagen, unter den Zwölf sei ein Teufel, und ihn, den Judas, dann auffordern, sein Werk bald zu vollbrin» gen. Satanas also, nicht etwa ein enttäuschter Jünger, hat danach den Christus insVerderben gestoßen und der tapfere Meistersich selbst dem Opfertod entgegengedrängt. So, fagt Strauß, gehört sichs für Euren Logos»Christus;und er höhnt den Evangelisten, der den dogmatischen Grund, »warumJesus denVerrath vorher» gesagthabenmuß",in dem Satz Jesu ausgeplaudert habe:«Schon jetzt, ehe es geschieht, sage ich es Euch, damit, wenn es geschieht, Ihr glaubet,daß ich es bin."Ein auffällig dickerFaden imfeinen Gespinnst des messianischen Mythos ... Und weder bei Renan noch bei Strauß ein Wort des Bedauerns darüber, daß diesesVerräthergezettel die Menschengeschichte und den Mythos entstellt. Aus dem ungeheuren, in seiner leisen Milde so gewaltigen Epos fast einen schlechten Roman macht, durch dessen Schluß?«» pitel der traitre auf weichen Socken spukt. Nirgends wohl sonst hat derWunsch, alte Wahrsagung als erfüllt zu erweisen, solches Nn» heil gestiftet. Die Vorbereitung der Katastrophe brauchte keinen treulosen Jünger. Kajaphas wußte, wo der Volksverführer zu suchen, zu finden war; und konnte ihn nach dem Fest, wenn der laute Schwärm sich von der Gasse verlaufen hatte, zu beliebiger Stunde greifen. Wozu erst einen Verräther dingen? Am dem Volk sagen zu können, daß ein Genosse den Thaumaturgen der schwersten Sünde zieh?Kein Satz der evangelischen Ueberliefer» ung enthüllt solche Absicht; keine sogar in den Schriften des Lu» kas, der alle Schuld doch auf die Häupter der Iudenheit lädt und zu zeigen bemüht ist, daß nur härtesterZwang die Menge abhielt, sich offen, mit bräutlichem Jubel, dem Freier aus Galiläa zu ver» loben. Kein einziger Satz. Von wilderem Haß noch als der Schuster Ahasver wird das Scheusal aus Kariot durch die Iahrtau» sende gehetzt; in jeder Osterwoche taucht sein fahles, verzerrtes

Sündergesicht aus demDunkel und schändet das Gedächtnis der
großen Passion: und noch hat kein Bibelkritiker und kein Dichter
ihn aus der Verdammniß erlöst. Renan bat nur, sanft und ein
Bischen ironisch wie immer, ihm die Rechtswohlthat mildernder
Umstände nicht zu versagenzundtzeyseverweichlichteihnzu einem
verliebten, von Eifersucht rasenden Thoren, dem der Meister zu
lau am Werk und zu zärtlich von schönen Frauen verhätschelt
scheint.Beiden war er zwar nicht derMysterienschust Abrahams
a Santa Klara, blieb er aber der ungetreue Apostel. Ihm allein
kam der Erlöser nicht. Hebbel, dachte ich lange, habe die Erlö»
sung geträumt. Sein Christusplan, von dem nur wenige Verse
und kurze Notizen erhalten sind (und der den Täuser als Betrü»
ger, Jesus als Betrogenen zeigen sollte) schließt mit den Worten:
»Judas ist der Allergläubigste." Der emsige Emil Kuh, der den
Satz nicht zu enträthseln vermochte, fragte einen Gelehrten und
schrieb sich dieAntwort geschwind auf. »Unter allen Jüngern Jesu
sei Judas der nüchternste,klarste und verständigste; dafür spreche
auch der Umstand, daß gerade er Säckelmeister war. Er habe die
Idee Jesu am Tiefsten erfaßt, sei vonihr erfüllt gewesen, habe aber
erkannt, daß sie erst Wurzel fassen werde, wenn Jesus sich selbst ihr
zum Opfer gebracht habe. Die anderen Jünger hätten Jesus ge»
liebt, seiner Person angehangen; Judas habe die Idee über die
Person gestelltund sich, um das Werk zu retten, willig dem schlimm»
stenVerdacht ausgesetzt. Das könne Hebbel gedacht haben, als er
den SatzüberIudasschrieb'.Daßers wirklich gedachthat, glaube
ich nicht mehr, seit ich auf einem erst spät veröffentlichten Tage»
buchblatt aus der Zeit des Christusplanes die Worte las:»Chri»
stus sah zwölf Leute bei sich zu Tisch und es war nur ein einziger
Judas darunter: woher jetzt elf Ehrliche nehmen!" Auch dem
Friesen warIudas also einUnehrlicherz sein unbändiges Psycho-
logengenie ließ sich wohl nur von der schweren Aufgabe locken,
dieWandlungdesAllergläubigsten indenErzschelm mitdialekti»
schen tzöllenkünsten wahrscheinlich zu machen. Nicht Geringeres
konnte im Gebiete der Evangelien den Mann reizen, der in an»
deren Sagenreichen Golo und tzagen von Tronje schuf. Der Ge»
lehrteaber.derdemFragerdie deuiendeAntwort gab (und dessen
Name uns leider verschwiegen ward), war einmal wenigstens in
seinem Leben dem Hain der Musen nah, »wo sich die bleichen

Dichterschatten röthen, wie des Odysseus Schaar von fremdem
Blut".Nur so, wie ers,als eine noch umnebelte Möglichkeit, sah,
kann es gewesen sein; und wars so, dann füllt jede Lücke sich der
Erinnerung und Alles fügt sich zum größten Menschheitgedicht.
Semitisches Rebellenblut. Nah im Wesen den alten Rich»
tern und Propheten verwandt, die niemals mit einem gewordenen
Zustand, einerherrschenden Volksstimmung zufrieden waren; de»
nen die Zunge immer als Schwert, jedes Wort als Wurfgeschoß
dienen mußte. Hassenswerth dünkt ihn das Leben, die ganze Welt»
ordnung ein abscheuliches Zerrbild göttlichen Wollens. Im Tem»
pel selbst, vom Altar herab, grinst das Laster im tzeuchelpurpur.
Gewalt schmiedet das Recht, das ihr nützt und die Niedrigen knech-
tet. Ward Israel durch das weichende Meer etwa nach Zion ge»
führt, um dieses Ziel zu erreichen? Darum ihm derLegatdeshar«
tenTiberiusaufdenNackengesetzt,derübermüthigeRömer,dessen
tzerrnlaune auch den Sanftesten aus der Gelassenheit scheuchen
müßte? Diese Menschen rühren sich nicht; lehnen sich höchstens
auf, wenn ihrem Sinaigesetz sichtbare Verletzung droht: und solche
Versuche hat Roms Kolonialklugheit bald lächelnd aufgegeben.
Immer das alte Wortvolk, dem seit der Flucht aus Egypten die
in Tafeln gemetzte Lehre Alles ist, Vaterland, König, Gott, und
dems Todsünde schiene, auch nur den Gedanken zur Thatzu rüsten.
Da ist keine Hoffnung; diesen dumpfen Käfig vergittert das Gesetz
mit Buchstäben, durch die nur die Gier der Mächtigen bequem
schlüpft, wenn Mammon sie von Jahwe wegwinkt. Kein Strahl
leuchtet auf Israels Pfad; und der einsame Mann aus Kariot
streift in finsterer Verzweiflung durch das Land, durch die Hürde
des unfreien Volkes, demVitellius gnädig noch zu beten erlaubt.
So trifft er denGaliläer; und ihmgiebtderTrotzige sich ganz,
schickt sich fügsam sogar in das häßlichste Amt. Hier ist Alles ja,
was er in heißenNächten vor fiebernden Sinnen fah; hier ist Er.
füllung überschwingender Wünsche. Dieser allein meistert das
Werk. Mild ist sein Blick und Vatergüte wohnt im Klang seiner
Stimme: doch keine träge Nachsicht kennt er in der tzaushalter»
Pflicht. Mit hartem Besen kehrt er dieF.lesen, rodet als Gärtner
unbarmherzig das kleinsteUnkräutleinund treibtmit derGeitzel die
Mammonsdiener zu Paaren. Vor ihm zittert die geistliche und die
weltliche Gewalt, wider die erdie Sachederohnmächtigwimmeln»

den Mass> führt. Nnd jeder Tag mehrt seinen Anhang. In der
Hauptstadt selbst, unter den Augen der Schriftgelehrten und Händ-
ler, ist er schon der Abgott aller Elenden. Morgen vielleicht ballt
er den Haufen zum Schlag gegen den Priesterklüngel und bricht
dann wohl auchRoms schlaueTyrannis. Morgen? Noch scheint
er sich für den Kampf nicht bereiten zu wollen. Er heilt Kranke,
belebt verflechte Lichtquellen, ruft tot Geglaubte aus der Gruft,
zieht, herrlich tönende Gleichnißrede auf rastloser Lippe, von Ort
zu Ort und ruht, wo Güte ihn herbergt, oft behaglicher, als dem
ErWecker ziemt. Fürchtet er nicht Verspätung? Viel Volk strömt
ihm zu; und wüßten sie ihn bei Nacht zu finden, ohne Gefahr,
wären ihrer noch mehr. Was aber frommts? Diese Menschen lockt
nur die Wunderthat; mit dem schrillen Ton ihres Wesens, ihrer
grellbunten, ewig überreizten Phantastik gleichen sie von sern wohl
einem Rebellenheer, ducken sich schüchtern aber vor jeder That.
Die läßt sich noch immer erwarten. Wie lange noch? Atzt auch
dieser Wirth nur mitWorten? Dann geschieht, was jedesmal ge»
schal), wenn Propheten, Richter, Wunderthäter in Israel aufge-
treten waren. Mit Allen ist die herrschende Sippe früh oder spät
fertig geworden. Was blieb von Eliahus Werk? Was, außer in
Stein begrabenen Wortleichen, selbst von Mose? Schon kommt
diePharisäerzunft und das kleine Tempelgekröch mit vertraulichen
Fragen, denen der feltsam gesänftigte Rabbi nicht Antwort ver»
sagt. Schon mahnt er, was des Kaisers ist, nicht dem Kaiser zu
weigern. Giebts einen faulen, nichtsnutzigen Frieden, der die
Ketten für kurze Frist lockert, doch das Elend im Grund ungemin»
dert fortwuchern läßt? Im Kopf des Kajaphas und des Gamaliel
wohnenfeine Staatskünstlergedanken... Nein. Das sollnichtge»
schehen. Der auszog, im gereinigtenGotteshaus den alten Bund
zu erneuen, darf sich nicht mit kargem Menschheitgewinn abfinden
lassen. »Nur wer seine Lehre lebt, wirkt durch die Zeiten; nur wenn
Du, Meister, für Deine Lehre stirbst, wirst Du ewig im Sinn der
Menschen leben.« Judas ist stärker als die Elf, die für die Sache
nichts thaten noch wagten, die einst kleine Leute gewesen und nun
zu Ansehen, zu achtbarer Pfründe und Agitatoreneinfluß gekom-
men waren; stärker und muthiger: denn er opfert den Ruf seiner
Redlichkeit. Ist auch als Logiker so stark, daß er den Beredtesten
zu überreden vermag, vnus vestrum me prociiturus ent. Wird oder

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_020.html[18.07.2014 16:05:09]

soll der Eine verrathen? Spricht Sorge oder getrostes Verlangen
aus diesem Wort? Sichernicht Sorge. Jesus will nun den Verrath,
dem der Allsichtige leicht sonst entgangen wäre; will das kirchen«
politische Werk, das die Flamme im Auge des Karioten ihn
sehen hieß. Der Verheißung lebte, will nun Erfüllung leben.
In jeder Christenfestdämmerung glüht dieseFlamme demGe»
dächtniß wieder auf und erhellt unheimlich den Weg, der einen
Sektenglauben zur Weltherrschaft führte. Eine reuige Buhlerin,
dieanden ausGrabesnachtErstandenen,ohneihnprüfenderst zu
betasten, mit inbrünstiger Gewiß heit glaubte, gebar mit ihrem gläu»
bigen Ruf der Christenheit den Gott. ZweiMänner, deren jeder
auf seine Weise vom Willen des Meisters abwich, Judas und
Paulus, bauten aus weichem Galiläergestein die allen Wirbeln
trotzende Kirche. Ohne Judas keine Kreuzigung? Ohne ihn fand
List ein Gätzchen ins Hochgericht. Doch ohne Maria von Magdala
kein Osterwunder, ohne Paulus kein Staatschristenthum. Jeder
auf seine Weise; die Paulinische hat sich im Wechsel der Zeiten
am Besten bewährt. Der von der Legende verleumdete Apostel
wollte zwischen Sklaven und Herren, zwischen Noth und Macht
aufGolgatha blutige.nieauszujätendeFeindschaft säen; derPo»
litiker eine Kirche errichten, die in die Welt großer Herren und
schwachenFleisches paßt. WennIudas heute in tzofdome schauen
dürfte, würde er merken, daß sein Wille, den neuen Glauben un»
versöhnlich der alten Gewalt zu verfeinden, an der Paulinerklippe,
der Staatsmannskunst des stärkeren Apostels gescheitert ist.
So träumt inBewußtheit der Geist, der Werdendes an Ge»
schehenes knüpfen möchte.Einfältiger Kinderglaube lauscht fromm
ein Weilchen: bäumt sich dann verdrießlich, daß die Locken ihm
übers Auge fallen, und watet in den Tümpel uralter Kleinleute-
mär zurück, die im Passionale erhalten ist. Ciborea, das junge
Weib des Rüben aus dem Geschlecht der Isacher, erwacht eines
Morgens in Thränen neben dem Mann. Warum rinnt Dir, När-
rin, in Herrgottsfrühe das Salz auf unfer Kissen? «Empfangen
habe ich, Rüben, aus Deinen Lenden, wovon gräßliches Unheil
kommt. In meinem Schoß wächst ein Kind, von dem Traum mir
kündet, es werde des entsetzlichsten Menschenfrevels, den die
Sonne je fah, Thäter und unseres Stammes Zerstörer werden."
»Mit solchemTraum äfft Dich, Schwätzerin, derBöseFeind; lege

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_021.html[18.07.2014 16:05:10]

der Zunge drum Zaum undZügel an, daß sie mit so häßlicher Post
nicht in die Nachbarschaft trabe und uns sammt der Frucht Deines
Leibes Verrüfe." Die reift in ziemlicher Zeit. Und auch den unste»
ten Adamssohn Rüben bekriecht allgemach Angst. Was würde,
wenn in der losen Hülfe des Traumes Weissagung gewesen wäre?
Der Frau wird ein Knabe entbunden. Wer ihn tötet, wird schnö»
den Kindsmordes schuldig. Wer ihn nährt, päppelt Verhängniß
auf. Sitzen die Zwei im Dunkel und flechten ein Körblein; legen
den Knaben mit seinem Windelchen hinein; machens dicht mit
Pech und Thon, daß nichtWasser eindringe; und setzenKorb und
Kind behutsam auf den Spiegel des Meeres. Hatte so nicht in
Egypten eine Tochter Levis gethan, die dem Haus Rüben ver-
schwägert war? Ihr Moses wird im Schilf von der Königstoch»
ter gefunden. Ciboreas Knabe von der Königin der Insel Ka-
riot, an deren Küste die Brandung das Körblein spült. »Wäre
ich", seufzt dieFrau, »solches schönenKnaben MutterlDann er»
wüchse meinem Herrn ein Erbe und wir brauchten nicht bang zu
fragen, welches Haupt einst über dasInfelvolk herrschen werde."
Schuppig wälzt sichs über den Strand; und von gespaltener Zunge
träufelt ins Ohr der Königin der Schlangenrath: Sprich, daß Du
es im Arm des Gatten empfingest; und so ists Euer Fleisch und
Blut. Kluger Rath. Der Findling wird Judas geheißen und als
Prinz von Kariot aufgezogen. Wird auch so gehalten, als dem
Paar ein echter Prinz geboren ist. Den peinigt Judas auf man-
cherlei Art; kneift und schlägt ihn, bis Zorn die Königin röthet und
aus ihr heult: «Wie darfst Du, Wicht, Königsblut quälen? Bist
nicht mein Kind. Bist Schwemmgut, an unseren Strand gewor»
fen.Woher?Welchen Geschlechtes? Keiner kanns sagen." Schreck
erkältet den Knaben. Keine Eltern und keinetzeimathzwederNa»
men noch Habe; am Strand aufgelesen und von Laune prinzlich
geputzt. Alles, was war, nur ein Spiel. Mit den Keimen des Wik»
lens.derErkenntniß undVorstellung: ein Spiel. Wenns den Thro-
nenden paßt, muß ich diePracht ablegen, ein Bettelkind werden;
und der Tropf da bleibt im Glanz. Darf Solches sein? Gebührt
den Gauklern nichtRache?Daß er selbst, durch Bosheit, sein Glück
verlüdert hat, bekennt er sich nicht. „Bist nicht mein Kind." Der
Funke glimmt fort und der dürre Schößling kindlicher Güte wird
Zunder. Judas tötet den Pslegebruder. Schreit dessen Blut gen

Himmel, aus dem die Frage hallt: Wo ist Dein Bruder? Ward,
wie anKains.an derStirn desIsachers von derHand des Herrn
ein Zeichen, daß ihn, und ginge er ins öde Land Nod, Niemand
erschlüge? Seefahrer nehmen den Jüngling in ihren Kahn. Er
kommt nach Jerusalem. Wird Dienstmann im Haus des Römers
Pontius Pilatus, der in Iudaea Landpfleger ist. Als emsiger
Schaffner und behender Augenknecht klettertIudas rasch in Gunst;
und heißet, derFindling, derMörder, nun Hofmeister. Einer, der
auf flinken Beinen dem Verhängniß entlief? Schon pocht es wie»
der ans Thor einer gottlosen Seele. Neben dem Landpfleger haust
Rüben mit Ciborea. Der Alte meint, sein Kind sei in dem Korb,
den er ins Meer aussetzte, erstickt. Hat seitdem ein hübsches Ge-
höft erfrontund in derRunde die leckerstenAepfel gezüchtet. Nach
denen gelüstet den Gaumen des Pontius; wie Frau Eva nach der
verbotenenFrucht (»weil sie hold anzuschauenwarund klugmachen
konnte"). Judas horcht auf den Wunsch des Gebieters; stiehlt
sich in denGarten, erklimmt denBaum, bricht die reifstenAepfelund
will mit dem Raub in Hast zu Pontius, daß der Mächtige merke,
welche Pfiffige Verwegenheit ihn bediene. Da rennt, den Dieb
zu strafen, Rüben mit einem Stecken herbei, schlägt den Hofmeister:
und wird von dem Wüthenden mit einem Stein erschlagen. Wie
verklebt Judas die Wunde? Ciborea ahnt nicht, daß der Gatte
von fremderHand fiel.DerWille des Landpflegers galtet sie und
ihr Gut dem geschmeidigen Haushalter. Der denZiehbruder und
den leiblichen Vater getötet hat, strauchelt in Blutschande. Und
Vernimmtaus demMunde derFrau, die neben ihm auf derLager»
statt erwacht, in braunrother Dämmerung die Klage: »Unseliger
bin ich, als auf der Erde je einWeib war. Mußte mein Kind ins
Meer hingeben, ohneAbschied mich von dem Manne reißen, der
in langen Iahren meines Lebens Stab war, und mit widerstreben«
dem Herzen neue Umarmung dulden." Abermals sprießt aus dem
Saft verbotener Frucht sündig GepaartenErkenntniß. Sie sehen
einandernackt; aufdem Hochzeitlaken alsMutter und Sohn. Einer
nur kann aus dem Gespinnst so grauser Schuld lösen: dertzeiler,
tzeilspender, Heiliger, der eben jetzt durch Jerusalems Gassen
schreitet. Ciboreas Arm führt Judas zu Jesus. Der Galiläer er-
barmt sich des reuig Scheinenden: nimmt ihn in die Iüngerschaar
aufund heißt ihn des Geldes walten, dasMitleid denzwölfDürf-

tigen gewährt.Iudas aber war ein ungetreuerSäckelmeister;trog
die Gefährten und steckte der Mutter, die mit ihm in Ehe gewesen
war, das Unterschlagene zu, als wärs redlich erworben. Danach
ist er noch dreister geworden und hat den Heiland verschachert, von
dessen Lippe ihm derSegen desBruderkusses ward. Blicket hin:
an dem Baum, vondem er die Aepfel stahl, hängt erin der Schlinge.
«Ich will Feindschaft stiften zwischen Dir und dem Weib,
zwischen Deinem und seinem Samen. Du wirst ihn in die Ferse
stechen; er aber wird Dir, Schlange, den Kopf zertreten." Der
Same, den Dein Speichel, Dein Anhauch nicht vergiftet hat. Der
Sohn der reinen Magd, in deren Dunstkreis Gekröch sich nie wagte,
vertilgt,wieFeuersAthem das Nngeziefer.mit dermilden Flamme
des Blickes den Bösen Feind. Verheißung? «Gott ist ein Licht
und in Gott nirgends Finsterniß. Daß er das Werk des Teufels
zerstöre.hatGoltseinenSohn auf dieMenschenerde geschickt.Dessen
Blut säubert die Gemeinschaft Derer, die im Licht wandeln, von
aller Sünde. Und ernten sie aus anderen Welten Haß: wie dürf«
ten sie staunen oder gar überUnglimpf klagen?"DieChristenheit
hat sich, mit geschlossenenWimpern,in den Glauben eingewöhnt,
was verheißen ist, sei ihr erfüllt. In allzu bequemen Glauben, der
in Begünstigung träger Seelen neigt. Des Teufels stinkender
Schlund speit Sünde aus. Sühnung gewährt dem Flehen der
Himmel. Hart scheidet, ohne Nebergangstöne, Licht sich von Fin»
sterniß, Gutes von Bösem. Daß nur kein Strählchen gemeiner
Wirklichkeit durch dasLidEuch insAuge leuchte! Durch die Helle
sickerte wohlZweifel. Aus demTaumeltanz bewegter Luft schwänge
sich ängstende Frage. Ist das Verheißene erfüllt? Und war der
Sinn, war der Zweck holder Botschaft, der Birsch nach eigener
Schuld, dem Stöbern im eigenen Gewissen Adams Brut zu ent»
wö hnen und ihr zu gestatten, in dem Satan, der Schlange.dem Ver«
räther selbstgefällig die Wirker des Schlechten zu suchen?
„Einfach 'ne flaue Spionagesache. Räthselhaft, daß der Stab
die Vorsichtmaßregeln vergaß, die einem Quintaner einfallen müß-
ten. DerAnschlag war.ohneWolfsgrube und Stacheldraht, glatt
zu vereiteln. Aeberhaupt! Die Schlange könnte nachgerade ins
Aquarium verschenkt werden; mit anderem jüdischen Kram. Nee,
Söhnchen: nicht die von Midgard, die sich um Meer und Fest-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_024.html[18.07.2014 16:05:10]

land ringelt und so lang ist, daß sie sich in den Schwanz beißen
kann; mit der ist, natürlich, Albion gemeint. Werden ihr noch die
Flötentöne beibringen. Und heute trägt Thor eine Schutzmaeke.
Giflspeichel und Stickgas dringt da nicht durch. Und so... Schließ!
lich kommts doch nur darauf an, ob die Verschmelzung des nor»
dischen Glaubens mit dem, so zu sagen, immerhin mehr orienta»
lischen.in der Hauptsache, tadellos gelungen ist: Edda mitBibel.
Na, Kinder, wo soll denn Zweifel angesetzt werden?"
»Hämmert zum zweiten Mal mich ans Kreuz; und treibet
durch unvernarbtes Fleisch in gesundes Bein schartige Nägel.
ScheuteichneueQual: woherblühtedemHerrndestzimmels neue
Freude? Nur Blut oder Feuersturm kann die Welt verjüngen.
Was hat Klügelei aus ihr gemacht? Ein schlechtes Geschäft und
ein jämmerlichesGedicht.Wechsler undWucherer schachern und
prassen im tzeiligthum. Neid schielt durch jede Wandklinze und
aus allenWinkeln grinst Haß.Wann habt Ihr ernstlich getrachtet,
solche Schmach wegzugeißeln und das hohe Gewölb danach aus»
zuräuchern? Hündisch wedeltIhr vor dem Schmutzigsten, so er in
Macht ragt oder die Schwären mit Geschmeide pflastert. Der ge»
radaus Blickende, der nur eine Zunge hat und sie mit Lüge nicht,
wie EuerWäscher mitAetzstosf das Linnen, bleichen mag, ist Euch
einTropf; unnützlich, weit hinter den mit jeder feilenNarde Ge»
schmierten zu schieben, dessen Maul Menschenliebe schmatzt und
dessenFußdieFersedesVordermanneskitzelt.biserstraucheltund
im Gedräng zerstampft wird. Der Glatte, der in Sonnenaufgangs
Weihe fchon, im Scharlach des Feierabends noch, in nächtigem
Gegrübel gar nach Nutzen hascht, Dieser, sprechtIhr, patzt in die
Welt. In eine, die den Schöpfer ekelt und über die er neue Sint»
sluth verhängen mußte. Aus all Eurem Handeln und Wandeln
erdrösche ich auf meiner Tenne nicht die Körner, einen Vogel»
fchwarm durch eine Winterswoche zu füttern.Noch haftet imOhr
mir dieStimme Eines, der aus Geifer winselte, der Galiläer habe
gesiegt. Im Martyrkleid dieses Siegers hat sicherlich ein fetter
Roßtäuscher geschwitzt. Der warb die Gemeinde, die Adams reu»
iger Fleiß auf dem Acker, Moses Gesetz, Iesaias Weissagung
nicht zu sammeln vermochte. Gehe, mein Volk, in Dein Gemach
und schließe die Thür hinter Dir. Also steht geschrieben; und dem

Geist, der aus Buchstaben leuchtet, werde gehorcht. In dunkler
Stille besinne Jeder Gewordenes; entzünde daran den Scheit des
Glaubens, daß ein Spritzfleck am Pfeiler der Seele in solcher
Helle dem Prüferblick nicht fürder entgehe. Wohin verkroch sich
tzelferdienst, der nicht erzwungen, Ehrfurcht, die nicht feig oder
einträglich war? Die Grasmücke nährt den unflüggen Sprofser,
dieFinkin das Kuckucksjunge: Ihr aber brüstet Euch inWunder»
that und besprenget die Diele des Wesens eitel mit Künstelduft,
wenn Ihr dem Geschöpf Futter streutet, das nicht Eurer Brut
und Zucht ist; und im Werth drum geringer. Aus Werthschätzung
wird Geschäft, aus Geschäftigkeit Ränkesucht, Erwerbgier und
Feindschaft. Nebenan, in der Putzstube, kümmert Christenpflicht
im Prunktöpfchen hin. Die zu mir in den ersten Nachen stiegen,
trotzten grausamer Gewalt. Wem Eure Flügelmänner? Sonne
und Mond sah meine Jünger in Lebensfährniß. Welches Ge»
stirn je Euch, die im festen Steinschiff der Kirche oft doch lalltet,
der Tod habe keinen Stachel? UeberAlp und Meer zogen Jene,
rohes Volk die Liebe zu lehren, die nicht weichliche Selbstspiege»
lei, nicht fein vermummte Geilheit ist; zogen aus, um Millionen
lichtloser Herzen ein Band lauterenWollens zu schlingen. Thatet
Ihr jemals Desgleichen? Die Stärksten rief des Herrn Ge»
bot aus meiner Schaar und zerschmettert hat es die Erlesenen;
deshalb weint mein Auge. Die ihm die Liebsten waren, muß es
missen. AlsIlebermächtigen erwies sich derFeind. In Euch aber
ist er; nicht draußen. Weil Ihrs nicht fühlen wollt, ob Gottheit
Euch auch mit Willen, Erkenntniß.Gedächtniß begnadet hat, da»
rum fchalt ich das Gedicht Eurer Welt jämmerlich. Wer Euch
gläubig anhört, sinkt bis an die Knöchel des Geistes, noch tiefer,
in den Kinderwahn, das von reiner Güte übervolle Gefäß Eures
Wesens werde vom Bösen Feind mit Gift besudelt. Von dem
Teufel, der Schlange, dem ungeschlachtenRiesen, derDirne, dem
tückischen Verräther komme Sünde in Euer Gemüth. Wer Solches
gesagt lM, war Verleite?, nicht Ferge; Schmeichler, nicht Erzieher.
Spähet inAnderennach edlem Keim: I hr werdetihn finden. Achtet
in Menschlichem Fremdes und liebet in Fremdem die Mensch»
heit. Die stieß nicht ein Gott, nicht ein Satan von außen. Bücket,
tzochmüthige, das Ohr: Beide entband einst FrauFurcht, die grau»
gelbe Hebamme, mit Zitterfingern dem selben Schoß, schnitt ihre

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_026.html[18.07.2014 16:05:11]

von Lampenodem warme Scheere behutsam vom Nabel der
Menschheit.Daß zwischen den ZweenStreit währen muß, ist gut;
unersetzlich die Gewißheit, daß Einer den Anderen niemals tö-
ten, aus frommer Vorstellung bannen kann. Was der Mensch als
Gottheit ehrt, ist sein Inneres, herausgekehrt. Ist es nicht Inner»
stes, sondern aufgenähter Flittersaum, Purpursammet als Kante
zerlumpten Gewandes, Verbrämung, die vortäuschen soll, was
nicht ist noch jemals war, dann thront unter Demuthkuppel die
Lüge. Zimmert dann die neue Arche; Sintfluth ist Nothwendig»
keit und zugleich Gnade. And hämmert mich wieder ans Kreuz."
Aus den Malen stürzt, wie der Wildbach im Lenz aus den
Runsen, das Blut. Roth dampft nun ein Meer und will himmelan
schwellen. Ringsum verheimlichtSchnee dasSchrittgeräusch eines
schwarzen Gewimmels. Nur in den Lüften dröhnts; zischt wie
Schlangenlust und stiebt Feuerflocken, als wäre in Erdbeben die
Esse derUnterwelt aufgeklafft. Mählich ebbt die ungeheure Lache.
Flog eineTaube? EinRabe wars; verschwebt inDüiterniß. Die
lichtet sich jetzt. Silber umsäumt dieWelt. Blaßrosa Lilien sinds;
weiße. Schlanke Glocken schaufeln mit dem Klöppelchen leis den
Schnee.Nirgends noch Spuren vonPein undTod. Ward in der
Nacht heiligsten Muttersegens Blut einerMenschheit zuMilch?
Oder träumte das dem Kriegsschrecken verhängte Auge das
glühende Roth? Eines Esels Kehle meldet ein lange versagtes
Recht an. Gevatter Ochs hebt brummig den Kopf über den Rand
der Krippe und beglotzt aus runden Schädelfenstern das Knäb»
lein.Nothgemeinschaft imFeldstallvonDavids verfallener Burg.
Mahnte gestern die Kirchenlehre, der erstenMenschen, der früh»
sten Sünder zudenken? Alle sind, heute fühlts Einfalt, sich die
ersten; Alle diesseits von Scham, Furcht und Strebenszweck.
Hirten reiben die müden Lider. «Auch Euch ist der Heiland ge»
boren." Der Feuerschlund ist verlglüht. Die Luft ohne Hall. Ein
Stern blinkt, einsam noch, von dem Himmel unserer Weihnacht.

Neidhöhle.

Zwei englischeArtheile.OberstRepingtonsagte indenl'imes:
»Der Kriegszustand wird durch dieThatsache bestimmt, daß dem
Feind nicht gelungen ist, auf den beiden Hauptschauplätzen eins
der verbündeten Heere kampfunfähig zumachen. ErhatvieleDivi-

fionen von der russischen auf die französische Front gerufcn u;.i>
scheint in Frankreich wieder zu Angriffstaktik übergehen zu wollen»
die er seit den Kämpfen am Vser gemieden hat. Die Deutschen wer-
den auf entscheidenden Erfolg wohl kaum hoffen; wissen aber aus
Erfahrung,daß ein gut vorbereiteterAngrifs die vorderstenSlel-
lungen des Feindes überwältigen kann." (Von diesem deutschen
Drang in neue Offensive sprachen acht Tage lang auch die Fran-
zosenlaut, dieim Herbst zu glaub:, schienen, während des Win-
ters werde auf ihrerFront leidlicheRuhe herrschen.Am sechzehnten
Dezember stand imlempg: »Nach holländifchemBerichtwird eine
ungeheure Geschoßmenge zu einem Gigantenangrisf gehäuft, der
uns niederwerfen und den Krieg enden soll. Meldung dieserArt
darf nicht ohne Mißtrauen aufgenommen werden; unwahrschein»
lich klingt sie nicht, feit in Rußland der Kampf zum Stillstand ge»
kommen ist. Vielleicht scheuen die Deutschen jetzt den gewaltigen
Menschenverlust nicht, der ihnen nach einem Sturm gegen unsere
Linien sicherer wäre als ein entscheidender Erfolg. In jedemFall
müssen wir auf dertzut fein. Mannschaft und Munition genügen,
um demFeind eineNiederlage zu bringen,die,wenn Wirsie aus»
zunützen verstehen, das Antlitz der Dinge völlig wandeln könnte."
SolcheVerkündung, solche Siegesprophetie hörteFrankreich schon
oft. Sollte ihr, als Weihnachtgabe, die tröstende Betheuerung
folgen, das deutsche tzeer habe so ungeheuren Plan doch nicht aus»
zuführen gewagt? »ArmerFranzos,DutrügestDich selbst".-Ulrich
von Hutten, der lZoclie, pfiff das Spottlied.) Der Brite will wissen,
was ist. Mit der schlimmsten Möglichkeitzu rechnen, dünkt ihn nicht
«Pessimismus", fondern Pflicht. Noch: Ersatz der Wehrpflicht.
Wenn er von nahem Sieg, von Zermorschung des Feindes, nicht
von drohender Reichsgefahr redete, sing selbst Lord Derby keine
Rekruten. Die Deutschen, sagtOberstRepington, »möchten ,Eng»
landstrafen'. Schon deshalbistihneneinFeldzugnachEgyptenzu»
zuirauen. Sobald das Eisenbahngleis zwischen Sofia und Bei»
grad geflickt und die semlinerBrücke wieder befahrbar ist,werden
sie, um die Ianuarsmitte, etwa vier Corps nach Konstantinopel
schicken, sieben oder acht türkische ihnen angliedern und mit die»
sen fünfhunderltausend Mann nach Egypten marschiren.Im Fe»
bruar können sie, wenn wir den Zug nicht hemmen, in Südsyrien
stehen. Inzwischen wird die Armee Djemals Pascha Alles vor»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_028.html[18.07.2014 16:05:12]

bereiten, was den Marsch durch die Wüste erleichtern kann. Auch
von der Westseite her mutz Egypten Angriff erwarten; denn En-
der Pascha war lange in derKyrenaika und kennt dieMittel, von
denenWirkung auf die Stämme dieser Gegend zu hoffen ist. Uns
bleiben zwei Monate zur Vorsorge für kräftige Abwehr. Viel
hängt an den Ereignissen, deren Schauplätze die Dardanellen und
Saloniki sein werden. Was England an Truppenmacht aufzu-
bringen vermag, muß für den Orientkrieg in Bereitschaft sein. Nur
mit dem Aufwand aller erlangbaren Kräfte können wir Egypten
und unseren Weg nach Ost schützen."Das klingt nicht wie Jubel»
lied. Dieser F>derstratege hehlt den Landsleuten nicht, daß ihr
Himmel schwarz umwölkt ist. Schriller tönt die Fanfare des Earl
of Rosebery. «Ein Volk, das an der Spitze der Weltkultur zu
schreiten wähnte, einen alle Menschenvermuthung hoch überstei-
gen den Wohlstand erlangt, in vierzig Iahren sich um dreißig Mil-
lionen Köpfe vermehrt, ein in der Geschichte beispielloses Han»
delsgebiet erobert hatte und dessen Vertheidigung, zu Land und
zu Wasser, gesichert war, hat heimlich, während es Lächeln und
Judasküsse ausbot, sich zu Krieg, zu schamlos bewußtem Vernich-
tungskampfgegendieFreiheit,zurVerwüstungunseresErdtheiles
gerüstet. Konnten wir ahnen,daß es einen Vertrag, den es mehr
als einmal selbst mit seiner Unterschrift bekräftigt hatte, zerfetzen
und ein unschuldiges Königreich, mit dessen Errasfung es sich über
sein Elend hinwegtrösten möchte, überrennen und ausrauben
werde?Nein.FernwarunsauchderGlaube,daß esunternehmen
könne, mit Kampfmitteln, denen ich hier nicht das Nrtheil sprechen
will, Hunderte, Tausende unschuldiger Reisenden von sicherem
Bord in den Meeresgrund zu versenken. Die uns freundlich
schienen, erwiesen sich als treuloseBrecherjedes Ehrenreifes, der
die Völker eint, und zerstampften den Grund, auf,dem alle Ge»
sittung ruht. Teutonische Brüder hatten sie uns genannt und die
Stammesgemein schaft gefeiert. Abgeordnete waren.öligeBürger»
meiste? und Professoren mit Silberstimmchen, zu uns gekommen;
Frieden predigten sie, Freundschaft, Bruderschaft zweier großen
Völker. Der Treubruch brachte uns schmerzhafte Aeberräschung.
Doch sHlimmere hat unser Feind erlebt. Seine Wühlarbeit sollte
in Egypten und Indien, Kanada und Australien Zwietracht stiften
«nd unsere Stellung schwächen. Was aber geschah? Vom ersten

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_029.html[18.07.2014 16:05:12]

Krikgstag an waren alle Kinder Britaniens zu Schutz und Trutz
um die Mutter geschaart. Glorreiche Ueberraschung danken wir
dem Feind: die Offenbarung, daß unser Britenreich eine Welt»
thatsache ist, mit der fortan der Erdkreis rechnen muß. Bleibt dieser
Bund, den Blut gekittet hat, fest, dann brauchen wir vor keiner
Gefahr je noch zu zagen. "Archibald Philipp Primrose Rosebery,
Schwiegersohn und ErbeMeyers vonRothschild, einstBismarcks
Aeltestem befreundet, höchst liberal, Leiter des Auswärtigen
Amtes, einIahrlangtzauptderRegirung,Lord»Rektorder glas»
gower Hochschule, Peels Biograph, nun dicht vor der Sieben»
zigerschwelle: und im Greisenhirn, eines Europäers, der nicht
alles Unenglische, als »zukontinental",verachtet.dennochnur das
Bedüfniß, den Feind zu schmähen, mit Sündenschuld zu bepacken,
in die Fratze des Erzschelmes Judas umzufälschen.
Zwei Stimmen aus Rußland. Moll: BischofAndrej von Ufa
und Menselinsk.»Nie haben, wenn mein Gedächtniß nicht trügt,
Männer des Semstwo den Bischof in ihren Rath geladen. Dem
Ruf, der an mich erging, bin ich freudig gefolgt. Schon als Jüng-
ling träumte ich von diesem Tag. Lange ließ er mich warten. Nun
ist er; und nie kann einer in meinem Leben bedeutsamer werden.
Nicht von Auferstehung des Kirchenlebens dürfen wir sprechen;
doch sagen, daß es in unserem Lande die geistigen Menschen wie»
der beschäftigt. Die Ehrfurcht vor der Priesterschaft ist geschwun»
den. Wer darf darob staunen, daß man ihr nicht mehr lauscht?
Was sie redet, ist durch Wiederholung langweilig geworden. Je»
der kennt die Schnur, an die ihre Worte sich reihen, heute wie ge»
stern und morgen wie heute. Unnützliches schwatzt unser Priester
aus; was zu sagen noth wäre,verschweigt er.So will es dieOrd»
nung.Die hohe Beamtenschaft hat die Geistlichkeit eingejocht:und
schweigend hat, seit sechzig, seit stebenzigIahren, die Gesellschaft
solchem Zwang zugeschaut. Rings um die Kirche ward Oede. Wer
zu tzelferthat rüstig schien, wurde verfolgt. Falsche Propheten
standen auf. Die Anderen blieben stumm. Unter ihnen war ich.
Euer Bischof. Nach rascherWiederherstellung derPfarrgemeinde
müssen wir trachten. Der Glaubenspolitik der Regnenden feh't
jeder feste Grundsatz, jedes sicher aus Pflichtbewußtsein erwach»
sene Planen. Ist nicht begreiflich, daß die Gesellschaft zerrüttet,
zersetzt wird und ihres Glaubens Feuer verdampft? Die Ober»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_030.html[18.07.2014 16:05:12]

prukoratoren unseres Heiligen Synods sind Minister, fühlen
sich als Minister; in der Kirche erblicken sie ihr Ressort und in
dem Erzbischof den Gubernator einer Provinz. Selbst Sanmrin
hat seinAmt so aufgefaßt. Jeder Oberprokurator will das System
anwenden, das er erklügelt hat. Einer folgt dem Anderen; dem
kalten der warme Umschlag. Die Kirche muß Alles dulden. We-
der von Prokuratoren noch von stumm in die Entsagung keu-
schen Einsiedlerlebens geduckten Oberhirten kommt ihr das Heil.
Woher? Nur aus der Reichsduma: wenn die dorthin abgeord-
neten Männer sich erinnern, daß sie Christen sind und in der Taufe
tzeiligennamen empfingen. Sprächen in der Duma die Priester
frei und kühn von Nachstand und Sehnsucht der Kirche, dann
würde die Stimme muthiger Christen eine starke Mehrheit sam-
meln. Der blieben am Ende wohl nur die grimmigsten Männer
von rechts und von links fern; von rechts: weil sie im Sittlichen
verplumpt, von links: weil sie von Haß verblendet sind." Aus
dieses Bischofs Rede, deren sanfte Tapferkeit nicht aufdemSchau-
platz des Außenkrieges weilt, züngeln Flämmchen, die den Seelen-
zu stand des russischenVolkes ahnen lassen. Dur: Die Christmond-
epistel des Herrn Naudeau an das pariser Journal. «Trotz der
erdrückenden Neberlegenheit ihrerArtillerie haben die Deutschen
die Russen nicht zu besiegen vermocht, sondern nur selbst allmäh-
lich ihre Kraft zerwetzt. Der Menschenquell Rußlands ist nicht
zu erschöpfen. Muß es nicht siegen, sobald es seiner Mannschaft
die Geschoßmenge liefert, über die Deutschland verfügt? Das
Frühjahr wird ein ganz neues Russenheer, neben dem im Krieg
gereiften ein jungfräuliches, fehen, das, wie seine Heimath, auf
unserer Erde nicht seinesgleichen hat. Die Welt ist ihre Waffen»
schmiede.AusGewehrläufen, die einander, freilich, nicht ähneln,
wird es die letzten Preußen niederschießen. Kanonen und Hau-
bitzen, BombenundGranaten strömen herbei.Die eigeneIndustrie
ist zu spät, nun aber wirksam mobilisirt worden. In Rußland geht
Alles langsam; wird aber auch Alles möglich. Während des mand-
schurischen Krieges wurde um den Baikalsee die Bahn vollendet.
Seit demAnfangunseres Krieges ist der Eisenstrang nachA.rchan-
gelsk gedoppelt worden. In der härtesten Zeit des Jahres, das
nunschwindet, bangtenFurchtsamevordemSpukderRevolution.
Das Elend, in dem russische Männer fürs Vaterland kämpfen

mußten, wirkte bedrohlich ins Reich sinnere zurück. Weil dcr Krieg
den größten Theil des Bahnkörpers für sich arbeiten hieß, stockte
der Handel, die Zufuhr derRohstoffe undderPreis aller Lebens»
mittel stieg auf schwer erklimmbare Höhe. Großes wurde damals
Ereigniß.Iäh zuckte Rußlands Gewissen auf. Von den vorgereck»
ten Parteiflanken scholl die Mahnung zu Geduld, aus Moskau,
dem Herzen der tzeimath, der Ruf: Nur an den Krieg lasset uns
denken! Schweigende Üebereinkunft vertagte jede Erörterung
innerer, Politik. And jetzt üben zwei Millionen die Wehrkraft;
frische Kämpfer, die so gut bewaffnet fein werden wie jemals eine
Kricgerschaar. Die Welt wird schaudern, wenn sie hört, welche
Opfer fünf Schreckensmonate von dem Volk Rußlands geheischt
haben. Kein anderes hätte sie erlragen. Dieses ließ ohne laute
Klage sein Blut verströmen. Träg scheint es; doch da es im Leid
groß war, wird es auch siegend in Größe strahlen." Aberglaube
oder helle Gewißheit? Immer war, seit die Tatarenfluth in sein
Land brach, der Russe im Unglück rühmenswerth; kaum in einer
Stunde seiner bleichen Geschichte errang eraufdemGefild.wo er
allein focht, den Sieg. Aber die Deutschen sind ja lahm, füllen mit
Greisen und Knaben auf der Ostfront die Lücken, lassen die Gra°
benmannschaft darben, die Wunden Tage lang ohne Verband;
und Nikolais Reich strotzt von Gesundheit. HerrNaudeau sagts.
Wen labt so wüstes Gefabel? Alle, denen Bedürfniß ist, Weiß
von Schwarz, Gut vonBös zu scheiden. Ueberall: die Mehrheit.
England durfte aufathmen, da ihm gelungen war, die Haupt»
masfe seiner Truppen von Gallipoli einzuschiffen. ImNovember
1914 hatten dieGehilfen desViscountKitchener imKriegsmini-
sterium errechnet, wie stark das Corps sein müsse, das, in Feuer»
gemeinschaftmit der Flotte, die Halbinselnehmen könne. Die Ziffer
warzufinden;dieAbspaltungvondemnochkleinenHeerschienaber
gefährlich. Nach demUrtheil derAdmiraleCarden undSirtzenry
Jackson (der jetzt, unterBalfour, ErsterSeelord der^ämirslt^ ist)
konnte die Marine allein, wenn sie zäh blieb und Opfer nicht scheute,
dieDardanellenschlösserbrechen.DerAdmiralstabbilligtdenPlan,
der französische preist den klugen Weitblick, der ihn besonnen hat,
und Marineminister Augagneur stimmt ihm freudig zu. Im Fe-
bruar gelingt die Sprengung der Außenforts. Am achtzehnten
März werden drei Linienschiffe des anglo» französischen Geschwa»

ders versenkt,zwei arg beschädigt. HerrWinston Churchill hat im
Unterhaus gesagt, der Verlust sei unbeträchtlich gewesen. «Zwei
alte Schiffe aus einer Klaffe, die dreißig ihrer Gefechtskraft um»
saht; sie wären fönst irgendwo an der Südküste verrostet.- Den»
noch wird beschlossen, zuneuemAngriff das (inzwischen vermehrte)
Landheer, unter Hamiltons Führung, mitwirken zu lassen. Kitche»
ners Verantwortlichkeit beginnt. Nach dem achtzehnten März und
vor dem fünfundzwanzigsten April, dem Tag des ersten Land-
angriffes, konnten wir, sagt Churchill, das Unternehmen ohne
unerträgliche Ansehensschmölerung aufgeben; thaten wirs nicht,
dann mußte schnell und mit ernstem Krafteinsatz gehandelt werden.
»Ein Jahr lang warnte ich im Kabinetsrath vor Versuchen im
Westen, die uns theurer werden mußten als demFelnd. Ein Jahr
lang empfahl ich, alle Kraft, ehe es zu fpät werde, an die Erobe»
rung Konstantinopels zu setzen." Jetzt kämpft er auf westlichem
Festland. Und Kitchener, den er, als feinen «verehrtenFreund",
vor die Scheibe gestellt hat, mußte froh fein, als er die Kerntruppe,
deren Landung Hamiltons kühner List glückte, gerettet hatte.
Wohin? Auf einen anderenKriegsschauplatz: so tönte dieAn t-
wort von Ioffres Horeb. Nach Egypten, wie Repington,odernach
Saloniki, wie die Mehrheit der pariser Balkankenner wünscht?
Kitcheners Vorbild ist Wellington, der Eiserne Herzog, der glau»
den durfte, Napoleon Bonaparte besiegt zu haben. Hat der Sir»
dar, der, ohne Wehrpflicht, Rahmen, Ueberlieferung, ein (noch,
freilich, unerprobles) Millionenheer fchuf, seine Torres Bedras
erspäht? Seit der Verjagung des Serbenheeres, die dem Gene»
ralissimus Sarrail jeden kecken Vorstoß in das von Deutschen,
Austro-Ungarn.Bulgaren besetzteBergland verbot,ankerteFrank-
reichs Hoffnung sich in den Aigaierhafen. Lissabon°Saloniki:
der in der Geschichte bonapartischer Feldzüge Heimische witterte -
den Vergleich. Frühling 1810. Europa liegt unter dem Fuß des
Korsen.Nur England widersteht noch; wagt im Süden sogar den
Verfuch,die iberischenRebellen zu schirmen.«Nationalhaß.Klima,
Entfernung: diese Widerstandskräfte hatteWellington nach ihrem
vollenWerth eingeschätzt.Unerschütterlich war in ihm die Ueber»
zeugung vonder Morschheit desRiesengerüstes, auf dem Napo-
leons Größe ruhte. Magder ErobererfünfSechsteldertzalbinsel
an sich reißen: Gibraltar, Kadix, Lissabon erlangt er nicht; und kann

von da aus England den Haß derPortugiesen und Spanier schüren
und durch Beistand in Gluth erhalten, dann dorrt an dieser nie der»
glimmenden FlammedasMarkdesKaiserreiches.Europalöstsich
ausdemIochund dietzeere.mitdenenNapoleondenAufstand bän-
digen könnte.sind von langem.wildem Krieg zurtzälfte zerstört.Mit
ungemeiner Weitsicht hatte Wellington die Stellung gefunden, in
der er hoffen durfte, aller Anstrengung der Franzosen zu trotzen: die
Torres Bedras bei Lissabon, deren Name durch die Leistung des
Feldherrn unsterblich wurde. In London glaubten, selbst in der
Regirung, nur Einzelne an die Möglichkeit, sich in Portugal zu
halten. Wenn die Armee sich nur einschifft, ehe der Feind sie ins
Meer drängt! Auf schmaler Landzunge, nur vom Wasser aus mit
Nährmitteln zu versorgen, stets dem Massenangriff der Fran»
zosen ausgesetzt: daß sienoch aufrecht ist, scheint ein Wunder. Der
nächste Morgen kann die Kunde von ihrer Vernichtung bringen.
Nur nah drohender Gefahr aber will Wellington weichen. Sein
Rückzug, schreibter,gäbedasZeichenzurUnterwerfungSpaniens,
vielleicht Europas. Bei Lissabon werde England wirksamer gegen
Einbruch vertheidigt als zwischenDover undLondon.« (Thiers).
Der gescheite Herr Reinach, der im I^iZaro die Sätze aus «Kon»
sulat und Kaiserreich "anführt, unterstreicht ihre Lehre. »Die Bri-
tenstellung ist uneinnehmbar. Napoleon muß im Norden die LS»
sung suchen, die er im Süden nicht finden kann. An den Torres
Bedras zerschellt sein Glück. Nahm sie Massen«, dann mußte
England um Frieden betteln und einem Feldzug nach Rußland
fehlte das Ziel. Wir können Serbien heute Spanien, Saloniki
der Hauptstadt Portugals, die zackige, von Seen umspülte Chal»
kidike dem tzalbinselchen der Torres Bedras vergleichen. Und
vielleicht dürfen wir hoffen, daß England das Erlebniß des Jahres
1810 nicht vergessen hat, in dem es aus unsicherem Schwanken
sich zu vollem Kraftaufwand ermannte und Europas Befreier
wurde. "Die Pille schmeckt bitter. Löst sie die Willensverstopfung?
Gallipoli, Saloniki, Sinai... Nicht Seekrankheit: Inselweh.
Jedes Volksbewußtsein horstet auf einer Insel. Jedes fchei»
det ein Meer, sluthendes, ebbendes, von dem Nachbar. »Der ist
verschlafen und täppisch; ein Wicht und Verbrecher. Macht log
er: und angelte mich Arglosen in Vertrauen. Sein Lächeln hat
mich geküßt: und wider mein Herz schliff er den Dolch. Weil er

von Sünde voll ist, hauchte die Pest seines Mundes mirUnheil.«
Immer und überall: des Anderen Schuld. Und Alle stolziren
als Christen; und sind nicht nur künftiger Seligkeit im Jenseits
gewiß, nein: schon hienieden schimmernden Ueberwinderglückes.
Muß denn nicht Unschuld siegen? Weh dem Zweifler! Zwischen
den Inseln ist See. Simon Petrus selbst, der ein Fischer war,
wäre ohne den starkenFittich des Glaubens gesunken, ertrunken.
Er schaut den Heiland, schöpft aus dem Blick Selbstvertrauen,
schreitet über das Wasser. Wird der Fels, der die Kirche trägt.
Lord Derby, ein Enkel des Turfheiligen, der das evsomer
Pfingstrennen ersann, hat den erstenWinter des Kriegswehs nicht,
wie andere Peers von England, verschlafen Zwei Söhne, der
Eidam (Roseberys Sohn), fünf Brüder in Heer und Flotte: ein
Trägerer mußte spüren, daß dem Inseleden Sturm dräue. In
Derby-tzouse wurde dem Fünfziger die Luft bald zu dumpf. In
Liverpool drillt er die Werftarbeiter; führt dem Kriegsminister
Kitchener (der noch imHeilandsglanz prangt) sein Khaki-Bataillon
vor; schwört, daß die drei Königreiche mehr Freiwillige stellen wer»
den, als zur Bändigung der verdammten Deutschen nöthig sind;
und schafft sich im Ministerium eine Werberabtheilung. Allge»
meine Wehrpflicht? Riecht nach der Küche des pariser National»
konvents, schmeckt nach dem Blech preußischer Konserven; nichts
für England. Auf der vom Registergesetz uns geliefertenMänner»
liste müssen wir zunächst Junggesellen von Verheiratheten, Ent»
behrlichevonstarreä wen (die ein Sternchen haben, weil sie zu Haus
gebraucht werden) sondern und dann die Köderung der Fessel»
losen versuchen. Das war Derbys Plan. DieAusführung gelang
nicht ganz so, wie er gehofft hatte. Ein Land, das,inderZeithöchster
Arbeitlöhnung, trotzdem es in jederWoche amtlich großenMen»
schenverlust meldet, drei Millionen Freiwilliger aufbringt, darf
die Hingebung seiner Söhne laut rühmen. Sie genügt aber nicht. ^
Fast drei Viertelmillionen Lediger, die weder den Kriegsgeräth»
fabriken noch demAusfuhrgewerbe unentbehrlich sind,schnappen
nicht nach dem Köder. Die Fronten werden dünn, neue entstehen;
und dieKostenlast schwillt ins kaum noch Erträgliche. Was einem
Häuflein, In dem jeder Mann die Waffenübung und Erfahrung
einesUnteroffiziers hat, anSold,Nahrung,Heimbehagen gewährt
werdenkonnte, vermag einemMillionenheer selbst das reiche Eng»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_035.html[18.07.2014 16:05:14]

land nichtIahre lang zu leisten.LordDerby muß sich zurWehrpflich t
bekehren; fürs Erste: der Ledigen ohne Sternchen. Das Gesetz, das
diesePflicht befiehlt, ist(mit 338gegen 36 Stimmen) vomUnterhaus
beschlossenworden.DerKrieg,sprachtzerrAequith,»gefährdetdas
Leben, des Lebensideal unseres Reiches; kein Opfer dürfen wir
scheuen, um solche Gefahr abzuwehren. - Ob das jetzt bereitete dazu
ausreichen wird? Dehnt der Krieg sich weit nach Ost und tief in
den dritten Winter, dann wird er neue Beschlüsse aufdrängen;
vielleicht einer neuenRegirung,in derdieGruppeAsquith°Grey
(die des schlaffen Pazifismus und heimlicher BZndelei mit dem
Deutschenbewunderer tzaldane verdächtigt wird) denBalfour.Bo-
nar Law, Carson, Chamberlain, Curzon Platz gemacht hat und
nur Herr Lloyd George noch von der entschwundenen Pracht der
alten Demokralenpartei zeugt.Für ein tzalbdutzend La nder.großer
und kleiner, den Krieg »finanziren", Mannschaftersatz, Waffen,
Munition, Kleider, Proviant für Heer und Marine liefern, die
Ausfuhrindustrie wahren, dem Handel seine Märkte und seine
Flotte erhalten: leicht hats Britania nicht. Die Ziffer des briti-
schenLenzheeres wird Deutsche nicht schrecken. Thorheit aber wärs,
den ersten Schritt in allgemeine Wehrpflicht aus Spötterauge zu
betrachten. Ernsten ist er das wichtigste Ercigniß im jungen Jahr.
Der Vorstoß auf Konstantinopel war schlecht besonnen; hat aber
erwirkt, daß Egypten und Indien nicht bedroht werden konnte,
ehe England Zeit zu Rüstung gefunden hatte; und der Kern der
anglo»französischenGallipoli»Armee,der schon als verloren galt,
ist gerettet worden. Kairo, Kalkutta, London sogar sollte an der
Dardanerstraße.soll nun am Aegaeischen Meer vertheidigt wer»
den; und den Hausvätern, die fast vollzählig in die Kämpferreihe
getretensind.sollenseche hunderttausend Iunggesellen.dieDerbys
Angel nicht fing, an die Front folgen. England, das allzu lange
schlief, will wach bleiben; von keinem Genossen sich in Opfermuth
überbieten lassen und jedem beweisen, daß es vor dem bittersten
Ende nicht bangt, sondern «fechten wird, bis es siegt oder stirbt".
SolcherBeweis war nöthig. Das Knüpfband halte sich noch
nicht gelockert: ließ anmancherStelleaberschondenFadendurch»
schimmern. Ruß'and: „War die Verheißung Konstäntinopels
ganz ernst gemeint? Wünscht nicht England im Stillen, daß am
Ende des Krieges alle Festlandsstaaten und wir besonders siech

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_036.html[18.07.2014 16:05:14]

seien und es, mit seiner unangetasteten Flotte, sich zu neuer Erd»
Umfassung denAmerikanern verbünden könne? Vielleicht gar den
Deutschen? Wer weiß?" Frankreich: «Müssen wir für Egypten
fechten, aus dem Englands Ränke uns stießen? Der Balkan ist
uns nichtfonahwie die Ostgrenze, auf der die Briten uns viel mehr
entlasten könnten.Die schonen sich; kommen,wieOffenbachs Schutz-
mannschaft, immer zu spät; und wollen nicht sehen,daßwlr,wenn
Selbstsucht uns denWeg wiese, morgen mitDeutschland in Ord»
nung sein könnten. Stark sind sie; doch gefährlich bequem. Daß
unsere Geschwader dem,Soeben' nicht in die Dardanellen nach»
dampften, daß unsere Diplomaten die Bulgaren streichelten, statt
ihnen zu mißtrauen: Greys Schuld, nicht Delcasses. Wir ver»
bluten uns und der Gefühlte stellt nicht mal die vier Millionen
Mann auf.die er ohne schmerzende Entbehrung insFeld schicken
könnte." Italien: »Die Leute verdienen ein Heidengeld an uns,
blinzeln aberkaumindieAdria.wo sieCattaro undPola längst in
Trümmer geschossen habenmüßten, und sehen uns über die Achsel
an."Iapan: «Wozu neuesWagniß?DieDeutschen werden nach
dem Krieg in Europa und Kleinasien so viel zu >hun haben, daß
sie an die Rückeroberung von Tsingtau nicht denken können. Am
Ende läßt das Asiatengefchüft mit ihnen sich zu besseremZins als
mit England machen. Wir sichern uns jede Möglichkeit." Noch
wars Geflüster. Durften die Leiter des Britengeschäflss warten,
bis der Groll wie Dromete klang?Derbys Rennen trug nicht ge-
nug ein. Die Wehrpflicht der Ledigen spornt Tommy ans Ziel.
In Frankreich schien bis Neujahr Siegesgewißheit zu leuch»
ten. «I^IouZ ne leLavons paZencore,mäisn«usIe8aurc>NZ« idenAdels»
bleibseln und den Taglöhnern wars Losung. „Noch sind die
Deutschenobenaufzaberwirkriegen sie." Seitsiebenzehn Monaten
ist das Industriegebiet, das ein Viertel des Volksvermögens um»
faßt, vom Feind besetzt. Alle rüstigen Männer stehen im Feld.
Schon ist derIahrgang von 1917 eingezogen. In breiten Bezirken
stockt der Lebenssaft. Nicht nur die Winzer, denen behutsame
Hände fehlen, stöhnen laut: auch in den Hauptstädten bleibt wich«
tige Arbeit unerledigt. (Das letzte pariser Telephonbuch ist aus
demMärz 1914.Das berliner ausdemOktober1915; und pünkt»
lichsind jetzt, in slecklosem Kleid, diezwelRiesenbändevonScherls
Adreßbuch erschienen.) Doch Zuverficht hat allen Mangel über»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_037.html[18.07.2014 16:05:14]

dauert. Britaniens Entschluß zurWehrpflicht schmeckte wie stärken-
derTrank.An derPforte des Jahres stand General De Eastelnau
und kündete die»mathematischeGewißheit desSieges-; wieder»
holte Kammerpräsident Deschanel seine Prophetie (von 1900),
nah beim Wardar,inMakedonien,werdesichOsteuropas Schicksal
gestalten; verhieß Herr Louis Barthou/Mirabeau» Biograph und
einst Ministerpräsident, den Landsleuten die schnelle Rückkehr des
Elsaß und Lothringens. «Das neue Jahr wird zwar vielleicht
noch nicht den endgiltigen Friedensvertrag, doch sicher Entschei»
dung bringen. Eine uns günstige: denn für uns arbeitet die
Zeit. Nur durch Raschheit, durch Ueberraschung konnte Deutsch»
land siegen. Seine Erfolge zu leugnen, wäre kindisch dumm.
In dem grausig blutigen Spiel des Krieges zählt aber nur
die Endpartie. Die Zeit ist eine Großmacht, der wir Kredit geben
müssen; sie hilft, freilich, nur Denen, die sich selbst zu helfen der»
stehen. Als Mirabeau sagte, der Krieg sei Preußens National»
industrie, dachte er an die ererbte Streitlust und Herrschsucht die»
ses ehrgeizigen Volkes; sah aber nicht voraus, daß der Krieg als
Industrie geführt werden könne. Auch unser Blick sah es, leider,
nicht voraus. Im Feuer mußten wir uns organisiren. And noch
immer ist viel nachzuholen. Aus eigener Beobachtung weiß ich,
daß wir, endlich, hoffen dürfen, unser Heer, zu Vertheidigung und
Angriff, mit Stickgas versorgt zu sehen; Gewissen darf uns nicht
hindern, diese Waffe zum Mord noch tauglicher zu machen, als
sie in der Hand des Feindes ist. Auch die Neutralen haben kein
Recht auf Schonung; mahnten sie Deutschland an die Pflicht, Ver»
träge zu achten,für die ihrName mitbürgte?Einheit derLeitung,
Entschlußkraft: und Frankreichs Krieger erkämpfen den Sieg."
Drei tzeilskünder. «Wir bringe: Myrrhen, wir bringen Gold,
dem Weihrauch sind die Damen hold; und haben wir Wein von
gutem Gewächs, fo trinken wir Drei wie sonst ihrer Sechs."Nach
dem Epiphanientag vergrämelte sich der Ton ein Bischen. Ri»
bots „Siegesanleihe" funkelte nicht ganz so goldig, wie Hoffnung
gebäumt hatte; fünfzehn Milliarden: kein Pappstiel, doch höch-
stens das fürein HalbjahrNothwendigste.WiederkeinNeujahrs»
geschäft; schlechte Abschlüsse; Einkommensteuer; nach Belgien,
Nordfrankreich, Polen,Litauen,Kurland,Serbiennun auchMon»
tenegro den ^ustro-SocKes vei fallen. Flink einen Schnaps! Wo»

chen lang wird der ekelste Fusel ausgeschänkt. Weil den Deut» schen Kaiser Furunkel peinigen, wird er als aufgegebenerMann vorgeführt, dem morgen die letzte Stunde schlägt. Ein Geplärr bö» serNarren, deren, noch in wildester Kriegsbrunst, Frankreich s Genius sich schämen müßte. Ist der Glaube an Sieg lahm geworden? Senator tzumbert sagt in l,e lournal, das er seit dem Spätherbst leitet: »In den Tagen der Großen Revolution drückte Danton den Geist, die Seele des Konvents in dem Ruf aus: .Kühnheit, noch einmal und immer Kühnheit!' Heute scheint derGrundsatz aller Machthaber sich in der Mahnung auszudrücken: ,Vor» ficht, noch einmal und immer Vorsicht!' An klugen Köpfen und Talenten ist unsere Republik reich; arm aber an Charakteren. In derFriedenszeitsahen wir ehrenwertheSchönrednerheute dieses, morgen jenes Ministerium lenken: und ergötzten uns an dem Schauspiel. Die Lachlust weicht aber, wenn in Kriegszeit wesent» liche Theile der Landesvertheidigung, die ohne Technikererfah» rung nicht zu betreuen sind, Leuten anvertraut werden, denen jede Wissenschaft von diesen Dingen fehlt. Ein Waarengeschäft, eine Werkstatt könnten sie nicht leiten; setzen sich ohne die mindeste Schüchternheit aber auf die höchsten Staatsposten. Sie meinen, Repräsentation genüge; das Orchester werde, auch wenn ihrStäbchen falschen Takt andeute, schon richtig spielen. Ein unentwirr» bares Gesträhn von Ausschüssen, Gutachtern, Beiräthen soll sie schützen; ihnen die Pflicht zu Erwägung, Arbeit, Entscheidung abnehmen. Wo früher fünf Sachverständige gehört wurden, fragt man heute fünfzehn;was in dreiMonaten erledigt wurde, dauert jetzt sechs oder acht. Hier fehlen Fabriken die Rohstoffe, beson» ders oft Stahl und Kohle, dort ein paar Hundert Spezialistenz die Wiederaufnahme der Nachtarbeit für unsere Artillerie ist unmöglich. Warum? Weil, darf man vermuthen, die zwölf oder fünfzehn Autoritäten, die über die Entlassung eines Arbeiters aus der Front zu bestimmen haben, nicht in Eintracht zu über» reden waren. Das Aktengebirg wächst himmelan. Das alberne Geheisch schwachsinniger, schädlicher Bureaukratie verpestet, bis in die Schützengräben, die Luft, in der unsere Offiziere ath» men. Jeder unbequeme Eifer, jeder nach That drängende Wille wird geschwind entmuthigt. Die Deutschen möchten, um jeden Preis, Alles ersticken, was bei uns noch lebendig ist, wach sein

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_039.html[18.07.2014 16:05:15]

will, die Schlafsucht abwehrt; möchten große Zeitungen kau»
fen, andere im Innersten lähmen und verwegene, widerspenstige
Kerle aus ihrem Weg stoßen. Die Deutschen rühren sich; und sind
im Recht: weil wirs dulden. Sie wagen Etwas. Wir aber wagen
nicht mal, zu wagen. Auf allenSprossen derRegirungleiter hockt
die Furcht vor Verantwortlichkeit. Willenskraft, Entschlossenheit:
verschollene Begriffe. Inder ersten Novemberwocheverspricht die
Regirung dem Wehrausschuß des Senates die schleunige Rück»
kehr der Arbeiter, Meister, Techniker, ohne die in den Geschütz»
Werkstätten die Nachtai beit nicht wieder einzurichten ist. Der Mi»
nisterprästdent und der Kriegsminister geloben schnelle Abhilfe;
der Unterstaatssekretär des Geschoßamtes erfleht siebenmal, in
manchem Fall sechzehnmal, Urlaub für die zu Haus unentbehr»
lichenLeute.AmsechstenIanuar ist ein Fünftel in die Werkstätten
heimgekehrt. Unseren leistungfähigsten Geschützfabriken fehlen
viertausend ihrer geübten Arbeiter; die Front giebt sie nicht her.
Die Wörter Wille und Befehl scheinen unserer Verwaltung»
spräche entschwunden zu sein. Die Angst vor Irrthum und Rüge
warnt, mit Gebietersstimme zu sprechen, für klare Entscheidung
den Namen einzusetzen. Die Offizier?, die mit der Mannschaft
leben, sind an Vorschrift gebunden, die oben entstand und zu der
sie nicht mitwirken durften; Einspruch könnte sie aus der Gunst
bringen. Die Herren des Generalstabes bleiben der Wirklichkeit
fern und stützen ihre Beschlüsse auf Vorgänge, die sie selbst nicht
sahen. Alles wird zu Papier. Jede Stunde kann ja Untersuchung
androhen. Geschriebenes hat stärkste Beweiskraft und schirrvtvor
Verantwortlichkeit. Wer Vereinfachung fordert, hört den Vor»
schlag.einenneuenAmtsbezirk.einenneuenAusschuß zu schaffen.
Wir dürfen uns nicht einbilden, als müßige Zufchauer Deutsch»
lands Niederbruch zu erleben. Daß der Feind leidet, daß ihm
tausend Dinge fehlen, unzählige Hindernisse sich entgegenthürmen,
ist gewiß. Doch sein Geist müht sich rastlos, drohendes Verhäng»
niß zu meistern; und derBorn seiner Kraft, seines Höffens istnoch
nicht erschöpft. Wir haben in Fülle, was ihm fehlt; und müßten
versuchen, ein Bischen von Dem zu erlangen, was ihn aufrecht
hält: den Willen des Gebieters, die Ordnung, die Einheit des
Trachtens. Er wird schwach? Noch ein Grund, uns zu dem Streich
zu rüsten, der ihn, so früh wie irgend möglich, vernichten kann. Bis

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_040.html[18.07.2014 16:05:15]

heute habenwirden Krieg ertragen.Ihn zu führen, sei von morgen
an unsere Pflicht/ Das wurde nach fünfhundertzwanzig Kriegs«
tagen gedruckt. Der Verfasser heißt Senator und war Stabsoffi»
zier. Ist härterer Tadel der Regirer und Kommandirer erdenklich?
Du hast, Verneiner der Frage, Herrn Clemenceau nie ge»
kannt.Der schimpft uns, Volk und Fürsten, rüder als je einFisch»
weib die Mäklerin, die jeden Aal quetschte, doch keinen kaufte.
«Deutsche Räuberbande; dreckige LocKes, die in Freundlichkeit
noch ekler sind als inRoheit;Wilde,wo sie sich sicher fühlen, und
feige Heuchler, wo sie in Angst schlottern; sie plündern nach fester
Methode, stehlen das Silber, überwältigenWeibschwachheit,fau»
fen Champagner, lachen und brüllen aus heiseren Barbarenkeh»
len, werden zärtlich, wenn sie in stierem Rausch sich der Geschöpfe
erinnern, die ihnen da hinten als Frauen und Kinder dienen;
welche Wonne grüßt die Ankunft der Beutekisten aus Frank»
reich; die Blutflecke bekümmern die liebe Tafelrunde nicht." Die
Stinkblüthen dieses Sträußchens wurden aus einer Halbspalte
derZeitung i.'tt«mme I^nckame gerupft.Was der alteWortwüfl»
ling über die Häupter setner tzeimath sagt, hat auch nicht den Duft
«dlen Rebensaftes. Eine aus Roubaix entwichene Französin fin»
det auf Frankreichs Eisenbahnen nur Platz, wenn sie den Fahr»
preis bezahlt hat; findet in .anständigen' pariser Häusern, weil
Miether mitHundenundkleinenKinderndieRuhestören,nichtUn»
terkunft; kann amSch alter der Bank vonFrankreich für ihre franzö-
sischenKassenfcheine (Emission vonLiUe°Roubaiz»Tourcoing) in
jedem Monat nur hundert Francs (Papier, versteht sich) einwech»
sein. Das erzählt der Herr Senator. Schlimmeres. «In offenen
Eimern,in die auf dem langen Weg Schmutz spritzt,wird das Essen
in die vordersten Gräben getragen; nach dem sachtesten Stoß
schwipptwasüberdenEimerrand.DasTrinkwafseristunsauber.die
Weinration verkleinert worden. Für Körperhüllen,Schutzhelme,
Schuhzeug nicht in zulänglichem Umfang vorgesorgt. Das Stroh,
sogar in den Unterständen, meist faulig. In den Gräben der Deut-
schen Elektrisches Licht, bei uns höchstens eineKerze.UnsereLeute
stehen oft bis über die Knie im Wasser; wollen sie, im Unterstand,
sich anFeuer trocknen, so müssen sie zuvor auftzolzraub ausgehen.
Will Einer warm baden: über die Wanne gebietet das Pionier»
corps, über die Heizung die Intendantur; wer von beiden Be»
s

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_041.html[18.07.2014 16:05:15]

Hörden Erlaubnis hat, braucht nur noch das Sanitätamtzu fragen.
In solchen Zuständen schwach ten Menschen, Franzosen, Soldaten-
im Krieg. Wenn sie in deutsche Gräben vordringen, finden sie
Grundpfähle, gedieltenBoden; und dürfen nichtaussprechen, was
sie denken. Den Versuch, das Gefühl zu wecken, würden ‚Revo»
lutionäre', die Glücksgunst in die Macht der Regenten hob, nur
auslachen. Deshalb schränke ich mich in die Mahnung: Der Mann
ist, besonders imErschöpfungskrieg, der kostbarste Stoff und muß
drum gefchont werden. Nach langwierigem Mißverständniß ihrer
Vorsehung haben die Menschen, gewiß inWahnsinn, beschlossen,
nur dem eigenenUrtheil noch zuVertrauen. Einem verletzten Statt-
halter des Ewigen quoll dasWorthöchsterRegirerselbstsucht auf
die Lippe: Nach mir die Sintfluth! Als Blutregen kam sie wieder;
und der sechzehnte Louis, MarieAntoinette, Frau DuBarry selbst,
die fürPharamond doch nicht verantwortlich waren,wurden, auf
dem,Platz der Revolution', in die Zeugenfchaft metaphysischer
Verantwortlichkeit gezwungen. Seitdem haben sich, zu unserem
Heil, die Sitten gesänftigt. Doch ich möchte nicht dafür bürgen, bah
der Anverantwortliche sich der Verantwortung entziehen könne.
Das neueMenfchheitgefetzwillja,daß Jeder von seinem Handeln
zunächst dem irdischenRichterRechenschaft gebe. Der guteNoah,
von demunser elysisches Väterchen in gerader Geschlechtsreihe ab»
stammt, war nicht verantwortlich; hatte nur den Ruhm, nicht die
Mühe derMenschenrettung. AberHerrnPoincare, derAlles (aus-
wendig) weiß, und HerrnBriand, der das Aebrige ahnt, ist nicht un»
bekannt, daß seit der biblischen Sintfluth Jahwe sich von uns ge»
wandt hat. Noch immer wüthen die Bereiter militärischer Unzu»
länglichkeit in unserem Lande, dessenWohl doch an dem Entschluß
hängt, Unzulänglichkeit schnell in Bereitschaft zu wandeln." Den
Mann, der solche Artikel schreibt, den Präsidenten der Republik
wie einen überführten Verbrecher büttelt, im Handeln derBriand
und Viviani, Ioffre und Castelnau nirgends Löbliches erkennt,
nur, in gnädigem Erbarmen, den GeneralGallieni (weil er Herrn
Poin care.vor demAblauf derAmtsfrist,beerbenkönnte)gelten läßt,
diesen Wuthspeier hat der Senat seinen wichtigsten Ausschüssen,
für internationale Politik und für Heerwesen, vorgesetzt. Frank»
reichs Oberhausmehrheit muß also glauben, daß Herr Siemen»
ceau, in dem grimmiger Patriotismus sich derZerstörersucht Un»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_042.html[18.07.2014 16:05:15]

fruchtbarer eint, den Zustand der Republik richtig steht. Ueberall
Mißwirthschaft,uneingelöstePflichtschuld,frevlesStrebenin zin-
sende Macht. Dennoch: «Nous les surons.« Noch heute. «Der
Feind ist uns weit voraus, stolpert aber bald; passet nur auf!-
Sonntag in Berlin; dritter nach Epiphanias, stebenund»
siebenzigster im Kriegszustand. Morgens schiebt sichs durch die
Schlächter» und Süßbäckerthüren; knäuelt sich Vör den Laden-
tischen, auf die Eßware, die leckerste, theuerste, gestapelt ist. Die
Blumenhändler an den Straßenecken haben früh ausverkauft.
Mittags kaum noch ein Plätzchen in den Schienenwagen, den
BierhäufernundWeinstuben.Aufjede Droschke einSturm.Ieder
Fahrdamm sauber. Jeder Briefkasten in frifchem Blau. Geputzte
Menschheit. Ganze Brigaden junger Männer, die das Heer noch
nicht braucht. Um die Kaffeestunde, bis in ferne Vororte, Musik,
Gewimmel, Kuchen, Liqueur aus Feindesland. Abends alle The-
ater,'Konzertsäle, Kinos übervoll; die meisten zum zweiten Mal
seit Mittag. Heute und morgen kein Sitz in der Philharmonie. Ge-
gen Elf keiner in den Prunkschänken. Nach Eins tosts noch über den
Kurfürstendamm. Aus Kaffeepalästen und Bierburgen dichtes
Gekribbel. Mählich ebbt nun die Lichtfluth. Wer errechnen könnte,
was in der einen Stadt, an dem einen Tag, ausgegeben ward,
käme auf Ziffern, vor denen Freund und Feind erschräke. Welt»
untergangsrausch? Die Leute scheinen ganz ruhig; von Taumel
so weit wie von nagendem Zweifel. „Wenn die Sippfchaft uns
sähe! Die träumt, daß wir darben und ächzen. Selten gabs klotzi-
geren Verdienst. Die Pute hat dreiundzwanzig Mark gekostet;
aber es lohnte sich. Wem nützt, bei solchen Steuerzuschlägen, das
Schmalhansleben? Guck: schon Knospen und Blüthen am Ge-
sträuch. Grüner Januar. Das stirbt im Frost. Um Neun muß die
Bude am Spittelmarkt offen sein. Ins Bett! Auto..

Lachet nur zu,
Ihr leichtsinniges,
lustgierigcs
Göttergelichter:
Euch seh' ich
noch alle vergehn!
So lange das Gold
am Lichte glänzt,
hält ein Wissender Wacht:
trügen wird Euch sein Trotz.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_043.html[18.07.2014 16:05:16]

>
Könige im Exil.
'Aus Wunschheim zieh' ich fort,
Wahnheim flieh' ich auf immer;
des ewigen Werdens
offene Thore
schließ' ich hinter mir zu.
Alles Ewigen
seliges Ende,
wisset Ihr, wie ichs gewann?
Trauernder Liebe
tiefstes Leiden
schlog die Augen mir auf:
enden sah ich die Welt.
„Ihrtonntet wenigstens fechten und habt, Beide,noch Heere.
Ich? Sitze wiederinFrankreich. So machtlos wie einst derMilch»
bart, der aus demspariserLyceum Louis leGrandEuropäerbildung
heimbringen sollte. Mein Leben! Ein Schlachtenfilm. Omars
Türken, die Paschas von Skutari, Albaner, Bulgaren: in sechs
Jahrzehnten stand ich meinen Mann; immer vornan und hundert»
mal morgens ohne Hoffnung, den Abstieg der Sonne zu sehen.
Diesem ein Held, Jenem derpfiffigsteDorfschulz; den meistenLand»
fremden ein Romantiker, der schwärmt, statt den Alltag zu nützen.
And doch habe ich schon als jungerKerl von dem Finanzminister
Fould in Paris die Lotterie erschmeichelt, die mir Geld und Ge»
wehre für mein Karstvolk gab. Später Straßen gebahnt, Ver»
fassung, Skupschtina, Bürgergesetzbuch eingeführt; das Kloster»
dorfCetlnjeineine ansehnlicheStadtumgewandeltund denPlan
entworfen, der aus Antivari das Nizza der Adriaküste machen
sollte. Aber ich hatte Gedichte auf dem Kerbholz. Das verziehen
sie nicht. .Klinge, geliebte Glocke; Deine Stimme zeuge für der
Serben heiligen Glauben, für den so viel Blut verströmt ist; und
künde ehrwürdigen Helden: Je größer die Musulmanenmacht,
desto größer auch unser Triumph, wenn wir sie zerschmettern.'
Vor drei Iahren funkelte er mir ins alte Auge.DerTschernagora
winkte, endlich, Erlösung. Die Mächtigen der Christenheit hatten
für sie, die seit zwei Jahrhunderten in Freiheit dem Türkenzorn
trotzt, nicht viel gethan. Zar Peter schenkte dem ersten Wladika
zehntausend Silberrubel. Seitdem war mein Stamm, sogar ge»

gen Napoleon, den Russen treu; und den Engländern deshalb
ein Gräuel. Wüthend schrie Palmerston.er werdeBeisall klatschen,
wenn derSultan dieRebellen inMontenegro züchtige. Jetzt sind
West und Ost verbündet: und keine Hand hob sich für uns. Eine
Viertelmillion dürftiger Menschen, die noch einen Schwärm ser»
bischer Flüchtlinge durchfüttern mußten. Am Eingang ins fünfte
Kriegsjahr. Dennoch wäre ich aufrecht geblieben. Auf dem Lowcen
gewöhnt man sich in Enge, vor derIhr.Koburg und Karageorge»
witsch, schaudern würdet. Was aber gilt in dem Krieg von heute
Muth und Einzelkraft, die in Heldenkampfzeit siegten? Maschi»
nen» und Chemikalienkrieg ists; nicht ritterlicher. In meinem Reich
trägt der Knirps und der Greis Waffen, nicht nur zu Schauzne»
ben dem Kriegsgeräth der Oesterreicher und Ungarn schienen sie
Spielzeug. Aus den Bocche di Cattaro flog fchweres Schiffsge»
schoß auf unseren Berg, den feit denTagen meines Ahnherrn Da»
niloPetrowitsch derSchreckruf einer uneinnehmbaren Felsfestung
schützt; meine kühnstenFalkenverscheuchtedas Stahlgewitter. An
straffgeordnetenRückzug war nicht zu denken. DaS kleine Heer vom
Feuer gezehntet.mürb, jämmerlich genährt, inBanden zersprengt
und seit der Zerstampsung Serbiens ohne Gluthwillen zumKampf.
Soll ich als thronloser König heucheln lernen? Mein Nimbus war
blaß geworden. Schon vor zehn Iahren fing die Quengelei der
Jugend an.Die murrte,weil ich den frechenRadowitsch aus dem
Ministerium jagte, nicht knickern noch jedem grünen Tölpel Ein»
kunft und Ausgabe des Hofes nachweisen wollte. Die verschrie
mich als stockblinden Reaktionär. Radowitsch wurde ihr Führer;
leider auch, durch tzeirath, mein Neffe. In Podgoritza mußte er,
nach dem Bombenattentat vom Oktober 1907, mit angekettetem
Bein im Zuchthaus sitzen. Der Glanz meiner Schwiegersöhne,
Könige und Großfürsten, die Goldene Hochzeit und Krönung zum
König, die Stiftung und die Siege des Balkanbundes: folcher
Alterserfolg zähmte die verwegensten Lümmel. .Anderer Sang,
als wir hören, würde vom stolzen Olympos heute bis an die Dräwe
tönen, wenn Serben, Bulgaren, Kroaten sich in Bruderliebe ge»
eint, den Werth der Griechen erkannt und mit diesen würdigen
Nachbarn in Freundschaft gelebt hätten.' Daß ichs geschrieben
hatte, trug mir nurHohn ein. Nun wurde aus Dichtertraum Wirk-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_045.html[18.07.2014 16:05:16]

lichkeit. Doch sie lebte nicht lange. Und nach dem Bukarester Frie-
den brachte jederMondZankundStank.DasBischenSandschak
stillte die Schlingergier nicht. .Klebte nichtKalk indenAdern des
Alten, er hätte die Gelegenheit genützt, uns Skutari,Spizza,Cat»
taro zu holen; ohne die Bocche ist der Lowcen ein Quark.' So
rülpsten die Großmäuler. Der sicherste Anhang starb mir weg
oder verblödete. Trotzdem die Petrowitsch schonauffreiemGrund
gefürstete Bischöfe waren, als die Ahnen des Schwarzen Georg
(Peter verzeiht die Erinnerung) noch die Schweine des Türken
hüteten, kletterte bis nach Cetinje der Wunsch: Ein Serbenreich
und ein Serbenkönig! Welcher? Mein Aeltester saß nie fest in
der Volksgunst; auch Mirko, der den Obrenowitsch verschwägert
ist, hat sich, durch dumme Lüderlichkeit, dem Vertrauen entwurzelt.
Seitdem warKarageorgewitsch Trumvf.,Prinz Alexander iststill,
schlicht und fleißig und wird unser Geld nicht veraasen/Ich kenne
die Bengel.Nach ver Niederlage hätten sie mir die Zunge inAthem-
nähe gestreckt. Müssen erst spüren, wies ohne den Alten zugeht.
Auch hatte ich als Gefangener oderzu Sonderfrieden bereiter Sti»
pendiatHabsburgs ausOstundWestnichtmalmehrBrotund Salz
zu erwarten. MeineBitteumFriedensgewährungwarKrieZslist.
Je größer die Zeltunglettern.je lauter der Jubel zwischen Stambul
und Metz, desto besser wars zu verwerthen. Wird meinem Haus
das Thronrecht abgesprochen: von Gottes Gnade ists und niemals
kann sterblicher Wille es brechen. Aus Cattaro hat, vor vierzig
Iahren, Kaiser Franz Joseph zum Gipfel des Lowcen empor»
geschaut, der, ihm zu Ehre, in Lichtschmuck strahlte, und staunend
ermessen, wie hoch sein Gast wohne. Der Türke, sprach ich, nahm
mir die Erde, Oesterreich nahm mir das Meer; nur den Himmel
behielt ich. Der wölbt sich auch über die Saonemündung. Horchet,
Gekrönte! In den Lüften dröhnts, zischt wie Schlangenlust und
stiebt Feuerflocken, als wäre in Erdbeben die Esse der Unterwelt
aufgeklafft. Drang der Krieg bis hierher? Nur des Dichters Hirn
sieht ihn, hört ihn schreiten... Frau Milena bittet zu Tisch."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pak « Gäuleb G, m. b. H. in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_046.html[18.07.2014 16:05:16]

Herausgeber:
MaXimilian Harden.

Dreiundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
IYIS

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_047.html[18.07.2014 16:05:17]

Inhalt.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_049.html[18.07.2014 16:05:17]

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_050.html[18.07.2014 16:05:17]

m
m
1^ui'Ksus Ssc> Kassau sl_skn> ^
I ^^in ^svc^Kntsr ^Vsiss vsitergskükr^ llriessteilnekmer erkslt«» kr»
^ ms,»I<u»s. ?rc>spskts unci ^usk»vkt uron 6is Verv^Iwn«. ^
«^.».s?ur.>i» > «U?tt
erixe l.m«si-nzsse, pt.^r?
Olrl t>I^>_Ik!k>I Näl_IIVie IlVI rINS1'rir>I SI'OO« SI^IO k?k?Sk^»I51' j
^^1^1^^?" ^er^ter, erprobt unck glänzend begutsektet. tlunckerts krei^iiliger
OävKseKreiben (Zedeilter. Lei I^ioKterkolA lZelö 2urii«K, IZroseKuren Kostenlos
gsuiee Lur Kostet nur einige ?ter,nige pro ?ss>.
Lexter und Billigster I.e5ext«ö kür unsere feldgrauen
182 Hekte von 10 bis 50 ?tg. — Ver^eicKnixse uinsonst
Die ^uWkIuriA äer Dividende von 16°/g kür cZas
QescKäft8jaKr 1914/15 erkolgt vom 15. Oe^enlder cl. ^.
ab in den gevöknlieken OescKäktsstuncien an 6er Kupons-
Kasse <Zer OeutsOnen Lank in öerlin V^, Kanonier.
Strasse 2Y-30.
ScKultKeiss' KrauereZ
l^. ZoeKme.

ZIr. 17. — Zik ZuKnnN. — 29. Januar 191«.
öiite M Wige öüeker «11 MM«iM!
In tadellosen praekteinbänden!
statt
Ladenpreis
Ittir»«Kver, Fosek, Das ist 6ss DsutseKsn
Vaterland! Lins WanderunA duren deutsens
«sus. «it 1278 ^.bbildunFsn Kl. 12 — kür öl. 7,äl>
XretsvKmer, ^Id., DsutsoKs VolKstrseKtsn.
91 ?arbendruektakeln mit vielen Kundert orizzi»
nellsn VolKst^pen »us allen Legenden OeutsoK-
lsnds, nedst erläutsrndsin ?ext Kl. 7S,— kür öl. 15,—
Italle«: OuroK gan? Italien, öaniinl. v. 2lXX1
^utotvpisn italien. ^nsiektsn, VoIKstvpsn und
LunstseKät^e, in. erläut. ?sxt. 480 Leiten auk
ksinstsin XunstdrueKpavier. <^nsrkoli« . . . Kl. 42,— kür Kl. W,—
Oer Pferdesport.
Oa8 F«I6ene 6ucK 6e8 I^enn-, Keit- unä l'raberZports.
Mt 18 Llnnsttafeln, (Ünroinobilclsrn nn6 90« pdotograpdiscken
OarstellullgeQ, ?orträts interessanter ?ersön1iedkeiten ans 6er
Lportsv^elt, pKotoFra^KisOden ^,ddiI6nvFen bernointsr ?5er6s,
Lienen von 6en I^enn- nn6 l'rabsrplät^en, Interieurs 6er
LoortKlnbs nn6 vielen Knnäert OriZinal - Kan^ver^isrnnZen.
In reickerri Original - ?rsOkteirldsn6. t)uer5o1iO.
k'Orinat 32/47 crn.
Statt I.a6enpreis ZV!. 90,— kür ZVl. LS,—.
Dieses eigenartige, duron den bekandslten Ktokk intsr»
nationale ?rsent^verk bistet sine IlsbersioKt der LntvxivKlung
des kksrdssports. Die Ksrvorragendstsn Vertreter der ver»
seniedsnen Xlubs und Rennplätze, süintlioks Xuent- und
Rennställs sind rnit gsnsalogisolrsn Xaolivsisen auskünrliek
bskandslt und duren nliotogravkiselis Originslauknaninen
dargestellt. Lin Werk einzig in seiner ^rt vird es den vielen
Lportintsrssssntsn in Klilitiir- u. AivilKrsisen villkornrnsn sein.
8«Kveig«r I^ereKenkeld, ^m»nd ?ro!Kerr v.,
?rausnrei?. I^ielit- und LoKattsnbilder ans
ösin inodsrven ?rauenlebsn. üeien illustriert,
statt I,adsnvrsis Kl. 25,— kür Kl. 10,—
Iiieksrung erkslgt kranke unter ^aeknsliine
oder Voreinsendung des Letragss durek
Leipzig, KönigZtr. 23.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_052.html[18.07.2014 16:05:18]

ieljen-Lesellsebslt
Lilsnz» Konto.
vedet.
rksrSs
»reSit.
4SV «7
2 238 «UV
1» UVV
1 803 «0«
47 0«
IS 50«
8Sl>«0«
77 «0«
215 «V»
347 UM
83 «00
227 0 0
81. 00«
12« v«0
131. ovo!
7« coo
45 00«
278 «0,
225 Mg
7 SV«
SI3 213^3«
1U8 «91 «1
SSI 78« ^ 5
1 379 4«S!8«
1 183 81«
4« 923
S2« »0«,
12 39« «S7
3 00« 0«>
1 «90 «>5
787 88«
5V0 0«U
8 034
803 41«
2 73g «38
1 492 217
19 «SS
492
288 25«
412 779
39 1S9
320 «I«
30« SI»
12 39« W
Lerlin.HoKiineKer^, 9, IZe?,eillbsr 1915,
vi« Direktion:
Leiten« Kllonei»
^.uxusili'uoke
Kälikt ststs ?11 KnKsii?rsi»en AS^SH
sofort, Lär^aKIun^ ?»ul Lraupe,
^nti^uäriat, LerIin>V.3b,
Hllftbein
Bier

öas sob ich nnr

Kriög8tsilitelimei'
„VKropsx"-
eesmcKseKMer
v,l?,w,?. IS8909
LcKIsIs», bei äer Arbeit, Stil Ns!»«n, suk
in ApolneKen, vro«erleii, Ssnäsrsn» »»>>,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_053.html[18.07.2014 16:05:18]

Dr. 17.
29. Januar 191«.
— Zlle Zukunft. —
4°/o ^QlsiliS der Mrms
Lsssll/KuKr, V0I» «lakrs 1693.
Di« am, 2. Fänuar 1916 ^slligsn Anssonsin« äisssr ^,n-
Isibs vsräsn vom VsrLs.1ItsS ab sinZsIüst,!
in M«en bsi äsr II»uptKä88« von?rieö. Xrupp ^Ktivu-
„ „ bsi äsr vireotion öer Viseovt« 6ie8eIl8eK»kt,
?!1i«1e L88LN,
„ Verl!» bsi äsr ZlölligßlieKen 8eeKall6I«vF j?reulZi8eKe
8t»,»t8bänli),
„ „ bsi äsr Lerliner Usnöels L!e8eIl8eK»kt,
„ ^ bsi äsr vr«8ä»«r LauK,
„ bsi äsr Veut8eden Lank,
„ bsi äsr Vireetiuu cker Vi8e«nt« LiesellseKaft,
„ „ bsi äsin LsnKKsuss 8. LleieKrüäer,
„ » bsi äsr L»uK sör L»»äet un<1 Inäustrie,
„ „ bsi äern LsnKKanss Delbrück 8eKieK1er L«.,
„ vr«8cken bsi äsr Vre8äver Lank,
„ LIderkelä bsi äsr Lerz!8eK UärKi8eKeo L»uK Filiale 6 er
Veut8ed«u Lank,
„ ^rauksart ». Zl. bsi äsr Deut8eKeu L»vK Filiale 1 raukfurt,
„ „ bei äsr Vevt8eKen Verein»bänK,
„ „ bsi äsr Vireetiuv 6er Vi8e«uto-
6e«eIl8eKäkt,
„ „ bsi äsr Vre8äver Lank in ?r»uksurt ». Zl.^
„ IlamdurA bsi äsr Veut8eKen L»uK Filiale IIsmdurF,
„ „ bsi äsr Vresllver LavK in llämburss,
„ Löln bsi äsin ^. 8«K»»ffKsu8eu8eKen L»uKvere!n ^.»Li.,
„ „ bei äsrn LsnKbs,nss VeieKmann A t)«.,
, „ bsi äsrn Ls.nKbs.nss Oppevbeim zr. L«.,
„ I,s!p«ig bsi äsr ^Ilgemeiuen Veut8«den t^reäit ^N8tä1t,
„ „ bsi äsr Vre8äver LävK in I,eips!iA,
„ AagSedurA bsi äsrn LsnKbs.nss ^. Neubauer.
VOM «ladrs 1903.
Ois sin 2. Fävugr 1916 fälligen ^inssebsins äisssr ^.n>
Isibs ^vsräsn vc>in VerisIltsS sb bei äsn snf äsn ^inssobsinsn
snAsgsbsnsn ^s,K1sdsII«n singslösd.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_054.html[18.07.2014 16:05:19]

Silari^-KO^to.
Aktivs.
^n <Zrun<I»tuvKen unö Sebäucken
„ »asckinen.. XüKI- uncl pneurnuUsedeu Asl^erei Anlagen ....
„ I?»stagen , . . .
„ LisenbaKn Waggons
5,' Re^taurations Inventur unck vtensilien unö iZeteiligungen . . .
„ ?IaseKenbier 17>ensi>ien
„ Vorrats'
^ Lasse inKI, üeieksbsnk- unck ?ostseKe«Kgutnsden
^' ^als^, .' ,' ! .' ,' .' '. '. '. '. ! 1828 35«,
„ Effekten
"Vorausde^ablte VersieKerung» I?r»rnien . . .
u.
?t
14 05398t
I SIS 189
261 «32
12« 807
1V26604
«7 352
«I«7g
971««
4865
11K8 293
2S
193 639
«»0««
1385 512
71
4V2 95I
87
788 825
94
308 278
«1
18« 312
15 322
2S
2 322 92«
9«
159»««
«7 91« «7
81 »5!
3«
26 434 ««7
99
Passivs,
?er Aktienkapital
„ ?artiaIObIigati«nen ans 1894 Serie I
,5 I?art!aI-ObIig»ti«nen aus 1911 Serie III.
^ ttxp^tkekenIlovto II ^ . ,
"Li sustener Xont«
"Delkredere
„ I?rie6r,.<ZoIiIseKrnickt Stiktung
„ ^rbeiter-VnterstUt^urigs.k'onSs . . . .
"Norit^ potookx KelKen Stittuu« , . , .
„ Xriegs Reserve . .
„ Neivgeninn
1 328 35«,—
22
7 20« 000 —
247«,« —
345 5«0 —
22«U0«g —
2 IM 000 —
9,«,«« —
1 873 403 i
10« MI« °
122, -
4S «07 M
«« —
728 ISN 71
SMS «5 14
«54 070! «3
1 507 750 —
125 0N«
124 «7«
I«9 937
22«! 291
17 902
«00 «0«
I »87 187
,9
2« 434 ««7 K9
»er»», Sen 30, Sevternber I9IS,
0?e auk 14 55 kur <Ias sin 30. Septernbsr a. er. abgesoKIossene lZescIiükts-
zakr 1914/15 kestZeset^ts OiviclencI« v,ircl von Keute ab gegen üinliekerung lies vivi
„ „ 168,— „ „ „ „ 1200,—

»u <Zsr üasse 6er Lämmern» ui»I visc«nt«»II»»K, Kier un6 in Hamburg,
„ „ „ „ >»t!»i>»II>»»K kiir v«ut»eKI»»S, Kier,
„ ,, „ von Marcus >elk»i» 8«K», Kier un<I in Breslau,
vvrllii, Son 21, ve^einber 19IS,
vormals

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_055.html[18.07.2014 16:05:19]

Aktien« Brauerei
öilsn? psr 30. 8sptembei- 1315.
XKtiv».
««
^„ «rundstüek Lont« . . .
735900
—
(ZrundstüeK u, ^ussodank-
192U4,«
lokal ,Le1vedere . , ,
429133
71
I4U77«
»0171
L1eKtri»el,e Xnlage üt« .
I93»0
?iascliendier - Utensilien-
4V40I
29074
I
-
Aooiliar-Xont« . , . ,
849,',«
I
Kisderlagen ^inricktungs-
l
^ssekuran^,Konto , , ,
1III2
vnter«tUti!„llg«kunds-
LkkeKten-Konto , , , ,
10S4«
Kaution»,LtseKt-nKont« ,
13832
LKeKtenKunto
149323
970,71
«s
Ijosüinde an Li« und
7738
295193
4927174
I>a».i,a.
°«
I>er XKtivnXapital,Konto , .
3000009
—
285782
1500«
«000
II,',«,««
vnterstÜl^UIIgstonds-
329952
7!>
417»
420
Konto
135848
4927174 ,71
erkolgt sokopt Iiei der blstionsIKsnK
tür^ 0eutsonlsi»l, Lelirenstrasse «8/V9,
mit I». IL ^ gegen ^u»liekerung des
llivideudensekeines der Aktien ö, ^1, SM,—
und mit H. gg.— gegen Auslieferung des
DividendenseKeines der Aktien ^ Zl. 1200,—.
Lilan^ pe,-30. Zsptembsr-1915.
245817«
LleKtr, I^ieKt u, Krakt Anlage
^ 1
1095«
1
409981
l
108848
I
I
?IaseKeuKier, Utensilien. . .
K««9I
I3ZI53
1ran»port b'astiigen ....
38257
^usckank-Inventar ....
5S51
48532
l
I
309S8
«S8428

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_056.html[18.07.2014 16:05:19]

34
I'lleKIen
98148
7,'.
I74S7«
44
veuitoren 1
145515
3«
263041
,N
70W44
9«
32395
4,,
487S12
,9
Eigene II.vpotKeKen , . , .
45001
?i, ,,i>>„- und ^Varen^eiolien .
I
Xvale . . , . 51, 985772,81
I529I
47
59«074
200000«
133400«
226869
9.',
28000«
100000
75043
U1
IleliiredereKnutu
92«««
78
«n,Ilaben der KlmdseKakt, .
4I025I
02
I^,tt,aKen der I.iekeranten
228484
,9
4I9K32
7g
14518«
u;
I2S3S
.Vvale »1,985772.81
107720
50229«
,,4
5934074 !0K
c>«ns«neino« pr« mit «. >SV
pro ^Ktie i,ei den <Z«seIIsvK»ktsKs»s«n
in ?sn>»«» nnd LKsi»l«ttsndui»g, sowie
in Ssrlin bei der fiii» Nsn«t»I unit
Ksm SoKIesinger» ^ ^» Llmonson
In dsr 45. ordsntlieken (Zsneralversammlung der 8kdultdSlss' Lrsuerel KcUell»
LesellSlKskt, in weleker ein Aktienkapital v«» °« 7 570 60« mit 75 70« Stimmen ver-
gegengevommen und die Verteilung einer Dividende von lö^ s,uk dss XKtienüsvitsl
von °« I5 0M V0S besedlossen.
Alsdann wurde dem Vorstand und dem ^uksiektsrat Entlastung erteilt.
üommeiüienrat (Zeorg ^rnkold, Dresden, v>urde «-iedergevrüKIt,
Die ^us?a>,Iung der Dividende nndet vom 15. Dezember dieses saures sd au

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_056.html[18.07.2014 16:05:19]

Berlin, den 5. Februar 1916.
Macht geht vor Recht.
Wiegehören,höchsterEhrunghöchstwürdigertzerrLloydGeorge,
SA zu denNeidenswerthen, die nieAnderes sehen, als was ihr
Hirnwunsch zu schauen strebt; immer nur eine Seite, die in den
Willenskram oder das Absatzkrämchen passende, des Dinges, das
sie gerade beschäftigt. Wacht hinter solchem Auge ein blanker,
spitzer Verstand, dann fehlt nicht vielzu einem guten Parteirechts»
anwalt; fehnt Der sich aus den Gerichtsschranken ins Weite und
lernt die Zwillings kunst der Beredsamkeit undMassenumschmei»
chelung: dem Demagogen hängt kein Kranz zu hoch. Sie können
mehr. Arbeiten (was in Ihrer Heimath, ehe wir sie weckten, selbst
auf der Zinne nichtIeder konnte); inFrost undWind unwirscher
Volkslaune ausharren (als Gegner des Burenkrieges waren Sie
inmancherVersammlungvonheulenderWuthumfuchtelt);Noth-
wendiges, das Ihren Landsleuten ungenießbar scheint, so emsig
durchkneten und behutsam zuckern, daß es Allen wie Plumpudding
schmeckt.Als Sohn eines Volksschullehrers kennen Sie, trotz der
Geburt in Manchester, der Erziehung in Wales, gewiß Einiges
Von Shakespeare. Auch IohnCade.denTuchmacher und Massen»
Heiland? »Ich gelobe, allen Mißbrauch abzuschaffen. Sieben
Sechserbrote sollen in England für einen Groschen zu kaufen sein.
Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben. Schont nur, die in
gelappten Schuhengehn; wacker sind sie, uns gut gesinnte Leute."
Denen würden Sie nicht, wie John Lügenmaul, vorschwindeln,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_057.html[18.07.2014 16:05:19]

ein Mortimer habe Sie im Schoß einer Plantagenet gezeugt. Da?
zöge jetzt auch nicht mehr. Ob ein Tröpftein fremden Blutes in
Ihren Adern ist? Oonventionsl dsnt hat sie nicht verkalkt. Ich sehe-
Sie nicht in den londoner Abendgesellschaften, wo «Alle Larven
tragen, sagen, was sie nicht glauben, essen, was ihnen schadet,
und auf dem Heimweg Uebles von einander reden". (Gordon
beseufzt es und will lieber als Derwisch beim Mahdi im Sudan
hocken als jeden Abend inLondondemGötzen Geselligkeit fronen.>
Ihre Stärke ist, daß Sie, wie, nach Mirabeaus Urtheil, Robes»
pierre, Alles glauben, was Sie aussprechen. Fast Alles; min»
bestens in der Minute, wo es von Ihrer Lippe strömt. Wenn Sie
ein neues Patentgesetz machen, die Wirrniß des Themsehafens in
Ordnung bringen, den Arbeitern höheren Lohn und Altersrente
schaffen,das Bodenmonopol und die Schnapsbrenner bekämpfen,
fühlen Sie sich als den Erlöser des Inselreiches, halten Jeden, der
widerspricht, für einen Schurken und sind überzeugt, daßnie einem
Genius Gedanken wuchsen wie Ihrem. »Zwischen schwelgendem
Reichthum und erniederdnderNoth istdieKluft so breit geworden,
daß derGesellschaftzustand von heute nicht dauern kann. Wo viele
Seelen verderben müssen, damit eine kleine Menschenschaarüppig
gedeihe, ist das Ideal gerechter Güte nicht verwirklicht, also die
Weltordnung gestört. * SolcheGedanken.meinenSie.drangen aus
keinemKopfje noch ansLicht. Ans, nach Stein undBismarck.Marx
^nd Lassalle, dünkt derAusdruck small WIK;sogarnach Carlyle,den
Sie denken inAnwaltsschriftsätzenx
wer sich davonrücht stimmen läßt, weide beim Rindvieh. Kriegs»
zeit ist Ihr eigentliches Element; in der blühen Menschen IhreS
Wesens auf. Denen ist politische Erdgeschichte ein grelles Melo»
drama, worin engelhaft vollkommene Güte und Reinheit wider
abgefeimte Höllentücke kämpft. Alle Peers von England als Aus»
beuter und Gauner zu ächten, war immerhin noch schwierig. Alle
Deutschen Barbaren, Rechtsbrecher, Menschenfresser: nicht die
Kindernur hören es gern. Sie, KiZKt ttonourable, waren drum auck>
derMann, das Schlagwort zu finden, das allenKöpfen dieSon»
derheit dieses Krieges einhämmert (wie IhrAuge, zwischen Scheu»
klappen, sie sehen muß).«Mazzini schrieb einst, der Krieg, der nicht
zur Verthetdigung einer großen Wahrheit oder zur Entlarvung,
einer großen Lüge geführt werde, sei das schrecklichste aller Ver»

v rechen. Wir Verbündeten werden in unserem Kraftaufwand nicht
ermatten, bis die Lüge, Gewalt sei Recht, so tief in das Erdreich
verscharrt ist.daß sie niemals auferstehenkann. "Da hastDu.Mtchel,
Dein Fett(anderes darfnicht durch denKanal). Weshalb befehden
DichdreiKaiser.vierKönigeund eineRepublik? Weil Dein schnö»
der Sinn gesitteter Menschheit zubrüllt: Macht geht vor Recht.
Bismarck hats gesagt? Niemals. Im Redestreit gegen die
Adresse des Abgeordnetenhauses, die dem Ministerpräsidenten
Verfassungbruch vorwars,hater(amsiebenundzwanzigstenIanuar
1863) gesagt: «Das Verfassungleben besteht, nach dem Urtheil
eines erfahrenen Staatsmannes, aus einer Reihe von Kompro»
missen. Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der be»
theiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolu»
tismus durchführen will, so wird die Reihe unterbrochen und an
die Stelle der Kompromisse treten Konflikte, die dann zu Macht-
fragen werden; wer die Macht in Händen hat, geht in seinem Sinn
vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen
kann." Der Abgeordnete Graf von Schwerin antwortete: «Die
Rede des Herrn Ministerpräsidenten gipfelte in demSatz:,Macht
geht vor Recht; sprecht, was Ihr wollt, wir haben die Macht, also
werden wir unsere Theorie durchführen.' Diesen Satz halte ich
nicht für einen, der die Dynastie in Preußen auf die Dauer stützen
kann. Die Größe unseres Landes und die Verehrung, die das
preußische Regentenhaus genießt, ruht vielmehr auf dem Satz:
Rechtgeht vorMacht. lustitia kunclamentum reAN«i-um:Das ist der
Wahlspruch der preußischen Könige; und soll es bleiben." Bis»
marck (der während der Rede Schwerins nicht im Saal war):
«Wie mir gesagt wird, hat der Herr Redner verstanden, ich habe
geäußert: Macht geht vor Recht. Ich erinnere mich einer solchen
Aeußerung nicht. (Lebhafter Widerspruch.) Trotz der ungläubi»
gen Aeußerung, mit der Sie meine Berichtigung aufnehmen, ap»
pellire ich an Ihr Gedächtniß;wenn es so sicher ist wie meins.wird
es Ihnen sagen, daß ich zu einem Kompromiß rieth.weil sonstKon-
flikte entstehen, die zu Machtfragen werden, und der Besitzer der
Macht, da das Staatsleben nicht stillstehen kann, genöthigt ist, sie
zu brauchen. (Große Unruhe.)Ich habeDas nichtals einenVor»
theil bezeichnet; ich mache auf unparteiische Beurtheilung von
IhrerSeite keinenAnspruch;ich will nur zuProtokol berichtigen,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_059.html[18.07.2014 16:05:20]

was mißverstanden worden ist. "Noch einmal, fünfIahre danach, that ers; als Twesten einen Satz seiner Rede mißdeutet hatte.,Ich möchte nicht, daß durch die Geburthilfe des Herrn Vorredners aus meinem Wort ein fliegendes gemacht werde, wie aus einem, das ich auch niemals gesprochen habe, daß Macht vorRechtgehe." Geschriebenhats ein viel älterer Socke: Luther; als er denkleinen Propheten tzabakuk übersetzte. Nicht so flnngetren, scheint mir, wie der Katholik Allioli. «Warum, Herr, lassest Du mich Missethat undMühsal sehen.Raub und Ungerechtigkeit vor meinemAuge? Man hält Gericht, aber der Widersacher hat die Oberhand." (Luther: »Es gehet Gewalt über Recht.") »Schauet auf dieVöl- ker und staunet; denn in Euren Tagen geschieht ein Werk, das Niemand glaubet.wenn mans erzählt. Denn siehe: ich erwecke die Chaldäer, ein grausames und schnelles Volk, das über die breite Erde zieht, in Hütten zu wohnen, die nicht sein sind. Schrecken und Gräuel wirkt es. Schneller alsPardel sind seine Rosse,flinker als Wölse des Abends; seine Reiter fliegen wie Adler, die auf Fraß stürzen. Auf Raub geht es aus, rafft, wie Sand, Gefangene zu» sammen.triumphirt über Könige hin, spottet der Fürsten und lacht jeglicher Festung: es schüttet einenWall auf und erobert sie. Dann aber ändert sich sein Sinn; es wird übermüthig und fällt. Warum, Herr, blicktest Du auf die Uebelthäter und schwiegest, da der Gott» lose den Gerechteren verschlang?" Von den Chaldäern war was zu holen. Nur nicht der Beweis, den Ihr Schriftsatz verschweigt. Ich selbst, ist oft gedruckt worden, habe den (längst, freilich, nicht mehr nothwendigen) Beweis geliefert, daß Deutschlands Losung der Satz sei: Macht geht vor Recht. »Wer im Recht ist? Fraget die Buche, wer ihr das Recht gab, den Wipfel höher zu recken, als Pinien und Tannen, Birken und Palmen vermochten, heischet sie vor ein Tribunal, dem die Krüppelkiefer präsidirt. Aus i>er Krone rauschts: .Meine Kraft ist mein Recht.' Ueber das mit :inem Volke geborene Recht, zu leben, zu gedeihen, himmelan zu oachsen, giebts keinen Richter. Jeder wäre befangen. Jeden müß» icnwirablehnen." Hundertmal sind diese Sätze (vom achtenAugust l914),nachdemderUebersetzer sie gefärbt,aufseineArtzugerichtet zatte, ins Schaufenster feindlichen Auslandes gelegt worden; ohneihreGefährten,diedenSinnergänzen,durchleuchtenkonnten. «Befangen sind wir, Alle, die nicht in der dünnen Gletscherluft des weifenGreisesGoethehorsten.imUrtheilüberdas unsschäd»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_060.html[18.07.2014 16:05:20]

liche Handeln fremder Nationen. Getäuscht, überlistet, verrathen
haben sie uns? Wir Wollens nicht glauben. Gar nicht erst, saum-
selig, prüfen, ob der Beweis stark oderschwach.felsfestoderbröcke»
lig ist. Aufs Kindernachttöpfen die Geschäftsführer, die sich be»
tölpeln ließen; die nicht wüßten, daß der alteUrstand ewiger Natur
wiederkehrt, wennAres sich in Gold schient und seinerBrut, dem
Graus und dem Schrecken, befiehlt, vor den Kriegswagen die
Rosse zu schirren. Spitzfindige Rechtserörterung gebiert nicht den
Geist, den Germania heute wieder von ihren Kindern verlangt.
Wer im Recht ist? Wer die Macht hat: darum nur gehts noch.
Siegen müssen wir. Nicht vor Roben und Brillen beweisen, daß
wir ehrliche Leute von friedlicher Gemüthsfarbe sind. Wo liegt
die Welt, der jemals erweislich würde, Briten, Slawen, Fron»
zosen, Italer, Wallonen feien schäbige Wichte, treulose Lügner?
Nicht Deutschlands Recht: Deutschlands Macht ist jetzt zu er.
weisen. Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das
Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann schlüge
in seiner Kraft der Puls des Rechtes zur Vorreckung über die
deutsche Menschheit." Nur hämischer Wille kann den Sinn ver»
dunkeln: Sieg, nicht Entschuldigungversuch, verheißt uns Heil;
Deutschlands Kraft durfte weiter reichendes tzerrschaftrecht for»
dern; würde sie überwältigt, dann hülfe dem Reich keineBerufung
auf gutesRechtund frommen Wandel. Durfte Politik in der ersten
Woche eines Krieges gegen drei Riesen anders sprechen? Verbot
Gewissen nicht, den Inbegriff solcher Rede in den Prahlschwatz
umzufälschen, das Recht anderer Erdbewohner sei deutscher Bar»
barei nur ein Schemen, dessen Hohlheit der Lange Max und die
Dicke Bertha in trautem Verein bald enthülsen werden?
Gewissen (so antwortet IhrLächeln) verbietet gar nichts. Daß
wir dieses Organon im Gemüth haben, bilden wir uns nur ein:
spricht Jeremias Bentham. Nach Bain solls im Inneren dem
Menschen nachschaffen, was ihm draußen Regirung heißt. Und
Butler meint, Gewissen würde die Welt beherrschen, wenn seinem
Recht Macht zuwüchse. Da sind wieder die zwei Wörter, mit de»
nen Sie Fangball spielen möchten; und vom Himmel der Begriffe
leuchtet ins Haupt eines Bischofs die Erkenntniß, daß machtloses
Recht nicht viel Werth ist. Macht ohne Recht?IhremNabel wird
es entbunden. Daß sie es formt und prägt, rasch in Umlauf bringt
undihmAnerkennungerzwingt:könnenErwachsenedarüberstrei-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_061.html[18.07.2014 16:05:20]

ten?Ich verzichte auf den billigen Spaß, weitschweifig zu ergrün»
den, welches sittlich geläuterte, von aller Machtschlacke gereinigte
Recht Ihrem Volk die Herrschaft über Irland, Indien, Egypten,
den Sudan, die Afrikanderbezirke, Kanada, Australien, Gibral»
tar und manches Andere gab. Macht schuf sie; so lange nur, wie
MachtIhrenReichswimpel bläht, giltIhrtzerrenrecht; undMo-
ral begnügt sich, in die Siedlungen zu gucken, um den Mensch»
heitwerthdes dort vom Eroberer Geleisteten zu ermessen. «Wenn
der Mensch überlegt, was er thun, was nicht thun solle, so der»
birgt sich dahinter die Erwägung, was ihm nützen, was schaden
werde. Das als nützlich Begehrte nennt er gut, das als schädlich
Gefürchtete bös. Pflicht: die Nothwendigkeit, zu handeln oder
von Handlung abzustehen, damit er sein Glück vollen de oder min»
bestens nicht kleinere. Ehrfurcht: die Vorstellung, daß ein Mensch
zwar mächtig genug sei, uns Gutes und Böses zu thun, uns das
Böse aber ersparen werde. Wohlthätigkeit: die Freude an dem
Bewußtsein, nicht nur die eigenen Wünsche erfüllen, sondern
auch Anderen zur Erfüllung helfen zu können. Gott nennen
wir gütig, weil wir seine Güte empfinden oder sie erlangen wollen.
Mitleidig sind wir, weil wir das Unglück der Nächsten sehen und
fürchten, auch uns könne es morgen packen; Unglück, das uns
nicht verschuldet scheint, weckt besonders starkes Mitleid: ist Weh
nicht die Folge von Schuld, so sind ja auch wir Unschuldige nicht
davor sicher. Wer giebt, hofft, daß die Gabe ihm irgendwie Zinse;
Geben ist eine Handlung freien Willens und hat, als solche, das
Ziel, dem Handelnden Vortheil einzutragen. Weil Friede den
Meisten nützt, wird er stets, sammtAllem, wasihn erwirken oder
erhalten könnte, gepriesen. Die Möglichkeit, ohne Lebensgeföhr»
dung eine Schlacht, den Kampf zweier Heere, zu betrachten, lockt
dichte Menschenschaaren herbei; wären die Geschlagenen ihre
Freunde: das Gefühl des Glückes, von solchem Elend verschont
zu sein, überwöge das Mitleid. Noch einmal: Was wir wünschen,
heißt gut, was unsschreckt.heißtböse.GottesRechtwirdnirgends
bestritten, wo man ihn allmächtig glaubt." Das Allrecht ist also
Ergebniß der Allmacht... Nur Nietzsche (den Sie aus der Zei»
tung kennen und, den trutzigsten Tadler jungen Reichswesens,
als blind Alldeutschen ins Gedächtniß buchten) kann diese Sätze
geschrieben haben? Nein: Thomas Hobbes schrieb sie; Ihr lieber
Landsmann, der den Menschenverkehr wölfisch, die Spur des

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_062.html[18.07.2014 16:05:21]

Krieges Aller gegen Alle noch nicht völlig getilgt fand und vor
demIesuiten Busenbaum (aber nachMacchiavelli)erkannte, daß
zu erlaubtemZweck jedes Mittel anwendbar sei. »Denn was nützt
ein Recht, wenn die zu dessen Durchsetzung nöthigen Mittel ver-
sagt werden?Ieder hat das Recht, sich selbst zu erhalten.also auch
das, alle dazu tauglichen Mittel anzuwenden und nicht eins zu
verschmähen, ohne das die Selbsterhaltung ungewiß wäre/Ihre
Tugend hebe den Spaten, den Leviathan zu verscharren.
Doch sie schaufle die Gruft nicht allzu schmal: sonst fehlt für
später Erzeugtes im Sandgewölb Raum. Sechs Schollen aus
jeden Utilitarier. Ein Erdkämmerchen sogar für den reinlichen
Baruch Spinoza. Nicht, weil ihm Vergnügen war, Spinnen ge-
gen einander in Kampf zu scheuchen oder ihnen lebende Fliegen
ins Netz zu setzen. Sondern, weil er zu sagen wagte: »Jeder hat
genau so viel Recht wieMacht; dieGrenzen derMacht sind auch
die des Rechtes." Wo, fragt ungeduldig der Mann aus Man-
ehester, blieben beim Aufmarsch dieDeutschen?Die, äearSir.reden
anders alstzobbes,Locke,Bentham, anders noch alsHume.«Ein
eigenthümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren
Füßen liegt, in den Wolken suchen. Bei gewissen Worten, wie
da find Recht, Freiheit, das Gute, das Sein (dieser nichtssagende
Infinitiv der Kopula) wird dem Deutschen ganz schwindlig; er
geräth alsbald in eine Art Delirium und fängt an, sich in hoch-
trabenden Phrasen zu ergehen, indem er die weitesten, folglich
hohlsten Begriffe künstlich aneinanderreiht, statt die Realität ins
Auge zu fassen. Der Begriff des Rechtes ist ein negativer; der des
Unrechtes ist der positive und ist gleichbedeutend mit Verletzung
im weitesten Sinn. Einesolchekann nun entweder diePerson oder
das Etgenthum oder die Ehre betreffen. Hiernach sind dann die
Menschenrechte leicht zu bestimmen:Ieder hat dasRecht, Alles zu
ihun, wodurch er Keinen verletzt. DerStaat ist im Wesentlichen eine
bloße Schutzanstalt, gegen äußere Angriffe des Ganzen oder in-
nere der Einzelnen unter einander. Hieraus folgt, daß dieNoth»
wendigkeit des Staates im letzten Grund auf der anerkannten Un-
gerechtigkeit des Menschengeschlechtes beruht. Wenn aus derWelt
Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu
haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes als dieses offen-
baren Eigenthumsrechtes. Weil aber das Unrecht herrscht, muß,
wer das Haus gebaut hat, auch im Stande sein,es zu schützen. Sonst

ist sein Recht 6e facto unvollkommen; der Angreifer hat nämlich
Faustrecht. Dieser Rechtsbegriff ist in der politischen Welt zwar
in der Theorie abgeschafft, gilt aber in der Praxis fortwährend.
Die Raubthiere des menschlichen Geschlechtes sind die erobern»
den Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten bis auf die neu-
sten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr
jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff derWelt-
geschichte liefert; daher eben Voltaire Recht hat, zu sagen, Raub
sei aller Kriege Zweck. Daß sie sich der Sache schämen, geht dar«
aus hervor, daß jede Regirung laut betheuert, nie anders als zur
Selbstvertheidigung die Waffen ergreisen zu wollen. Statt aber
die Sache mit öffentlichen, offiziellen Lügen zu beschönigen, die
fast noch mehr als jene selbst empören, sollte sie sich, frei und frech,
auf die Lehre des Macchiavelli berufen, aus der sich entneh»
men läßt, daß zwischen Völkern und in der Politik der Satz gilt:
Was DuDir nicht gethan sehen willst.Das thue Anderen. Willst
Du nicht unterjocht werden, so unterjoche den Nachbar, wenn
seine Schwache Dir die Gelegenheit bietet. Dieser macchiavel»
lische Grundsatz ist für die Raublust immer noch eine viel an»
ständigere Hülle als der ganz durchsichtige Lappen palpabelster
Lügen in Präsidentenreden, gar solcher, welche auf die bekannte
Geschichte von dem Kaninchen, welches denHund angegriffen ha»
ben soll, hinauslaufen. Im Grunde sieht jeder Staat den anderen
als eine Räuberhorde an, die über ihn herfallen werde, sobald
die Gelegenheit kommt. DasRecht an sich selbst ist machtlos; von
Natur herrscht die Gewalt. Diese zum Recht hinüberzuziehen, so
daß die Gewalt dem Recht zur Herrschaft helfe: Dies ist das Pro-
blem der Staatskunst." Also spricht Schopenhauer. Nach dem
Philosophen der Rechtslehrer: »Alles Recht in der Welt ist er»
stritten worden und jedes Recht behauptet sich nur dadurch, daK
Recht eines Volkes wie das eines Einzelnen, daß die erforder»
liche Kraft zu seiner Behauptung ihm zu Gebot steht. Das Recht
ist kein logischer, sondern ein Kraftbegriff. Darum führt die Ge-
rechtigkeit neben der Wagfchale in der einen Hand, mit der sie das
Recht abwägt, in der anderen das Schwert, mit dem sie es be»
hauptet." (Ihering.) Der großen Lüge, die Euer Krieg tief be»
graben will, sind die zwe/i Gerechten nicht mitschuldig.
Wir aber, Mann vorMann,an der Lähmung edler Sittlich»
keit?»DerKrieg löst dieBande allerMoralpflicht«:Burke. Schon

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_064.html[18.07.2014 16:05:21]

unsere Rüstung war Friedensbruch? »Der Waffenlose ist ein
schlechterFriedenswächter; wahreStaatsweisheit räth auchdem
friedlich Gesinnten, gegen jähen Ausbruch eines in andereWind^
richtun g strebenden Willens sich zu waffnen": Fox. Daß wir ohne
alltägliches Geräusch die Wehrmittel häuften, war Verbrechen?
„Einer großartigen Maschine, die plötzlich, nach langem Still»
stand, die Gewalt ihres Räderwerkes erweist, gleicht unser Eng-
land; während es zu ruhen, ohne Willen zu That schien, ballte
es die Macht, ohne die es künstige Gelegenheit nicht ausnützen
könnte": Canning. Der warnt auch vor Schonung und Halbheit
inKriegsnoth; «denn wo nur Gewalt Entscheidung bringenkann,
ist schwächliches Zaudern Grausamkeit." Harte Führung des Krie»
ges schändet? »DerGeist des Friedens taugt nicht in den Krieg,
der, als das äußerste Gewaltmittel, nicht gemildert werden darf;
schläferiger Führung, die Blut und Geld vergeudet, nicht spart,
wäre Unterhandlung oder Unterwerfung vorzuziehen": Mac»
aulay. Nur Briten rief ich hier als Zeugen auf. Will ein derber
Staatsgeschäftsmann Ihres Schlages im Ernst tadeln, daß
wir mit jeder erlangbaren Waffe fochten? Fultons Unter»
seeboot wurde von Pitt, als ein der englischen Seemacht höchst
gefährliches Werkzeug, nicht gefördert. Das der Brüder Coes-
sin, das neun Männern Raum und Luft gewährte, wurde 1811
erprobt und von Lazare Carnot empfohlen. Schnell und billig,
schrieb der, Organifator des Sieges ". könne Frankreich sich Unter»
feefahrzeuge schaffen. Noch wurde nichts draus; Niemand aber
hat anAechtung dieses Kampfmittels gedacht. Große, tragfähige
Luftschiffe wurden möglich, feit Starkstrom aus Thonerde das
leichte Aluminium in unbegrenzten Mengen zu scheiden gestattet.
EinGemifchdiesesMetallesmitEisenoxydkanngebrocheneBahn-
schienen rasch wieder in Einheit schweißen. Da der explodirenden
Granatfüllmasse heiße, Erstickung wirkende Gase entströmen, lag,
wie der bonner Professor Anschütz beim Antritt des Rektorates
sagte,»der Gedanke nah, die Schleimhäute reizende, schwere Gase,
ohne Explosion, inmechanischerWeise, weithin auf feindlicheStell-
ungen zu ergießen, um die Kämpfer daraus zu vertreiben." Explo-
sivstoffe, glaubtet Ihr, würden uns.wenn aus Chile kein Salpeter
mehr käme, bald knapp werden. Eitle Hoffnung. Aus Stickstoffund
Wasserstoff wird Ammoniak, aus Ammoniak und Luft wird Sal»
petersäure. Trotz der Meersperre, die bewährte Zusatzstoffe nicht

durchläßt, ist uns der härteste, zähste Spezialstahl gesichert. Chemie
fand die dem Schlachtfeld angepaßte Farbe des deutschen Krieger»
kleides; die Leuchtmasse sürAhrziffernblätter: das Metall für die
Fäden der Taschenlampen; sie ersetztBenzin und Kautschuk; här-
tet slüssige Fette; liefert Sera und Desinfizirmittel (noch ist keine
der Seuchen, die draußen wüthen, über unsere Grenzen einge»
drungen); züchtet aus Tausenden künstlich hergestellter Kohlen»
stoffverbindungen Heilkräfte. Warum, David aus Manchester,
ließ Eure Chemikerindustrie, die vor vierzig Iahren unüberwind-
lich schien, sich von unserer schlagen? Warum dienen ihr da nur
sechs Wissenschaftlich durchgebildete Männer, wo wir zweihundert-
fünfzig haben? Warum sind EureAnterseeboote.Flugzeuge, Ge-
schütze, Sprengstoffe, Zünder, Ferngläser, Platten, Films nicht
besser als unsere? Früher wäret Ihr, viel früher, in mächtigem
Reichsverband und mußtet fo weit voraus sein, daß Siebenmeilen-
stiefel Euch nicht einzuholen vermochten. Dann hätte der Erdball
keine Klage über deutfcheUnfittlichkeit gehört. Uns nach derKriegs-
erklärung den Salpeter aus der chilenischen Provinz Tarapaka
abzuschneiden, war Euer heiligesRecht; da wir die Rettung aus
derLust griffen und, im neunzehnten Kriegsmonat, aufjederFront
so lange schießen, wie der Stahlschlund derFeinde begehrt, vehmt
uns der Ruf: Diese Hunnen meinen, Gewalt schaffe Recht!
Nicht nur in Britaniens Bannbereich. Wie wird nach dem
Krieg, wenn Bürgergesittung der Erde zurückgekehrt ist, dasVer»
hälwlß des verpreußten Deutschen, des neuen, demTacitus selbst
noch unbekannten Stammes der LocKes, zu den Völkern, zu der
ganzen Menschheit sein? Herr Bergerat, einst der munter plau»
dernde Caliban des I-iMro, stellt die Frage; und antwortet:
„Wenn zwanzigIahre nach demFriedensschluß ein Sohn dieser
Deutschen uns, den Engländern, Italern, Russen die Hand hin»
streckte, müßte unseretzaltung ihm sagen: Weg! Weiche auf ewig
von uns! Was Eure Väter thaten, ist unaustilgbar. Ozeane
trennen Euch seitdem von uns. Fast ein tzalbjahrhundert lang hat
sich der Deutsche mit Leib und Seele der Erfindung eines draußen
ungeahntenKriegesgewidmet.deralleUebelvereintundkeinsdem
Zufall überläßt. Raub,Brandstiftung, Schlächterei, Schändung:
ohne Scham hat er sich zu allen Barbarenkünsten bekannt und ist,
mit Bewußtsein und Vorsatz, durch zwanzig Jahrtausende in die
impfart des voradamitischen Menschenaffen zurückgegangen.

Das, spricht er, Ist der wahre Krieg, dem die Zukunft gehört. Nun
will er Frieden. Wie soll Der aussehen? Wenn kein Künder des
Sieges überlebt, bleibt zwischen Siegern und Besiegten kein Unter-
schied. Was wir erleben, istnichtMenschenkrieg, nicht dertzeroen
noch der großen Feldherren, in den Dichterwille die Götter ein-
greifen läßt. Diesem wird kein Homer erstehen. Wer besänge Fa»
briken? Diesem darwinischen Kampf ums Dasein der Arten,
dem Krieg derZahl gegenKraft oderTücke ist nur ein Ende denk»
bar: Ausrodung. Weder Versöhnung auf dem Streitplatz, wie
nach redlichem Zweikampf, noch Milderung des Hasses im Laus
der Zeit. Um die Menschheit wäre mir bang, wenn derFriede,der
diesem Vernichtungskrieg folgt,nicht auch Vernichtung brächte."
Einen Tag nach der Veröffentlichung dieser Sätze hat Frankreichs
berühmtester Historiker, Herr Aulard, von der Kanzel des^ournal
gerufen: „Keine Wahnvorstellung! Nur Blut erkauft uns den
Sieg. Wie oft ward uns verheißen, unsere Seeherrschaft werde
die mitteleuropäischen Kaiserreiche intzungersnoth zwingen. Sie
nöthigt Deutsche und Oesterreicher aber nur, sich nicht mehr zu über-
füttern; diese Freßsäcke werden in nützliche Lebensweise gepreßt
und, ohneUebermästling.ohneUeberschwemmung mitBier,durch
die neue Hygiene flinker zu Denken und Handeln. Weil Deutsch»
land nicht genug Nährmittel, Waffen, Menfchen hat, wird es zu»
sammenbrechen und seine Niederlage bekennen? Gefährlicher
Wahn. Und würde er Wahrheit, müßte das ausgehungerte, ent»
maffnete Deutschland um Frieden bitten: noch darin sähe ich die
ärgste Gefahr, die Gewißheit nahen, gräßlichen Unheils. Wel»
chen Frieden könnten wir denn einem Volk aufbürden, dessen
Heer gesiegt, französisches und russisches Land, das ganze Bei»
gien, Serbien, Montenegro besetzt hat? Doch nur einen Frieden,
der uns vielleicht Elsatz»Lothringen zurückgäbe, Belgien und
Serbien befreite, den preußischen Militarismus aber, in seiner
Kraft und in seinem Ruhm, unangetastet ließe. Das verpreußte
DeutscheReich bliebe eine steteDrohung,derMenschheit eine stete
Gefahr. Schneller als wir hätte es sich von dem Menschenverlust
erholt. Durch den fruchtlosen und negativen Sieg würden unsere
Bündnisse gelockert: und nach kurzer Frist fiele das einige Deutsch»
land über die verzankte Genossenschaft her, um sie nun endgiltig
zu zerschmettern. Daraus folgt: Der echte Sieg, der haltbaren
Frieden, also die Zerstörung des preußischen Militarismus und

das Gleichgewicht dereuropäischen Kräfte, stchert.istersterrungen^
wenn das deutsche Heer geschlagen, zerbrochen, Wucht und Glanz
ihm genommen ist. Diesen echten Sieg, den militärischen, verbürgt
uns die Zahl und derMuth unserer Krieger für den Tag, wo wir
Kanonen, Maschinengewehre, Flugzeuge, Stickgase in genügen»
derMenge haben, für straffere Einheit und bessere Methode ge»
sorgt ist und ein urwüchsig großer Auftrieb des Könnens und
Wollens die bewundernswerthen Krieger und das vollkommene
Kriegsgeräth nützt." Das ist an der Schwelle des neunzehnten
Krlegsmonats von einem Denker geschrieben worden.
Wird Ihnen, Vulcanus der Inselrömer, nicht bang? Wenn
KollegeAsquith weich wurde und, demSaul einmal ähnlich, am
Stickwerk des Zimmerbehanges das Auge trocknete, zupften Sie,
kräftiger als Rembrandts gelber Kümmerling, die Harfe, bis aus
denSaitenIhreGlaubensbrunstFunkeninseinGreisenblutsprüh-
te.Noch imIanuar rafftenSie sich zu derDavidspflicht. « Neben der
unüberwindlichenFlottewächstunseinHeer.wie es, sogroß, sogut
gerüstet und ausgestattet,nur selten einFestlandsreichhatte.Und
hinter denFronten ein neues England, ein staubloser Industrie»
staat mitWundermaschinen, vorbildlicher Organisation und einem
Volk, das sich stolz der ererbtenFreiheit.derinSelbstzuchtgewon»
nenenEinheit sreut. AnserNationalvermögen schwillt;zehnfach er-
setzt sich, was ihm der Krieg abnagt. Deshalb brauchen wir nicht
über seineLänge zu klagen.Ich rechne mit derMöglichkeit,daß er
noch zwei Jahre dauert. Er endet erst, wenn uns der Sieg leuchtet."
Und der Feind zerschunden, vernichtet ist: so könnte, müßte eigent»
lich der Psalm schließen. Niederlage des deutschen Heeres, Aus»
rodung der sechzig Millionen, die hinter ihm mit Hirn oder Hand
arbeiten. Ein Jahrhundert ging, seit Minister eines Britenkönigs
Georg solcheWeise hörten; auch vonFranzosen. »Die preußische
Monarchie ist durch Leibesgestaltung zu Ehrgeiz gezwungen. Der
muß gezügelt werden. Gönnen die Verbündeten dem Königreich
die zehn Millionen Einwohner, die es vor seinem Sturz hatte,
dann wird es bald zwanzig haben und sich alles deutsche Land
unterwerfen. Zur Dämpfung seines Machtgelüstens bietet der
Deutsche Bund die Mittel; und sein Besitz kannsich nicht weit deh»
nen.wenn die Kleinstaaten erhalten, die Mittelstaaten vergrößert
werden." Talleyrandstzemmungplan; der Keim des Vertrages,
der England, Frankreich (das Ludwigs des Achtzehnten), Oester»

-reich gegenPreutzen undRußland bündeln sollte. Lord Castlereagh
läßt sich beschwatzen. Hat für den Minister Friedrich Wilhelms
Lwartzonigworte, doch keinen Helferwillen. »Preußens rühmliche
Leistung im Krieg giebt ihm volles Recht auf unsere Dankbarkeitz
>es muß, als fester Hort in Norddeutschland, stark, Widerstands»
fähig, geachtetseinzwirkönnen unsja wieder genöthigt sehen, seine
Gruppen unseren zu vereinen.Schwerltch aber könnten wir in die
Einverleibung Sachsens willigen." Vorwand: schlechte Grenzen
«nd dieGefahr,vonRußland abhängig zu werden. Hintergrund:
Der Fleischfetzen steigert den Hunger in wilde Gier. Damals konnte
England die Erinnerung an alles dem Großen FritzGethane weg-
harken und sich die deutsche Hauptmacht fest befreunden. Wird
Ihnen,trotz der ringsum gehauftenMunition,nicht bang? Nein.
Deutschland ist der Erzfeind des Menschengeschlechtes. «Nach
dem Sieg würde die deutsche Kriegerkaste nur nach neuer Er»
oberung trachten. Europasänke inOhnmacht.IInswürde dieSee»
Herrschaft entrissen; Franzosen und Russen nicht mehr erlaubt,
Hie zur Vertheidigung ihrer Grenzen nöthigen Heere zu halten."
EuropasRechtsanwalt plaidirt: »Den Strang dem Verbrecher!"
Zu Haus, nach dem Essen, strotzt er wieder von feistem Men»
schenverstand und schüttelt sich in Hellem Gelächter vor der Droh»
ung, ihm die Rede ins Gewissen zu schieben. »Stoff fürGeschwo»
rene und Oeffentliche Meinung taugt nicht auf die Goldwage."
^Abgemacht. Was aber follwerden ? Europa verblutet. Wir wollen
heute nicht zählen, wie viele Männer gefallen, verkrüppelt sind;
überall waren die geistig regsten vornan. Vierhunderttausend
Millionen Mark hat der Krieg wohl schon aufgezehrt; vielleicht
«ine halbe Billion. Noch ein Jahr, zwei Jahre: neue Verwüstung;
Verarmung, die noch den Enkel drückt, denNrenkelbelästigt;Ver»
zwergung der Wirthschaft; Rückschrumpfung der Lebenssitten in
die Formen, die, bei uns, die Reichsgründung weitete. Amerika,
das die Machtwerber von Krieg reden läßt, nicht im Traum aber
an Krieg denkt, wird, ohne eigene Anstrengung, in Weltherrschaft
gehoben. In die Vereinigten Staaten muß wandern, wer fehen
will, wie klug besonnener Reichthum vor dem Erdbeben hauste.
Den Bürgern der verfeindeten Länder wirdAnleihe Steuer; der
Staat Geschäftspartner, der die Hälfte jedes Gewinnes einstreicht.
Monopole, Eingrenzung des Gewerbes und Handels, Be»
.amtenaufsicht, Abmessung des Bedarfes, vor dem Angebot der

Massengüter hohe Deiche: lohnt Privatwirthschaft noch oder nah^
die im Kommunistenmanifest verheißene Zeit? Je länger der
Kampf und die Werthzerstörung dauert, desto dichter umnebelt
sich die Hoffnung, als Sieger Entschädigung von denKriegskosten.
zu erlangen. Das Volk, das zwei Kriegsjahre zweier Großmächte
bezahlt hätte, würde ein Bettlerschwarm, eine Pustel Europas.
Welches könnte sich in zehnjährige Fron für den Eroberer schicken^
der so lange das Land besetzt hielte? Auch die Seelen würden
mählich zerrüttet. Entwöhnung von Ehe, Heim, Alltagsarbeit
des Bürgers. Irgendwo bräche das Staatsgefüge (nur eins?);
und abermals hätten Nachbarn und Ferne Verlust und Plage.
Wähnen Sie, Ihre Sozialreform, den Plan des Gesellfchafthei-
lands, durch den Orkan zu retten? Wird nach langem Krieg die
Kluftzwischen hastig errafftem Mammon und nacktem Elend nicht
noch tiefer sein als in den Tagen, da Ihnen die Weltordnung ge»
stört schien? In Ihrem Unterhaus ist gesagt worden, das Ereignis
des Krieges werde nachwirken wie der Fall des Römerreiches,
der Einbruch des Islam, die Reformation, die Verkündung der
Menschenrechte sammt Allem, was danach unter Robespierre,
dem Direktorium, Bonaparte geschah. Gehts nach Ihrem Kopf,
wird weitergekämpft, danndämmertIhnen vielleicht noch die Er»
kenntniß, daß der Rhetor in Westminster nicht übertrieben hat.
Wir können in leidlicher Ruhe darüber reden. Denn nur von
der gemeinen Noth des Erdtheiles, nicht von grauser Sonder»
gesahr ist Deutschland bedräut. Daß im Frühling sich Alles, uns
zu Angunst, wenden müsse, hörten wir auch im vorigen Winter
vomFeind;undhabenkeinenGrund,heutängstlicher aufzuhorchen.
Achtzehn Monate im Kampf gegen frische Heere. Nur ein West»
Zipfelchen deutscher Erde in Fremdlingshand. Von der Scheide
bis andieDüna,vontzelgolandbis an den Bosporus jede Straße
dem Feinde durch eine Erzmauer gesperrt. Ehe unseren Kriegern
all Das entrissen wäre, lernten Eure das letzte Röcheln. Scha»
de, Rüstmeister Britaniens, daß Waffenstillstand unmöglich ist.
Einen Monat aus dem Wirbel: Ihr Auge würde wieder hell;
sähe, was ist, und ahnte, was nicht werden darf. Wie soll Frank-
reich in Herbst, in Winter gelangen? Seit dem September 1914
sind seine wichtigsten Industriestätten Kriegsgebiet; ist ein unbc»
wegliches Viertel feines Nationalvermögens unter Feinvesfuß;

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_070.html[18.07.2014 16:05:23]

bis an das Jahresende wären mindestens hunderttausend Mil»
lionen Francs (mit Pflichtrenten, doch ohne Aufwand sür Wie»
derherstellung) verschlungen; die der Beschießung ausgesetzten
Orte in Trümmern. Rettung kann nach Menschenermessen nur
der «Erfolg der großen Offensive" bringen, die alle deutschen Li-
nien in Frankreichund Belgien zerstampft und unsere Mannschaft
wie Schnaken über den Rhein jagt. Das ist so wahrscheinlich wie
anderes Wunder. England, mit unbeschränkter Seeherrschaft und
altem Reichthum, kann lange aushalten? Vielleicht. Ist aber,
schon jetzt, in keinemErdtheil,vor keinem Schutzvolk mehr.was es
in dem Jahrhundert Trafalgar»Antwerven war. Und müßte sich
vor Sonnenuntergang fragen, ob es warten dürfe, bis verzwei»
feinde Menschheit zu ihm aufkreischt: «Wir siechen hin und Dir
hat der Blutverlust kaum die Wange gebleicht!" Dann sind Sie,
Herr Lloyd George, Angeklagter, nichtAnwalt; müssen in eigener
Sacheplaidiren undRechenschaft geben, wie Sie mit ungeheurem
Vertrauen geschaltet, gewaltet haben. «Mazzini schrieb einst, der
Krieg, der nicht zur Vertheidigung einer großen Wahrheit oder
zur Entlarvung einer großen Lüge geführt werde, sei das schreck»
lichste aller Verbrechen." Ihr Krieg soll die Lüge entlarven, ver»
scharren, Gewalt seiRecht?Die hat im Deutschen Reich nie gelebt.
Lüge ist dieMär,Deutschland wolle dieFeindewie erlegtesWild
auswaiden (nicht Friedrich, nicht Bismarck hats je gethan noch
ersehnt)und,wenn die Beute nicht morgen helmzutragen sei, über»
morgen zu einem neuenRaubzug rüsten. Lüge die für alle Haupt»
städte und Fronten eingepökelte Dauerrede, die Wankenden vor»
täuschen soll, dieses Deutschland sei aus Europas Zukunft zu ban»
nen. Nie wird es um Frieden flehen. Froh aber den Morgen
grüßen, der ihm das Schreckensamt abnimmt, die Heimkehr in
stille Schöpferarbeit, die Bereitung würdig freien Gemeinschaft»
lebens erlaubt. Deutschlands Volk begehrt nur, was ihm nach
selbst geschaffenem Werthmaß gebührt; und sein Wille wird fortan
gewichtiger sein, als er war. Gelänge Euch, dieses Volk zu kne»
beln: dann nur risse es in der nächsten Nacht schon an seinen
Stricken und schliefe nicht, bis Freiheit erstritten wäre. In kühnem.
Bewußtsein des Rechtes, das mit ihm geboren wurde, und in an»
dächtiger Wahrung der Macht, die aus Heldenblut sproß.

Vollmondnächte.*)

Mahasu. Himalaya.

ZW« ein Zimmer war so hell, daß ich aufwachte und an das
Fenster trat. Schroff fiel es unter mir herab und Fels«
kämme stiegen, tief gefurcht, kühn umrissen empor. Ueber ihnen,
unwirklick blaß schimmernd, die langgestreckte Kette des Ewigen
Schnees. Alle Spitzen überragen die höchsten in Europa, einige
um das Doppelte. Kalidasa heißt sie, „Weiße Lotusblumen".
Auf dem Gebiet des Radsha von Koti bin ich hier, achttausend,
Fuß über dem Meer, in der beinahe letzten Behausung des ge-
waltigen Gebirgslandes; selbst am Tag ist keine Ortschaft zu sehen,
nur einige Hütten in den Thälern erblickt das Auge.

Auch jetzt kann ich die Straße nach Tibet erkennen. Auf ihr
gehe ich besonders gern. Da kommen Holz schleppende Bergleute
in selbstgewebten, schafwollenen Röcken und Kappen. Ihre Züge
erinnern bald an stumpfmongolische, bald an die wilderen, schär«
feren der Kashgar« und Afghan-Stämme. Da kommen Kara-
wanen, Maulthiere mit Schellen und blauen Holzketten; die Män-
ner' sind unsäglich schmutzig, haben weit abstehendes, bis zur
Schulter fallendes Haar, die Frauen tragen zahllose, unten mit
Perlen behängte Zöpfe. In etwa zehn Tagen werden sie das
geheimnißvolle Tibet erreichen. An der fernen Bergwand er-
kenne ich auch jetzt das kleine Rasthaus mit Lebensmittelbuden
dieser Wanderer. Heute morgen sah ich die Besitzerin mit sil« >
Kernen Nasenringen und Knöchelschmuck, wie sie singend am ge«
faßten Quell am Weg ihre Lumpen wusch. Neben der Hütte war
ein mit rosa Blüthen bedeckter Pfirsichbaum; als Zeichen an«
betender Verehrung waren rothe Fetzen an die Zweige gebunden.

Es ist unheimlich still, Nebel wallt aus den Schluchten, zer«
flattert um die Bergwände, giebt der starren Landschaft eine
Weichheit, die der Tag nicht kennt. Toternst erstrecken sich die
Schneeberge, Seit Jahrtausenden zogen Einsiedler hierher, wie
ein Grieche im Gefolge Alexanders des Großen von den Brah«
manen sagt: „den Tod verlangend". Sie blickten auf den Ewigen
Schnee, befreiten sich langsam vom Wahnwitz der Scheinwelt,
an dem die ebene Menschheit krankt.

Im ewigen Schnee Hausen Götter und Elfen, hierher flüchtete
sich Shiva, der letzte, stärkste, furchtbarste Gott der Brahmanen.

') S. „Zukunft" vom 27. November und 11. Dezember 1916.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_072.html[18.07.2014 16:05:24]

«
Der Ort, an dem ich wohne, trägt seinen Namen Mahafu, einst
Maha Sheo, der große Shiva. In wilder, unsinnig sinnlicher
Ekstase tanzt er, von Schlangen umwunden, auf den unnahbaren
Höhen; sein Lachen gellt.
Das Bergvolk glaubt hier noch heute, daß die herrlichen
Bäume dieser Gegend von Göttern bewohnt werden; müssen die
Leute einen Baum fällen, so wird im nächsten Tempel eine Ziege
als Sühne geopfert.
Hell leuchtet der Mond jetzt auf die großen Deodar-Cedern;
«nter mir steigen sie aus dem Dunkel der Bergwand empor. Eine
Nebeldunstwolke schwebt vorüber; so zart ist sie in dem Voll-
mondglanz, daß der Ewige Schnee ihr Gespinnst durchschimmert.
Dalsee. Kaschmir.
Auf den Bug malt der Mond zierlich gezackte Umrisse der
Platanenblätter. Wie so oft, liegt mein Hausboot, in dem ich
seit Wochen Kaschmirs Seen und Flüsse bereise, unter, Platanen«
bäumen. Sie gehören recht eigentlich zu dieser Gegend, sie und die
Schwertlilien und die Goldpirole. Wenn ich später an dieses Ge«
lobte Land zurückdenke, werden sie den Vordergrund bilden; dazu
die verblüffend schönen, malerisch gekleideten Menschen; und als
Hintergrund der weiße Kranz des Hochgebirges. Es sind wahre
Riesen, erreichen fast die höchste Spitze des Himalaya.
Oft und oft hat man Kaschmir als „schönstes Land der Welt"
gepiesen; und sein wundervollster Fleck mag vielleicht dieser Dal«
see sein. Das meinten auch die Mogulkaiser. Aus ihrem durch«
sengten tzindostan kamen manche von ihnen in jedem Sommer
her, errichteten Lusthäuser, deren Terrassen, Wasserwerke und
Marmorhallen noch heute, von Blumen umgeben und von Pla«
tanen beschattet, sich zwischen Bergabhang und Seegestade er-
heben. Dicht neben d en Landungstufen des besterhaltenen dieser
Kaisergärten, des Nishat Bagh, liegt mein Hausboot. Hier habe
ich mehrere Tage verlebt. Es ist die Flieder« und Schwertlilien«
zeit und heute, am Feiertag, springen alle Wasser. So kamen schon
vom frühen Morgen an die vollbeladenen Boote aus Srinagar.
Immer ist es der selbe Typus: schmale, flache Kähne, die klei«
neren, die Shikaris, sind offen oder nur mit einem Sonnendach
versehen; die größeren, die Dungas, haben ein Mattendach und
Mattenwände. In vielen dieser Boote strecken sich Männer auf
Teppichezu nd Kissen; sie tragen weiße Turbane, sind in die großen
aus Kaschmirwolle gewebten Tücher und Mäntel gehüllt. Sie
plaudern, singen, rauchen aus der tzuka-Wasserpfeife. Im Heck
b

bückt sich ein Koch über brodelnde Töpfe, bereitet ein Reisgericht, Thee wird aus prächtigen, persisch geformten Messing« oder Kup« serkannen in kleine Seladontäßchen eingeschänkt, wird auf schön gehämmerten Schalen vom Diener gereicht. Das Volk kommt in langen Dungas; dreißig und vierzig Männer, Frauen und Kinder sitzen da dichtgedrängt. Neberaus malerisch wirkt so ein Boot. Die wohlhabenden Mohammedanerinnen tragen einen weißen Faltenmantel, der die ganze Gestalt verbirgt; das gestickte Ober« theil hat Durchbrucharbeit vor den Augen. Die einfacheren Frauen, auch die der Hindu, zeigen ihre kräftig bunten, reich« gestickten Gewänder, die hellen Schleier, die Silberketten, den tzängeschmuck im tzaar. Aehnlich, nur in noch lebhafteren Farben, werden die Kinder geputzt. Es ist geradezu erstaunlich, wie oft man regelmäßige Züge bei diesen Kaschmiri findet; sie sind kaum dunkler als Südeuropäer, haben große, glänzende, schmachtende Augen, auffallend lange Wimpern; die Feinheit der Nase, der Lippen wird von keinem asiatischen Volk erreicht. Mir gefallen die Frauen und Kinder noch besser als die Männer; mit ihren Gazellenaugen wirken die Männer doch etwas verweichlicht, wie anämische tzaremsprinzen.

Auch jetzt sind hell erleuchtete Boote geblieben. Ich fragte Ahad, meinen aus Srinagar gebürtigen Diener, wie all diese Menschen die Nacht zubringen würden. Er meinte, die Wohl« habenden könnten sich ja bequem auf ihre Kissen und Decken aus« strecken, die in den großen, gefüllten Dungas würden die Nacht über wohl meistens aufrecht sitzen, einige vielleicht an Land gehen, den Wächtern der alten Lusthäuser ein Bakschisch geben und sich auf den Fußboden hinlegen. „Aber, Riksa (gnädige Frau), sie wollen ja gar nicht schlafen, sie wollen die Maimondnacht am See genießen und schwatzen und singen. Eins unserer Lieder sagt: .Während zweier Monate im Jahr, während die Blumen blühen, leben wir Alle wie im Rausch.'"

Ich stand auf dem schmalen Bug unter den überhängenden Platanenzweigen; eine laue, milchweiße Nacht. Sanft, aber deut« lich schimmerte die ujnübersehbar lange Schneegebirgskette, davor erhob sich der feudale Festungberg Pir Parhat und vor ihm in tiefdunklem Nmriß eine alte Brücke. Gerade vor mir strahlten in der blassen Luft die Frühlingsjünglinge Kastor und Pollux, zu ihren Füßen, eben noch über den Schneegipfeln schimmernd, der oberste Stern des Orion, des versinkenden Wintersternkönigs.

Am Ufer unter dem Platanendunkel waren noch hell er« leuchtete Buden. Lantpen brannten in kleinen und großen Schis«

fen, spiegelten sich im Wasser. And von allen Seiten ertönte
Gesang; immer eine melodiöse, sich längere Zeit wiederholende
Strophe. Unsere Intervalle, keine kunstvolle Stimmbildung,
doch haben die Leiter des Gesanges kräftige, weittragende, wohl-»
klingende Stimmen. In meiner Nähe sang Einer allein,- das
Lied war offenbar nicht sentimental-erotisch, sondern heroisch»
bewegt, mit starkem dramatischem Schwung. Im großen Boote
lauschten ihm Alle, in den anderen Booten nahmen Einige die
Weise auf. Manchmal wurde eine Gong leise zum Gesang ge-
schlagen, manchmal klatschten Alle im Takt. Jetzt zog aus der
Ferne ein Gewitter heran und umflorte das entlegene Gebirge.
Von Zeit zu Zeit erhellte plötzlich ein Wetterleuchten alle Schnee-
spitzen, unheimlich, lautlos.
Ahab kam und sagte, die Rautshmädchen würden heute nacht
gewiß wieder dort am Weidendamm tanzen, wenn es auch spät
würde. Gestern hieß es umZehn, derTanz sei verschoben,- so ging
ich schlafen, hörte beim Frühstück aber von meinen Leuten, dieMäd-
chen hätten spät, nach Mitternacht noch, getanzt. Leider haben
Orientalen eine andächtige Achtung vor dem Schlaf ihrer Herr-
schaft; sie hatten sich nicht getraut, mich zu wecken. Heute wollte!
ich den Tanz sehen. Ich saß im bequemen Korbstuhl auf den ge-
stickten Kissen bei der Lampe. Auf dem Tisch und unten auf dem
gestreiften indischen Teppich blühten in kleinen irdenen Wasser-
krügen purpurne, lila und weiße Schwertlilien; in einer Seladon-
schale dufteten die ersten Rosen.
Ich las die Geschichte der Mogul von dem Venezianer Ma-
nucci, der als Abenteurer und Arzt über vierzig Jahre im Hin-
dostan des siebenzehnten Jahrhunderts verlebte. Als Augenzeuge
schildert er den kaiserlichen Zug des Aurengzeb, der im Dezember
1666 von Delhi aufbrach, um an den Dalsee zu ziehen. Drei-,
hundert Kamele waren mit Gold- und Silbermünzen beladen,
dreißig Elephanten mit Ehrengaben, den kostbaren Waffen, Sei-
dengewändern und Geschmeiden. Für jede Speise der kaiserlichen
Tafel war ein Koch bestimmt; nur dieses eine Gericht wurde von
ihm bereitet. Wenn der Kaiser, auf seinem Tragthron fitzend, sein
Zelt verließ, von den ihn umgebenden Prinzen und Großen ehr-
furchtvoll begrüßt, spielten die Musikanten, achttausend Ritter
setzten sich in Bewegung, dann kamen die Standarten tragenden,
mit Gold und Silber beschirrten Staatselephanten, die eben so
kostbar geschmückten Leibpferde. Ein Kamel trug weiße Laken,
um etwa am Weg liegende Kadaver zuzudecken, auf daß kein
häßlicher Anblick die kaiserlichen Augen verletze. Mit wohlriechen«

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_075.html[18.07.2014 16:05:24]

dem Wasser wurden die Wege besprengt, mit Seilen maßen Man»
ner die Wegstrecke, um immer die genauen Entfernungen angeben
zu können. Einer hatte am Stundenglas die Zeitenziffer zu schla-
gen. Ein höherer Beamter war mit einer genauen Beschreibung
der Gegend, mit Angaben über die Bevölkerung und Aehnliches
versehen, um jede Allerhöchste Frage beantworten zu können.
Hinte? dem Kaiser und den Musikanten und Fußtruppen kam
der Frauenzug. Erst Elephanten mit Standarten, dann ein ge-
waltiger Elephant mit einem aus Goldschmelz angefertigten Bal-
dachin. Hinter dessen Seidenvorhängen, aus Goldfädengitter-
Gucklöchern schauend, ruhte die Schwester des Aurengzeb, Rosha-
nara-Begum. Ihre Eunuchen und hundertfünfzig in lange ver-
hüllende Mäntel gekleidete Dienerinnen folgten zu Pferd, ihre
Damen reisten auf sechzig Elephanten. Dann kamen die drei
Königinnen, dann die Nebenfrauen; Jede mit ihrem Gefolge.
Roshanara war wohl die interessanteste dieser Frauen: wie alle
Kinder des Schah Iehan und seiner in Tej Mahal ruhenden viel-
geliebten Königin eine scharfumrissene Gestalt. Das tzeirathen
wurde ihr nicht gestattet; Abenteuer wurden ihr nicht verwehrt.
Wie Manucci von einem ihrer Eunuchen erfahren haben will,
reiste bei dieser Gelegenheit ein schöner, als Dienerin verkleideter
Jüngling mit ihr hinter dem Brokatbaldachin. Manucci nennt
Roshanara „sehr klug, der Verstellung fähig, lebhaft, lustig, der
Liebe und dem Wein, der Heiterkeit und Zerstreuung zugethan".
Nun wurde Mitternacht; draußen sangen sie noch immer
und mitunter ertönte der helle Ruf der Goldpirole aus den Pla-
tanen über meinem Mattendach. Sie wollten wohl ebenfalls in
der Maiennacht nicht schlafen.
Es wurde Eins. Jetzt aber entlud sich das Gewitter über dem
See; der Donner rollte und krachte und zerschlug sich im Hoch-
gebirge. Da erschien Rasaka, mein etwas dummer, aber bild-
schöner, sechs Fuß hoher Erster Schisfer: Weil es regne, könne
aus dem Tanz nichts werden! Ringsum verstummte das Singen.
Als Ahad jedoch am nächsten Morgen an meine Schlafzimmerthür
klopfte und das heiße Bad meldete, schlugen nicht nur die Pirole
in der Frühsonne, sondern erklang wieder von allen Seiten der
eintönig-rhythmische Gesang.

Rothes Meer.

Ein lauer, aber heftiger Wind um mich her. Die Segeltücher,
mit denen der Vordertheil des Verdeckes für die Damen abge-
grenzt ist, kreischen laut. Unter mir stampft die Maschine und an

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_076.html[18.07.2014 16:05:25]

den Seiten rauscht und zischt in unangenehm lauter Eintönigkeit der aufgerührte Gischt. Wie anders vor wenigen Wochen in Kaschmir der sanft berückende Laut plätschernder Ruder!
Anten in der Kajüte waren fast vierzig Grad; so wurden die Matratzen heraufgebracht; still liegen in mehreren Reihen die weißen Gestalten. Vor mir erwacht ein kleiner Knabe, ergreift mit entzückender Geste den entblößten Arm seiner Mutter, küßt ihn, umschlingt ihn mit seinen Händchen und schläft wieder ein. Auf den Kissen glänzen im Mondlicht seine wirren hellgoldenen Locken.
Die hübscheste Erscheinung unter den Mitreisenden dieses österreichischen Lloyddampfers fehlt: eine junge irländische Nonne. Sie hat eine zarte Haut, lange, schmale Hände, braune Augen, ein spitzes Näschen und ein reizendes Lächeln. Sie reist mit einer älteren Ordensschwester. Wir baten sie, in diesen heißen Nächten nach oben zu kommen; sie wäre ja unter uns Damen. Ach nein, Das würde sich für eine Nonne nicht schicken; es sei auch unten nicht eigentlich heiß.
Ich kann nicht schlafen, fitze aufrecht und sehe hinaus. Eine milchig-helle Luft, fast erloschene Sterne. Weiß schäumen die Wellen vorbei. Dort erstreckt sich undeutlich das arabische Gebirge. Berge von dem gewaltig großen, geheimnißvollen Land, Europa nicht allzu fern und doch zum großen Theil undurchdringlich, gefahrvoll, unerforscht. Ein Land der Vergangenheit; wahrscheinlich ein Land der Zukunft.
Ich wende mich: das Südliche Kreuz steht hart über dem Meereshorizont; wir steuern nach Norden; morgen wird es schwerlich noch pchtbar sein. Vielleicht habe ich es zum letzten Mal im Leben gesehen. Der kommende Vollmond, dachte ich, wird über dem berliner Kanal sich erheben, über den friderizianischen Sphinxen der Yerkules-Brücke.

Zu Haus.

So kam es; und doch über alles Erwarten anders. Ich sah den Mond an den ersten Augustabenden über dem Brandenburger Thor stehen. Ringsum, in Nähe und in Ferne, sangen andächtig vorüberziehende Menschen: „Deutschland über Alles!"

Marie von Bunsen.

Selbstanzeigen.
Freie Sklavinnen. Roman. Karl Reißner in Dresden.
In meinem Roman schildere ich das Schicksal des erwerbenden Mädchens aus guter Familie, der alleinstehenden wohlerzogenen und gebildeten, aber armen Frau, die den harten Kampf ums Dasein wagen muß. Dieses Buch singt das Leidenslied der Frau „im freien Beruf", ohne feste Lebensstellung. Seit Iahren sehe ich diese „freien Sklavinnen" im Großstadtleben. Aufrecht gehen die Tapferen durch eine Welt von Noth, innerlich frei, aber gefesselt durch Armuth und Einsamkeit. Alle nehmen ihr Schicksal mit unzerstörbarem Idealis° mus auf sich. In ihren hochgemuthen Seelen lebt Begeisterung, Stolz und die Kraft echter Güte. Auf allen Wegen droht ihnen Feindschaft; sie sind ohne den Schutz, Hen Wohlstand begnadeten Geschlechts? genossinnen gewährt. Nichts haben sie als ihre Tüchtigkeit und den seelischen Muth, der in allen Lebenslagen ihre innere Würde wahrt. Das Weib in ihnen ist nicht tot. Aber es ist nur da ungehemmte Hingebung, wo es sich im Manne verstanden und erfühlt sieht. Diese freien Sklavinnen wollen lieber einsam sein als in üppiger Gemeinschaft seelisch darben; in Schönheit gehen sie ihren Weg, in seligem Genießen Dessen, was Natur, Kunst, hoher Geist ihnen bietet. Mit suchender Seele wandern und arbeiten sie. Mit Herzen, ganz erfüllt vom Verlangen nach feinem und reinem Glück. Frauen, die „strebend sich bemühen" bis ans Ende. Emma Böhmer.
«>>
Der Fluch der Arbeit. Albert Langen in München.
Alle Vollswirthschaftlehren, die bis zum Kriegsbeginn galten, haben den Grundfehler gemeinsam, daß sie entweder von der Heiligkeit der wirtschaftlichen Phänomene oder von Ideen ausgingen. In allen Fällen behaupteten sie, mit Realitäten zu rechnen. Diese Realitäten mußten im Augenblick der Noth einer primitiven, „unwissenschaftlichen" Ordnung Platz machen. An die Stelle des unendlich komplizirten Privatkreditshstems, der Glaubensgrundlage des wirtschaftlichen Denkens, trat die allgemeine Kreditsolidarität. Ihr ist die große Ruhe und Festigkeit unserer vom Weltmarkt abgeschnittenen Wirtschaft zu verdanken. Soll diese Wohlthcrt nach der Oeffnung der Grenzen wieder verschwinden? Wäre nicht vielmehr die Nebernahme des Systems auf die Friedenswirthschaft zu wünschen? Die alte Denkrichtung müßte freilich verlassen werden. Auch die sozialistische, die von der Produktion als dem Objekt des wirthschaftlichen Denkens ausgeht. Ein neuer Ausgang müßte gesucht werden; den bietet die Gesellschaftbildung. Das fordert eine vollkommene Nmarbeitung des nationalökonomischen Stoffes. Mein Buch wollte die erste Vorarbeit leisten. Nnd ich, konnte nicht nur die Notwendigkeiten voraussagen, die der Krieg gezeitigt hat, sondern auch das Gesammtshstem andeuten, das sich daraus entwickeln muß. Die Ent--wickelung begann nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Der Egoismus hörte auf, Vorrecht zu sein; wurde zum Recht Aller. Als Na-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_078.html[18.07.2014 16:05:25]

turrecht gehört er zu den Rechten, die sich ohne Schaden nicht auS»
schalten lassen, und darum fiel seine Privilegirung. Darum aber
sind auch alle Theorien hinfällig, die sich auf seine „Veredelung" in
der Richtung auf sozialen Verzicht stützen. Diese Theorien liefern
nur immer wieder die Schwachen und Einfältigen den Gewaltthäti-
gen und Klugen aus. Für eine große Masse von Menschen ist die
Freiheit auf die rein mechanische Bewegungfreiheit zusammenge»
schrumpft; und da sie auf das psychische Selbsterlebniß nicht Verzicht
ten kann, nährt sie es von Surrogaten,, die den Sinn der Freiheit
und des Lebens fälschen und verderben. (Auch das sozialistische Ideal
ist ein solches Surrogat.) Dieser Zustand wird dadurch geschaffen und
erhalten, daß sich durch Mißgestaltung der wirtschaftlichen Produk«
tion eine neue Form der Leibhörigkeit eingeschlichen hat: die Zins°
Hörigkeit. Sie unterscheidet sich von der alten darin, daß sie sich mit
Theilraub begnügt; den ihr Hörigen will sie nicht ganz besitzen, son°>
dern ihm nur Lebenskraft und höhere Daseinsgüter durch den Kredit,
durch organisirte Zwangsarbeit entziehen. Auch hier kann nur natio»
nale Einheit die Herrschaft sichern; nicht eine Gruppe von egoistischen
Vrivateinheiten. Einen Theil der Kreditanarchie hat das Kriegs«
Provisorium abgelöst. Soll dieser Ansatz zur Gesundung wieder ab«
sterben? Daß sie komme und dauernd werde, dafür möchte mein Buch
wirken, das schon vor dem Krieg entstand.

Dachau. Hermann Gottschalk.

Der Mensch schreit. Verlag von Kurt Wolff in Leipzig.

Der rothe Bogner Eros loht,
auf seiner Insel jauchzt er hoch
— glücklich gleiten die Männer,
lautlos, mit lockeren Tauen,
über die Wellen des Sees,
baden hell in den Bächen der Frauen,
der streichelnswerthen, in weißen Leuchten glänzenden;
umfangen auch von Deinen Lust kredenzenden
kupfernen Sonnenbräuten, Atlantis,
»der den grünen Wiesenleibern ambrosischer Triften,
Aber (bitterer Wind!) es kam der fleischlose Tag:
Christengötter des neidischen Wehs
Wider die Siebenseligkeit rüsten,
'Ist der Schäumende gestorben?
Raffte ihn der Zorn der Erde?
Eignes Eigenthum ward holde Sklavin,
giebt sich nur nahrhaft-reichem Lebenskäufer,
sehnt sich gelb nach Geld und Grafen
— am verzückten Mondenhimmel
Aphroditens Sterne sich zu Tode schlafen.

Albert Ehrenstein.

Skizzen.
Das Schreiberlein.
üge! Lüge! Ausschweifung! Feinde, mit denen man ein Leben
lang ringt, wie lernt man sie lieben! Lüge und Schwelgerer!"
So johlte der Rasende und schwenkte sein rothes Fähnlein aus dem
Giebelfenster auf die Köpfe der Vorübergehenden. „Der mannhafteste
Feind, der treuste Freund, Haß und Liebe sind eins", krächzte er wei-
ter. „Kommt denn an meine Brust! Laßt mich das Verbrüderung-
fest von Ehrbarkeit und Schande feiern."
Er war von einer empfindsamen Mutter zu jeder Zurückhaltung,
erzogen worden. Sie hatte seine kränkliche Jugend vor wilden Kna-
benspielen bewahrt. Er lernte: nicht mit Krankheiten grollen, sondern
für die Genesung Dankopfer bringen; nicht Gott fluchen, wenn das
Brot fehlte, sondern auf die Knie sinken, wenn (oder damit) der Bäcker
weiter borgte. Dann war er Schreiber geworden. Gerichtsschreiber.
Das Leben verging am Schnurchen. Jetzt konnte er der Mutter ihre
Pflege heimzahlen, Sie wurde schwächer und manche Nacht verbrachte
er an ihrem Bett. Den Tag auf hochgeschraubtem Drehstuhl, die
Brille auf der Nase, die Bleifeder hinterm Ohr uiü> mit den dünnen
Beinchcn baumelnd. Gott, was hatte er für Teufelswerk zu lesen! Ver-
führung, Anzucht, Unterschlagungen: Alles glitt fein säuberlich an
s°'rlem Rücken ab; wußte er doch für Alles die gebührende Strafe.
Freilich, wenn erst der Thäter ertappt und vor Gericht geführt ist>
haben die Frevel kurze Beine,
Wenn erst . . . Ihm kam in den Sinn, daß viel unaufgedeckt
bleibt; daß Einbruchsdiebe erst beim siebenten Mal gefaßt werden.
Sechs Mal hatten sie die Welt gefoppt, sich ungestraft amusirt. Die
Habens gut! Und verärgert, verkniffen, giebt man es ihnen nun; dick.
Gefängniß: ist es so viel schlimmer als ein kahles Zimmer und Nacht-
wachen? Wenn man die Viecher wenigstens noch foltern dürfte?
Der Schreiber begann, revolutionär zu werden. Nachdem er dem
Sarge seiner Mutter gefolgt war, begrub er sein frommes Leben.
„Habe es lange genug versucht. Es hat mir nichts eingebracht. Man
wird Träumer oder Draufgeher, je nach den Umständen. Jetzt heißts:
ins andere Lager übersiedeln!" Erster Anhieb: Besuch von Spelun-
ken; Freundschaft mit Entlassenen, die er vom Gericht her kannte. Die
Kerle lachten zwar über ihn; und schrecklich starke waren darunter.
Aber er war stolz, geduldet zu sein, als Staatsbeamter!
Einmal, als er heimgehen wollte, zupfte ihn einer der Gäste, der
ihm gefolgt war, am Arm. „Du, hör' mal, Freundchen, Farbe be-
kennen! Seit wann pfuschen uns Leute Eurer Art ins Handwerk?"
Das Schreiberlcin bekam das Zittern. Der Andere fuhr fort: „Du
kennst mich nicht. Bin, wie Du, Polizeispitzel." Und er zeigte ihm seine

Marke. Dem Schreiber kam der Einfall, zu werden, wofür er gehalten wurde.

, Klüglich nahm er den Theobald aufs Korn. Der sonderte sich so ab. Der schmiedete Ränke. Heraus damit. Sie saßen beim Schnaps. Theobald sprach tieffinnig: „Wird man Philister oder nicht? Hätte ich Chancen wie Du, weiß Gott: der Staat ist noch immer die beste Altersversorgung. Bin anständiger Leute Kind. Ging bis Tertia. Wäre auch gut, 'mal nicht mehr in dieser Stinkluft zu sitzesn." „So oder so, wir brachtens Beide nicht weit", versetzte der Schreiber. „Weißte, wie wärs mit der Gerichtskasfe? Endlich was, das sich lohnte!" Des Schreibers Aeuglein zwinkerten listig. „Doch besser als blos Spitzel", dachte er und sprach: „Ich mache mit." „Dann aber gleich! Heute, nachts, denn man ist mir schon auf der Spur."

Es klappte. IS 80« Mark. „Zu gleichen Theilen", sagte der Gauner und steckte es ein. Sie flohen und hielten sich drei Tage verborgen. Der Schreiber war dem gewandtenSpitzbuben eine Last. Als Der auf den schon fahrenden Zug sprang, gab er dem Helfer einen Tritt und schrie: „Zurück, Du störst mich!" Allein war der Schreiber hilflos. Da: ein Rettungeinfall! Zum Stationchef! „Telegraphiren Sie an die nächste Station. Ein Kassendieb ist im Zug. Drei Tage habe ich ihn verfolgt." Das Männlein zitterte am ganzen Körper, aber der breitschultrige Beamte lachte aus vollem Hals und schüttelte ihm die Schulter. „Das haben Sie wohl geträumt. Das kriegen Sie im ganzen Leben nicht fertig. Hätten doch blos den nächsten Schutzmann zu rufen brauchen." Er telegraphirte nicht.

Es war ein Glück für den Schreiber, daß ihm der Andere nicht vor Gericht gegenübergestellt wurde. Denn natürlich war er durch seine Flucht verdächtig. Man entließ ihn ohne Pension. Weiter nichts. Denn man zweifelte an seinem Verstand. Der doppelt Entgleiste schlug Kapital daraus, den Irren zu spielen.

Eine Betschwester, die sich in feine treue Sohnesliebe einst verliebt hatte, aber zu verschämt war, es einzugestehen, nahm ihn mitleidvoll auf, glücklich, ihren aufgespeicherten Liebevorrath an den Mann, und zwar an den rechten, zu bringen. Man munkelte, daß es die Zwei dort oben arg trieben; aber wenn es den drunter Wohnenden zu bunt wurde, nahm er sein rothes Fähnlein, steckte den Kopf aus dem Fenster und schrie, während die Frau ihn zu besänftigen snchte, als harmlos Irrer: „Triumph Lüge, Liebe, Freiheit, Hurra! Hurra!"

Lachen.

Der Frühling zwitscherte in den Zweigen, schwang sich in berückenden Düften thautrunken von der blühenden Erde hervor, glitzerte in Sonnfäden und spiegelte sich auf prustenden Kindergesichtern. Der Knabe sah es und grollte mit ihm. Ihm weckte das neue Leben zn neuer Trauer. Er schlich zu seines Mütterleins Grab und weinte blutige Thränen, Die Erde schüttelte sich vor Jubel und Lachen.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_081.html[18.07.2014 16:05:26]

Die Zukunft.

Es war Karneval. Alle Welt hatte sein Narrenröckchen angezogen. Die Pritschen knallten auf der Straße. Männlein und Wagd» lein knufften und pufften einander in die Seiten und selbst der Schutzmann verstand heute Spaß.

Ein junger Mann hatte seinen Bratenrock aus dem Schrank geholt und den Chlinderhut aufgesetzt. Er wollte sein Examen bestehen. And ihm war bitterernst zu Muth. Er dachte an die Nächte, die er gehungert, gefroren und gearbeitet hatte. Vor ihm lag ein Berg von Studienschulden, der abzutragen war. Als er über die lusterfüllte Straße schritt, drehte man sich nach ihm um und lachte.

Ein Mädchen lag im Sterben. Das hatte er heiß geliebt. Er verbarg seinen Kopf in ihre Kissen und schluchzte. Sie aber ließ ein silberhelles Lachen ertönen, ganz leis und dünn und weltentrückt. Sie hauchte: „Es ist so schön, daß Du weinst. Alles ist schön."

Sie starb. Stumm stand er auf und sah mit wachsendem Interesse zu, wie sie starrer, gelber und kälter wurde. Nnd plötzlich machte er einen Sprung durch die Luft und jauchzte: „Ich bin frei! Kein Erdenschmerz kann misch nach diesem noch berühren. Ich werde lachen können, wenn die Menschen weinen, ich werde ihren Kummer komisch finden, ihrer Armuth spotten, ihre Gebrechen nachmachen. Sie sollen vor Lachen auf der Erde liegen und die Beine über den Kopf znsammenschlagen!"

Die Leute nannten ihn ein „solrniges, derbes Gemüth" nnd entschuldigten ihn: er habe gewiß noch nichts Ernstes durchgemacht.

Witwe.

Auf einer Bahre brachte man ihr den Leichnam, Der junge Offizier hatte ein störriges Pferd zu waghalsigen Sprüngen bringen wollen und sich dabei das Genick gebrochen.

Als Elisabeth das Nnglück hörte, fuhr sie sich über die Haare. Ernst sah sie auf den Toten nieder und streichelte ihn, küßte ihn und> streichelte ihn wieder. Dann dachte sie an ihre Trauerkleidung nnd schickte den Burschen ans Telephon. Sie wußte auch, was sonst bei einem solchen Anlaß nöthig sei, und gab die passenden Befehle.

Sie war sechsundzwanzig Jahre alt und man mußte ihr lassen, daß sie ihre Fassung zu wahren wußte. Ein Trostwort erschien unangebracht. Verlegen umstanden sie Verwandte und Freunde, die sie am Beerdigungtag auf das Erbgut begleitet hatten. Dort lag am Ende des Parkes das Familienbegräbniß,

Als Alles vorüber war und sie sich in dunkler Nacht in sich zurückgezogen hatte, fühlte sie, daß sie einsam war. Nichts war ihr geblieben. Er hatte Jugend, Glanz und seine glühende Liebe mit sich ins Grab genommen und ihr Kind war ihr schon vor zwei Iahren gestorben. Sehnsucht nach dem toten Kindlein ergriff sie. Ihr war, als müsse sie barfuß aus dem Bett, aus dem Haus schleichen, zu seineim

Hügel, es aus der Erde kratzen. Und mit unbarmherziger Deutlichkeit nullte sie sich den Anblick aus, der sich ihr dann bieten würde. Sie schwelgte in dem sie zerfleischenden Grausen. Andere Witwen haben es gut; sie bleiben Mütter. Sie hatte nichts, gar nichts. Man hatte ihr von ihrer Jugend geflüstert, gemein verletzend sie damit getröstet. Sie hatte die Worte lieb lächelnd hingenommen und gefühlt: die Liebe war zu groß, um noch einmal erlebt zu werden, undwollte keine schmachvolle Nachblüthe erfahren.

Aber das Kind ... War Das auch so unrettbar, so unwiderruflich verloren? Wenn sie noch einmal eins hätte, es als seines ausgeben könnte, um es mit seinem Namen und im Glauben an ihn zu erziehen! Vielleicht wäre es seins?

Am dieses Kind weinte und flehte sie heiß in jener Nacht.

Im Lauf des Jahres wurde es geboren.

Weltstück.

Das große Welttheater hatte seine Vorstellung eröffnet. Ein Bischen früher, als man erwartet hatte. Man' rannte sich die Köpfe fast ein und brauchte die Ellenbogen, um rechtzeitig einen Platz bei der blutigen Haupt- und Staatsaktion zu erlangen. Um besser sehen zu können, verdingte man sich als Coulissenschieber oder Reporter, Läufer und Choristen, als Träger, die die Toten von der Bühne schafften, Schaufler, Heilgehilfen und Regisseur. Die Tribünen erstreckten sich über sämmtliche Kontinente. Die Dollarmillionäre zahlten die höchsten Preise. Denn die Einkünfte aus dieser starken Sensation sollten zur Heilung der blutigen Köpfe dienen, ohne die es nicht abgehen würde. Sie haben so viel Gefühl und berechnen dabei, daß auf diese Weise ihr Geld zwiefach nützlich würde. Die Kriegsfurie gab die Hauptrolle. Sie spie aus den Wolken herunter und aus den Wellen herauf, daß die Leute das Niesen bekamen, Sie jagte durch die Länder mit Schwert und Feuerfackel; und Jeder, den sie berührte, wurde stahlhart und zugleich vom Brand zündender Begeisterung getragen. Plötzlich reckte sie sich, wuchs und dehnte sich aus, daß die Bühne zu eng wurde und sie auf die Stufen der durch Geld und Mitleid geheiligten Dollarlogen kam. Panik entstand. Man brüllte: „Der Löwe ist los." „Sstst^ lirst! Dafür haben wir nicht das viele Geld bezahlt, Thränen geopfert und Kanonen verschickt, damit wir zuletzt selbst daran glauben sollen!" „Rette sich, wer kann."

Ein Schreien, Durcheinanderrufen und -laufen begann, wobei die verehrungwürdigen Herrschaften einander bald in den Haaren lagen. Die Trompeter bliesen mit vollen Backen eine lustige Fanfare dazu und bereiteten so dem Stück ein unvorhergesehenes Ende.

Die Raben.

Um das verlassene Schlachtfeld kreisten die Raben. Sterbende und Verwundete röchelten. Die Schreie der Frauen und Mädchen nach

den Männern, die unhörbaren der ungeborenen Kinder nach Vätern
waren vernehmbar. Wie ein Feuerbrand wälzten sich die Klagen aus
der Stadt als Antwort auf das Wimmern der Leidenden. Man
rettete, was zu retten war; männliche Hilfe war kaum vorhanden.
Drei Freundinnen von sechzehn, achtzehn und zwanzig Fahren
faßten sich unter und zogen zusammen in die Nacht hinaus: Lene,
Liese und Lore. Sie schoben einen Fahrstuhl vor sich her und hatten
auf diese Weise schon Manchen heimgebracht. Hunde schnüffelten
rechts und links und meldeten, wo sie athmendes Leben fanden. Einem
folgte Lore, die Aelteste, ins Gebüsch. „Wartet hier; vielleicht müßt
Ihr mir helfen."
Sie hörte ein qualvolles Stöhnen, und als sie hinleuchtete, fand
sie einen scheinbar kräftigen Körper, der sich auf der Erde wälzte. Auf
den Anruf wandte er sich um. Sie sah: er war durch ein Shrapnell
erblindet. „Töten Sie mich, seien Sie barmherzig", flehte er. Lore
aber rief den Mädchen zu: „Geht nur, ich finde allein nach Haus."
Und dann sehte sie sich auf den kothigen Boden, nahm den Kopf des
Blinden in ihren Schoß und streichelte ihn. Und flüsterte: „Sind die
Schmerzen noch arg?" Er versuchte, zu lächeln, und sagte: „Schon
besser." „Dann müssen wir heimgehen." „Heim?" „Zur Pflege. Sie
dürfen nicht sterben. Sie sind gesund und wir brauchen Sie alle, alle."
„Ans Krüppel? Wozn?" „Das werden Sie später hören. Seien Sie
jetzt ein Held für das Leben."
Lene und Liese wurden noch einmal aufgehalten, ehe sie das
eigentliche Schlachtfeld betraten. Sie fanden einen Besinnnnglosen,
an eine Wurzel gelehnt. Unmöglich schiens, den schweren Körper auf
den Stuhl zu heben. Sie gürteten zwei Hunde an ihn, um ihn empor-
zuziehen. Bei der starken Bewegung öffnete der Kranke die Augen
und seine schwachen Kräfte halfen, bis es gelang, ihn auf den Fahrstuhl
zu legen. Schon wollten die Mädchen ihn gemeinsam in die Stadt be-
fördern, als sieRufe vernahmen. Ein Soldat, der einen Nothverband
um Arm und Fuß trug, schleppte sich heran. „Habe meinen Freund
begraben", sagte er und stützte sich schwerfällig auf den Wagen; so
traten sie den Heimweg an.
Die treuen Freundinnen fanden sich im Hospital wieder, wo sie
ihre Findlinge persönlich pflegten, bis sie entlassen wurden. Dem
Einen blieben zwar einzelne Splitter. Der Andere lahmte; auch
mußte ihm der Arm abgenommen werden, weil der Brand hinzuge-
treten war. Der Blinde fand zuerst seinen Lebensmuth wieder, als die
Schmerzen nachließen.
Liese, Lene und Lore heiratheten die drei Soldaten und führten
einen gemeinsamen Haushalt, zu dem Jedes nach seiner Kraft beisteu-
erte. Man sagt, sie seien glücklich und nie sei unter ihnen Zank.
Dr. Käthe Brodnitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G. m, b, tz, in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_084.html[18.07.2014 16:05:27]

5 Februar 191«.
Dr. 18.
— Die Zukunft.
Antiquariat
»ei>Iin « SS
versendet suk V^unscK KÄtalog 77!
«IVloäern« öücker uncl Lxlibrls",
i<stslog78: „SUcder uaci SIläer".
Wr, Möllers
Distef.Kursn
nsch5chroth
5snskmum
MirK^Iieilvers,
l,chron,KrsnKK
r>ulv. kür b ttemä, IIVI,
VilSunger Menenquelle
vjrck »ett IsKrieKllten lllit g?«»»en> Lrkolg« II» UsustrinKKur bei Isieren^rlm
»eins» tägliedell ü»IKver?ustes »v erster Stelle 2» einpkeKIea. — ?iir »n«eke»6«
IIüttsr «ll<I Langer in öer Lot'vieKsIuvg ist ei» klir ckeu Ruaellsoaulosu vo»
Koker Le<isutui>L.
191Z -14,664 LsSegäste unS 2,278,876 klssckeoverssnä.
?«rl»vgs ll«>ie»t» I^iterstur portokrei voll 6eu
Q HI

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_085.html[18.07.2014 16:05:27]

ZIk. 18.
S.Februar 191«.
— ?Ie Zukunft. —
WeK illustrierte Koedinteressante Verde
Tu sedr bttttKen preisen!
stätt
I,ädsnvreis
ilünsterverg, y«K»r, ^au»u» üunst.' Nit 161 ?ext-
Abbildungen und 8 liiteln in ?^rbsndruek.
Lr»uns«Kv<sig 1908. 104 8. Lex. 8° Kl. 4,50 tttr Kl. 3,—
liemkrandt, Lärmen»« van üvn. 100 Hand-
2s!«Knungen nut stäi'Kein Kärton in eleganter
Klimpe. I,sin«!g. 37 : 35 Kl. 100,— kür Kl. 3S,—
Singer, rrok. Dr. Hans l?nics und Selten-
Kelten Ii» Kgl. Lunker«tieIiK»dinett «u vres-
den. Leipzig 1911. SV 'Istsln init l^ext. 4°.
Kart Kl. 12,—kür«. «,SO
lZemiildegalerie IZaron LruvKentliäl in Hermann-
städt. 40 Kunstblätter 26:33 ein und lext
von Kustos Kl, LsaKi. >Vien. In Klappe . . Kl. 20,— tur Kl. 8,SO
Klemäldegälerie 8>>eeK von Sterndur^ in
Lüt«s«I>en». ösnaratäusgäbs der KunstKisto-
risvnsu (ZsssIlseKakt tur ?notogräpKi8<:Ks l'ubli-
Kationen, 40 ^utnabinsn ausgsvv'älilter Kleister-
^vsiks mit ?sxt von Dr. l?slix Lecker, Leipzig
1904 Kl. 70 —tur Kl. 2«,—
Venus. Die .^potksoss des >Vsibss, der ^vsib-
liobs 8eK«nlieit8tvvus in der Kunst. Klit lext
von ?risdr, ?uelis. Lerlin 1905/6. I^^vei rsieb
illustr, vraelitvoll ausgestattete Lände ?olio,
LravKtbävde, ?reis Kl. 30,— tür Kl. 20,—
Lurups« bürsten im Sitten Spiegel der Karikatur
von (zs, Kabn. Klit 450 teils t'srbig, Abbildung,
l_,sx.1!'orrnat. Llegant gebunden öl, 25,— kür Kl. 7,KQ
Das dentseke Ailitär in der Karikatur von K
<^!onring, Klit 552 teils farbigen Abbildungen.
I>sx.-?«rrnat, Elegant gebunden Kl, 25,— tür Kl. 7,S<>
Da» ^Veid in der üsrikatur von O. Kabn, Klit >
»20 teils farbigen Abbildungen. I^ex.-1?orinat.
Llegant gebunden Kl. 25,— für Kl, 7,50
?r«»enrei«. triebt- und KeKattenbilder aus dein
inodsrnen ?r»usnlsbsn von v. Ken^veigsr-
l^sreksnteld, init 254 Abbild, inod, Künstler.
«r. 8«. Lrasbtband Kl. 25,— kür Kl. 1»,—
Lieferung erfolgt gegen Xaennsbins oder Voreinsendung des öetrages
dureb
Leipzig, Xönig8ti'. 23.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_086.html[18.07.2014 16:05:27]

A. Februar 191«. — Die Z-Kuult. —
N MeiKe Ser firma frieör. Xrupp, g«58-
zKKIMile, K8en, vom Zadre 1SSZ.
Hummer« ^ur KilcK/äKIuvg avz 1. Juli Iglö goiozeu «ordov^
t.it. A. 42 8tüvK von js ». 5000 M. ^ 210 000.
1 S SS 62 112 129 187 28» 297 311 »23 367 8«« 397 409 410 421 442 456 510 553 562 572
575 M3 612 617 647 69« 705 725 738 744 763 «23 862 901 919 921 924 946 990
I.it. S. I0S 8tüoK von je «. 2000 M. ^212 000
^024 1V39 1042 1071 1099 1126 1146 1175 1191 1195 1271 1272 128» 1290 IZ04 1315
>32« 1343 135» 1491,15,7 IS34 155« 1553 1571 1589 1616 1668 1669 1688 1713 1731
>745 177« 1797 182« 1849 1863 1864 I8b7 1886 1906 1963 1973 1982 1985 2011 2036
2041 2043 205« 2103 2,43 2,57 2,74 2179 218» 2201 2226 2241 2264 2269 2279 2285
2311 2315 2352 2368 2389 2423 2465 2526 2562 2566 2580 2585 2586 2615 2632 2634
2719 275« 2769 2851 2858 2877 2881 2958 2971 2997 S047 3102 3113 322« 3281 3289
3303 3333 3361 3373 3386 34V8 3411 3142 3162 3469
I.it. L. S07 8tüol< von je Kl. I000^K1. 507 000.
3556 3558 3571 3597 3601 8618 3683 3722 37Z7 3728 3731 3732 3782 3799 3811 8817
386« 3963 4016 4>>24 4045 4097 4093 4100 4116 4245 4276 4279 4360 4309 434» 4137
4456 4485 4496 452» 4588 4602 4628 4666 4692 4726 4777 4781 4737 4792 4794 4807
481« 4811 481? 481 S 4851 4922 491« 4997 5043 5090 5095 50,,7 5,13 5134 5174 5,83
5187 519« 5218 5226 5239 525« 5263 5271 529« 53,8 5374 5376 5382 5 91 539» 510«
5441 5474 5483 5186 5493 5527 5549 5562 5 ,69 5606 5659 571» 5722 5751 5774 5 75
580« 5804 5840 5859 586« 5861 5380 539« 5899 594» «941 595, 6'02 »"35 6049 «052
6053 6063 »065 6073 »030 »083 6085 6,12 6N4 »143 617« 6,82 6208 6221 6248 6307
S348 638« 638» »394 6393 6103 64V5 8424 6431 6458 6481 6194 6522 »543 660« 6649
»695 6702 6733 »746 6775 6873 687» 6892 6922 694s 8955 6979 7031 7061 7091 7148
715« 7189 7210 7227 7249 7i>64 7313 7319 7378 74,« 7416 7436 7474 7478 7502 7505
75S6 7559 756» 7574 7619 7691 7736 ?754 7771 7792 7860 79V4 7930 7933 7934 7943
7949 7959 796» 7970 7979 798» 7989 8 08 803» 8043 8019 »066 SU2 8119 8233 8256
8267 3286 8300 8302 833« 8387 839» »435 84,2 »462 8464 8474 8484 8188 8553 8556
«58» 864» 8614 8709 874« 8744 8770 8782 8869 8^70 3585 »8»? 8^99 8963 8982 9VV«
9021 9053 9072 9124 9,53 9171 9,94 9206 9209 9297 9315 932« 93 6 9394 9406 «418
9421 9515 g,°>42 9550 9624 9626 9642 965« 9679 9716 9733 9780 9784 9808 «8»9 9816
9855 9866 9885 9900 9921 9980 10085 1012« I0I61 1« 194 1« ,95 10233 10296
10316 1033« 1033» 10341 10354 10368 104,7 104SI 10434 10488 10501 10 53«
10533 10541 10551 10 60» 1060« 10634 10 652 I««7« 10 677 10703 10 721 10751
10756 10772 10739 10 798 10 812 10818 10839 10860 10868 108^5 10 887 1090»
10924 10961 1099« 11035 11059 11089 11 09« 11151 II167 1II76 11243 II 261
11363 11376 11408 11433 1144» 11468 11493 11569 1159« 1160» 11632 11 637
11661 II 719 11727 11 759 II S21 118 1 11894 II 908 I1SI6 11922 11949 12 "22
12 02« I20Z3 I2V41 12013 12049 12061 12 079 12152 12170 12138 12192 12235
1226« 122S9 12230 I22>8 12S03 12 320 12 53» 12 33g 12 349 12 375 12 390 12 121
12 463 12 467 12 493 12 496 12 499 12 561 12 574 12 596 12 608 12 635 12 633 12 655
12 659 12 663 12 689 12 784 12 790 12 799 12 801 12 83! 12 347 12 873 12 874 12 959
12 974 12 996 13 017 13 023 13128 13 129 13 135 13 192 13 218 13 270 13 345 13 35»
13333 13 461 13468 13521 1355« 13 567 1S5!4 1361» 13 »37 1» 663 1369« 13 695
1Z697 1S707 13 722 13 765 13 783 IZ 796 13 807 13 831 IS S33 13 902 13 «M 13 917
IS92» 1394» 1»91S 13953 IS954 13997 I4U31 14017 14066 14122 14151 14 179
14192 14218 14239 14 26« 14SIS 14 369 14 382 14 427 14413 14 46-, 14 483 11491
14 532 14 55« 14 571 14 641 14 643 14 652 15 656 14 664 14 717 14 784 14 797 14 829
14919 14930 14 933 14 967 I501S 15 02« 15031 15 144 15145 15167 15 174 15 238
15 251 15 26S 15 276 15 285 15 314 15 327 15 366 15 369 15 37» 15 380 15390 15 437
IS 447 15 449 15 454 15 4UI 15 490 15 496
I.it. 0. 170 8tüoK von je Kl. 500 ^ «. 85 00«.
15 50S 1S535 1S560 15581 15587 15S27 15645 15 »55 15700 15713 15763 15 779
15792 15798 153,2 15 823 15 835 15 859 15897 15909 15910 15915 15921 15 945
16009 16018 1»«8» 16INV 16117 16 123 I»I6tt 16 182 16 197 16210 1622» 16262
16273 16274 16329 1639» 16428 I643Z 16467 16470 16 475 16 480 ,6502 16S08
16535 16552 16589 16,31 16 646 16664 16 68« 16739 16747 16757 1S793 16807
16827 16830 16853 16392 1693» 1699» 170,15 17068 I7U81 17 087 I70Z3 17 120
17 141 17 159 172IS 172.« 17 226 17^61 17 270 17 277 Z7294 17326 17362 17426
17466 17473 17 490 17491 17 509 1758« 17594 17 6»! 17 607 17 625 17 64» 17 697
177S1 I78I8 17822 17834 17838 17843 17855 17870 17 874 17 887 17 890 17 392
17 903 17 928 17 963 18 054 18 089 18 10» 18144 18 153 18 17« 131!« 13 202 18 207
12 229 18 239 18 255 18 264 18 267 18 280 13307 18 343 133',9 18511 13531 18 571
18 587 18 58« 18 612 18 614 18 623 18 636 18 655 18 694 18 71« 18 722 18 729 18 738
1S770 13 786 18 792 18 892 ,8 969 18 992 19,«2 19 013 I9VÄ5 19 042 19 095 19 IIS
ISIS« 19131 19 219 19 240 19 248 19 235 19 335 19 36« 19 363 19 363 19 417 19 431
IS 441 IS 461

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_087.html[18.07.2014 16:05:28]

Auslosung: 1»ou»r Igt?, Verzinsung dl« I. lull 1914.
Nr, 3344 von », AM Nr, 16 82-, 17 015 von j« ». SO»,
Auslosung: Isnuar I91S, Verzinsung bis I. lull I91S.
Nr. 389 voll ». MM.
Nr. 1622, 2614, 26^6, 2634, 3153, 3430 von js », AM,
Nr. 3626, 362», 4504, 4725, 5766, 5936, 7u63. 77UU, 8115, 8221, 8K04, 3808» 881«, 8>>«,
3K5«, 10484, 10 505, 10518, 1094S, 11676, I1i,8«, 12 444, 13 514,14 194, 14 437,14 95»
voll js «. IHM,
Nr. 15 503, 15 63«, 15 950, 15 987, 17 «2«, 17S7I, I3 2S4, 18038, 19 436 voll je », SM,
4°/« FnIeiKe iler frieö. Xrupp Mtiengesell-
5cKajt, Q5en, vom Zadre 190S.
Lsi 6sr aiv 12. snnusr I91S slÄttgsdadtsn S. Verlosung sinS oi« solgsvSen
«Ummern 2ur I!üoKiaKIuv^ »i» I. luli I9IS gsiogsa vorgso:
l.it. A. 49 8tuolc von js ». 5000 ^ ». 245 000.
ÄS 102 173 243 213 312 377 412 452 622 621 «25 «26 721 8S> 986 997 1245 14«1 1766 1790
1898 1921 2024 20?« 2,53 2239 26,4 2745 27S9 2765 2733 2788 2795 281« 2959 3014 3209 3293
3315 3497 3S39 3624 3648 3709 372» 3745 3805 3901
l.,t. s. 74 8tüolc von js ». 2000 ^ «. 148 000.
«71 4152 417« 4211 4401 4154 4484 450« 4552 4872 48»2 491« 4981 5066 5277 5371 5489 5514
5>o44 S593 5724 5752 5822 5832 584« 5852 6147 6151 616« 6,85 «231 6289 «3g> «44« «««« 6S02
««97 6739 6945 7071 717« 7283 7292 7538 7563 7613 762« 7674 7693 7»«« 78^8 7!,19 8278 8349
WK4 8576 8593 8L2« 8778 8323 894« 8951 9008 W60 «292 943« 9S49 9572 9698 9606 9648 9694
10 0SI
11477
12 «27
12 697
13 459
14 22«
15 «27
16 223
Ist 30«
19 859
20 850
21931
23 «02
24 021
24 «25
l.it. 0. ,85 8tüol< von js «I. 1000 ^ «I. 185 000.
I« 127
11497
12 10«
12 758
13 669
14 318
15 065
16 299
19 329
19 89«
20 87S
22 021
23 01«
24 022
24 642
l« 133
11547
12 181
12 938
13 6/6
14 385
15 105
18 072
19412
2 ,048
20 907
2218«
23 060
24153
24 753
363 I05«9
574 11642
194 12 2«?
99« 13 III
731 13 748
552 14 635
21« 15 239
903 17«,«
223 18 326
415 19 444
160 2»4»5
«25 21017
185 22 35»
«98 2313«
169 24 2<«
774 21956
10 559
11693
12 328
file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_088.html[18.07.2014 16:05:28]

13 226
13 892
14 734
15 358
17 178
18 418
19 451
2,> 470
21106
22 402
23 174
24 223
I«7«3
1179«
12 392
13 264
13 ^93
14 822
15 393
17 198
18 552
19 465
20 60«
21177
22 403
23151
24 377
10 852
11 8VS
12 42«
13 3VS
14 057
14 83»
15 55?
17 264
18 71!
19 5?8
2« «98
2123«
22 501
23 201
2310!
10 923
11823
12 438
13 367
14 07«
14 863
15 619
17 426
18 781
19 «>,7
20 741
21375
22 «4»
L3S66
24 430
11027
11 872
12 487
13 375
14 095
14 884
15 «52
17 597
13 825
19 «58
20 745
21541
22 851
23 589
24 447
11174
11929
12 530
13 4««
14 1««
14 »93
15 63Z
17 619
19 198
19 748
2« 827
21772
22 896
23 74«
24 5S1
11 459
15 935
12 645

13 444
14101
14 945
16 209
17 747
1« 267
19 844
20 836
2184«
23 «00
23 913
24 «L2
I.it. 0. 75 8tüoK von js ». 500 ^ ». 37 500.
25 012 25 053 25 06 2 25 087 25 17« 25191 25 21«
25 552
26 5>>«
27 «««
28 6V3
2« 532
3V «52
25 5V
26 55«
27 780
28 645
29 713
30 85«
5 574
26 5'<6
27 882
28 7K0
29 782
30 981
25!
26 791
27 911
29 099
29 84«
24« 25 437 2i47« 55 473 25 55«
2,',
2« »49
27 «,,4
2» 108
2« »85
26 015
26 885
2» 150
29171
23 89«
2« 237
2,1««
28 174
29 214
S«253
26 350
27 115
2S 314
2« 22«
30 464
26 351
27 133
2» 475
2« 257
30 494
26 384
27 436
28 513
29 283
30 647
26 433
27 624
28 582
29 335
30 775
M141
27 627
28 594
29 42»
30 84«
Auslosung: Is«u»r 1912, Verzinsung bis I, lull 1912.
Nr, I«1«9, II 707, I!ö«4« von ». Nr, 25 4 !« von ». SM,
Auslosung: Isnusr 1S1Z, Verzinsung bis 1. lull l9lZ.
Nr, 375 voll », SM«, Nr, II 2U1 von », IM«,
Kusinsung: lsnusr 1914, Verzinsung bis 1. lull 1914.
Nr, 25 142 von », SM,
Auslosung' lsnusr 19IS, Verzinsung bis I. lull 19IS.
Nr, 281, 578 von », MM, Nr. 1101», II 141, 12 559, 1406« voll js ». IM»,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_088.html[18.07.2014 16:05:28]

Vor der Entscheidung.

ZMn der pariser Zeitung l.ekwtin erzählten neulich drei namen»
los Neutrale, was sie in Deutschland gesehen haben. Einer
rühmt sich, mit dem Geleitbrief einer Deutschen Gesandtschaft in
das Reich geschlüpft zu sein, von dessen Zustand er ein getreues
Mld zu geben trachtet. Die Züge gehen und kommen pünktlich;
daß auch der Speise» und Schlafwagendienst nicht eingeschränkt
ist, wird verschwiegen.Ankunft inBerlin aufdemAnhaltcrBahn»
Hof. KeinAutomobil zu haben.Was von solchen Gefährten sicht-
bar ist, scheint aus vorgeschichtlicher Zeit zu stammen; keucht, auf
zweitzolzrädern,in Schlängellinienüber das Pflaster. Der Kämm-
ling will in einemGasthausam BahnhofFriedrichstraße wohnen.
Für den Weg (in gemächlichem Trab zwanzig Minuten) braucht
er drei Droschken; weil das Pferd der ersten übermüdet, das der
zweiten lahm ist. (Während ich das getreue Bild des berliner
Lebens beschaute, kam zu mir, in einen Vorort, ein Neutraler in
einer Autodroschke; und als er fort mußte, rief ihm das Telephon
eine andere herbei.) In der Friedrichstraße und Unter denLinden
wimmelt derOrient; Türken, Egypter.Levantiner beherrschen die
^Fußwege. Keine Trauerkleider: auch dieserWunsch des Kaisers,
heißts,ist erfüllt worden; die Witwen und Mütter gefallener Krie»
ger tragen Roth, Gelb, Veilchenfarbe. Das Volk foll vor trüber
Stimmung bewahrt werden. Dennoch erblickt der Fremde ringsum
«ine ungemein große Menge Verwundeter; in einem Lazaret des

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_089.html[18.07.2014 16:05:29]

Westens neunzig Unteroffiziere, die, sämmtlich, an der Ostfront
das Augenlicht verloren haben. Wer nun nicht an die Allgewalt
der Russenletstung glaubt, lernt wohl selbst vor Iswolskijs Wahr»
haftigkeit niemals Andacht. Der zweite Neutrale berichtet: Nur
Greise und Kinder sind noch zu sehen (also wohl auch alle rüsti»
gen Frauen schon im Feld); wo leckere Nährmittel ausgestellt
sind.werden dieLadenscheibenzerschlagen (vonGreisen undKin»
dern, versteht sich); jedes Geräth, das irgendein Metalltheilche»
hat, wird, sogar Spiegel und Wanduhr, vom Staat in Beschlag,
genommen: Steuerbeamte gehen von Haus zu Haus und fordern
dem Bürger zwei Drittel seines Geldes ab (gegen Quittung: auf
deren Einlösung er geduldig warten mag); das Ergebniß dieses
Zwanges nennt sich dann Anleihe; die gefangenen Franzose»
wären längst verhungert, wenn sie nicht aus der tzeimath Lebens»
mittel erhielten; Alltagsschauspiel: die Wärter erbetteln von den
Gefangenen Zwieback oder Brotrinde. Der dritte Neutrale hat
die große berliner Ianuarschlacht erlebt.(Von der wißtIhr nichts?
Was erfahrt Ihr, SocKes, denn? Hier ist ein Augenzeuge; hier
giebts keinGeflunker.MlleSchänken undKasfeehäuser geschlossen.
In allen Hauptstraßen Reiterposten. Nützt nicht: eine ungeheure
Menschenwoge wälzt sich durchs Brandenburger Thor, wo die
Wachmannschaft den Wehrdienst weigert; und brandet bis vor
das Zeughaus. Weil zwei Landsturmcompagnien dem Befehl, in
dieMenge zu schießen,nicht gehorchen,knattern zweiMaschinen-
gewehre los; sechzig Tote und dreihundert Verwundete werden,
vom Platz geschleppt. Dem Neutralen fehlen die Worte, die fei»
nem Entsetzen Ausdruck gäben; er kann nur noch stammeln, das^
Stadtbild sei, mit den abgesperrten Straßen, den zum Schuß be»
reiten Wachposten, düsterer als je eins, das er im Gebiet desBe»
lagerungzustandes sah... Die Berichte sind am siebenundzwan»
zigstenIanuar und am erstenFebruar Veröffentlicht werden. Nicht,
einer ihrer Sätze ähnelt der Wahrheit. Millionen isls Manna.
Auch I^elemps hat seinen Neutralen. Der nennt sich Hendrik
Hudson (ist aber gewiß nicht Skandinave, Niederländer, Ameri»
kaner) und schreibt «von der holländischen Grenze" (Wahlschein-
lich also aus der Schweiz). Was? Daß, im vorigen Frühling,,
der Reichstag den Eintritt.der Fraktionführer in die RegirunH

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_090.html[18.07.2014 16:05:29]

erzwungen hätte, wenn die Russen nicht durch den Frontbruch bei
Gorlice zum Rückzug genöthigt worden wären. (Der Plan ist,
wie mancher andere zuvor und danach, aufgetaucht, beplaudert
und still wieder beigesetzt worden.)«EinZeugniß von derWand-
lung deutschen Wesens." Für Herrn Hendrik Hudson. Der hat
allerleiTratsch erlauscht und baut denFranzosen nun sein nettes
Deutschland auf; ein Spielschachtelreich in falsch gestellte Cou»
lissen. (Beispiel: Die Zeitungcensur wird ins Polizeipräsidium
einquartirt.) Aus dem Munde der Journalisten tönt die Klage:
«Wir werden von den Behörden wie Kinder oder Schafsköpfe
behandelt." DasAuswärtigeAmt ist in stetemZwlst mit denMi-
litärcensoren und kann sich nur mit dem General von Mottle ver-
standigen. Der Kanzler hat schon in Friedenszeit die Gunst der
Juden erschmeichelt, die den wichtigsten Theil der Presse beHerr»
schen, und erntet jetzt den Erfolg langen Mühens. Die ersten
Kriegsmonate brachten die größten Tageszeitungen in Lebens»
gefahr. Die Anzeigen schwanden und Herr Rudolf Mofse selbst
mußte den Zusammenbruch seines Hauses fürchten. Ein Bischen
hat sichs seitdem gebessert; fast alle Anzeigen aber gelten dem
Kriegsbedarf. Die drei mächtigsten Preßconcerns werden von
Herren geleitet, deren MeinungWachs in der Hand derRegiren-
den ist; Einer war Rath im Auswärtigen Amt, der Zweite er.
sehnt Orden, der Dritte ist selig, wenn er am Tisch des Staats,
sekretärs mitessen darf.tzarden zeigte im August 1914 das frechste
Siegesbewußtsein; er sagte voraus, daß die Armee des Generals
von Kluck die Franzosen bis nach Toulon jagen werde. Nach den
Kämpfen an derMarne und amPser wurde er vernünftiger. In
seinerZeitschrift; in öffentlichen Reden sprach er so kriegerisch wie
zuvor.DiesesDoppelspielwarschlau.doch nicht gerade anständig.
Als er es aufgegeben und zugestanden hatte, daß noch nirgends
Entscheidung erstritten sei, wurde seine Wochenschrift verboten;
fortan soll sie in der Schweiz erscheinen. Wieder einWandlung.
zeichen.DerMann, der sich selbst verbannt, ist durchaus nicht der
einzige, der die Niederlage ahnt. Die Zuversicht, in derAlles pa»
radirt, ist erheuchelt. DemVolkwird dieWahrheit gehehlt; durch
dieses Dunkel strauchelt es in grause Gefahr... Sagt Hendrik
Hudson. Haben Pascal und Voltaire so fürAufklärung gewirkt?

Frankreich, das die Bundesgenossen mitBerichten speist, ist
gewiß, daß nur der Schrecken noch die Enthüllung derReichsohn»
macht hindert. »Man heuchelt, entstellt und fälscht; mit aller Ge»
Walt will man den Einsturz verzögern, den man doch als unver»
meidlich erkennt; das Auge soll an der Wirklichkeit, die sich ihm
aufdrängt, zweifeln lernen." (Zweifeln lernen, daß französische
und russische Provinzen, daß Belgien, Serbien, Montenegro von
denHeerenDeutschlands und seinerWaffengefährten besetztsind?)
«Die Deutschen wollen auch den Schein der Unruhe meiden und
hoffen, ihre Larve werde uns täuschen." Verlogene Kanibalen.
So warensteimmer.Imlemps wurden amerstenFebruarBruch»
stücke aus einem neuen Buch des Herrn Or.LeBon veröffentlicht.
Der weiß, daß schon Louvois nur durch Germanenwildheit ge»
nöthigt wurde, diePsalz hart anzupacken. («Wenn dieDeutschen
sich nicht zu anständiger Kriegführung entschließen, müssen wir sie
an Grausamkeit überbieten": daß der Kriegsminister des Sonnen»
königs diesen Satz schrieb, genügt doch wohl als Beweis.) Herr
Le Bon, dessenPsychologenversuche in Deutschland allzu freund»
lich beurtheilt wurden, weiß auch, daß Bismarck gesagt hat: .Die
richtige Strategie fordert nicht nur, daß man die feindliche Streit»
kraft schlägt, fondern auch.daß man die Bewohner des feindlichen
Landes drückt und peinigt, bis das Ilebermaß des Leidens sie
zwingt, ihre Regirung um Friedensschluß zu bitten. Man darf
diesen Leuten nichts lassen als die Augen, die den Krieg beweinen."
Die Sätze sind aus Büschs erstem Bismarckbuch; doch hat nicht
der Kanzler des Norddeutschen Bundes sie gesprochen, fondern,
am achten September 1870, inReims, der amerikanische General
Sheridan, dessen Lehre die Preußen »beachtenswerth, doch ein
Wenig herzlos" fanden. Thut nichts: Der Märker wird verbrannt
und Louvois in die Glorie gehoben. «Muß im Kampf gegen sol-
chen Feind nicht jedes Mittel angewendet werden, das die Zer»
malmung der Barbaren beschleunigen kann?" Kein erlangbares
wäre unversucht geblieben. Wortzauber hext es nicht herbei. Des-
halb mahnt selbst General DeLacroiz die Landsleute, nicht, unge»
duldig, aus raschen Sieg zu rechnen. Wie im amerikanischen Ab-
fallkrieg, spricht er, wirds. Von 1861 bis 64 hat der Süden fast
immer gesiegt, der Norden Fehler gemacht, Enttäuschung und
Niederlage erlebt. Doch die vereinten Nordstaaten hatten die See»
Herrschast, den Ausfuhrhandel, die höhere Menfchenzahl und

waren drum schon Sieger, als sie flüchtigem Blick noch besiegt
schienen. Der Süden konnte Schlachten gewinnen, nie aber das
Heer des Feindes vernichten. Eben so unerreichbar fern ist diese
Möglichkeit heute denDeutschenz trotz ihrer bewundernswerthen
Organisation, ihrer gründlichen Erziehung zum Krieg und der Be»
hendheit ihres Generalstabes. Was war, wird wieder sein. Was
in dem Amerikanerkrieg war? In dem hatteSheridan mitgefoch»
ten; und die Erfahrung gesammelt, derenFrucht er in Reims die
Deutschen schmecken ließ. Wer dem General De Lacroix glaubt,
darf im Drang der Noth vor dem Rath des Amerikaners nicht
schaudern. Der nicht, dem eines Volkes Schicksal anvertraut ist.
In der Lügenmauer, aus der heute wieder ein paar Stein»
chen gelöst wurden, nistet der Feindesglaube an Sieg. Seit die
Russen aus den Karpathen getrieben wurden, hat keine der wi-
der uns verbündeten Mächte irgendeinen Vortheil aus Europa
geheimst;und alle schwören dennoch, nicht nur mit der Lippe: «D>:r
Sieg ist uns gewiß."Was können wir dagegen thun?Jeder Ge»
wissenhafte müßte nach einerForscherfahrt durchs Deutsche Reich
bekennen, daß die Lebensführung zwar theurer und minder be»
quem.dochvon allgemeinerNoth nichts zufpüren ist.Woherkame
sie einem Lande, das in achtzehn Monaten ein paar Dutzend Mil-
liarden inUmlauf gebracht und nurBruchtheilchendavonüberdie
Grenzen geschickt hat? Männermangel und Nährstoffschwund,
Angst undAufruhr: erlogen.Die Angabe.daß den Bürgern Bar»
geld,Uhren,Spiegel,Lampen, Rahmen, Erzeugnisse des Metall-
kunstgewerbes abgefordert werden, klingt dem Ohr Erwachsener
so glaublich wie die Grufelmär von Pflichtweigerung deutscher
Krieger und von Maschinengewehren, die Frauen und Kinder
aufs Pflaster schichten; noch wüster als die Kunde von dem Zei»
tunghäuptling, dem Frühstück die Neberzeugung abkauft, und von
dem Wochenschriftleiter, den »schlau" dünkt, inRede und Schrift,
vor der selben Menschenschaar, sein Urtheil zu spalten. Nie waren
ansehnliche Landgüter so hoch im Preis. Nie wurden Juwelen«
Händlern so viele Prunkstücke aus dem Glasschrank geholt. Ein»
schrumpfenden Gewerben schafft Staat oder Gemeinde Ersatz»
auftrage. Mütter und Mädchen finden leichter als jeLohnstellen.
Die Ernährung weicht manchmal (nicht oft genug) von Alltage»
gewohnheit. Essen wir Elephanten und Ratten und zahlen, wie

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_093.html[18.07.2014 16:05:30]

die belagertenPariser(dieauchBrotkartenhatten),für einfrisches
Ei drei Francs und einen halben? Kann in einem Gebiet, das
vonAntwerpen bis nach Kleinasien, vom Isonzo bis an die Dwina
reicht, an Ost» und Nordsee, Adriatisches und Schwarzes Meer,
Alpen und Kaukasus grenzt, Hungersnoth werden, die das Leben
gefährdet? Kommt, ehrlich Neutrale, zu schauen. Ihr werdet nicht
darben,sogar,wennIhrLust und Geld habt, schlemmen; und den
kräftigen Puls alles Seins bestaunen. EuerZeugniß könnte dem
Erdtheil ungeheuren Dienst leisten. Die Lügenmauer in Trümmer
posaunen. »Anwahrscheinlich. Deutschland will Frieden; seine
Feinde wollen Fortsetzung des Krieges. Damit ist bewiesen.. .*
DaßDeutschland demZiel nah, derFeind ihm ferner als am
ersten Kriegstag ist. An dieses Zieles Schranke war nie der Wunsch
geklebt, England,Frankreich,Italien,RußlandnebstihrenSchütz-
lingen zu vernichten oder intzörigkeit zu schnüren. Der Gewinner
hat das Recht (und, wo es um unwiederbringliches Menschheit-
gut geht, auch die Pflicht), Frieden anzubieten. Solches Angebot
erniedert ihnnicht, sondern breitet seinAnsehen; zeugt vonKraft,
nicht von zager Schwachheit. »Die Deutschen möchtenUnvermeid»
liches meiden." Richtig: im Fortgang des Krieges Unvermeid»
liches, das aber durchaus nicht ihnen allein Schaden androht.
Sie möchten nicht gezwungen sein, neue Erdtheilsstrecken zu
verwüsten und den Reigen des Todes ins Doppelte zu längern.
Vor sechsMonaten konnten sie sich inVertheidigung bescheiden;
das Eroberte halten, nützen und dem Feind sagen: Wir regen uns
nicht, bis Du uns inAbwehr schwingst. Jetzt ists zu spät. Die Vor»
bereitung des Handelns, das Entscheidung bringen könnte, ward
von den Feinden verzaudert; heute noch stöhnen sie über Einheit»
mangel und berathen, wie Dichtung der Lücke erwirkbar sei. Alle
Ozeane und vier Kontinente sind ihrem Willensdrang offen; die
Hälfte der Mensch heit ist ihnen verpflichtet. Dürfen wir warten, bis
sie demFeinde denGestus.dieLinie derKriegswirthschaft abgeguckt
haben undunsleis endlich dieNothbeschleicht.diejetztnurLügen»
spuk ist? Männer können nicht leugnen, daß die dritte Aeckerbe»
stellung schwieriger als die zweite würde, daß zwar nicht die Mann»
schast, doch wichtiger Rohstoff fchwer zu ergänzen wäre unh der
Geldaufwand insAnerschwinglichewüchse.NachdreiSperrjahren
wären auf den Hauptmärkten auch die Plätze besetzt, von denen
Deutschlands Gewerbe und Handel nicht zu verdrängen schien.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_094.html[18.07.2014 16:05:30]

Dürfen wir warten? Des Feindes Sehnen nach tzinauszerrung
giebt die Antwort: Nein. N'cmals der Vollstrecker feindlichen
Willens zu werden, mahnt das oberste Kriegsgesetz (Bonapar»
iesundClausewitzens).SelbstdieGewißheit,gegenErschöpfungs»
trieg gefeit zu fein, darf uns nicht bestimmen, ihn als Fremdlings»
gebot hinzunehmen. „Noch istFrist zu Verständigung; kurze. Wir
wollen nicht, daß Europa arm und wüst, Weltbummlern ein Can»
«ae und Pompeji werde. Unsere Heere haben gewaltige Siege
erfochten und sind nirgends geschlagen worden. (An Marne und
^ser war Fehlschlag, nicht Niederlage.) Staatsvernunft warnt
uns aber vorUeberfpannung der Bogensehne. Eure Streitkraft ist
nicht zerschellt; der Schild Eurer Waffenehre unverbeult. Aus
der Erkenntniß, daß diesem Krieg, als dem grausesten Unheil
in aller Menschheitgeschichte, schnell das Ende bereitet werden
nmß.und aus nüchterner Wägung der Kräfte und EntWickelung»
Möglichkeiten kann Friede werden; haltbarer, der keine Würde
desudelt, kein Wurzelrecht ausjätet, den Weg in mähliche Ver»
söhnung, in Europäereintracht nicht verriegelt. Eine den neuen
Machträngen angepaßte Begrenzung der Wehrkraft ist denkbar
<tm Besitz des unentbehrlichen Athemraumes braucht eine Na»
tion sich nicht mehr so hart zu panzern, als müsse sie ihn erst dem
Schwert anderer Gerüsteten abtrutzen); denkbar auch eine Kriegs»
schuldgemeinschaft, die dem Willen zum Frieden ein fester Gurt
würde. Wollt Ihr aus Lügennebel in Klarheit, aus dem mor»
schen Schaupomp unterspülter Paläste in saubere Hallen ehrlich
schlichter Arbeitgenossenschast, die in einem Menschenalter einen
^heil des Schadens von gestern und heute zu tilgen vermöchte?
Ihr werdet uns nicht unbillig finden. Sollen die Ueberlebenden
fühlen, daß der Krieg, trotz all feinen Gräueln, Europens weiße
Menschheit vorwärts geführt, den Gefallenen also ein nie verwit»
jerndes Denkmal errichtet hat, oder soll Euren Leuten, in Gruft und
Wohnstatt, auch fortan vorgegaukelt werden, die starken, eigen»
finnig tüchtigen Deutschen seien so niederzuwerfen, daß sie in ab-
sehbarerZeit nicht wieder aufstehen können? Noch istzuVerstän-
digung Frist; kurze.' So müßte Deutschland jetzt sprechen; nicht
in Gewisper: laut, daß die Völker, nicht nur deren Schmarotzer
«nd Schmeichler, es hören. Ohne Gequalm die Grundmauer zei»
gen, auf derFriede ruhen könnte.Wird die Ladung als Schwach»
heitzeichen verschrien: einerlei.Wird sie abgelehnt: lmGlanz des

Siegers hätteDeutschlanddieletztePflichterMt, die esin seinem
Gewissen dem Erdtheil, der Menschheit schuldig war.
Vor der Vernunft, vor dem Ethos aller Erdenbewohner wäre
dann erwiesen, daß un sere Feindenicht, wie der Edle, der in Schick»
salsverhängniß geschleudert ward, das Ende allgemeiner Pein»
sondern die Verstümmelung des lästig Starken erstreben; daß wir
ums Lebensrecht kämpfen müssen. Wer dürste danach je nocl>
wagen, den Deutschen Geduld und Wahrung alten Brauches zu
empfehlen? Dann würdeKrieg, wie noch heute kein Hirn ihn träumt.
Krieg, dessen Recht jeder neue Tag geböre, wiedergeböre. Wie
nur Mythos und Geschichte derThierheit ihn ahnen ließ. In die
Zange derWahlzwischen jämmerlichemFrieden undZermürbung,
durch langen Krieg (mit dem Trost, daß er auch den Erdtheil,
Feinde wie Freunde, versiecht) sind wir nicht zu klemmen. Wir
warten nicht, bis Euch beliebt, die Gewichte auf den Wägschalen
zu prüfen. Muß gestorben sein: wir bestimmen die Stunde. Kein
neutraler Staat könnte uns zumuthen, an seinen Portheil, sein
Behagen eher als an unseres Lebens Sicherung zu denken. Ist
der Hader mit den Vereinigten Staaten (auf deren Waffen uni»
MunitionunsereFeindenichtmehrangewiesen,derenMilliarden-
aufträge, bis auf Bleibsel, ausgeführt sind) mit irgendeiner an»
ständigen Formel zu überpflastern: weder Wortknicker noch Reu»
geldknauser wollen wirsein; die anglo»amerikanische Zwiesprache-
überAusfuhracht und Baumwollbann würde danach rasch hitzig.
Sehnt Britanien sich aber in den Beweis, daß wirs aus Tauch»
booten und Luftfahrzeugen nicht in das tzerzkammerrohr treffen
können, will es erst nach diesem Beweis die Friedensfrage er»
örtern,dann müssen die Vereinigten Staaten sich in die Gewißheit
schicken, daß kein Bedenken noch den Anterseekrieg lähmen, kein
Stern und kein Streif ein Schiff in der Kriegszone schützen wird.
Was ihnen vor fünfzig Iahren gegen die Südstaaten gelang, soll
im Dauerkrieg widerDeutschland derNebermacht nicht gelingen.
Die Hoffnung der De Lacroix ankert in Schlamm. Wir sind nicht
matt, nicht furchtsam; neunzehnMonde haben unseren Entschluß
nicht gebleicht. Würdig glimpflicher Friede, der gesund alterw
kann: willkommen. Entmarkung der deutschen Schlagkraft:Nein.
Anversehrt soll sie Muthigen Schicksal ersteiten.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_096.html[18.07.2014 16:05:30]

Die alten Sprachen.

DR m letzten Heft des vorigen Jahrganges der „Zukunft" habe ich gezeigt, wie der Neuhumanismus aus abergläubigen und verschrobenen Fanatikern wieder Menschen und Christen gemacht hat. Dabei erwähnte ich, daß Paulsen den Neuhumanismus ein Wenig spöttisch behandle. Der Spott des Pädagogen gilt der AengstlickLeit, mit der die Begründer des Humanistischen Gymnasiums, um dessen Grundidee, die Erziehung zur Humanität, vor Verunreinigung zu bewahren, jede Rücksicht auf den prakittschen Nutzen abwehrten. Eine dahin zielende Aeußerung, Passows fertigt er mit der Bemerkung ab: „Man sieht, der Berfasser ist ein rechtschaffener Sohn jenes fichtischen sogenannten Idealismus, der nichts mehr verachtete als gesunden Menschenverstand und faßliche Ueberlegung einer Sache aus dem Nützlichen und Möglichen."

So wollen wir denn im Sinn Paulsens die grosze pädagogische Streitfrage der Gegenwart ganz praktisch anfassen. Drei ^Stände brauchen die alten Sprachen zur Ausübung ihres Berufes: Theologen, Philologen und Historiker; so lange man diesem drei Stände nicht abschafft, muß es Schulen geben, in denen Lateinisch und Griechisch gelehrt wird. Angehörige anderer Stände würden diese Sprachen wenigstens nicht gern entbehren. Nnsere Juristen haben ja jetzt statt des Oorpus ^uris das Bürgerliche Gesetzbuch; aber die wissenschaftlich Gerichteten unter ihnen werden auf die Kenntniß der altrömischen Gesetzbücher, die so großen Ginfluß, aus die Gesetzgebung der europäischen Völker hatten, nicht verzichten wollen; und viele Aerzte, Physiker, Chemiker, Biologen würden es als einen unwürdigen Zustand empfinden, wenn sie die vielen Fachausdrücke ihrer Wissenschaft auswendig lernen müßten, ohne Bedeutung und Ableitung zu kennen. Bilden sie doch täglich neue. Haeckel wäre g.ewiß,sehr betrübt gewesen, wenn e^MüMcheren hätte überlassey müssen, seine Hypothesen mit so klangvollen Namen wie Perigenesis der Plasudule zu schmücken. Eduard von Hartman« hat zur Erleichterung der Jugend vorgeschlagen, das Latein zu streichen und nur das Griechische beizubehalten, das wegen des Werthes der griechischen Literatur nicht entbehrt werden könne. Er hat nicht daran gedacht, daß das Lateinische die Kirchensprache der Katholiken ist. Oder vielleicht hat ihm gerade die Absicht, dem Katholizismus einen Streich zu versetzen, diesen Borschlag eingegeben. Denn er haßte die Katholische Kirche, weil er zwar zwei große Fächer, die Philosophie und die

Naturwissenschaften, vollkommen beherrschte, historisch aber nicht
genügend gebildet war, um die Leistungen der Kirche in der Ver»
aangenheit würdigen zu können, und mit dem katholischen Leben
Der Gegenwart niemals in Berührung gekommen war. Die Ka»
iholiken im Reich sind mächtig genug, ein solches Attentat abzu-
wehren, und sie würden es um so sicherer thun, weil die lateinische
Sprache ein Element der Stärke des Katholizismus ist. Täglich
beten Tausende von Priestern: „In te, Ooinine, speravi, non con-
junclär in aeternuin; dieses non contunäar klingt und wirkt ganz
anders als das matt sich hinschleppende: „Ich werde in Ewigkeit
nicht zu Schanden werden." Jedenfalls aber hat Hartmann daran
nicht gedacht, daß ohne Kenntnis des Lateinischen die deutsche
Geschichte nicht studirt werden kann. Sind doch deren Quellen
bis ins dreizehnte Jahrhundert fast sämmtlich lateinische Schrift-
werke; und HMeMaWrlauÄliebe trieb den Freiherrn vom Stein
zur Gründung der Nonninenta, in denen sie gesammelt werden.
Die Literaturfchätze des Alterthums, meinen die Gegner des
Humanistischen Gymnasiums, vermittle ja unserem Volke Reclam
wirksamer als dieses Gymnasium. Doch Aebersetzungen sind nicht
ohne Uebersetzer zu haben und die alten Aebersetzungen können
nicht in alle Ewigkeit immer wieder unverändert abgedruckt wer«
den, weil jede lebendige Sprache sich langsam ändert und die
Ansprüche, die der neue Stil erhebt, nur durch neue Nebersetzungen
befriedigt werden können. Daß keine Aebersetzung das Original
ersetzt und daß darum kein Kenner auf dieses verzichten mag,
braucht Wissenden nicht gesagt zu werden. Außerdem eignen sich
nicht alle alten Literaturwerke zur Verbreitung im Volk. So
möchte ich von zweien der drei platonischen Dialoge, die als Kunst»
werke unvergänglichen Werth haben und noch von keinem Nach»
ahmer erreicht worden sind: Phaedon, Phaedrus und Symposion,
eine Reclam-Ausgabe nicht empfehlen, weil beide das gefährliche
Thema vom Eros behandeln*). Und doch bildet die Kenntniß gerade
") Aus dem selben Grund verzichte ich darauf, in einer allgemein
zugänglichen Zeitschrift ausführlich nachzuweisen, daß dieser Eros
nichts gemein hat mit orientalischen Lastern, wenn auch (wie^enn in
der menschlichen Natur Göttliches und Thierisches wunderlich ver»
^knüpft sind) die von ihm Ergriffenen in Gefahr schweben^Men^zu
verfallen, vor Selcher Gefahr Sokrates sehr nachdrücklich gewarnt hat.
Zw:i Anekdoten, wenigstens mögen zeigen, daß der Eros nicht gewissen
Drüsen des Unterleibs, sondern der ästhetischen Region der Großhirn»
rinde entstammt. 'Nnter Gefangenen, die der Barbarenkönig Senthes
niedermetzeln ließ, war ein schöner Knabe, den der Olynthier Episthenes

dieser beiden Werke einen wesentlichen Bestandtheil vollendeter
Bildung. Denn der Phaedrus zeigt, wie die SHönheit als Ah?
tzlanz des Göttlichen üW^e Sehnsucht nach der ewigen tzeimath
weckt, und legt so den Grund zu einer christlichen Aestlze^tik: das
Symposion aber definirt den Eros als den TrieH, in schönen
Seelen Schönes z,u zeugen, und erschließt so die höchste Auffassung
der Jugend« und Volkspädagogik, die namentlich den in der
Volkserziehung so einflußreichen Novellisten Gesetz des Schaffens
sein sollte.
Endlich werden wahrscheinlich führende Geister die Kenntnis;
losbat. Seuthes fragte: „Willst Du vielleicht selbst für ihn sterben?"
Episthenes hielt feinen Nacken hin und sagte: „Schlage zu, wenn der
Knabe Dich heißt." Dieser wollte Das nicht, sondern bat, der König
möge doch Beiden das Leben schenken, was auf Xenophons Fürbitte
der Barbar that, lachend über diese komischen Griechenkäuze. Teno-»
Phons Symposion ist zwar kein historischer Bericht, sondern ein Lehr-
idyll in Dialogform, aber es liegt iHm ohne Zweifel eine wirkliche
Begebenheit zu Grunde: das Fest, das Kallias zur Ehre des Autolhkos
gab, desSiegers imPankration derDnaben, der, wie wir ausPlutarchs
Lhsander erfahren, später ein angesehener Athlet geworden und als ein
Opfer der Gefälligkeit der Dreißig Tyrannen gegen die Spartaner um-
gekommen ist. Die Gäste verzehrten ihr Mahl schweigend, weil Keiner
von der Schönheit das Autolykos unergriffen blieb (küSei? «ux en«^"
iHv ^u^v ii?r' sxei'vsu). Es kann nur die Schönheit des Antlitzes gewesen
sein, die so mächtig wirkte, da die Körperbildung des bekleidet Da«
sitzenden nicht zur Geltung kommen konnte (Frauen und Knaben,
die an Gelagen der Männer theilnahmen, lagen nicht, sondern saßen).
And diese von der Schönheit eines Knabengesichtes überwältigten
Männer waren durchaus nicht «pervers''. Die Pantomime Dionysos
und Ariadne, die den Schluß des kleinen Festes bildete (vor ihrem
Beginn war, nach den strengen Grundsätzen hellenischer Sittlich»
keit, der Knabe mit seinem Vater heimgeschickt worden), erregte eine
so lebhafte Sehnsucht nach weiblicher Amnrmung, Äaß, die Verhei-
ratheten ihre Pferde satteln ließen, um zu den Gattinnen zu eilen,
die Ledigen aber schworen, sie wollten allernächstens Heirathen. Welche
unüberbrückbare Kulft liegt zwischen solchem hellenischen Wesen und
der wüsten Roheit der 1. Mose 19 beschriebenen Szene! Aus diesem
HSumpf das Auserwählte Volk durch wunderbare Leitung der Ge-
schicke dieses Volkes und durch die Jahrhunderte lange Arbeit der
Propheten herauszuziehen, ist der göttlichen Vorsehung endlich ge-
lungen. Eine ähnliche Roheit, der ein Weib zum Opfer fiel (RichterlS),
hatte einen Ausrodungskrieg gegen den Stamm Benjamin zur Folge.
Die völlige Ausrodung wurde durch einen Kniff abgewendet, aus dem
die römische Sage vomRaub derSabinerinnen entstanden zu seinscheint.

der alten Sprachen darum erhalten wollen, weil die Leiter des Staates den historisch-politischen Inhalt der alten Literatur nichd entbehren können (unsere Politiker sind jetzt ohne Zweifel dem. Geschichtschreiber Eduard Meyer sehr dankbar dafür, daß er sie?: in seinem Kriegsbuch „England" an eine Aeußerung des Poly» bius, über die Punifchen Kriege erinnert) und weil sie den höchsten Beamten die formelle Bildung sichern wollen, die durch das Er» lernen dieser Sprachen erworben wird. Nur Ankündige können bestreiten, daß der wunderbar feine Bau dieser Sprachen die beste Schule praktischer Logik ist, mit ihrem Reichthum an Tem» pora, Modi und Konjunktionen und der strengen Gesetzlichkeit des Gebrauches dieser Sprachformen im scharfen Unterscheiden und, im Wahrnehmen feinster logischer Beziehungen übt und zugleich den Sinn für korrekte, schwulstlose Darstellung und für Ausge» staltung jedes Schriftsatzes zu einem Kunstwerk anerzieht. Victor Berard.. schreibt in seinem Werk Les ?K6niciens et I'OäMee': ,Mer Mit den alten wie mit den neuen Hellenen gelebt hat, mutz zugeben, daß die Phantasie nicht ihre herrschende Seelenkraft ist und auch nicht die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Originelle Erfindung verlangen sie nicht. Haben ihnen auch schon zwanzig: Dichter die Leiden eines Oedipus geschildert, so mag es der ein« undzwanzigste ruhig noch einmal thun, ohne an der Fabel Etwas zu ändern. Wenn nur das neue Werk regelrecht und harmonisch gestaltet ist, nichts Aebertriebenes und Gewaltsames darin ab» stößt, wenn es der Ausdruck einer im Gleichgewicht ruhenden Vernunft ist, die saubere und sorgfältige Ausführung durch keine Spur von Schleudere! entstellt wird, wenn das Ganze ein zwar vereinfachtes, aber treues Abbild der Wirklichkeit bietet, so mag dieses Werk immerhin der Originalität entbehren und sogar nur Alltäglichreit bringen: dem Hellenen wird es echt griechisch und der tzochschätzung der Kenner Werth erscheinen. Man giebt ja. wohl zu, daß sich die Menschen durch die Hautfarbe unterscheiden; warum will man die Unterscheidung der Gehirne nicht zu-
geben, nicht einsehen, daß die religiösen Vorstellungen der Rassen, sehr verschieden von einander sind? Auch der ganz vertürkte (wi> HuiZ6) Grieche denkt noch in Syllogismen; die übrigen Nationen können Das nur, so weit sie Schüler des griechischen Humanismus sind. Die Hirne mancher Völker widerstreben geradezu dieser Denkform. Die Araber von heute pflegen, gleich den Hebräer« des Alterthums, ihre Wahrnehmungen aneinanderzureihen, ohne sie logisch mit einander zu verketten. Für diese Operation haben die semitischen Sprachen nicht das nöthige Werkzeug; ihnen fehlen

idie Konjunktionen und manche Verbalformen. D^s hellenisch^
HM ist ganz eigenthümlich geartet. Die Grundregel seines Den«
kens lautet: Jedes vom Menschenverstände aufgestellte GeseS gilt
^unbedingt s^'äUe 'Erscheinungen des Aniversums. Nnd da meint
man, daß die Griechen gleich den Rothhäuten Totemisten gewesen
seien und eine aus Thiermythen abgeleitete Religion gehabt ha«
den?" Die neueren Sprachen nun haben sich allesammt — am
Meisten die englische — in dem von B6rard beschriebenen Sinn
einigermaßen semitisirt, können deshalb das Griechische als Werk«
zeug der Schulung im Denken nicht ersetzen. Man spottet über die
ungeheuerlichen Schachtelsätze in den Entscheidungen unserer Ge«
richtshöfe; und als Stilproben wirken sie ja auch komisch. Aber
die Fähigkeit, solche Sätze zu bilden, offenbart einen hohen Grad
von Kraft und Feinheit des Denkvermögens, zweier Eigenschaften,
deren die Richter zur Ausübung ihres Berufes bedürfen und
die sie sich am Periodenbau der Alten erworben haben, den sie,
allerdings im Widerspruch zum Geist unserer Sprache, nicht eben
sehr geschmackvoll nachahmen. Das Werkzeug ohne Nachahmung
benützen können: Das erst ist die reife Frucht der formellen klasfi«
schen Bildung. Wenn ein Primaner einige Seiten des Thukydides
-in gutem Deutsch sinngetreu wiedergibt, so beweist er damit Dreier«
lei: daß er ein hohes Maß von Denkkraft erworben hat, daß er
Werständniß für politische und geschichtliche Dinge besitzt und daß,
er seine Muttersprache so vollkommen beherrscht, wie er es wahr-
scheinlich nicht vermöchte, wenn er die alten Sprachen nicht be«
wältigt hätte. Kein besseres Mittel, das Denkorgan bis ins höchste
Greisenalter geschmeidig zu erhalten, als die Lecture griechischer
Klassiker und yorazens verzwickte Konstruktionen. Gewiß: auch
die Mathematik schult die Logik, aber nur einseitig, an toten
Raumgebilden und noch toteren Zahlen, während das Sprachen-
lernen gleich vom ersten Uebungsätzchen an ins volle, reiche Men-
schenleben einführt mit Denksprüchen, Weisheitregeln; Szenen
vorführt, geschichtliche, geo- und ethnographische Stoffe, poetische
Kunstwerke darbietet. Wie müssen sich Primaner gepackt fühlen,
wenn sie jetzt, während des Krieges, im Tlmkydid^s^^^ ZZrä-
liminarien des Peloponnesischen Krieges lesen, die so lebhaft an
die des Weltkrieges erinnern, und wenn ihnen an Thukydides,
Polybius und Livius die Kriegsmoral And .das PölkerMM er»
laüMffVeMen, die jetzt in der Presse Gegenstand so unsachgemäßer
Erörterungen sind, daß ein Unwissender in einem hochangesehenen
Blatt, ohne sofort widerlegt zu werden, behaupten durfte, die
Mten hätten kein Völkerrecht gekannt, ihnen hätten die Bedin«
gungen für ein solches gefehlt.

Weichherzige Freunde der Jugend wenden ein: Mag sein;
aber warum so Meie zu der Plage verurtheilen, die nur für
Wenige, ihres zukünftigen Berufes wegen, nothwendig ist? Ganz,
meine Meinung. Für diese Mehrheit gründe man neue Burger»
unidtRealschulen, schicke auchMe wenig Begabten, seien es Prole-
tariersprößlinge oder Kommerzienrathssöhne, gleich aus der
Volksschule in die Werkstatt, auf den Acker, in den Pferdestall.,
oder wo sie sonst am Besten tauglich sind. Schon Herbart hatte ge»
fordert, die Knaben sollten im zwölften Jahr je nach ihrer Bega«
bung entweder dem Gymnasium oder der Realschule zugewiesen
werden oder auf die Bolksschulbildung beschränkt bleiben. Es-
ist vernünftig, daß, man jetzt, um die Entscheidung nicht zu
treffen zu müssen, einen gemeinsamen Unterbau fürs Gym-
nasium und die Realschule einrichtet; man könnte aber noch
weiter gehen nnd die Befähigungprüfung schon in der
Volksschule ermöglichen, indem man in deren Stundenplan
für die drei letzten Jahrgänge Französisch oder Englisch oder
Beides aufnähme. So fände man die für Sprachen Be-
gabten heraus. Die Realisten sind ohnehin leicht zu er-
kennen, da die Volksschule ja Naturkunde und die Elemente
der Mathematik, manchmal auch Handfertigkeiten lehrt. Denen,
die aus der Volksschule gleich in die Werkstatt oder Fabrik, in
den Laden oder den Packhof abgehen, werden die paar französi-
schen oder englischen Brocken, die sie mitnehmen, so wenig schaden
wie jetzt unseren Kriegern die in Frankreich aufgelesenen. Machen
doch auch nur wenige der akademisch Gebildeten im späteren Leben
von Allem, was sie auf dem Gymnasium gelernt haben, Gebrauch.
Woraus man eine weitere Waffe gegen dieses schmiedet: „Wie
viele Gerichts- und Regirungräthe lesen denn den Homer un!»
Plato überhaupt noch und wie viele lesen ihn in der Arsprache?"
Worauf mit der Gegenfrage zu antworten ist: Wie viele Pfarrer,
Historiker, Philologen und Staatsanwälte vergnügen sich denn
Sonntags und am Feierabend mit dem Differenziren von Glei-^
Hungen und mit geometrischen Konstruktionen? Einem Theil der
Gymnasiasten könnte übrigens dadurch Erleichterung verschafft
werden, daß das Griechische für fakultativ erklärt und den darauf
Verzichtenden zur Erlernung einer oder einiger neueren Sprachen
Gelegenheit geboten würde.
Aber ist denn das Erlernen der alten Sprachen wirklich eine
so grausame Marter? Für den Sextaner gewiß nicht. Er steht
noch in dem Alter, wo „Auswendiglernen", das Nachplappern
unverstandener Wörter, Sätze, Verse Vergnügen macht. Das Kind

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_102.html[18.07.2014 16:05:32]

Die alten Sprachen,
ist mit einem wunderbaren Wortegedächtnitz begabt; und die Aus»
Übung jeder Fähigkeit bereitet eben dem gesunden Menschen Ge-
nuß. Ich habe einen kleinen Jungen, der eben lesen gelernt hatte,
den Hans tzuckebein, den Unglücksraben, hersagen hören, den er
zu feinem Vergnügen gelernt hatte; er schrie das lange Gedicht
vor einer größeren Gesellschaft höchst ernsthaft herunter, ohne von
der Vis comics, des Unsinns eine Ahnung zu haben. In Quinta,
wo zusammenhängende Stückchen, Fabeln und Anekdoten, gelesen
«werden, erregt schon der Stoff Interesse; und dieses Interesse
läßt sich von Stufe zu Stufe steigern, wenn die Lehrer keine Pe-
danten sind (sind sie es, so machen sie jeden Unterrichtsgegenstand
langweilig oder peinvoll) und die Behörden die Lecture nicht un-
geschickt auswählen. In der Sekunda und Prima mutz der Lehrer
schon ein arger Pedant fein, wenn er das natürliche Interesse an
den politischen Zuständen Roms und den Intimitäten des römi-
schen Familienlebens, die in Ciceros Reden und Briefen lebendig
werden, verleiden oder nicht aufkommen lassen kann, hoffentlich
wird auch das griechische Lesebuch von Wilamowitz benutzt, das.
dem Blick die griechische Erd» und Himmelskunde, Mathematik,
Mechanik und Medizin also die Geburtstätte der europäischen
Realwissenschaften, erschließt.
Der Laie in der Pädagogik bildet sich ein, weil der Knabe,
Schmetterlinge fängt, Käfer und Kristalle sammelt, Geschichten
liest und gern bastelt, mutzten die Realien reiner Genutz für ihn
sein. Nein! Mineralien und Pflanzen korrekt beschreiben, klassi»
siziren, ihre Namen und Eigenschaften merken, Flugbahnen und
die Bahn des gebrochenen Lichtstrahls berechnen, ist für den min-
der Begabten, den Faulen, eine nicht geringere Pein als die latei--
nische und die griechische Grammatik. Und Geschichten find nicht
Geschichte. Ich bin in allen Zeitaltern zu Haus, beschwere jedoch
mein Gedächtnitz nicht mit all den Namen, Zahlen, Staatsaktio-
nen, Erbverträgen, Schlachten, die, ganz belanglos für den Gang
der Menschheitentwicklung,, in den Schulprüfungen abgefragt wer-
den; und würde ich nach einem der in Gymnasien eingeführten
Lehrbücher examiniert, so fiele ich in jeder Prüfung durch. Diese
Bücher sind ungeschickt und zum Theil so unverständlich abge-
faßt, datz man sie wörtlich auswendig lernen müßte, weil man
bei selbständiger Wiedergabe ihres Inhaltes nicht sicher wäre,
den Sinn zu treffen. Es ist nämlich ungeheuer schwierig, eine
Menge verwickelter Ereignisse und Zustände in ein paar kurze
Sätze zusammenzufassen, die zudem ganz uninteressant ausfallen,,
weil nur das Lebendige interessirt, das Lebendige aber das Ein--

zelne ist. das in einem Kompendium keinen Platz hat. Wenn der Lehrer das Gerippe nicht mit Fleisch ausfüllt (und nicht jeder Lehrer thut es und die Knappheit der Zeit gestaltet es auch gar nicht), so ist der Geschichtunterricht die reine Plage. Wirkliche Geschichte lernt der Schüler nur kennen, wenn er auf eigene Faust zu umfangreichen Werken greift. Vor einigen Iahren fragte ich einen Tertianer, welche Gegenstände ihm die liebsten seien. Latein und Turnen, antwortete er. Es war nicht etwa ein zukünftiger Philosoph oder Dichter oder für sonstige Geisteswissenschaften prädisponirter Mensch, sondern ein lustiger, aufs Praktische gerichteter, beinahe banausischer Bursche. Er bestand im Latein gut (auch in der Mathematik), in den neueren Sprachen weniger gut, in Geschichte, Geographie und Naturkunde schlecht. Ich denke mir, weil in den alten Sprachen und in der Mathematik das zu Leistende genau, in Geschichte und Naturkunde nicht genau umschrieben ist, so daß dort ein Mensch, der zwar überhaupt an Wissensstoffen kein sonderliches Interesse hat, der aber gwisfenhaft seine ^Pflicht thun will, weiß, was er zu thun hat, hier nicht.

Und ist denn die Mathematik eine so durchaus vergnügliche Wissenschaft? In meiner Jugend war sie für die Meisten Höllenpein,- sie blieb ihnen „Metaphysik", wie Französinnen sagen würden, so daß sie Lehrsätze, Beweise, Formeln auswendig lernen mußten, ohne sich Etwas dabei zu denken. In meinem zwölf Mann starken Abiturientenkursus war außer mir (ich hatte das Glück gehabt, von einem geschickten Lehrer eingeführt zu werden) nur noch Einer, der den Zauber wegbekommen hatte. Jetzt hat man ja wohl bessere Lehrmethoden; dafür wird aber auch mehr verlangt. In meinen jüngeren Iahren kam man für die Physik mit der Elementarmathematik aus; heute wimmelt es in Physika» tischen Lehrbüchern und Abhandlungen von Differenzialgleichungen und Ernst Mach schreibt, die Physik gewöhne sich, die Beschreibung der Thatsachen durch Differenzialgleichungen als ihr eigentliches Ziel anzusehen. Nnd nicht Jedem, der die Elementarmathematik bewältigt hat, gelingt es, ins Mysterium der Höheren Mathematik einzudringen, das jetzt Dem, der sich über die Fortschritte der Naturwissenschaften auf dem Laufenden erhalten will, den Weg versperrt.

Also eine Oual ist für den Begabten (Unbegabte gehören nicht aufs Gymnasium) das Griechische und Lateinische, die Mathematik sogar in noch höherem Maß, gleich allen Unterrichts» gegenständen nur dann, wenn ungeschickte Lehrer den Unterricht dazu machen. Ein Kinderspiel sind freilich weder die alten Spra»

chen noch Geometrie und Algebra; harte Arbeit erfordern sie. Aber Das ist kein Unglück. Vor siebenzig Iahren hat Frau Emile de Girardin Schulreformern, die den Unterricht zu einem amusanten Spiel machen wollten, zugerufen: Ihr richtet Unheil an! Die Luvend darf weder lMIich^NöK seelisch mit Konfekt gefüttert werden. Ein Junge, aus dem ein tüchtiger Mann wetöM soll, muß es sauer haben (manAer cls 1a vacke enraA^e). Stramm arbeiten lernen, ist ein Hauptzweck des Schulbesuchs. Die Gesund» heit freilich soll durch die Schule nicht untergraben werden. Das geschieht aber auch nicht. In meiner Gymnasialzeit waren wir, Alle, kerngesund, und wenn in den berüchtigten Schülerbriefen wiener Abiturienten über Kopfschmerzen klagen, so werden die wohl nicht vom Sophokles und Horaz herrühren, sondern von der Unordnung des elterlichen Hauses oder von großstädtischen Vergnügungen, welche die jungen Herren ohne ihre Eltern ge« nießen. In meiner Umgebung kann ich beobachten, daß Gym» nasiasten für allerlei Liebhabereien Zeit haben. Besonders an katholischen Gymnasien wird Musik eifrig gepflegt und öffent» liche Aufführungen beweisen, daß nach dem Urtheil von Kennern Tüchtiges geleistet wird. Von Herzen gönne ich Kindern und jun« gen Leuten das Glück, das heutige LWderziehungheime in Ver« bindung mit vortrefflichen UnterrichtsmeMVengewahren; aber allen ohne Ausnahme möchte ich es nur etwa ein oder zwei Jahre wünschen: zur Aufspeicherung eines VorrathcS von LcbettZsi'i.'ude und Lebensmuth! wer seine, ganze Jugend in einem solchen Paradies verlebt hat, ist für die Härten des Lebens, wie dieses.nunj einmal ist, schwerlich gerüstet.

Leiter solcher Heime, begeisterte Freunde der Jugend, haben sich zu der Forderung verstiegen: Fort mit dem Ballast der Ver« gangenheit, der die Seelen unserer Knaben und Mädchen be» schwert! Auf seine Gegenwart allein richte der Schüler seine Sinne und sein Sinnen? Nach reiflicher Ueberlegung werden sich diese edlen Männer wohl selbst sagen, daß ihnen im enthusiastischen Flug der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen entschwunden ist. Der Mensch ist nicht, wie das Thier, ein Gegenwartgeschöpf: nicht eine fertige und unveränderliche Gegenwart findet er vor, sondern nach einem Zukunftideal baut er sich aus dem Material, das die Vergangenheit liefert, seine Gegenwart selbst*). Und er ist

') Am Abend des Tages, wo ich Das geschrieben hatte, las ich im Schlußkapitel von Msraelis Shbil: It is tks pg,8t alons tkat, os,n ex^>1s,in iko zzrsssut, it is ^outb. tb.at s,IvQS <zg.n mouliZ. ttw

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_105.html[18.07.2014 16:05:33]

Geist. Der Einzelgeist aber lebt von anderen Geistern, nährt sich von ihnen. In der Kindheit ißt oder trinkt er zuerst seine Mutter, dann seine Gespielen, Onkel und Tanten, dann seine Lehrer; und zuletzt, lesend, die bedeutenden Geister aller vergangenen Zeiten. Ein großer Geist wird man nur durch das Verzehren vieler Groß- geister (durch quantitative Aufnahme ein Gelehrter; das Genie verändert durch Assimilirung die Qualität des Aufgenommenen). Gewiß erzeugt auch die heutige Gegenwart Verspeisenswerthes, aber was unsere Mitlebenden (abgesehen von der Technik) leisten, verdanken sie der Vergangenheit; und Männer, die den Groß» geistern des Alterthums, des Mittelalters, des acht« und neun» zehnten Jahrhunderts an die Seite gestellt werden könnten, haben wir noch nicht.
Und läßt es sich denn denken, daß einem geweckten Jungen, der vom Hügel herab die Landschaft beschaut, die Linien nicht auffallen sollten, die „in den Teppich der Flur Demeter gewirkt" hat? Daß sie ihm nicht viel zu fragen geben sollten? Damit aber geräth er tief in die Vergangenheit hinein, denn man muß ihm sagen, daß nicht eine Demeter die Kunst des Acker« und Garten» baues vom Himmel gebracht hat, sondern daß vor tausend Iahren Mönche sie gelehrt Haben, die sie von den Römern gelernt hatten. Und ist es denkbar, daß in einem nicht ganz stumpfsinnigen jungen Menschen beim Anblick des breslauer Rathauses, des freiburger Münsters, des Parthenons oder der münchener, der berliner Nach» bildungen griechischer Tempel nicht der Wunsch aufstiege, zu er« fahren, wie die Menschen ausgesehen und gelebt haben, die diese Wunderwerke zu schaffen vermochten? Ein künftiger Architekt, der reiner Gegenwartmensch werden sollte, müßte in frühester Jugend mit Arbeitern, Werkzeug und Material, aber ohne Bücher und Bilder auf eine wüste Insel verbannt werden; und es wäre inter« essant, zu erfahren, ob die Gebäude, die ein solcher Robinson er« richten würde, dauerhafter, nützlicher und schöner sein würden als unsere alten Tempel, Kirchen, Paläste und gewöhnlichen Wohnhäuser. Gerade Gegenwartmenschen sind es, amerikanische Milliardäre, die einen verrückten und verwerflichen Vergangen» heitkult in Mode und zur Herrschaft gebracht haben: die Ueber» relus6is.1 5uture. Eine Selbstverständlichkeit, die mit Citaten stützen zu wollen, als lächerlich pedantische Schulfuchserei erscheinen mag. Aber so lange Schwärmer die in Jahrtausende langer Lebenserfah» rung errungenen Grundwahrheiten nmzustoßen sich bemühen, müssen sie immer wieder gestützt werden.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_106.html[18.07.2014 16:05:33]

schätzung der Antiquitäten. Sie zahlen ungeheure Summen für
Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks, nicht, weil sie kul«
turgeschichtlich werthvoll oder schön oder als Muster zu gebrauchen,
sondern, weil sie alt sind. So ist es gekommen, das; auch unsere,
reichen Leute oft nur alte Sachen kaufen, die lebenden Künstler
aber hungern lassen und das; der Staat Tausende für eine alte
Zinnkanne hinauswirft, den lebenden Kunsthandwerkern aber mit
seinem Submifsionwesen das Fortkommen erschwert, wie im Sep»
tember 1913 auf dem Kongreß deutscher Kunstgewerbetreibenden
und Handwerker der Hofzeichner Kimbel in einem packenden Vor»
trag geklagt hat. Den mit historischem Sinn begabten und histo»
rifch gebildeten Mann kann solche Narrheit nicht anwandeln; er
weiß, was jede Erscheinung der Vergangenheit Werth und wozu
sie in der Gegenwart zu gebrauchen ist.
Daß die griechische Philosophie ein Grundbestandtheil des
Christenthums ist, wissen die Theologen, und daß die moderne
Christenheit den Verkehr mit den Alten braucht, als Gegengewicht
gegen religiösen und Rassenfanatismus wie gegen amusisches
Geschästsbanausenthum, habe ich oft gezeigt. Eines Nebenfach«
lichen, doch nicht ganz unwichtigen Nutzens sei noch gedacht. Der
humane Mensch empfindet als Wohlthat (und die Anderen fördert
es in der Humanität), wenn man auf Stunden in eine Welt zu»
rückkehren kann, wo eine über straffe Muskeln gespannte reine
Haut die geehrteste Nniform war und wo selbst der Sklave den
Vornehmen, den Herrscher nicht anders anredete als Du Perikles,
Du Alexander, Du Caesar. Ich ehre unsere Krieger nach Gebühr
und halte es für ein Gebot der Staatsweisheit, verdiente Männer
mit sichtbaren Auszeichnungen zu belohnen; aber seit das echte
und reine Europäerthum der Hellenen und der Römer von dem
orientaltsirten Byzanz abgelöst worden ist, hat doch die Herrschaft
leerer Formen und eitlen Prunkes so oft Unheil angerichtet, daß
sie mit einer Literatur bekämpft werden muß, in der das allein
Werthvolle, der Mensch und sein Charakter, unverhüllt und un«
versälschr sichtbar wird.
Einer Schrulle ist noch zu gedenken, weil ein sehr berühmter
Mann daran leidet: daß Sprachenlernen verdumme. Die Schul»
Welt glaubt aus dem zuvor angeführten Grund noch immer das
Gegentheil. Der große Chemiker hält die Vielheit der Sprachen
für einen schädlichen Nnfug und möchte alle Sprachen durch Espe«
ranto ersetzen. Gelänge es ihm, den Völkern ihre Seelen zu steh»
len (DaL sind ihre Sprachen), so würde namentlich das Seelen»
leben der Gebildeten um einen großen Schatz ärmer. Die Seelen

der Bölke^ in ihren Sprachen kennen lernen, gehört zu den feinsten
und edelsten geistigen Genüssen. Wie ich mir in der Lecture der
alten Klassiker die Hellenen und die Römer wiederbelebe, so zau-
bern mir die Klänge und die Wortbilder der Sprachen den an«
muthigen Italiener, den formkorrekten Franzosen, die Grandezza
des Spaniers, den trocknen Humor des inatter-ot tact-iNan leib»
haftig vor Augen. Dem durch einschränkende Verhältnisse Ge-
bundenen ersetzt solche Lecture die Reisen ins Ausland: zu seinen
Landschaft», Architektur- und Museumsbildern liefert sie ihm die
lebendige Staffage.

Gradezu komisch wirkt auf den Kundigen der pathetische Aus-
ruf: Wir wollen doch nicht Römer, sondern Deutsche erziehen!
Die Etonboys, die angehenden Regenten des britischen Reiches,
lernen außer tootball, rowinZ und ^acntinA überhaupt nichts als
ein Bischen Griechisch und Lateinisch, um im Parlament mit klassi-
schen Citaten glänzen zu können. Sind sie keine Engländer? Und
wenn sie aus Livius und Tacitus, aus Caesar, Cicero und tzoraz
Römergeist einathmen, so thut Das doch ihrer „Weltherrschaft"
wahrlich keinen Abbruch.

Neisse, I)r. Karl Jentsch. ^

Man studire nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern
große Menschen der Vorzeit, d eren Werke seit Jahrhunderten gleichen
Werth und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hoch-
begabter Mensch wird das Bedürfnis dazu »hnedies in sich fühlen;
und gerade dieses Bedürfniß des Umganges mit großen Vorgängern
ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studire immer wieder
die alten Griechen! Das Studium der Schriften des Alterthums
ist für die Bildung eines Charakters durchaus nicht ohne Wirkung.
Ein Lump bleibt freilich ein Lump und eine kleinliche Natur wird
durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Gvoßheit antiker Ge-
sinnung um keinen Zoll größer werden. Wer ein edler Mensch, in
dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charakiergröße undGeistes-
hoheit gelegt hat, wird durch die Bekanntschaft und den vertrau-
lichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer
Vorzeit sich auf das Herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zu-
sehends zu ähnlicher Größe heranwachsen. Wir müssen uns hüten,
das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu
wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. (Goethe.)

Wilhelm und Karoline von Humboldt.
itten im Krieg, freilich schon mit der Jahreszahl 1916 be«
zeichnet, erschien der Schlußband des prächtig ausgestatte«
ten Briefwechsels*) zwischen Wilhelm von Humboldt, einem un-
serer erlauchtesten Geister, und seiner ebenbürtigen Gattin Karo«
line. Sieben Bände, jeder über vierhundert Seiten, manche viel
mehr enthaltend. Und doch möchte ich gleich dem Bedenken Vieler,
daß mit diesem ungeheuren Werk eine zu große Zumuthung an
das lesende Publikum gestellt würde, mit der Bemerkung ent«
gegentreten: Leset; und Ihr werdet die Zweifel aufgeben. Denn,
alle Klassen von Lesern, die sich berauschen, die sich belehren, die
sich nur unterhalten wollen, kommen auf ihre Kosten.
Die der Anregung Bedürftigen werden befriedigt durch den
Liebestaumel, der das Buch durchzieht, durch die zitternde Auf«
regung de? Brautzeit, durch den nachhaltigen Genutz einer langen
Ehezeit, die mit dem Zerreitzen des Gürtels und Schleiers keine
prosaische Ernüchterung eintreten, sondern das Schwelgen in
Wonnen, noch über den Tod Karolmens hinaus, andauern läßt.
Diese beiden ungewöhnlichen Menschen sparen bis zuletzt nicht an
Verliebtenausdrücken. Die gewöhnliche Anrede, mit der sie noch,
als alte Leute zu einander sprechen, ist: „Liebe Seele", „Theures
tzerz" und Aehnliches. Nnd vielleicht hat gerade diese Liebeselig«
reit, die sich nicht nur in Anreden, sondern auch in längerer Rede
ausdrückt, so leicht man sie auch durch die Zeit der Romantik er«
klären könnte, für Manchen etwas Ermüdendes.
Die Lerneifrigen sehen die politische und literarische Bewe«
wegung der Zeit, besonders der zwischen 1790 und 1830, an sich
vorüberziehen. Sie hören unendlich viele politische Gerüchte und
Thatfachen, die schwere Noth der Jahre der Revolutionkriege, der
Erniedrigung, der Befreiungskämpfe, der Kriege der Griechen
und der polnischen Revolution, der Reaktion, namentlich in
Preußen; sie können die staatsmännische und diplomatische Thä»
tigkeit Humboldts, seiner Genossen und seiner Feinde verfolgen.
") Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihrenBriefen. H eraus»
gegeben von Anna von Shdow. Berlin, bei Ernst Siegfried Mittler
S Sohn. Jeder Band ist mit Illustrationen geschmückt; der letzte hat
deren acht. Die Art der Herausgabe läßt Manches zu wünschen übrig.
Die Anmerkungen sind nicht reichlich genug. Viel Sachliches bleibt
unerklärt. Einzelnes ist falsch. Von den ersten Bänden weiß ich, daß sie
eine große Leserschaar gefunden haben.
file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_109.html[18.07.2014 16:05:34]

Einzelne Bände sind an solchen Mittheilungen fast überreich;
tz, 5 und 6 könnte man als wichtige Quelle für Preußens innere
und äußere Geschichte bezeichnen. Sie sind gerade deshalb so
ausführlich, weil in diesen Zeiten das Ehepaar Jahre lang ge»
trennt war. Aber die Leser machen auch einen literarischen Kursus
durch, in dem sie unseren größten Schriftstellern, Goethe und Schil»
ler, und vielen kleineren begegnen. Die Leser empfangen scharfe
oder milde, aber stets weise Artheile über indische, und griechische,
französische, spanische, italienische Literatur.
Wer aber gern Familiennachrichten hört, kann dieses Ver»
langen fast im Uebermaß stillen, denn die Zahl der Personen,
mit denen das Paar in Paris, Wien, Rom, Berlin verkehrte,
war ungemein groß: Gelehrte, Künstler, Diplomaten, Minister,
die Mitglieder der Hofgesellschaft, auch der König mit den Seinen
treten vielfach hervor und die Zahl der zu Humboldts Familie
Gehörigen und ihr Bekannten scheint uns unendlich.
Die nach Unterhaltung Begierigen endlich werden durch viel»
fache Anekdoten belohnt, durch die witzige, humoristische Art, die
Wilhelm eigen ist, in dem letzten Band mehr als in den früheren.
Das scheint uns seltsam. Doch Mancher hat wohl an sich selbst
erprobt, daß gerade mit den zunehmenden Iahren, in denen, wie
man meinen möchte, der Ernst der Lebensauffassung, im Hinblick
auf das nahende Ende, sich verstärkt, die innere Heiterkeit zu»
nimmt und daß eben dieser klare innere Friede sich in Humor
ausdrückt. Karoline dagegen bleibt immer ernst und getragen.
Und auch Dies ist begreiflich: weil sie, besonders in ihren letz»
ten Iahren, von 1820 an körperlich litt und die Entfernung
von ihren Kindern seelisch schwer ertrug. Wilhelm, der Amts-
bürde enthoben und in Repräsentationpflichten beschränkt, nur
einmal mit einer längeren Thätigkeit, nämlich der Verpflichtung,
das Königliche Museum in Berlin zu ordnen, belastet, athmet
in den letzten Iahren auf. Er weiß munter, manchmal ausgelassen
zu erzählen, er charakterisirt sich selbst als „höchst amusabel", findet
,in den kleinsten Vorfällen Anregung zu heiteren Bemerkungen
und weiß höchst anmuthig, besonders über seine Rolle als Guts»
Herr und Hausvater, zu plaudern. Wie er in Ottmachau, dem
großen schlesischen Gut, das ihm als Dotation nach seinem Schei»
den aus dem Staatsdienst verliehen wurde, und in Burgörner,
der thüringischen Besitzung, die ihm von seinem Schwiegervater
zugefallen war, die Gänse und Puten verbannt; wie er von einem
Ehepaar berichtet, das den Bier» und Weinkeller unter sich der«
theilt, so daß die Frau, wenn der Keller naß ist, auf dem Mann,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_110.html[18.07.2014 16:05:35]

der zu dem Zweck Wasserstiefel anzieht, in den Bierkeller hin»
einreitet; wie er berichtet, daß die Schauspielerin, Raaemann. als
sie über den Tod eines kleinen Hundes trauerte, von Frauvon
KrüdeMr, der bekannten Frömmlerin, das Trostwort empfängt:
Hund werden Sie wiedersehen;" wie er die neue
Frau?eT Ämtmannes durch ein Vergrößerungsglas ansieht, ohne
daß, sie es merkt, und der Erzählung hinzusetzt: „Agrements von
Warzen, Pockengruben und Pickeln kann sie nicht haben"; wie
er seine kulinarischen Kenntnisse in die Worte faßt: „Ich weiß
nicht, liebes Kind, ob Du auch so wie ich fühlst, welche großje
Sache es in der Schöpfung ist, daß aus einem Braten, wenn man
ihn nicht ganz aufißt, wie von selbst ein Ragout entspringt;"
oder von einem Maler, der ihn in Tegel, seinem väterlichen Gut,
besucht: „Seine Donna aber wäre mir papieren lieber gewesen
als in der Natur und doch kam ihr die Dämmerung mächtig zu
Hilfe." Lustig ist auch die Erzählung, wie seine Tochter Gabriele
bei einem unerwarteten Besuch in einer halben Stunde fünf
Schüsseln zurecht macht; aber, sagt Humboldt, „da wurde auch
Alles, was in und um das Haus war, augenblicklich ermordet.
Die Maler (die damals im tegeler Schloß zu thun hatten) hat
nur ihre Magerkeit gerettet."
Unerschöpflich ist Humboldt in Kindergefchichten. Der Leser
theilt.gern das Entzücken des Großvaters über die mannichfachen
Bemerkungen der Enkelin Gabriele. Sie sagt, zum Beispiel,
Rauchs Venus im Basrelief sei eine arme Frau, die sich an einem
Plätteisen verbrannt hat. Das selbe Kind nennt sich und sein
Schwesterchen die Puppen ihrer Mutter und ruft: „Arme Tante
tzedemann hat keine Puppen, muß sich welche kaufen."
Humboldt konnte das Bier nicht leiden und muß von der
Gattin, über die ihm sonst nichts verborgen blieb, einmal das
Bekenntnis; hören, daß sie ganz gern, allerdings verstohlen, ein
Gläschen Bier trinke. Sie dagegen haßt den Tabak und ermahnt
den Gatten, der auch nicht raucht, dem Sohn Hermann, der heim»
lich raucht, dieses Laster zu verbieten, mit der Begründung: „Es
führt zu Gemeinheiten, und wer den Anstrich nicht meidet, meidet
auch nicht das Wesen."
Viel höhe? als der Rausch der empfindsamen Leser, die Mit»
theilung vieles Wissenswerthen und die Befriedigung des An»
terhaltungbedürfnisses ist der Genuß zu schätzen, der aus der
Vertiefung in das Wesen der beiden Menschen entsteht. Erlaucht
ist das Wort, das man unwillkürlich auf Beide anwendet; nicht
etwa in dem gemeinen Sinn, weil Beide, wie man zu sagen

pflegt, hochgeboren waren, mit den vornehmsten Leuten umgin»
gen, Wilhelm die ersten Stellen im Staat einnahm (denn er war
viele Jahre Gesandter, Minister und blieb bis ans Ende seines
Lebens Staatsrath), sondern erlaucht im geistigen Sinn, in Be»
Ziehung auf den Charakter. Beide erscheinen in diesen Briefen,
denen man gern mehr Glauben schenkt als den Gerüchten Anderer,
als Menschen, die alle Erdenschwere von sich abgethan haben.
Wilhelm und Karoline lebten in der Kunst und mit dem
Alterthum. Nicht nur in dem Sinn, daß Alles, was Kunst heißt
(außer der Musik, die bei ihnen einen ziemlich schmalen Platz
einnimmt), von ihnen geschätzt und geliebt wurde. Andere Men»
schen begnügen sich mit gelegentlichem Anschauen von Bildern;
ja, es giebt Kunstfreunde und Kunstgelehrte genug, die in ihren
Privaträumen Kunst entbehren können; diese Zwei aber suchten
nicht nur aus ihren Reisen Kunstgegenstände auf, sondern be«
trachteten es geradezu als Lebenselement, sich mit Kunstdenkmalen
zu umgeben: sie schmückten die Säle des tegeler Hauses mit all dem
Wunderbaren, das sie im Ausland erworben hatten; die Errich»
tung eines Museums im tegeler Schlößchen war eine tzauptange»
legenheit ihrer letzten Jahre.
Beidc Korrespondenten sind treffliche Deutsche. Sie öden frei-
lich weder sich noch die Leser mit wohlfeilen patriotischen Redens-
arten, aber sie handeln deutsch. Wilhelm wahrt die Erinnerung
an den achtzehnten Oktober, den Tag der großen Völkerschlacht,
und noch 1821, in dem Jahr, da Napoleon starb, läßt er die Er»
innerungfeuer hoch auflodern und schreibt: „Heute machen wir
große Feuer. Wir wenden viel Oel und Holz an die Schlacht»
erinnerung Aber ich beschütze Das sehr; auch sollen die Feuer des
achtzehnten Oktobers immer in Tegel glühen, wenn sie längst
schon verlodert sind. Es wird nicht so bald ein so schöner Tag
wiederkehren. Dafür sorgen die Menschen schon,"
So gut Beide Französisch sprachen und schrieben, sie ereifern
sich doch gegen die französische Sprache der yofleute und mancher
adeligen Familien. Empört schreibt Wilhelm: „Wenn die Men»
schen nur Deutsch schreiben wollten! And die Tochter von Leopold
Stolberg brauchte wirklich es nicht zu verschweigen."
In Beiden ist nichts Gemeines; selbst ihre gewöhnlichsten Be» .
schäftigungen erhalten etwas über das Niedrige Herausgehendes.
Gewiß waren sie einfache Menschen; wenn auch Karoline einmal
ganz naiv die Erkrankung eines Pferdes bedauert, weil diese sie
hindere, mit Vieren zu fahren, wenn sie auch im Ganzen wie
große Herren lebten, in prächtigen Räumen, von Dienern um»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_112.html[18.07.2014 16:05:35]

geben, wenn die Frau auch, ihrem Range gemäß, vornehm reiste
und sich prächtig kleidete: er gab sich gern einfach und trennte sich
nicht einmal von seiner grünen Kutsche, die nicht die mindeste
Aehnlichkeit mit einer Staatskarosse hatte.

Zu dem wahrhaft erhabenen Sinn, der das Ehepaar kenn-
zeichnet, gehört die Art ihres Verkehrs mit hervorragenden Men-
schen, ihre Demuth vor der geistigen Bedeutung Anderer, Goethes
und Schillers, die Bewunderung der Griechen, die Verehrung der
Inder. Die Meisterwerke der Weltliteratur, nicht nur die aus
den Sprachen der genannten Völker, sind Beiden das tägliche
Brot. Wenn sie auch öfter und schärfer, als man wünschen möchte,
das Menschliche und Kleinliche, etwa bei Goethe, hervorheben, so
bleibt ihnen doch die Freude und Ehre, mit ihm zu leben.

Won Karoline hat Humboldt gesagt: „Ich fühle, was fie mir
jetzt ist, ist doch nur erst ein Schatten von Dem, was sie mir sein
wird. Ihre Seele ist zu groß und reich, als daß die meine sie schon
jetzt ganz zu fassen vermöchte. Es ist zu viel in ihr, als daß jedes
Schöne in ihr Etwas in mir finden könnte, womit es sich gattete.
Ich bin nicht unruhig darüber; die Liebe giebt allen Dingen die
Farbe des eigenen Gefühls, und verliert einmal, wenn wir Beide
alt werden, diese Liebe bei ihr die Gluth, die den Genuß jetzt so
schwärmerisch entzückend macht, so bleibt es ihr, mich durch sie
glücklicher zu sehen. Doch immer werde ich mehr durch sie als
sie durch mich genießen." Nnd Karoline schreibt ihrer Tochter
Adelheid über den Vater: „Je mehr man Humboldt kennen lernt,
je tiefer, desto mehr wird er ein Gegenstand unendlicher Liebe und
Achtung, denn einen reineren Zusammenhang wahrer Güte
(denn die wahre ist immer mit innerer Stärke und Klarheit ge»
paart) und geistiger Gaben sah ich nie und gewiß steht er darin
unübertroffen und unübertresslia)."

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Keiner hatte so wie Wilhelm von Humboldt in den Ideen und
Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt. Keiner unter allen Nord°
ländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nah wie dieser
allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und
auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch
immer gesammelt und ganz bei sich selbst, „das wahrhaft schöne, von
Kälte und Schwärmerei g leich ferne Dasein" des ganzen Menschen
führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut
in diesem Aristokraten des Geistes. Mit kühnem Idealismus ver»
band er von früh auf ein sicheres Verständnis für die harten Thai-
fachen des historischen Lebens. (Treitschke.)

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_113.html[18.07.2014 16:05:35]

Devisen.
ie amtliche Regelung des Handels in ausländischen Zahlung»
Mitteln (Geldsorten, Noten, Auszahlungen, Checks, kurzfristigen
Wechseln) soll zunächst einen Schönheitfehler beseitigen. Daß der bör»
senmäßige Werth des Geldes in neutralen Ländern sich in einen schäd«
lichen Gegensatz zur deutschen Mährung gestellt hatte, war als Folge
des Krieges hingenommen worden. Im Anfang wurde nur von Ken»
nern und am Geschäft Betheiligten darüber gesprochen. Wer kümmert
sich denn im Frieden um den Devisenhandel? Doch nur ein paar be»
sonders gut! Rechner, die sich gern im Labyrinth der Geldprobleme
ergehen. Wenige Namen wurden genannt, wenn nach den Größen
des internationalen Geldmarktes gefragt worden war. (Arthur Fischöl
war einer der feinsten Künstler im Währungbereich.) Da verkündeten
die Feinde den Zusammenbruch der deutschen Währung, die das mäch-
tige Reich endlich in den Winkel treiben werde. Denn die deutsche
Reichsmark wurde nicht so oft verlangt wie Dollars oder Gulden.
Natürlich verschwieg man, daß, es dem russischen Geld (für 10 Pfund
Sterling zahlt man in London 160 Rubel, während der normale
Preis 9? Rubel beträgt: ein Disagio von 70 Prozent) noch schlechter
geht als dem deutschen. Nur unser Geldkurs wurde Tagesgespräch.
Leute, die früher das Wort Devise nie gehört hatten, erörterten nun
plötzlich ernsthaft das Schicksal der deutschen Währung und das un»
freundliche Verhalten der ausländischen Zahlungmittel; und diese
„Popularisirung" eines besonderen Falles hat Wohl mit dazu beige»
tragen, daß eline Regelung der Angelegenheit verlangt wurde. Dieser
Wunsch war zugleich ein Ausdruck der Erkenntniß, daß die Bewerthung
der deutschen Valuta im Ausland mit dem finanziellen Zustand des
Deutschen Reiches nichts zu thun habe. Die Golddecke der deutschen
Banknoten war stets größer als das gesetzliche Mindestmaß der ge»
sammten metallischen Sicherheit. Da ließ sich die behauptete Schwäche
der deutschen Währung schwer beweisen. Der Plan eines Gegen»
angriffes auf die ausländischen Zahlungmittel entstand und der Bun»
desrath erließ eine Verordnung, die nun in Kraft getreten ist.
Die Regelung des Devisenhandels kann nicht jede Ursache des
Kursrückganges wegschaffen. Wo der Gegensatz zwischen deutschem
und ausländischem Geld auf der besonderen Gestaltung des Außen»
Handels und der Zahlungbilanz beruht, ist er behördlicher Anordnung
unerreichbar. Deutschland führt mehr Güter ein als aus; also fehlt
die Möglichkeit, den größten Theil des Importes durch die Lieferung
einheimischer Maaren auszugleichen. Der in barem Geld zu be»
zahlende Neberschuß der Einfuhr hat sich im Krieg sehr vergrößert.
Wir brauchen viele ausländische Zahlungmittel. Die Nachfrage stei»
gerte sich, während im Ausland nur geringer Begehr nach deutscher

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_114.html[18.07.2014 16:05:36]

'Auszahlung war. Verschlimmert wurde dieser Zustand durch die Un-
fruchtbarkeit deutscher Outhaben und Forderungen im Ausland. Daß
die Feinde jede Leistung verboten, war vorauszusehen. Aber auch die
Neutralen schützten sich durch Moratorien. Zinsen und Kapitalerträge
aus dem Bereich der fremden Staaten sind selten geworden. Das
Deutsche Reich hat die allgemeine Aufhebung der Zahlpflicht ver-
schmäht. Sogar die Feinde sind erst unter das Verbot gekommen, als
sie selbst gegen die deutschen Guthaben vorgegangen waren. Was sonst
au ausländischen Geldern da war, konnte gekündigt und abgehoben
werden. Handels- und Zahlungbilanz blieben den Möglichkeiten einer
Reform entrückt; und vielleicht wäre nie eine gekommen, wenn sich
die Entwerthung des Markpreises auf die natürlichen Ursachen be-
schränkt hätte. Da konnte man sagen: „Was kümmert uns, zu welchem
Kurs die Mark in Holland oder in der Schweiz gehandelt wird!
Kein erwachsener Mensch wird glauben, daß die Niederländer oder die
Eidgenossen höher im geschäftlichen Kredit stehen als das Deutsche
Reich." Aber die Spekulation und die Arbitrage bemächtigten sich der
Hausse in ausländischen Zahlungmitteln. Die Kunst vervollständigte,
was die Natur begonnen hatte. Die Spekulanten kauften fremde
Geldsorten, Noten, Wechsel, um von neuer Preissteigerung Vortheil
zu haben. Die Arbitrageurs wieder kauften Auszahlung auf New
Pork, Holland, die Schweiz in Verlin. Deutschland wurde Durch«
aangsplatz für den neutralen Arbitrageverkehr. So weit Guthaben
vorhanden waren, sprach kein Gesetz dagegen. Gefahr entstand
erst, als England diesen Weg benutzte, um durch Ankauf fremder
Devisen in Berlin den Kurs in die Höhe zu treiben.
Die Engländer haben sich vielfach um die deutsche Valuta be-
müht. Sie kauften auch deutsche Markwechsel auf und warfen große
Posten aus den Markt, um den Preis zu entwerthen. In holländischen
Zeitungen erschien eine Anzeige, die 17 Millionen Mark deutschen!
Geldes zum Kurs von 41 Gulden für 100 Mark anbot; der amtlich«
Kurs war damals 41 Vs Gulden. Zweck: die deutsche Valuta möglichst
schlecht zu machen. Hätte Jemand die Lieferung der 17 Millionen
zum angebotenen Kurs verlangt, so hätte er eine Ueberraschung erlebt.
Zu den Spekulanten gesellten sich die Angstmeier: Geschäftsleute,
die Waaren vom Ausland bezogen und, aus Furcht, der Kurs könne
noch höher steigen, sich größere Summen, fremder Devisen hinlegten,
als sie brauchten. Durch solche Panikgeschäfte wurde die Gestaltung
des Begehrs ungünstig beeinflußt. Schlimm war auch, daß die In-
dustrie zu früh an die Beschaffung von Rohstoffen für die nächste
Friedensarbeit dachte. Große Mengen solcher Güter, deren Bestände
knapp geworden waren, sind auf Vorrath gekauft und ganz bezahlt
worden, obwohl in den meisten Fällen erst nach dem Kriege geliefert
werden kann. Diese Kaufleute vergaßen, trotz ihrer guten geschäftlichen
Schulung, daß Geld eine Waare ist, die sich eben so wenig aus den
Banden von Angebot und Nachfrage lösen läßt wie jedes andere

Tausch- oder Perbrauchsgut. Niemand leugnet, daß die Frage der Rohstoffanschaffung für die erste Friedenszeit eine der wichtigsten ist. Bei der intensiven Wirthschaft, die der Krieg fordert, werden die Vor? räthe aufgezehrt. Der spätere Ersatz aber hängt in seinem Rmfang von dem ihm vorangegangenen Verbrauch ab. Fraglich ist nur, ob die Aufgabe bewältigt werden kann, wenn jetzt schon vorsichtlos bestellt und bezahlt wird. Man mutz, doch erst wissen, wie Welt und Wirtschaft, geschäftliche Beziehungen und Märkte, nach dem Krieg aus» sehen werden. Dem Ausland wäre es natürlich sehr lieb gewesen, wenn die Lieferungverträge zu den alten Preisen abgeschlossen worden wären. Je schlechter der Kurs der deutschen Mark im Ausland war. desto höher stieg der Werth der an Deutschland zu liefernden Waaren. Nnd bei seinen Bezügen deutscher Produkte gewann das Ausland. Wurde ihm der Preis in Mark berechnet, so bekam es, beim Einkauf der Markwechsel, für sein eigenes Geld mehr, als in Friedenstagen zu erlangen war. Der deutsche Verkäufer konnte sich gegen solche Verluste dadurch schüren, daß er den Preis in ausländischer Währung berechnete oder dem Markpreis die Kursdifferenz zuschlug. Die neu« tralen Geschäftsfreunde find aber gegen jede Aenderung des deutschen Geldwerthes sehr empfindlich. Schweizerische und norwegische Importeurs sahen in dem deutschen Ausfuhrverbot für Stabeisen und andere Eisensorten eine Schädigung ihrer Lebensbedingungen: weil verfügt worden war, daß alle noch unerledigten Abschlüsse nichtig seien. Die alten, für Deutschland ungünstigen Perkaufspreise wurden; durch Preise ersetzt, die dem wirklichen Werth des deutschen Geldes entsprachen; und diese Regelung, die mit der Devisenreform zusanv» menhing, ist von den fremden Abnehmern als eine Störung des Friedens aufgefaßt worden. Die neuen Vorschriften für den Devisenhandel erschweren den geehrten Feinden und Neutralen das Geschäft, aus Deutschlands Haut Riemen zu schneiden.

Spekulationgeschäfte vis Berlin hören nun auf; denn der Devisenhandel ist unter Aufsicht gestellt. Wer heute in Deutschland ausländische Zahlungmittel kauft, wird auf Herz und Nieren geprüft. Scherze nach englischer Art giebts nicht mehr. Die neue Ordnung schafft ein Monopol für sechsundzwanzig deutsche Bankinstitute, die allein das Recht zum An- und Verkauf ausländischer Geldsorten, Banknoten, Wechsel und Checks haben. Daß diesen Bankfirmen ein Vorrecht geschaffen wurde, hat anfangs verstimmt; die nicht betheiligten Bankiers fühlten sich in ihrer geschäftlichen Freiheit und in einem Theil ihrer Erträge bedroht. Aber es war nicht möglich, die Begrenzung des Devisengeschäftes zu umgehen, wenn künftigem Mißbrauch vorgebeugt! werden sollte. Nur, wenn die Reichsbank den ganzen Handel in ausländischen Zahlmitteln übernommen hätte, wäre das Bankenmonopol zu vermeiden gewesen. Aber die Reichsbank konnte das Devisengeschäft nicht an sich ziehen, weil ihr, außer dem Personal, die technischen Voraussetzungen fehlten. Zur Beherrschung des internatio-

nalen Geldmarktes gehören geschulte Köpfe, lange Erfahrung, ausgedehnte Verbindungen. So wurden denn geachtete Firmen in Berlin, Frankfurt und Hamburg auserwählt und der Reichsbank die Aufsicht übertragen. Eine Bereicherung auf Kosten der nicht privilegirten Banken und Bankiers ist nicht möglich. Alle, die früher den Handel mit Valuten trieben, können es auch weiter thun; nur sind sie nicht mehr Selbstkontrahenten, sondern Vermittler. Und die Vergütung ist so berechnet, daß der Kunde keinen Vortheil davon hat, wenn er den Bankier übergeht und sich an eine der Devisenbanken wendet. Wenn ein Geschäftsmann in München schweizerische Frankenwechsel braucht, wird er nicht nach Frankfurt oder Berlin schreiben, sondern durch, seinen münchener Bankier die Auszahlung besorgen lassen. Natürlich wird der Einwand gemacht, der Weg zur Beschaffung ausländischer Wechsel oder Ehecks sei so weit, daß der Geschäfts-? Mann, der im Ausland Einkäufe machen will, vielleicht zu spät kommt und die Waare nicht mehr findet. Die Praktiker werden entscheiden, wie eine Beschleunigung erzielt werden kann. Nur sollten die Krittler nicht Vergessen, daß, Nothverordnungen nicht Bequemlichkeit schaffen können And daß jetzt das Wichtigste war, die geilen Triebe des Devisengerankes abzuschneiden. Auch die Schmalheit der Gebühren muß ertragen werden. Jeder Bankier, der Sinn für das Wohl des Vaterlandes hat, wird zugeben, daß von der Höhe seiner Provision allein die Rettung des Staates nicht abhängt. Eine andere Sorge bereitet die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses. Wäre der den Devisenhandel Vermittelnde Bankier gezwungen, den Privilegirten Auskunft über seine Geschäftsverbindungen zu geben, so könnte er fürchten, daß sie ihm abgelistet werden. Deshalb bestimmt die Verordnung, daß der Reichsbank, auf Verlangen, über Inhalt und Zweck des einzelnen Devisengeschäfts Auskunft gegeben werden muß. Die Einführ von Luxusgütern soll eingeschränkt werden. Nm den Begriff des „Luxus im Krieg" amtlich zu erläutern, wird wahrscheinlich eine Liste solcher Gegenstände veröffentlicht werden, auf deren Einfuhr verzichtet werden muß. Die Leute, die am Krieg gut verdient haben, werden die Absperrung vom russischen Caviar oder von der Henry Clah vielleicht, als Eingriff in ihr Seelenleben, tadeln; aber das Wohl des Reiches verlangt auch dieses Opfer. Schwieriger als die Beschneidung des Imports ist die Steigerung der Ausführ. Außer den Verboten hindert auch die Vorsicht, freigiebig im Liefern begehrter deutscher Artikel zu sein. Die Engländer möchten gern deutsche Halbfabrikate haben; ihren Versuchen sind die deutschen Behörden auf die Spur gekommen. Die neue Verordnung für den Eisenexport will die Feinde hindern, sich über das neutrale Ausland mit deutschem Eisen und Stahl zu versorgen. Daß des Gegners Materialnoth nicht gelindert werden darf, versteht sich von selbst. Das erschwert die Vergrößerung der Güterausfuhr. Die Zahlungbilanz kann aber auch durch den Werkauf ausländischer Werthpapiere gebessert werden. Wie groß der

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_117.html[18.07.2014 16:05:36]

deutsche Besitz noch ist, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls groß genug, um Guthaben im Ausland zu gewinnen, mit deren Hilfe die zu leistende Zahlung ausgeglichen und die Nachfrage für Markwechsel gesteigert werden kann. Mehr brauchen wir für den Augenblick, nicht. Die schlimmsten Ausschreitungen der fremden Wechselkurse haben aufgehört. Die Spekulation wurde schon wankelmüthig, als das erste Gerücht von amtlicher Regelung des Devisenhandels auftauchte. Damals wichen die Kurse von ihrer stolzesten Höhe; und sie sind nicht wieder auf den Gipfel geklettert. Heute giebts keine Geheimnisse mehr. Täglich werden in Berlin amtliche Börsenkurse für eine Reihe frem» der Wechsel veröffentlicht. Der Zauber des Unbekannten ist geschwun» den. Das Publikum nimmt Anschauungunterricht und, läßt sich durch anglofranzö fische Erdbebenschilderungen nicht mehr täuschen. Der Spekulant ist außer Betrieb gesetzt. Wenn es gelingt, ausreichende Bestände an Devisen zu schaffen, wird auch der Mangel an genügen» dem Angebot minder heftig einwirken. Die Kriegskurse ganz zu be» seitigen, ist nicht möglich. Gut aber, daß die Feinde nicht mehr glau» den können? ihrer Mächlerei sei die deutsche Währung in KriegszeiH schutzlos ausgeliefert. Auch bisse Reichsmark schützen wir. Ladon.

Je höher ein Staat im Weltansehen steigt, je größereMacht er sehen läßt, best) sicherer ist ringsum das Wachsthum des Neides; man sinnt ihm Verderben und sucht es eines Tages durch Krieg zu erwirken. Bedrohung, Beschimpfung des Gegners wird der in hohem Sinn Kluge meiden; sie schwächen Den nicht, der doch geschwächt werden soll. Drohung mahnt den Gegner zu vorsichtigem Handeln, Schimpf nährt seinen Haß und steigert seine Lust zu Bertheidigung und Angriff. Hoffnung auf Sieg und Uebermuth nach Sieg treibt leicht in Worte, die den Feind schänden sollen, eben so leicht aber in Thaten, die sich nachher als Fehler erweisen. Schlecht verwalteten Staaten bringt der Sieg keine Frucht; die Staatskasse leert sich, das Volk verarmt, kann also vor neuer Feindschaft nicht wirksam geschützt werden: und der Feind hat die Niederlage bald überwunden. Sieg ersetzt nicht, was Verarmung nahm; auf ein Spiel, in dem der mögliche Gewinn nie» mals so groß werden kann wie der sichere Verlust, läßt der Kluge sich nicht ein. Lieber begnügt er sich mit halbem Sieg; wer ganzen zu haschen trachtete, ist auf solcher Jagd manchmal in den Abgrund ge» stürzt. Auch als Herrscher darf man ja nicht vergessen, daß der Wille eines Mächtigen, einer Partei im Streit zwar den Beginn, doch nicht immer das Ende eines Krieges zu erzwingen vermag. (Macchiavelli.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardert in «erlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Patz S Sarleb <S, m. b. tz. in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_118.html[18.07.2014 16:05:37]

Dr. IS.
XriegZtsilneKmvi'
„VKropsx"-
lZelällZeKseKiiKei'
0.«,w,?. I58A»
0,«,lZ,M. S2VSVS
»»««en^ISslike LsrSl,»eKs u, >.s»m sdsckiie-
LcK>»<», bei ger Arbeit, so! «o!»«n, sul
<>em Kr»nK«n>,ge», vor s>>em im X»!»ge.
«cdseklel 7Sek, «,«.—. ?u Ksden
in i^oolkeken, »«seilen, Lsndseen» »n>I
QummiLescKälten. ^lleinisdriksnt ^i>otk.
I»«x «egver, Seriin ISO SU>»»»I^.SS^

VilSunger Menenquelle
— 191Z ^ 14.664 LsSegäste unä 2,278,876 klssckenverssaä.
kÄrstl. ViI6«»6er ttinersl quellen, Lsö^Viläunsea 4.

Im Inseratenteil der heutigen Nummer veröffentlicht die Bank für Sandel und Industrie (Darmstädter Bant) die Liste ihrer Groß, berliner Depositenkassen, worauf wir Interessenten besonders hinweisen.

Preußische Pfandbrief-Bank. In der heutigen Sitzung des Auf» sichtsrates wurde beschlossen, bei der auf den ?6 er. anzuberaumenden Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 7°/„, wie im Vorjahre, zu beantragen. Der Geschäftsbericht wird demnächst erscheinen.

Steuerveranlagung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß eS kein Laie beherrscht Fackmcinniscder Rat ist daher für jeden Steuer» Pflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuersachen bietet das Steuerkontor G. in l>. Ä., Berlin 8>X/II, Großbeerenstr 96, welches unter fachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte beschäftigt Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine Termine versäumt werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die fest» gesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel durch. Eo schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse und Strafen, anderseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuer» dingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Hervorragende Lunsst^erKv
in tadellosen Wappen
b^^v. ?raenteinbänäen.
ststt
I,g,6snnreis
ö«Wä1ck«F»Ier!e Liiron LrueKentn»! in Hermann- /
stsckt. 4« Kvinstblätter 26:33 «rn nnä ?ext
von Lnstos N. LsaKi. Vis«. In Nsppe . . N. 20,— kür A. 8,S0
<Zov», ?r»n«ise« «ie, rsuroniÄonie. 43 Knpksr-
nrn«K-<Zrävnrsn mit beAlsitsnasrn Isxt von
Valsrisn v. Berlin. ?»Ii«, ?ßtbS, . , N. 50,— kür Kl. 3«,—
llanilsieielinunßen »lterAeister ans versekieäenen
Sammlungen, vur>viegeu«1 uns ?rivatbesit«.
?»Ks.-Iisproä. in nnverängsr1i«nsin I,i«nt6rn«K
KsräusKSA, von Hugo Ilslbing'. NünoKsn 1302.
I,isk. 1 ontk. 70 1äi«In von 40: 54 «in in Nspps A. SS,— kürN. A>,—
Illinckzieiennnngen alter Kleister cker KollänSisoKen
Seliule. 40 : 30 «in. Haariein, X1sinins,nn
<K «0. 100 Watt in 1 I^säsrinäpvs Kl. 75,—kür Kl, 4«,—
Kembranckt, Härmen»« van Kvn. 100 Ranck-
«sionnnnAsn »nk stsrkern Karton in sIsAäntsr
Klspns. I^siv^iA. 37:35 «in Kl. 100,—kür Kl. 33,—
Singer, ?rok. Dr. Hans W., llniea un«l Selten-
Kelten lin Kgl. XnpterstienKal>iuett «u Vres-
cken. Lsip^ig 1911. 50 laksln init ?sxt. 4°.
Kart Kl. 12,—kür Kl. «,5«
SeKvxar«»Weiss. Lin IZnon üsr ?si«Knen6sn
üunst, nsräusgsA. vorn Vsrbanns 6suts«Ker
Illustratoren. lZerlin 1S03. 203 8. ?«1i«.
0. Lbä öl. 4,— kür Kl. 2 —
Ostacke, Adrian von. 20 IZIatt L!>.ng^si«nnnngen.
Sr. 4°. In Klapp«, Hasrlein, ülsinrnann <K «0. Kl. 20,—kür Kl. 7,5«
Klünsterberg, Oskar, Japans Lunst. Nit 161 Isxt-
»KbilÄnngon nn6 8 laksln in ?arbsngrn«K.
IZrg,un««n-ivsi? 1308. 104 8, I,sx. 8°. l.bä. . .Kl. 4,50 kür Kl. 3,—
?IeeK»ig, L., lakelbililer I^ueas Lranaed S. ^. unü
seiner Werkstatt. 123 I'uliolak. in I,i«ntgr. in,
?sxt. In Klapp«, L,r.-?o1i«. I,sip^ißi,L.^„8ssln»,nn Kl. 70,—kür Kl. 37,—
?iink!eiF uistorisvke Xostüm- un«l VolKstraeKten-
KilÄer. ?«rinat 18:24 «in. Berlin. In Klappe
ans der 8ainrnlung I,ipp«rl>si6s, Berlin . . . Kl. 50,— kür Kl. 16,—
Aemälilegalerie SpeeK von Sternburg in
I^iitüseliena. 8sparataus^äbs 6er Kunstnisto-
ris«nsn (AsssIIsonakt kür ?noto^rapnis«Iie?nbli-
Kationen, 40 ^,nknakinsn ansge^äkltsr Klsistsr-
vsrks mit Lsxt von I)r. ?e1Ix IZseKsr, I,sip^iA
1904 Kl. 70 —kür Kl. A>,—
I,isksrunF srkolZt krank« ZSFSn Kaonnanine
06er Voreinsendung <les Lstragss aurek
^.«i^eig, KönigZir. 23.

Theater im Krieg.
Draußen.
WSinenBlick auf denZustand des Theaters in den unsverfein»
deten Ländern. In England noch heute, nach einem Halb»
zahrhundert, die Bretterwüste, durch die Taine seufzend schritt«
«Die englischeKomoedie ist verglimmt; nurdiePosseleuchtetnoch
chell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit derReynolds
und Gainsborough ist dahin, aber wir flachen noch über den ?unck-
Englands Bühne ist leerer als die irgendeines anderen europäi-
schen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre Schauspielhäuser
öem großen Haufen. Warum? Weil die Gesellschaftform und die
Geistesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verschwun»
den sind. Der strotzende Ileberreichthum blitzschnell auffassender
und assoziirenderHirne sandseinennatürlichenAusdruck in einer
von redenden Menschen dargestellten Handlung und schuf drum
das Britentheater der Renaissance. Die Komoedie des sieben»
zehnten Jahrhunderts winde von dem Bedürfnitz einer polirten
Gesellschaft gefördert, die an höfischeRepräfentation und Schau»
stellung ihrer Künste gewöhnt war und aus derBühnegarzu gern
ihreLuzuszimmer und ihr zierliches Geschwätz wiederfinden woll»
te. Die tzofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit
dem wahren Drama und der wahren Komoedie ists seitdem aus;
micht dieBühne istnunihreStätte,sondern dasBuch.Denn heute
gebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die HerzogeLudwigs
s

des Vterzehntenund Karls des Zweiten,vorAllerVllcken,sondern
in derFamilie oder vor einem Arbeitstisch; undinderZeit,wodie
bürgerliche Lebensweise die höfifcheabgelösthat,mußderRoman
dasTheater ersetzen.-Daß ers müsse, klingt uns tollkühn: weil wir
wissen, daß ers nie können werde. Aber England hat sich auch in
diesenAberglauben beschieden. Breit protzt das Theater aus den
Märkten; nur selten sesselt es, für eine Weile, die ernsten Geister.
Shakespeare wird aufgeführt; in einem Stil,der deutschen Kindern
kindische Weihnachtstücke schmackhaft macht. SchöneMenschen in
schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und
Frauen, um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering.
Architektur und Malerei prächtig,doch altmodisch;schon dieMei»
ninger verstanden es besser, hatten in der Spielzeugheimath nur
das Auge nicht so in Freude an zartem Farbenton erzogen wie
die Küstenmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text wird
verstümmelt, bis in UnVerständlichkeit entstellt; Motivirung und
Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fetzen gerissen. Aus
dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuel»
licht derFußrampe gerückt. Vor dasKönigsdramaRichards des
Zweiten drängen sich für lange Minuten vier gepanzerte Gäule.
Die Nilschlange Kleopatra muß sich zum Klümpchen ringeln, das
Nildrama zum Kitzelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur
braucht für das Schiff und das Zechgelage Marc Antons und für
eine langwierige Rauschpantomime seines Hetärengesolges Platz.
Malvolio spreizt sich (in «Was Ihr wollt«) so unverschämt, stolzirr
mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei
Tage in ihrem Schloß dulden würde. Sonst sind die Komiker gut;
Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverschüchterter
Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet
derBrite mühelos. Tragoedie geht, trotz Irving, Beerbohm Tree,
Fordes Robertson (des Feinsten der Drei), über ihr Vermögen;
wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offener Straße
das Geräusch derbsten Spaßes nicht und rülpsen in der Trunken»
helt munter; schämen sich aber heftigen Wehs,zügeln in Schmerz
Muskeln und Nerv und taugen, von Rasse wegen, nicht für die
Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brettern nicht zu Hausen
ist. Der englische Spieler hat nichts Rechtes gelernt; er deutet die
Leidenschaft nur an, bietet statt desWirbelwindes eine ungefähr-

liche Brise (kann drum ein Jahr lang an jedem Abend Romeo,
Lear, Mabeth scheinen) und die Sprache seines Antlitzes, seiner
Geberde ist dürftig wie auf bespülterDüne der tzalmwuchs. Lite»
ratur? Das Angebot genügt der Nachfrage. Sauberes Geräth
von Chambers und Philipps; derber gezimmertes von Grundy,
Jones, Pinero. Herr Shaw ist Ire, nicht Engländer. Könnte im
keltischen Amerika geboren sein und möchte den Europäer mimen.
Vielleicht der geistreichste Mensch, der heute sichtbar lebt, der
witzigste, der nachHeine gelebt hat. Nur: seineFeuerwerkerei ermü»
det dasAuge schnell. Wie, nach Hegels Wort, die Französische Re»
volution, stellt auch dieser KelteAlles auf dieVernunft, also auf den
Kopf; und das Vergnügen, die vonAngstschweiß feuchten Socken
der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu
sehen, währt nicht lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich
wundreißen, inWintersnoth sich nicht wärmen kann. Den Philister
zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel. Sozial»
demokrat,Britenverhöhner,Shakespearehasser;auchinderKriegs-
zeit neue Vermummung. Einfachen Seelen bietet er nichts. Und
der Geistreichste überlebt seinen letzten Tag niemals lange, wenn
Einfaltihnnicht im Herzen hegt, die Mutterzum Kind nichtsprlcht:
Der war mir ein Tröster. Unbestreitbar ist dem Iren, daß er im
Inselreich noch heute der Einzige ist (wie ers seit Wildes Seelen»
tod war), der von der Bühne auf Europäer wirkt. Hinter ihm ist
nirgends beträchtlich Neues. Salonstücke und Rührkomoedien,
Possen und Mädchenparaden. Die griechischen Tragiker, die der
Christenheit, von Calderon bis auf Hebbel, leben nicht auf briti»
schem Schaugerüst. Der Zulauf war im ersten Kriegsjahrnicht ge»
ringer als in stiller Zeit. Der Swell und der Clerk zeigte sich, ehe
er ins Feld zog.Bekannten und Kunden gern in Khaki. DenDa»
men wurde die Flirtgelegenheit schmal; small WIK mitAlten sättigt
nicht lange. Wie es jetzt aussieht, ist deutlich noch nicht zu erkennen.
Finstere Straßen und Bombengefahr: aus solchem Beet sproß nie»
mals Theaterlust. Furchtsam ist der Engländer nicht; aber bequem.
Dreiviertel desHochadels sind inTrauer. Ob dieGentrySchau»
spiel undOper.als tonics, braucht, kann erstmerlbarwerden.wenn
der Sommer die tzauptspielzeit bringt. Auf Massenbesuch aus
Amerika ist im entzauberten Eden diesmal nicht zu rechnen.
Frankreichs ehrwürdig holde Theaterkunst war längst duft-/
g»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_123.html[18.07.2014 16:05:38]

los geworden. Die Große Revolution, deren Robespierre nun
Zola, deren Carnot, in verengter Welt, Antoine hieß, hatte nicht
in dieTiefe fortgewirkt. Nach demWillen derSchreckensmänner
soll graue Satzung nicht mehr gelten; Ererbtes, ohne Trauerprunk,
in die Müllgrube geschüttet werden. Nur der Tragikomiker, der
die Typen des Heuchlers und des Menschenfeindes, des Geiz»
Halses und des Emporkömmlings, Orgon undArgan, Don Juan
und Dandin geschaffen hatte, blieb auf seinem Thron; alles An-
dere schien höchstens alsDüngstoffnoch nutzbar. SchlaueSchwind»
ler haben, von Hugo bis zu Sardous halbflügger Brut, die Bretter
geschändet. Nach ihnen? Boxende Hunde und nacktes Mädel»
fleisch; oder die Sintfluth.die den Kehricht derMache, den Krims»
krams einer Bindfäden spannenden Handlung wegschwemmt.
Dann wird das O von Holz zur Arche.aus der das Leben kribbelt,
auf deren Bord das Menschengethier sich en plein sir paart, ge»
biert und verreckt.Dann erblicken wirMenschen ausunsererLuft,
können ihrReden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen;
und ist die ganze grasse Alltagswirklichkeit auf die Schaubühne
geschleppt, dann sind wir am Ziel: aus dem Zuschauer weicht das
Bewußtsein, imTheater zu sitzen. So gröhlte, ausZolas Kritiken
in öien public, das Feldgeschrei; und schaarte allgemach eine
Rotte. Das Gelärm der Artisten und Kryptoromantiker, die sich
fürNaturalisten ausgaben, schmälerte denSardouundPailleron
nicht den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer
herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte;
fern von dem Glanzbezirk der Anerkannnten, der Mächler und
Massenfütterer. Der NnterbeamteAntoine gründete dasl'neätre
t.ibre. Spielt seine junge Truppe, die sich aus den Schichten der
Amtsschreiber und Kaufmannsgehilfen, der Ladenfräulein und
Pförtnerstöchter rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs c^on.
servatoire gesiebte? Viel besser. (Alles wiederholt sich nur im Le»
ben. Ungefähr eben so hatten, auf ihre kleindeutsche Weise, die
Leipziger gemimt, über die Goethe, im Mai 1800, grimmig an
Schiller schrieb: «In dem Theater wünschte ich Sie nur bei
einer Repräsentation. Der Naturalism und ein loses, unüber»
dachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht
weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine wiener
. Dame sagte sehr treffend, die Schauspieler thäten auch nicht im

Geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Bei derRe»
zitation der Meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, ver-
standen zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grund Spre»
chens ist kein Ende. So gehts mit der sogenannten Natur fort, bis
sie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenste Manier
fallen.") Endlich Dramen, die das Leben überstinken, doch frei
vom Moderruch verjährter Regeln sind. Zwischen Gräuelstücke
klemmte sich manchmal ein Symbolistenwagniß. Ein Häuflein,
Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht speien, mitUn»
flath bewirthen, von Spaßmachern im Mystagogenwald anpfei»
fen. Nicht lange. In den großen Theatern kam Alles rasch wieder
in feine Ordnung. Der Franzos, der fester noch als die Chinesen
von gestern in alter Gewöhnung wurzelt, schauderte vor der Bot»
schaft, das Schauspielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthier-
käfig, Richtstatt und Sektentempel sein. Das Häuflein der Ge»
treuen fing früh zu schmelzen an. Herr Antoine wandte sich von
den Ancey, Goncourt, tzennique, Füllten, den Spendern »blu»
tender Lebensschnitten", zu richtigen, tüchtigen Theaterstücken;
ließ das selbst gezimmerte Haus dann einem Schüler und wurde
Direktor des 06e«n: der Rebell Leiter des Staatstheaters für die
reifere Iugend(dem auch dieses ungemeine Drillmeistertalent nicht
die Parisergunst zu werben vermochte). Die Brieux, Lavedan,
Wolff.diesich einWeilchen absurdgeberdethatten.lernten einsehen,
daßimDramenbezirk die Gesetze stärker sind als alleMenschenwill-
kür. Aus den leidlichen Stücken der Donnay, Hervieu, Mirbeau,
aus dem rosigen Putzkrämchen des Herrn Capus (der nun, als
ehrsamer Politikus, von der Figarokanzel zu seinem Volke spricht)
klang der Ton neuer Gesellschaftmode, nicht neuer Welterkennt»
niß. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ruy Blas, er»
innerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und
erfuchtelte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer
Jahrzehnte. Das Theater hatte auf der ganzenLinie gesiegt; dem
Sturm Derer, die es entheatralisiren und dann für sich belegen
wollten, widerstanden und, nach kurzer Wirrung, die zinsende
Liebe der Kundschaft, ohne deren Geld es nicht gedeihen könnte,
zurückgewonnen. Kein starker Dramatiker schob sich, anRostands
entfärbtem Gefieder vorbei, ins Licht. Den Sainte°Beuve und
Saint-Mctor erstand kein Erbe; nicht einmal die Montagsge»,

meinde derLema5tre und Sarcey war zu halten. Sogar die Posse
versandete. Was kräftig schien, Curel,Courteline,Lavedan,Por»
to»Riche, erlahmte nach Anläufen, die Hoffnung geweckt und ge»
nährt hatten. Achtbares Kunstgewerbe, auch in der Mimenzunft
(deren Häupter, Feraudy, Guitry, Lebargy, Max, die Frauen
Bartet, Lavaliiere, schon seit Jahrzehnten vom Gerüst herab glän»
zen); nirgends ein Schöpferwille. Die Ausfuhr brachte noch an»
sehnliche Rente. Europäer aber fuhren nicht mehr nach Paris, um
in Theaterkunst zu schwelgen. Die Truppen der Provinzstädte,
der größten, humpeln der hauptstädtischen Garde nach und waren
für den Urtheiler deshalb niemals gewichtig. Nach dem Kriegs»
ausbruch wurden die Spielhäuser geschlossen; sacht dann.seitRe»
girung und Parlament aus Bordeaux heimkehrten, wieder ge»
öffnet:weilaUerleiKleinleute,Choristen,Bühnenarbeiter,Schank-
wirthe.gar zu laut über die Sperre klagten. Paris sehnte sich wohl
auch in den Schein der Vergnügungsucht zurück. Gut gehts den
Theatern noch heute nicht.' In der Oper werden nur manchmal
Bruchstücke, einzelne Akte, gezeigt; in anderen Häusern die Lieb»
linge von vorgestern: »Freund Fritz" und »Der Freund der
Frauen-, »Dietzalbwelt"und»DieWelt,woman sich langweilt',
»GeschäftistGeschäft'und„MadameSans-Göne',»Manon'und
»Lakme",»Cyrano' und»l^Aon«, »Anna Karenina" und. lV^s-
sommoir«; Corneille und Racine; Moliere und Beaumarchais;
alte Operetten und Possen. Neu ist ein (in Musik getunkter) D'An-
nunzio: «Sabina«; der, dürfen wir hoffen, den Ruhm romanischer
Dichtung für Zeit und Ewigkeit retten wird. Nur im,,1'emps«fand
ich Anzeigen; danach wird in dreiundzwanzig Häusern (an Mon»
tagen nur in zwölf) gespielt. Da, im Februar, darbenden Künstlern
eine Vorstellung achtzigtausend Francs eintrug, kann das Geld
nicht knapp sein. Gewiß aber fehlt die Lust, immer wieder Altes im
alten Gewand zu schauen.Urlauber(dieFrontistnurachtzigKilo»
meter weit von Paris) und Verwundete füllen die Säle. Ausflüge
sind versucht worden; doch fruchtlos geblieben. Nach dem Krieg von
1870konnte die(^«meciie-^rancaise, mitderBernhardt,derFavart,
derCroizette,mitBressant,CoqueNn,Got,Mounet-Sully, London
erobern. Jetzt? Während Herr Reinhardt (ohne eins seiner drei
berliner Häuser zu schließen) mit Werkenvon Shakespeare,Goethe,
Schiller, Lessing, Strindberg zwei Skandinavenreiche entzückte.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_126.html[18.07.2014 16:05:39]

ffchlich Molieres Landsturmmannfchaft müde durch die Schweiz.
Herr Antoine, der über Petrograd aus der Türkei (wo er eine
Schauspielschule leiten sollte) in die tzeimath zurückgekehrt ist,
glaubt inbrünstig an nahe Auferstehung französischer Theater»
kunst.Ein paarTage nach seinerAnkunft wurden die Leinwände,
die er für Caesar, Coriolan, Esther, Faust, Romeo, Psyche von
Meistern malen ließ, im Oäeon versteigert, weil die Speicherkosten
zu lästig seien. Fast so lästig wie die Ausländer, deren Dunst die
Tempel Galliens verpestete. Täglich liest mans; auf dem Holz»
Papier eines Landes, das Shakespeare und Goethe kaum,Schiller,
Kleist, Hebbel gar nicht kennt, Ibsen nur unter dertzerrschaftein-
schüchternden Schreckens zuließ; das ohne Mozart, ohne Fidelis
leben kann, ohne Wagner leben will (der SymphonikerBeethoven,
»derBelgier", mag bleiben): und dennoch wimmert, der Einbruch
sremden,barbarischenWesens habe seineKunstgefilde zertrampelt.
Um die Mitte der neunziger Jahre wars.imLenz des Thea-
terumsturzes, auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden.
Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz
schön. Nur ein Bischen langweilig, Dramen und Spieler stetsaus
Frankreich zu beziehen. «Unsere Menschen und unsere Konflikte
sind anders.Gribojedows .Unglück, zu vielGeist zu Habens Go»
gols .Revisor', Pisemskijs .Leibeigener'. Ostrowskijs Kleinbür»
gerkomoedien, manchmal sogar Tolstois.Macht der Finsterniß'
und .Früchte der Bildung' werden ja aufgeführt; geben uns aber
such nicht viel von noch modernemErleben.UnserenIungen,Al-
len, die nach Garschin kamen, und der)eun: tlurope,der so Großes
gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte gesperrt. Dazu das alte
Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Lau»
nen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang
zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie
mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und
allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comeäie in sein Rebel»
lenheim gelockt.Alexej Suworin machts in Petersburg nach.Splelt
olles Neue, Alles, was in Europa Marktwerth hat. Immer die
PetersburgerlDiebilden sich in ihrem Rieselsumpf längst ein, die
Kulturgepachtetzu haben, und belächeln das träge, aus der Mode
gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zei»
gen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_127.html[18.07.2014 16:05:39]

halten.'KonstantinAlexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren;
und Damen aus dermoskauerGesellschaftTheater gespielt. Leichte
Sachen: Vaudevilles, Schwänke, Operetten. InRußland, wo die
Frauen wohlhabender Kaufleute und angesehener Tshinowniks
im Opernchor mitsingen (der drum auch besser klingt als bei uns),
wundert sich Niemand, wenn aus der Ersten Gilde plötzlich Einer
oder Eine aus die Bretter springt. Als der Erfolg den Versuch
krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millio»
när Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch°Dant»
schenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen
Theater war möglich. Moskau jubelte. Petersburg fand Alles
weit übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte
man sich hinaus wagen? Der Russe hat die Optik des Epikers;
hat sie auch, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In-
der tzeimath kann ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückt
im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Muße, bedäch-
tig die Dinge, die ihm vors Auge gestellt werden, zu betrachten.
Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem
aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über kurze Abend»
stunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe
freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie an«
genehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele
Blätter hat, aufdenen bunte, blutrünstige oderinFröhlichkeit stim»
mende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen die slawischen
Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute kön»
nensie nie genug erzählen.Dazukommt, daß der russischen Massen»
Psyche der eigentlich dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksicht»
los hitziger Parteinahme sich schwer nur entschließen kann. Der
Russeist, selbstderMushik.vomRassengeniezureichlichmit psycho-
logischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die
Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme
zu scheiden, ihn befriedigen könnte;er hat imLeid seines Erlebens
alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und
der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller
Triebe und Hemmungen in der bete Kumaine und sieht in dem Ver-
brecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kainszeichen
Bemakelten, nur denUnglücklichen.dem die geschäftige Phantasie
tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_128.html[18.07.2014 16:05:40]

und findet. In der slawischen Zone zärtlichen Mitleidenskultes
wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte
mit derbem deutschentzerrnwort ihrer neuentzeimath schnell eine
Dramatik schassen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus un»
fruchtbaremBoden nicht auf Kommandozu ernten ist und daß ihr
Dershawin (dessenOden noch heute in Rußland Bewunderer ha»
ben) auf eigenem Grund nur nachahmende tzandwerkerarbeit zu
liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren
Epik feitGogolsTagen mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat,
ist bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker ha»
ben sich an Viktor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten,
die KomikerMolieres Technik und Typenkunst nachzustrebender»
sucht.AuchStanislawskijsKünstlerischesTheaterbrachtekeinneues
starkes Drama; und doch war jeder Abend ein Sieg. Wir sahen,
was noch nie war. Ein Theater, das kein kapitalistisches Unter»
nehmen ist gesichert,nicht aus »volle Häuser" angewiesen. Das die
modernsteTechnikverwerthet(schondasGrammophon,das heute
Kindergequarr, morgen den hellen Klang moskauer Glocken vor-
tauscht) und sich nie zu Prunksucht verleiten läßt. Ein Theaterge»
nie und ein tüchtiger Dramatikertheilensich in die Herrschaft. Ein
Stück, das nichtganz fertig, im winzigsten Theil erwogen undnach
Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf
nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ists nöthig, noch
mehr.Dieseinste.fruchtbarsteArbeitbeginnterst, wenn bei uns der
tzerrDirektorschondasRampenlichtanzündenheißt.Dem Schau»
spieler, der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine
Rolle findenkann, wirdsie abgenommen. And ezperimentirt, bis
das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch
nicht erklärt. Diesen Menschen war !das Theater nicht Geschäft,
nicht Vergnügen. Sie fühlten sich als Träger einer nationalen
Mission. »Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland,
demssoschlechtgehtund über das Jeder draußen dieNase rümpst.
Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernst»
Haft gearbeitet wird, kluge Organisation und strasfe Zucht möglich
ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Bluts»
tropfen kosten: wir müssen siegen!" Wohin schmolz der Schnee
aus dem Jahr russischenTriumphzuges ? Besser als von den Mos»
kauern ist nirgends je gespielt worden. Und ihr Muster weckte in

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_129.html[18.07.2014 16:05:40]

Petersburg (sogar imBallet)undWarschauNacheiserung. Neue
Lyrik und Erzählerkunst keimte. Dem Drama erwachte kein Lenz
(weder aus Tschechows blassen Dämmerskizzen noch gar aus An»
drejews hitzigem Mühen konnte ein Frühling werden). Szenen»
künstle? und Spieler langten aus heimischer Dürre nach deutscher
Kunst. Rußlands enger Theatermarkt nahm noch mehr fremde
Waare auf als unser breiter. In den Hauptstädten blieb auch
während des Krieges Geld und Stimmung zu jeglicher Kurzweil.
Wie lange solche Lust währen kann? Wenn die Dwina von Eis
frei und der Ersatz ausgebildet ist, werden wirs wissen.

Drinnen.

In Berlin wird, an jedem Abend, in dreißig Theatern ge»
spielt. Die meisten sind voll; in den beliebtesten nicht leicht Plätze
zu erlangen. Wintergarten, Apollo», Palast »Theater. Circus
Schumann (mit einem »patriotischen Schaustück") und Circus
Busch (mit einem «Mysterienspiel'). EinDutzend großer Kinos;
unzählige kleine. In allen Stadttheilen, um Fünf und um Neun,
in Sälen und Schankwinkeln Singspiel. An jedem Abend einPaar
ernste Konzerte; wenn HerrNickisch oder Herr Strauß dirigirt,
HerrD'Albert spielt, Herr Iadlowker singt, drängt dieMengesich
an die Kassenschalter wie vor Butterläden. Wenn veröffentlicht
und beglaubigt würde, was, nur in Berlin,im neunzehnten Kriegs-
monat für Schau» und Hörspiel ausgegeben worden ist: der Feind
müßte stutzen. Daß Possen, Schwänke, Operetten den Schwärm
anlocken, ist begreiflich; erfreulicher, daß Sophokles, Shakespeare,
Goethe, Schiller, Hebbel, Raimund, Ibsen, Strindberg Zulauf ha-
ben.Der«Betrieb"istkaum anders alsinFriedenszeit.DerSpiel»
plan (der Donizetti, Rossini, Verdi, Bizet, Thomas, Moliere,
Gogol, Tolstoi nicht vehmt) reicher als irgendwo im Ausland. Ob
aus Geschäftigkeit und Geschäftsertrag auf neue Kunstblüthe zu
schließen ist? Das starke, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein
Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen
darf. Beweis: die winzige Zahl der Dramen, die feit den Tagen
der Aifchylos und Kalidasa reiften und noch nicht welk wurden.
Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm fein täg»
liches Brot gewährt werde. Uns fehlt die eßbare Hausmannskost
<die denFranzosen nie ausging).Diegestern vornanstanden, sind

in den Schatten getreten oder Kriegsbeschreiber geworden. Nur
Herr Wedekind hat einen Wurf gewagt; von seinem schlanken,
fast völlig entfleischten Bismarck-Mimus, dessen Sauberkeit die
Bewunderer des «Weibsteufels" und andereEsel kunstlos dün»
ken muß, wird noch ernsthaft zu reden sein. Herrn Sternheim, dem
Hurtigsten Geißler neudeutscher Seelenschwachheit, dessen Hohn
manchmal ins Genialische züngelt, ist heute derWtnd nicht gün»
stig. „Unserem altenGottseiDanklWirwerden, endlich, ein Volk,
«inig zu Wollen und Handlung; und werden deshalb auch eine
Kunst haben, die nur uns gehört und der Fremde nichts schuldet."
Anzefahr so sagts in Rußland Herr Purischkjewitsch, in England
HerrWells und, auf seine besondere WeiseHerr Kipling, in Frank-
reich der Schwätzer Donnay und der Spötter Courteline. („Nur
«och Franzosen in Frankreich! Weitauf die Fenster der Bühnen-
häuser, daß derSchwaden wirrerKubistenstücke.münchener Gothik,
langweiliger, sinn» und gluthloser Pedanterei von uns weiche!")
Zu den Wundern, die der Krieg wirken soll, gehört im Glauben der
Völker auch das der Verjüngung und Kräftigung siechender Thea»
Herkunft. Dürfen wirs, ohne bangen Zweifel, schon hoffen?
Seinen Deutschen predigte Schiller: «Die Schaubühne ist
der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, besse-
ren Theil des Volkes das Licht derWeisheit herunterströmt und
von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staatsich ver»
breitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Ge»
fühle fließen von hier durch alleAdern desVolkes;derNebel der
Barbarei, des finsteren Aberglaubens verschwindet, die Nacht
weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in wenigen
Iahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Die
Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unfertzerz,
die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns
Religionhaß vermeiden: in diesem schrecklichen Spiegel wusch das
Ehristenthum seine Flecke ab. Mit eben so glücklichem Erfolg
würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung be»
kämpfen lassen.Nicht weniger ließen sich,verstünden es dieOber-
häupter unb Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus
Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurecht»
weisen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und wür»
den vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_131.html[18.07.2014 16:05:40]

Mühe Werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herab»
lassen wollte, sie zu hören. Wenn wir es erlebten, eine National»
bühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Die Schau-
bühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruh?
mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung galtet, wo keine Kraft der
Seele zum Nachtheil der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten
des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt,
wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns
Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele
drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu
ersticken droht, so empfängt uns die Bühne: in dieser künstlichen
Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst
wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsameLeidenschaf-
ten erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut
in frischeren Wallungen. DerUnglückliche weint hier mit fremdem
Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und
der Sichere besorgt." Höher hinauf konnte die Hoffnung kaum
langen. Freilich: »So lange das Schauspiel weniger Schule als
Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Lange-
weile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und
das große Heer unferer süßen Müßiggänger mit demSchaum der
Weisheit, demPapiergeld der Empfindung und galanten Zoten
zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schönte
arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der
patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein.' Wie
lange dieserZustand währen und ob er je enden müsse, wird nicht
gefragt.Lessing war nüchterner. »DasPublikum komme nur, sehe
und höre, prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig
verhört, seinUrtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen wer»
den. Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum
Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat. Alles kann nicht
auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet
man nach einiger Zeit gewachsen. Gewisse mittelmäßige Stücke
müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vor-
zügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine
ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musi»
kalischeKomposition,weil derText dazu elend ist. Wir gehen, fast
Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_132.html[18.07.2014 16:05:41]

Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden,
^nsTheater; und nurWenige und dieseWenige nursparsam aus
anderer Absicht. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug,
daß wir noch kein Theater haben. Ueber den gutherzigen Ein»
sali, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir
'Deutsche noch keine Nation sindl Ich rede nicht von der poli»
tischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter.
Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen.
Wirsind noch immer die geschworenen Nachahmer allesAuslän»
dischen, besonders noch immer die unterthänigenBewunderer der
nie genug bewunderten Franzosen." Auch hier wird gefordert;
spricht die Hoffnung auf einen Morgen deutscher Bühnenkunst.
Wir haben noch kein Theater, ruft der Dramaturg des hambur»
gischen Schauspielhauses, werden aber eins haben, ein Theater
derdeutschen Nation, wenn unser sittlicher Charakter erstnational
geworden ist. Goethes msMic common senLe mied die unfrucht»
bare Mühe des Weltverbesserers. Als Eckermann ihm Kotzebue
lobte, stimmte er zu, nannte «Die beiden Klingsberg" ein gutes
Stück und sagte: «Es ist nicht zu leugnen: er hat sich im Leben
umget han und die Augen offen gehabt. Wenn er in seinem Kreis
blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in
der Regel etwas Gutes. Was zwanzig Jahre sich erhält und die
Neigung des Volkes hat, muß schon Etwas sein." An Calderon
rühmte er, daß seine Stücke »durchaus bretterrecht" seien; «in
4hnen ist kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kal«
kulirt war. EinSiück, das nicht ursprünglich, mit Absicht und Ge-
schick des Dichters, für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht
hinauf: wie man auch damit verfährt: es wird immer etwas Iln»
gehöriges und Widerstrebendes behalten. Für das Theater zu
schreiben, ist ein eigen Ding, und wer es nicht durch und durch
kennt, Der mag es unterlassen. Für das Theater zu schreiben, ist
ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man
besitzen mutz. Beides istsclten,und wo essich nichtvereinigt findet,
wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen. Der Dichter
muß die Mittel kennen, mit denen er wuken will, und muß seine
Rollen Denen auf den Leib schreiben, die siespielensollen«. Eine
Mte Theaterleitung sei nicht leicht zu erreichen. »Das Schwere
öabei ist, daß man dasZufällige zu übertragen wisse und sich da»

durch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese hö«
herenMazimen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragoedien,
Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als daS
Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich-
ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Der»
gleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irrleiten:
lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren.
Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem
Kenner nichts leichter ist, als ein gutes Repertoire zu bilden;
allein nichts ist schwieriger, als es zu halten". Gelassener kann
keinUnbetheiligter über diese Dinge reden; und Goethe war Thea»
terleiter und wollte noch für dieBühneschreiben. Ums Jahr 1823,
als Koetzebue und Iffland, Raupach und die Weißenthurn die
Bretter beherrschten, fand er die Zeit an wahrhaft guten Stücken
reich.Doch er hat auch geschrieben: «Wenn man sich in den letzten
Zeitenfast einstimmigbeklagtund eingesteht, daß es kein deutsches
Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte
man auf eine wenigerparadoze Weise aus Dem, was bisher vor»
gegangen, wie uns dünkt, mitgrößterWahrscheinlichkeitdarthun.
daß es gar keindeutsches Theatergeben werde noch geben könne"
Das war einmal; in der Zeit deutscherDemuth und Splitte».
rung. »Die öffentliche Sittlichkeit kann sehr wohl nach dem Cha»
rakter der öffentlichen Kunst einerNation beurtheilt werden; keine
Kunst wirkt aber so mächtig auf die Phantasie und das Gemüth
eines Volkes wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische.
Wolltenwir einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen,daßdie
höchst bedenkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch
den Zustand der Sittlichkeit derNation veranlaßt worden sei, und
wollen wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als miß»
leiteten öffentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicher»
heit zu sagen, daß eine Veredlung des Geschmackes und der noth»
wendig durch diesen beeinflußten Sitten auf das Energischste durch
das Theater gc leitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Er»
wägungen die Leiter der Nation hingewie sen zu haben, würde ni cht
die geringste Eenugthuung sein, die aus einem glücklichen Erfolg
meiner hiermit angekündeten Unternehmung mir erwachsen könn»
te.'WagnersRiesenglocke.anderenStrangallestzoffenundSeh-
nen einer Zeit sich gehängt hat.läutet die Kunde durchs Land. Am

RothenMainwirdeinhellas(dasdieKleiderdesEddamythos,die
Gedanken des neunzehntenIahrhunderts, derRomantiker.Feuer-
bachs, Schopenhauers, trägt). «Wenn Sie wollen, haben Sie eine
Kunst.« Weil sie wollten, haben sie einDemsches Reich und, injun»
ger Einheit, ein nationalesBewußtsem. Ihr Athen wird rascherals
Rom gebaut. «ImAesthetischen sollen wir, wie im Sittlichen, nach
meiner Ueberzeugung nicht das Elfte Gebot erfinden, sondern die
zehn vorhandenen erfüllenzwenn Einerdie alten Gesetztafelnwie»
der einmal mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreide»
kommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext über»
malt haben, vertilgt, bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Ver-
dienst. Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesma»
ligen Welt» und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur
Idee, zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im
Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen
müssen, veranschaulichen. Das Drama, das höchste, das Epoche
machende, ist nur möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheid
dende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Pro-
dukt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinn, worin eine solcheZei^
selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbin-
dende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die
sich schließen, und einer neuen, die beginnen will." Hebbel hats
geschrieben. Zu srüh. Noch ist das Auge der Volksgenossen blöd
und ihr Ohr taub. Jetzt erst, daTheatergermanen der höchste Gott
offen (»wo kühne Kräfte sich regen") zu Krieg räth und alte Ver»
träge in Fetzen reiht, ist im Welt« und Menschen»Zustand ent»
scheidende Veränderung zu spüren; kann also auch das höchste
Drama, das Epoche machende, wieder möglich werden. Dem My»
thos ward es entbunden; saugte Kraft aus den Chören, die den
Apollon und den Dionysos priesen. Auch wir haben Mythos;
ein Tongebild, dem keins sich, an Klangfülle und eindröhnender
Bedeutung, vergleichen darf. Auch hier ist eine Nation, die nach
Kunst, ihrem Erdschoß entsprossener, lechzt und sich in Andacht als
Enkelkind,instolzerWonnealsAhninfühlt.»WennSiewollen...-
Einst.
Die Weisheit allgewaltiger Götter sangen die Alten.
Zeus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa ge>-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_135.html[18.07.2014 16:05:42]

raubt. Trauernd saßen die Eltern, der Phönikerlönig Agenor und
sein Weib Telephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Kad»
mos, ein Sohn des Herrschers, ward ausgcsandt, nach der
Schwester zu forschen. Der Jüngling kam nach Delphoi und im
tzeiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott,
nicht weiter zu suchen, sondern der Fährte einer Kuh, die ihm be»
gegnen werde, zu folgen und da,wo sie sich niederlege, eine Stadt
zu gründen. Noch in Phokis trifft er, zwischen den Flußgebieten
des Kephisos und des Pleistos, die Kuh und folgt ihr ins Land
der Pelasger, das nun Böotien, das Kuhland, genannt wird.
Dort, auf den Vorhöhen desTeumessos, legt sich dasThier; und
Kadmos will thun.wie der delphische Spruch befahl: dieKuh op»
fern und den Stadtring fügen. Er schickt die Gefährten, aus dem
nahen Quell Wasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der
Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat
sie getötet.Kadmos macht sich auf.erschlägtdenDrachendesAres
und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne desUn»
geheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen als»
bald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilderWuth ein»
ander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfen Agenors
Sohn beim Bau der Burg Kadmeia und derStadtTheben. Doch
Ares verzieh die Tötung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre
lang mußte Kadmos ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm
als gesühnt und der König von Theben durfte sich der tzarmonia
vermählen, die Ares einst in Aphroditens Schoß gezeugt hatte.
AlleGötter kamen zurHochzeit und brachten Geschenke; auchtze»
phaistos, Aphroditens Gemahl.Der gab der Tochter des gehaß»
tenNebenbuhlersalsBrautschmuckeinköstlichestzalsgeschmeide,
an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing.
Ueberall hat dieses Kleinod Unheil gewirkt, zu Zwietracht und
Mord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phayllos es aus
dem delphischen Pallastempel geraubt hatte, den Sohn eines
Mischen Helden in Raserei und Gräuelthat gerissen. So begann
die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem
Hader der Himmlischen dankte sie das Leben. Ihr erster König hatte
den Zeus verfolgt und den Ares gekränkt; er war der Liebling der
Athene und derenFeinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin
wardalsBrautgabefortzeugendesUnheilgespendet.UndihrAdel
trar ausdcnZZHr,encinesFlammen speiendenDrachen geboren.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_136.html[18.07.2014 16:05:42]

tzat Kadmos nach einem leidvollen Leben die Stadt verlassen?
Trug er als alternderMann inIllyrien dieKrone?Ward er mit
seinem Weibe von Zeus in ein Schlangenpaar verwandelt und
ins elysische Gefild entrückt? Nur Helios vermags zu sagen. Das
Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pen»
theus, dem Agaue vermählt war, die Tochter des Kadmos und
der Harmonia.AnterseinerRegirungkamDionysosnachBöotien
<kam in die tzeimath zurück: denn das unausgetrageneKnäblein
war aus dem Leib Thyonens, der in Raserei vom Blitz gefällten
Kadmostochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden).
Schon hat er in Thrakien gegen seine Verächter gewüthet. Dem
KönigLykurgos, der denBakchoskult nicht duldet und dieWein»
reben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet undden
Mörder des eigenen Sohnes dann den Mänaden und Panthern
zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der
hat ihm, wie zuvor Lykurgos, Fehde angesagt. In Theben, so
lautet sein Gebot, findet der Bakchosdienst keine Stätte. Thyo»
nens Schwestern selbst, Agaue, Ino, Autonoe, leugnen die Götter-
kraft des Neffen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als
Besessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheüs
widersteht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug
des Gottes hemmen, dem aus Lydien, aus Thrakien der Wim»
melnde Schwärm trunkener Weiber folgt? Soll das Gerücht, daß
der mit Weinlaub Gekrönte unbarmherzigjeden Frevelrächt, zum
Kinderspott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Fa»
milie will er die Welt erkennen lehren, wie er Ungläubige straft;
ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung
zu weigern wagen. Vor die Burg, IhrMädchen; höhnet mir in
schrillem Chor den mürrischen König und singet vor seinem ent-
setzten Ohr denRuhm dionysischer Gottheit, die Saft quillen hieß.
Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauer»
ritzen dringt der Geist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt
die Vernunft und umnebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann
und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in
Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, rankt Epheu und
Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise
sogar, Kadmos, derUrahn, und Teiresias, der Seher, kränzen den
kahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Ki»
s

thairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar bakchischer Mäd-
chen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den ver>
buhlten Neffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die der»
hüllen ihr Antlitz und flehen zu den Göttern, die Lästerung nicht
an dem König, an der Stadt nicht zu rächen. Pentheus aber
schwankt nicht. Wie vor und nach ihm so mancher König, wähnt
er, mitFeuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können.
Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weich»
liche tzalbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem
Weiberfleisch duften ? Trost und Freude, dieDieser bringt, braucht
das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als
einem Haufen fündigerMenschen,nur der strengeDienst vor den
alten Altären. Schon aber.wirkt Bakchos ein neues Wunder. Die
Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt,
und jauchzend eilen die Entketteten zu den Gefährtinnen in die
Wälder. Und nun will der König den lydischen Trüger sehen.
Der wird in die Halle der Kadmeira geführt. Einem Knaben
gleicht er.Träg die Haltung; auf derweichen.vomWein oder vom
Kuß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb
geschlossen, wie in einem Wollusttraum, und in dem schläfrigen
Blick doch einFunke, den einesKindesAthem zuGluth anfachen
könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und dietzüften gerundet
wie eines Weibes. Den keuschen König widert der Anblick. Und
Dionysos Iaht sich das Geheimnitz seinerMachtnicht ablisten noch
abfoltern.In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe ge»
Kunden: und lacht. Denn Pentheus kirrt und fesselt einenOchsen,
während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakchos bleibt frei;
auf seinenWink steigt aus dem Gebälk der Burg eine Feuersäule
und lachend entschwindetderGewaltigeaufdesKithaironstzöhe.
Dort rast nun die Wuth dionysischerFeier. Das Morgenroth und
das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürten mit
Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehkitzchen
die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschtenFackeln
Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig,
der aus dem dürren Thyrsos träuft. Von ihrem Reigen dröhnt,
mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die
ihre geileWuth sich als erstes Opfer erspäht, verscheucht der Schreck.
Da stürzt der trunkene Schwärm sich auf die verlassene Heerde.

Die Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleisch»
stücke von denRippen gerissen; zarteMädchen, mit dem verhängten
Blick nie dem Mann unterthaner Jungfrauen, morden mächtige
Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der
Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet
gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder
Pfeilen nochSpeeren erreichbarund kehrt erst auf die kithairischen
Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänadenhunger
gesättigt ist.Ringsum wüstes Land: sohabendieBakchengehaust.
In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren;
waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren
Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken.
Dieses Furchtbare wird demPentheus gemeldet. Faßt eres
noch? Auch in feinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig
raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins
Ohr, er wolle ihn auf den Kithairon führen; dort könne der König,
denNiemand erkennen werde, dieRasenden züchtigen. Auf dem
Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele
des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend em«
pfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als
Weib vermummtenThebanerin ihrenKreis zerrt.Unerhörte,un»
erschaute Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer
Orgien zu erspähen und uns tückisch zu strafen! Sie wählen ein
von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Um
feinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt
Bakchos vomWipfel einer Riesentanne einen Ast erdwärts, setzt
sich mitPentheus auf den Rindensitz und läßt denAst dann wie»
der in die Höhe schnellen. Kaum sind sie oben: da entschlüpft der
Gott; und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so tönt
eine mächtige Stimme, strafet denFrevler, wie ers verdient. Tiefes
Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Rafcheln des
Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Und jetzt
elnirres Geheul. Von allenSeiten her wälzt der Strom sich gegen
dieTanne, auf derPentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und
im selbenAugenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der
König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die
eigeneMutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die
Frucht ihres Schoßes zu schonen. IhrAberwitz erkennt ihn nicht.

Sie glaubt, einLöwenjunges brülle zu ihr. Stemmt ihm denFutz
in die Lenden, bricht, als wärs ein dünnes Zweiglein, ihm den
linken Arm von der Schulter (den rechten pflückt ihre Schwester
Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstücken. Selig
ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe Pflanzt sie des
Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gellender Stimme
den Pentheus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab.
Wo weilt er?Ans Dachgebälksoll erKopf undMähne des jungen
Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat
der greiseKadmos ausdemKithairondieRumpfstücke gesammelt.
Vor dem Haufen blutiger Fetzen und entfleischter Knochen, beim
Klang der Stimmme des Vaters kehrt Agauen die Vernunft zu-
rück. Das Wahngebild zerrinnt. Kein Löwenhaupt ists, das sie
auf ihrem Stab trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos ent»
weicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die
gellende Totenklage derunseligsten Mutter, der Sohnesmörderin.
Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagen-
stoff die Bakchentragoedie; und er hat, der fönst vor den Göttern
nicht bebte, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Lange
nach ihm sang Theokritos die selbeWeise; und auf derLtppe des
mildenIdyllikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten,
über Gebeine hüpfen muß, znm Loblied bakchischer Allmacht:
„Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Drakonons Schneehaupt
Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!
Die gethan dieses Werk, vom Athem des Bakchos getrieben.
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch, je die Götter.
Adlerbotschaft kam uns vom großen Schüttler der Aegis:
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne l"
Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der
Kadmeionide Oedipus. Kadmos hatte den Polydoros gezeugt,
Polydoros denLabdakos, Labdakos denLaios. Dem kam, als er
auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die
Kunde, der Sohn, den sein Weib Iokaste von ihm trage, werde
ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie
dem Verhängnitz ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggc»
schafft wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen
werden die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie
ein Häschen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_140.html[18.07.2014 16:05:43]

einst den Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des
Kleinen rasch verglimmen. So rechnet derMenschenwitz derEltern.
Aber die Gölter wachen und Avollon läßt seines Orakels nicht
spotten. Ein korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner
Noth und trägt es in den Palast des Polybos, der über die Ko°
rintherstadt herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Köni»
gin, Mutter; als ihrErbe wächsterheran. Die wunden Stellen an
den Füßen sind verheilt; nur hemmende Narben zurückgeblieben.
Woher die Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner er»
klärts dem Jüngling. Und aus dcnWinkeln der Säle hört er ein
Zischeln, er sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mit-<
leid nur aufgenommenerFindling. Die Eltern versuchen, ihn mit
frommer Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der
Zweifel und denRuhlosen duldets nichtmehrunterkorinthischem
Dach. Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst
habe ihn dem Polybos aufgeschwatzt. Das war das Letzte. Aus
Apollons delphischem tzeiliglhumwill ersichWahrheit holen.Der
Gott weigert seiner Frage die Antwort; kündet ihm aber das Schick-
sal, den Vater zu morden und im Leib dcrMutter dann ein dem
Menschenblick widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt
den Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Me»
ropensSchoß,der ihn gebar.neuesLeben säen? Ntekehrt er nach
Korinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht
Unheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Götter zu
über listen. Nur in der Heimath dräut das Verhängnis;; drum strebt
er hastig in die Fremde hinaus. InPhokis, wo Kadmos dieKuh
traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der
Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straßen
nachTheben.nachDaulis und Delphi zusammenstoßen, sperrt der
Wanderer ihnen denWeg.DerKutscherschlägtnachihmundwird
von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das örgertdenAlten und
er trifft den Kopf des kecken Fremdlings miteinem Peitschenstreich.
Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzerZorn.
Sein Wanderstab saust auf den Schädel des Greises nieder, der
tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reisige Knechte
erschlägtderWüthende;einDienernur,derselbe,derdas Königs-
söhnchen auf dem Kithairon ausgesetzthatte.wahrt seinLeben und
bringt den Thebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weg-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_141.html[18.07.2014 16:05:43]

lagerer erschlagen worden. Denn derAlte.der aufdernachDelphi
führenden Straße unter dem Hieb des Fremden den Tod fand,
war der König von Theben. Der Vater wähnte des Sohnes Knöch»
lein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch
Meilenweite vom Vater getrennt: und nun hatte das Kind den
Erzeuger getötet, war der delphische Spruch Apollons, wider alle
Menschenklügelei, in fernem Land dennoch Wahrheit geworden.
Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum
schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzige Alte ihmmit derPeitsche
dieHirndecke striemen? Er hatte die Reisenden nicht gekränkt und
ihrenAngriff nur erwidert, wieNothwehr gebot. Kein Gesetz spricht
ihn schuldig: keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er
weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der
sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeklüst lagert die
thebaische Sphinx, die Tochter des schlangenköpfigen. Riesen
Typhon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf reckt sie die
Brüste und den Kopf einer Jungfrau. Tag vor Tag lockt sie die
Jünglinge in ihre Wildnitz und tötet jeden, der ihr Räthsel nicht
zu lösen vermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone
und Bett desLaios soll ihm gehören.DasVolk wird ihm alsdem
Herrscher huldigen, Iokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedi»
pus will den Kampf wagcn. Wie könnte ihn, der keine tzeimath
und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde,
das Abenteuer ängsten? Sein Futz strauchelt beim Aufstieg ins
Gebirg nicht; und da er das Fürchten nicht lernte, findet er der
Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt
die Nnholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends
auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Mor-
gen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Er»
wachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Untergang
neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte
Stütze. Das Räthsel ist gelöst, die Sphinx, stürzt sich in den Ab-
grund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron
und streckt sich neben Iokaste aufs Bette des Laios. Vier Kinder
gebiert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und
Ismene. Nach langen Ja hren glücklicher Herrschaft wird die Stadt
dann wieder von Unheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet
die Pest; und aus Apollons Orakelstätte kommt der Spruch, die

Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus The»
ben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern
mit feinen und groben Fingern unverjährbare Gräuel. Der in
Theben König ist, hat Thebens König getötet. Der die Königin
als Gemahl umsing, hatte sie zur Witwe gemacht. Gatte ist er ihr
und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mut»
ter. GrausigeWirklichkeit Alles.was in Delphoi verkündet ward.
Iokaste erhenkt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht
seiner Augen. Die Stadt, die ihm als Retter und Helden zuge»
jauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon.
Zum zweitenMal wird er ausgesetzt. Als Bettler irrt er, den nur
Antigonens geduldige Liebe betreut, durchs Land und kehrt erst
zurück, als seine Söhne von Kreon, Iokastens Bruder, die Herr»
sch ci ft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König
die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten
die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum dieZeichen
der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da
trifft sie sein Fluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen,
unt demPrunkgeräth des Laios die Tafel putzen.Mit demSchwert,
spricht er, theiltIhr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt
der Bryder.Also ist es geschehen. Als Polyneikes inArgos beim
König Adrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen
Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einanderin wüthen»
dem Zweikamps. Der Vater hat sie überlebt; und keine alte Sage
meldet der Menschheit, wo der Anreine endlich seine Ruhstattfand.
Nnrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht
durch eigenes Verschulden. »Der Gerechten Kinder gedeihen,
doch nie der Unredlichen Söhne." Paßt das Wort des Theokritos
auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht
mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen
wegschaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang
dem Glauben an göttliche Verheißung und sollte das Kind ja
auch vor dem Fluch des Vatermordes wahren. Wenn nur be»
wußter Wille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos
vor unferemBlick. Dennoch bleibt, was sie thaten, fürchterlich und
unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrtenFußgelenken im
Bereich wilder Tiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen;
den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett

kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden.
Frühe Stoiker mochten sprechen: »Da Solches schuldlosen Men»
schen geschehen ist undmorgenwieder geschehenkann, müssen wir
unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Be»
wußtsein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung
der Mutter zu Verbrechen macht, diesenThaten aber, so graß sie
uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie vonBlindenge»
than waren." Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht
arischer Theogonie gedrungen war, mochten lächelnd ausrufen:
»Grämt Euch nicht um eieses Königs Schicksal! Seht Ihr Blöden
denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Ab-
glanz aus uraltem Mythos? Jeden Morgen kündet Bluthröthe
vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getötet
hat. Finsterniß istderVater des Lichtes; wenn derNachtgeist den
safranfarbigen Leib der Eos umpfangen hat, gebiert sie ihm das
Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der
Mutter, die eszurWitwe gemacht hatunddderenGlieder imArm
des Sohnes wonnige Gier nun röthet. Dieser Vatermörder und
MutterschwängereristOedipus, derjungeHeld mit den geschwol»
lenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dcim»
mernebel umdünstet, zu schwellen? Stürzt nicht auch ihr durchs
Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Ääthsel»
fragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das
klärende Wort desOedipus die Sphinz? Ehrwürdiger Sonnen»
Mythos, den die kindhafte Phantasie der Nrarier aus den Hoch»
ebenenAsiens nachtzellas trug, spricht zu Euch: undIhr wähnet,
eines kieinenMenschenschicksalsWiderhall zuhören!" Doch kein
Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Veden die
Slimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Kadmeioniden
fang. De? Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnen»
gott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter
scinesSchicksals.NndnurDieserlebtuns; weil einDichter.dessen
Vision den Mythos würgte, ihn sah. Wie hat er ihn gesehen?
„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer
Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Vol»
kcs,worin bereits eine guteIdee vorhanden war.und dachtenun
darauf, diese für das Theaterso gut und wirksam wie möglich dar»
zustellen. SeineCharaltcrebesitzen alle eine so!cheRedegabe und

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_144.html[18.07.2014 16:05:44]

wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen,
daß derZuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletztge»
sprachen hat. Man sieht: er hat in seiner Jugend eine sehr tüch»
tige rhetorische Bildung genossen, wodurch er dann geübt worden,
alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzu»
suchen. Ich habe nichts dawider, daß ein dramatischer Dichter eine
sittlicheWirkung vorAugen habezallein wenn es fichdarumhan»
delt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor denAugen desZu»
schauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichenEnd-
zwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen
der Darstellung undKenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen,
waszuthun und zu lassen. Liegt im Gegenstand eine sittliche Wirk-
ung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter
nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und künstge»
mäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt derSeele wie
Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich
stellen, wie er wolle." Diese Sätze sprach Goethe, als, auf feinen
Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen tzegelschülers
Hinrichs das über Oedipns Gesagte gelesen hatte. (Das Buch war
längst seraltet, als Michel Breal den ersten Entwurf zu einer
Geschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach Goethes
Urtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf einen sitt»
lichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirksame, dem
Bühnenanspruch genügende Darstellung einerfertig imVolksbe»
wußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.
„Die leidvollsteGestalt der griechischen Bühne, der unglück-
selige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstan»
den worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weis»
heit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden
eine magisch segenreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein
Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht,
will uns der tiefsinnige Dichter sagen; durch sein Handeln magje»
des Gesctz.jede natürliche Ordnung.ja.dle sittliche Welt zu Grunde
gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer
Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt aus den Rui-
nen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter,
insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt
er uns zuerst einen wunderbargeschürztenProzeßknoten,den der

Richter dann langsam, Glied vor Glied, zu seinem eigenen Ver»
derben löst; die echt hellenischeFreude an dieser dialektischenLö-
sung ist so groß,daß hierdurch ein Zug von überlegenerHeiterkeit
über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetz»
ungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht.(Wo birgtsich
uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der
Gatte seiner Mutter, Oedipus, derRäthsellöser der Sphinz! Was
sagt uns die geheimnißvolleDreiheit dieserSchicksalsthaten?Es
giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein
weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir
uns, im Hinblick aus denRäthsel lösenden und seine Mutter frei-
enden Oedipus, sofort fo zu interpretiren haben, daß dort, wo durch
weissagende und magische Kräfte derBann von Gegenwart und
Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der
eigentlicheZauberderNaturgebrochen ist, eine ungeheure Natur-
widrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein
muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Ge-
heimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich
widerstrebt, also durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniß sehe
ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausge-
prägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppeltge-
arteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und
Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen.
Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weis-
heit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger
Gräuel sei, daß Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den
Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung
der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) ,Die
Spitze derWeisheit kehrt sich gegen denWeisen,Weisheit ist ein
Verbrechen an der Natur': solche schreckliche Sätze ruft uns der
My'hos zu: der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnen-
strahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos,
sodaß er plötzlichzutöncnbeginnt,—insophokleischenMelodien!«
«Die Geburt der Tragoedie oder Griechenthum und Pesstmis-
mus" heißt die Schrift Nietzsches, in der diese Sätze stehen. Sie
ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in
den Wehen mehr als anOedipus wohl an Siegfried gedacht. Der
ist ausnaturwidrigerGeschwisterehe geboren, brichtdiealtenVer-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_146.html[18.07.2014 16:05:44]

träge heiligsterOrdnung und läßt auf denRuinen der umgestürz»
ten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem
Gedichte des Mannes aus dem attifchen Gau Kolonos. Nicht
durch Weisheit fündigt fein Held (der sich selbst blöde nennt); ent»
riegelt keinMysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein
Verscheiden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß
der damals (1871) noch nicht «moralinfreie" Philosoph demtzel»
lenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: amLeidensbilde
des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die
Sittensatzung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit nur
Wohlthat bereitet. Zeigt ers wirklich? Ist Oedipus denn ein Em»
pörer.der eine neueFackel bringt? Magische Kraft, die ausBlut»
schände ward, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu
finden, diemitzuliebengeschasfenistundaustzaßindenTodflieht.
Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische
Gedicht, sagt tzerrUlrich vonWilamowitz-Moellendorff, ist keine
Schicksalstragoedie im Sinn der Romantiker; »es kann die Tra»
goedie von derNichtigkeit desMenschenglückes heißen. Oedipus
muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was
liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons
Licht strahlt hell.seinAuge durchschaut alleWunder destzimmels
und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen er-
losch? Sophokles sah sich von Gesinnungen umgeben, die ihm
Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefähr»
dung der ganzen Staats- und Gefellfchaftordnung gaben. Da
haben wir das psychologische Moment, das ihn antrieb, in diesem
Drama seinen geliebten Athenern vorzuhalten: Sehet, Das ist der
Mensch und sein Glück; sehet, Das ist der Gott und seine Weis»
heit!" Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein
fromm alter Ordnung ergebener Mann, nicht, wie dem baseler
Erzfeind, ein Brecher ehrwürdiger Tafeln. Beide betonen in sei»
nem Werk die sittliche Absicht. Beide stehen aufrecht wider Goethe.
Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider denDichter und
für den Professor. Das Alterswerk, das uns den entthrontentzerr-
scherinKolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden;
dürfen nur auf die Königstragoedie blicken. Die aber schließt der
blinde Oedipus selbst, derNarr des Schicksals, mit denWorten:

Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich?
Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,
Keiner hat zu meinem Glücke ohne Neid emporgesehn.
Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Jammers ich geriethi.
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!"
DieAbsicht,mitlebendeMenschen zu bessern, konnte aus dem
Mund eines Priesters nichtzu klareremAusdrucke kommen. Aus
Gottesdienst ward Drama. (Dessen Enthüllungtechnik uns heute
nicht aufhalten, in Vergleich mit Ibsens Gespenstertragoedie und
Kleists Meisterstück von dem Dorfrichter, auch einem Schleppfuß.
und Urmenschen, Adam ablocken soll.) Die gottähnlichen Helden.
desAischylos sind von neuem Erlebniß derGlaubensvorstellung
entjätet. Nur Gottheit ist allgewaltig; noch derVollstrecker diony»
sischer Wuth, und bräche er selbst seines Leibes Frucht, nicht dem
Sühnzwangunterthan.DerimRäthselbildderSphinzdasWesen
desMenschen erkannt hat, erkennt in sich nichtmenschlichenWefenS
Begrenztheit. Der Verblendete straft sich mitBlendung. Leis nur
hat, langsam, das Verhältnis) Irdischerzu Himmlischen sich gewan-
delt. Auch des Dichters Weltauffassung sich nicht von der seiner
Stammverwandtschaftgelöst.Iederversteht ihnzist in fcheuerAn-
d acht, frommem Lächeln, bangem Herzschlag ihm nah. Durch solche
Nähe, der Erkenntniß und der Empfindung,wurde, vor ehrwür-
digen, dem Erwachsenden schon bis in die feinste Webmaschen
vertrauten Stoffen, die Eingemeindung der Geister möglich, ohne
die nirgends ein »Nationaltheater" entstehen konnte. Nachgebo»
rene streiten, Poeten und Klügler, über den Tiefsinn der Pen»
theus» und Oedipus-Dramen; leuchtend lag er, ungehülst, vor
der Einfalt attischer Bürger. Das Griechenvolk, seufzt Lessing»
«war erpicht auf das Schauspiel, besonders auf das tragische.
Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Thea»
ter! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt,
daß die Griechen sich von ihrer Bühne mit so starken, so außer»
ordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie denAugen»
blick nicht erwarten konnten, sieabermals und abermalszu haben;
dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke
bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes Werth

halten, sie uns zu verschaffen? Unfer Publikum nimmt vorlieb.
Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht nach der
Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß." Gesellet diesen
Sätzen denWehruf: »Wir sind nach demsittltchenCharakter noch
keine Nation!" Und waget Euch dann keck, wie der Dramaturg
selbst war, in die Frage, ob so das alte Räthsel gelöst werden konnte.
Jetzt.
Das Theater ist das Ergebnitz einer Voltswirthschaft und
deshalb nicht von eiferndem Willen, Einzelner und lehrsüchtiger
Gruppen, in seinen Grundfesten zu wandeln. Wo es nicht, wie
des Baumes Frucht, wie Gedanke undThat des Menschen, noth«
wendig ist, muß es, ohne stützendes Gemäuer, nach kurzen Tagen
erkünstelter Herrlichkeit in Trümmer sinken. Wie sieht die Gesell»
schaft aus.die imTheater sitzen.es nähren, sich seiner freuen soll?
Nur darauf kommts an; nicht auf Dichterträume und Rezensen»
tenschrullen. Dem Hellenen war Schauspiel das Weihefest einer
im Wollen undDenken einigenVolksgemeinschaft. Ereigniß im Le-
ben der Menge, die den Alltagssorgen entlief, um der Stimme
des Dichters zu lauschen. Neben dem Weisen saß da derStumpfe,
neben dem mächtigen der schlichte Mann; und Jeder wollte von
solchem Fest Etwas heimtragen. Die Szene war Gerichtsstätte, auf
der über die großen Gegenstände der Menschheit verhandelt, zu
den Göttern und ihrerWelt das Verhältnis^ geordnet, der sittliche
Werth geprägt wurde: nach dem Zwecksinn, dem Augenmaß, der
Seelenwage der Mehrheit und nach altem, festem Gesetz. Neuen
Glauben und neue Sitte mochte das Einsiedlerhirn lehren, das
nicht vom nächsten Morgen die Wirkung erhoffte. Der Dichter,
der zu Tausenden sprechen, in dunkle Köpfe rüttelndes Licht spen-
den wollte, durftedieSchrankedesBrauchesnichtbrechen; durfte
nur ahnen lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von um»
dräuter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Das
Schauspiel war wederZeitvertrieb noch Geschäft, sonderneinefür
den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit: und der Staat
konnte nicht erlauben, daß ein von ihm bereitetes Fest zur Locker»
ung der Gemeindegrundmauern mißbraucht werde. Tempel und
Volksfeterhalle also denAthenern. Dem Britenadel der Königin
Elisabeth Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinken»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_149.html[18.07.2014 16:05:45]

den Welt. Dem Hof des Lilienkönigs die Hohe Schule der Lei»
denschaft, all in ihren Züchten und Anzüchten, und Würzleckerei
nach schwerer Kost. Hellas, Altengland, das Erbgut der Louis:
im Spielhaus eine Rasse, eine Glaube, ein Pulsschlag; Einheit
in Wollen und Weigern, fast in der Lebenshaltung. Und keins
dieser Häuser auf das Geld der Zuschauer angewiesen; nicht auf
die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch
legen. Heute? Henry Irving raffte sich in das Bekenntniß: «Unsere
Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.«Ein Geschäft,
das die Leiter und das Gewimmel der Helfer nähren muß. Wagt
Einernoch.von der weihendenKraft derSchaubühne, vom Theater
als von nationaler Angelegenheit, gar von Einheit des Volks»
empfindens zu reden?Ueberall müßten Aufrichtige ihnbelächeln.
Gut oderfchlecht, fein oder grob.volloder leer, das Theater ist nir»
gends aufunserer Erde eine am Webstuhl derZeitwirkendeMacht.
Kanns aber werden? Von der Gnade des Krieges (natür»
lich); dessen wunderthätigen Segen Christian Fürchtegott Unab»
kömmlich preisen wird, bis ihm die Hälfte seines Prosites in die
Staatskasse entrinnt.»Krieg pflügt und besät denAcker der Kun st.
Unsere Dichtung hat er aus stickiger Enge erlöst. Hinter den Helden
schritten immer edleSänger." Immer? Mag man dieWiege der
deutschen Klassiker in die Fritzenzeit zurückschieben, Byron und
Puschkin, Musset und Gogol, Dostojewskij, Tolstoi, Zola, Mau»
Passant, meinetwegen sogar Beyle und Flaubert Kriegserb»
schaft zuschreiben: was nach 1870 kam, war weder schön noch
stark. Trotz Sedan, Reichsgeburt, Sozialismus, Darwinismus,
Determinismus, Elektrotechnik und anderem Kulturkamps. Die
Weltwandlung, die uns naht, kann nurErdbebensein; wie Jahr-
hunderte keins erlebten. Athmet der Wahn noch, ein Friedens»
vertrag (oder ein Bündel gestempelter Pergamente) werde die
Flammenwirbel wegfächeln und Alles dann wieder in Lenzpracht
schimmern? Entschleiert dasBild der Europäerzukunft nicht all»
zu früh! Und rühmet die Einheit des Volksempfindens, aus der
frische Kultur und Kunst sprießen könne, erst, wenn sie aus der Vor»
mundschaft entlassen ist und sich inFreiheit bewährt hat. Noch ist
Graus. Wüsterer, als ihn Bakchenwuth schuf. Aus Wonnege»
heul wurde Totenklage. Auch Dionysos starb. Und fernher lächelt,
über Friedhöfe und Wassergrüfte, der Blick eines Buddha.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck »on Paß S <La.rleb <L. m. b. g. in Berlin.

Antiquariat
Sellin «f. SS
versendet auf V^unscK KswIoZ 77:
.Muckern« SücKer un<l Zxlidris",
Katalog 78: „SücKer unci öllckei"'.
VIISunger Menenquelle
— 191Z ^ 14,664 LsäeAsste unä 2,278,876 klssckevverssnä.
r«rstl. Vilckunger tti»ersl quellen, L»ö Wiläunsen 4.

k^s«? k!^^ ri^N ris«i p^«? r^z? L ^^»? k^U? ris»? r-sTk r^»i r^»? kl
Keftellunge«
«. auf die
Z ggff- Gz«band decke
K zum 93. Bande der „Zukunft«
u! (Nr. , —,z. I. Vuartal des XXIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung :c. zum
Preise von Mark wcrdcn von jeder Buchhandlung od. direkt V
l» vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, lVilhelinjtr. ss ^
Ä entgegengenommen. A
iS^Z iS?^» t»S!Z I

Berichtigung. In der Auslosungsanzeige der Friedr. Krupp A.«G., Guhstahlfabrik, Essen-Ruhr, in Nr. 18 vom 5. Februar muß es bei Anleihe von IL9Z heißen: unter l.it. ö 3333 statt ZZZ8.

L«.
— nie Inliv»st. — IS. Febru«
in taäellosen Aappen
ststt
Iisclsnvrei»
öemälckegslerie Lsro» LrueKevtlisI i» Herrn»«»-
»WSt. 40 Xunstblättsr 26:33 ein un6 ^ext
von Xustos Kl. (?«aki. ^Vien. In Klappe . . Kl. 20,— kür Kl.
V») «, ?ranri»<:» cke, 1'survmseKie. 43 Tupfer-
iiru«K-(irsvuren init begleitendein lext von
Valerian v. I,oga. Berlin. ?olio. ?gtb6. . . Kl. 50,— kür Kl. 30,—
lrla»6«eioi>vu»gen »tter Kleister s»s verseliiecke»«»
SsmmluuAen, v»rssiege»ck »us ?rivstbe»it!e.
?aKs,-Kspro6, in unveränderliekein I,ieKt«!ru«K
Kerausgeg. von Hugo Helbing. Klünenen 1902.
I,iek. 1 ontk. 70 lateln von 40 : 54 ein in Klappe Kl. 55,— kür Kl. M,—
L»»ü«ei«Kuu»gen »Iter Kleister cker »«1IS»SiskKe»
8edule. 40 : 30 ein. Lasrlein, Lleinrnann
0«. 100 Blatt in 1 I,e<ierinäpps Kl. 75,—kür Kl. 4«,—
Kemdrsnckt, Harme»»« v»n Kv». 100 Land-
^sieknungen auk starkein Karton in eleganter
Klappe. I>sip«ig. 37:35 «in Kl. 100,—kür Kl. 8S,—
8ivger, krok. vr. Sans W., ll»ie» n»S Seite»-
Kette» im Kgl. !iupker»tie»K»dl»ett «» Vre«-
Seu. Leipzig 1911. 50 Rätsln rnit ^ext. 4°.
Kart Kl. 12,—kür Kl. 6,5«
8eK«^r«»Vfelss. Bin Luen 6er ^sioknenden
Kunst, Kerausgeg. voni Verbands dsutseksr
Illustratoren. Berlin 1903. 203 8. ?ollo.
0. I.bd Kl. 4 —kür Kl. L,—
O»ts<1e, ^äris» vo». 20 Blatt Hand^eivnnungsn.
«r. 4°. In Klapp«. Lasrlein, Kleininsnn <K 0«. Kl. 20,—kür Kl. 7,5«
Klünsterberg, Oskar, Z»p»»» Ilniist. Klit 161 lext-
abbildungsn und 8 Isteln in ?g,rbsndru«K.
LraunsoKvsig 1908. 104 8. Bex. 8°. Bdd. . . Kl. 4,50 kür Kl. 3,—
kleeksig, ü., Ikkelbücker I,»eas l?r»»»ed ck. X. »»ck
seiner Werkstatt» 129 ?oli«-1ak. in I,i«Ktdr. in.
?sxt. I» Klappe. Sr.-I'oli«. I,sip?ig, B, Sssinann Kl. 70,— kür Kl. 37,—
?ii»k«!g Kisturised« Xostüm» und Vo1K»trseKte»-
»ilder. ?«rrnät 18:24 «in. Berlin. In Klappe
aus <1er Karninlung BippsrKeids, Berlin ... Kl. 50,— kür Kl. 1«,—
Gemäldegalerie 8peeK vo» 8ter»bnrg i»
IiUt«s«Ke»a. öeparatausgabs 6er KunstKisto-
ris, Ken (ZssellsoKakt kür BKotograpKiseKsBudli-
Kationen. 40 ^uknanrnen ausgsväklter Kleistsr-
werke mit lext von Dr. ?slix LeeKsr, I,sip7.ig
1904 Kl. 70 —kür Kl. M,—
I,istsrung orkolgt kranko gegen ^aoknsnins
oder Voreinsendung des Betrages durok
n. SeKumsnn s Verlag
R.sip^ig, Xönig8ti'. 23.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_152.html[18.07.2014 16:05:46]

Bonaparte und Briand.
^Münf von den sechs Seiten Ihrer Note haben Stil und Ton
derKlassenaufsätze.die schlechteSchüler in derNnterprima
abliefern. Herr Gott im Himmel! Was ein zum Kriegsschauplatz
gemachtes Land, in dem Leidenschaften und Interessen zusammen»
prallen, an unvermeidlichem Leid ertragen muß,ist doch schlimm,
ollem Menschengefühl schmerzlich genug; braucht mans zu über«
treiben, mit boshaft erfundenen oder albernen Märchen aufzu»
putzen? Jeden, der die Behauptung wagt, im Gebiet der Repu»
blik sei auch nur einer Frau von unseren Kriegern Gewalt ange»
4han worden, nenne ich einen Lügner. Wer Ihre Note liest, muß
glauben, alles Eigenthum sei zerstört, jede Kirche und jedes Weib
geschändet worden. Daß unter dem langwierigen Kampf das Land
leidet.ist die Schuld der eigensüchtigenRegirung, der das Gefasel
kleiner Klüngel mehr gilt als das Wohl der Nation. Man droht
mir mitUnruhen; droht, die Städte zuAufstand gegen unserHeer
zu treiben. Kommt diese Herausforderung aus dem Willen der
Rcgirung? Ich bin nicht schutzlos; bin gegen heimliche Tücke so
stark geschirmt wie gegen osfeneFeindschaft.Besitzrecht,Religion,
Brauch werden wir achten. Weh aberDem.derneueFeindewider
uns wafsnet! Wer, in blinder Verkennung unserer Heeresmacht,
durch Verrath oder Mord an uns sündigt, wird von der Armee
zerstampft werden; sie hat, noch immer ohne Verstärkung, über

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_153.html[18.07.2014 16:05:46]

mächtigere Feinde gesiegt/(An denGeneralprovveditoredeRe-
publik Venedig.) «Auch im Lande des Papstes wird Frankreichs
Heer seinen Grundsätzen treu bleiben; derReligion und dem Volk
wird es Schutz gewähren, Hält eine Hand unserer Krieger di5
Bayonnette, den Bürgen des Sieges: die andere reckt sich über
Städte und Dörfer hin und verbürgt den Einwohnern Sicherheit.
Jeder hüte sich vor Unterschätzung unseres Heeres; hüte sich, auf
den Rath von Schuften und Heuchlern den Kriegsschrecken bis
unter das Dach seines Hauses dringen zu lassen und dadurch die
Rache einesHeeres heraufzubeschwören, das imLauf eines Halb»
jahres fünf Armeen zertrümmert, hunderttausend gute Soldaten
gesangen, vierhundert Geschütze und hundertzehn Fahnen erbeu»
let hat. Wird beim Nahen unserer Truppen die Sturmglocke ge-
läutet, dann wird dasDorf oder dieStadt,wo es geschah,nieder»
gebrannt und alle Mitglieder des Gemeinderathes werden er-
schossen. Wo uns ein Mann gemordet wurde, werden Geiseln
gegriffen und Sühngelder eingetrieben. Priester, Mönche und
alle anderen Diener der Kirche werden in ihrer Amtsbefugnitz
geschützt, so lange sie dem Evangelium gehorsam sind; weichen,
sie von dieser Pflicht, dann werden sie nach dem Kriegsgesetz
(und strenger als andere Bürger) bestraft," (Februarerlaß aus
dem Hauptquartier in Bologna.) »Ist die Zahl der Getöteten
noch nicht groß, Harm und Leid der Menschheit nicht schwer ge»
nug? Tapfere Krieger fehnen auch im Kampf sich nach Frie»
den. Muß noch mehr Blut fließen? Alles erlebt, selbst der wil-
deste Haß, seinen letzten Tag. Das Direktorium unserer Repu»
blik hat dem Wunsch Ausdruck gegeben, den Krieg, das Völker»
elend, zu enden. Der londoner Hof will dieses Ende nicht. Ist
keine Hoffnung auf einträchtiges Verständnitz? Müssen wir ein-
ander noch tiefer zerfleischen, weil es der Grimm oder der Vor»
theil eines Landes verlangt, das die Leiden des Krieges nicht
spürt? Wollen Sie, dem Thron so nah, so hoch über dem Getriebe
kleiner Leidenschaft, die fo oft den Blick der Minister und der Re»
girungen umnebelt, nicht nach dem Ruhm trachten, Deutschland
gerettet und der Menschheit Wohlthat erwiesen zuhaben? Selbst
wenn das Kriegsglück Ihnen lächelte, würde Deutschland ver»
wüstet. Weckt meinRuf in Ihrem Herzen, Herr Oberbefehlshaber^
Widerhall und wird dadurch einem Menschen, nur einem, daÄ

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_154.html[18.07.2014 16:05:46]

Leben erhalt en.dann werde ich auf dieso erworbene Bürgerkrone
stolzer sein als auf den traurigen Ruhm, der aus Kriegersarbeit
sprießt." (An Erzherzog Karl, den Oberbefehlshaber in Oester»
reichs Heer.) „Die pariser Advokaten, die im Direktorium sitzen,
können nicht regiren. Kleine Leute. Sie schmeicheln mir; ihr Ge»
fühl ist dem Haß aber viel näher als der Liebe. Mich bekommen
sie nicht ans Narrenseil. Nm mich von Italien, wo ich unum-
schränkter Herr war, wegzulotsen, machten sie mich zum Führer
des gegen England zu rüstendentzeeres. Gehorchenkann ich nicht
mehr; die Gewalt des Oberbefehlshabers nie wieder entbehren.
Kann ich nicht Herr sein, dann verlasse ich Frankreich. Ideologen
verstehen nichts von Politik. Zuerst mich schinden und danach Al-
les den Advokaten überlassen: Das thue ich nicht. Jetzt noch an
den turiner Hof gehen? Nein. Der König würde mich auszeichnen,
sich in Sicherheit wähnen, ich müßte ihm Manches versprechen un d
ausAlledemwürdedoch nichts. Aus Festen undEhrungen mache
ich mir nichts. Und ich bin durchaus gegen Versuche, Völker und
Staaten über denAmfang der Hilfe, die man ihnen gewähren kann,
zu täuschen." (General Bonaparte, am achtzehnten November
1797, in Turin zu demFranzösischenGesandtenMiotdeMelito.
«Die Worte, die wir hier, an dieser durch das älteste Frei»
heitheischen geweihteil StZtte.wechseln.werden in allen Zweigen
des Lateinerstammes cinEcho wecken.In dem Kampf, in bem un»
fereFahnen gemeinsam wehen, unsere Helden für die selbeSache
ihr Blut verspritzen, ist unsereSiegeszuversicht Eurer gleich.Der
Sieg wird dem KraftaufwandbeiderVölker lohnen und ihre Ein-
ung, den Einklang I gres Empfindens für immer weihen. Ich freue
mich der Gelegenheit, den Entschlüssen Italiens und Frankreichs
dieUebereinstimmurig zu sichern und dadurch ihrem Handeln auf
allen Gebieten die volle Wirksamkeit zu schaffen. Die Verbündung.
die von Tag zu Tag enger wird, bürgt dafür, daß wir jedes un»
serer verschiedenartigen Nnternehmen, Krieg und Wirthschaft»
kämpf gegen dieFeinde, in Eintrachtdurchführen undso den Sieg
an uns fesseln. DerAusdruck freundschaftlichen Empfindens, der
von allen Seiten, aus den Provinzen und aus Rom, von den
Gipfeln der Gesellschaft und aus der Volksmasse, demStolzIta-
liens,uns zuströmte.hatunsereHerzen einander fo rasch genähert,
daß uns die Aufgabe erleichtert wurde.ImLager unsererFeinde

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_155.html[18.07.2014 16:05:47]

ist die Eintracht des Handelns durch diegeographischenBeding»
ungen befohlen und erzwungen; uns ist sie das Ergebniß hohen
Geistessluges und eines wägenden Willens, der weiß, welche
Pflicht er dem Dienst des edelsten Ideals schuldet. Italien zeigt
heute, daß es, als Erbe uraltenRuhmes.der großenAhnen wür-
dig ist, die all seine Länder, Gebirg und Seeküste, befreiten nnd
einten. Wie rauh der Pfad sein mag: da ihn das Blut der edel»
sten Söhne tränkt, muß er in Sieg führen. Die Gemeinschaft un«
seres Mühens wird den Sieg gebären. Dichter reihen wir uns
von Tag zu Tag und fester wird täglich die Gemeinbürgschaft;
ohne Erbarmen werden wir, Alle auf einer Front, fechten, bis die
freie Eni Wickelung des Menschengeistes gesichertist. In dieserZu»
verficht hebe ich mein Glas..." (MinisterpräsidentAristideBrl»
and in Rom.)Ists nicht, als hörtetIhr die Stelzenrede eines der
pariser Advokaten, deren Unfähigkeit zu Politik und Regirung
der Korse schon als junger,nachIosephinensLeib lechzender Ge»
neral so barsch höhnte? Herr Briand war Rechtsanwalt; schien
aber die schönste Hoffnung der Republik. Me erste wieder nach
Gambetta und Ferry (und wurde drum, wie die Zwei, von Herrn
Clemenceau, dem Hasser alles Schöpferwesens, unbarmherzig be-
rannt). Erinnert Aristeides sich noch, daß Herr Gaston.Routier,
vor fünf Iahren, ihm ein Buch, „Der Napoleon meines Traumes«,
widmete? Vornan stehen die Sätze: »Einst, Herr Ministerpräsi»
dent, waren Sie Sozialist; aus den Machtzinnen haben Sie sich
als behutsamen, seiner Pflicht bewußten Staatsmann erwiesen.
Ihre Beredsamkeit wählte das Losungwort .Politik der Verwirk»
lichungen'.Ich dars also hoffen, Verständniß zu finden, wenn ich
Ihnen diesesBuch widme.das aus reinsterLiebezu Vaterland und
Menschheit geboren wurde." Und das in den Wunsch Mündt ^zwi-
schen Deutschland undFrankreichFriedenzu stiften.»So lange die-
se Länder verfeindet sind, ist Europa ein leeres Wort, wird derErd-
lheil von England oderRußland beherrscht, von zwei selbstsüchtig
tückischenNationcn.dieFrankreichftetsausgebeutetoderverrathen
haben und nie aufrichtige Freundschaft für unsere tzeimath emp-
finden können. Russen und Briten haben mit ungemeiner Teschick-
lichkeitFrankreich und Deutschland verfeindet. Der deutsche Geist
hat das slawische Preußen erobert: und jetzt ist das geeinte Deutsch-
land größer, stärker als jezuvorundwilligzuGroßmuthundEdel-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_156.html[18.07.2014 16:05:47]

sinn.Unser größterDichter hat gesagt: ,Wäre ichnichtFranzos.so
möchte ich Deutscher sein. Deutschland fühlt, Frankreich denkt.Ihre
Gemeinschaft umfaßt das Wesen der Civilisation. Deutsche und
Franzosen sind weder Insulaner noch Eroberer, sondern die ech»
ten Söhne der Europäererde. Ihre Eintracht würde England und
Rußland zügeln, Europa beglücken, den Frieden der Welt sichern/
Nie wieder darf zwischen diesen zweiVölkernKrieg sein; er wäre
Bruderkrieg und könnte sür die Dauer keinen lohnenden Ertrag
bringen.WennIhr nichtDeutschland völlig vernichtet oderDeutsch-
land auf die Trümmer Eurer Dörfer und Städte das Nnis Oälliäe
schreibt, war der Krieg nutzlos: denn nach zwanzig, dreißig, fünf»
zig Iahren finge Alles wieder von vorn an. Ein Krieg, um Pro-
vinzen zurückzuerobern und eine neue Grenze zu schaffen, wäre
Wahnsinn oder Kinderei. Zwei von Kopf zu Fuß gewasfnete Rie»
sen, mit furchtbarem Zerstörungwerkzeug: grausige Kämpfe, die
Beide erschöpfen müßten und vielleicht Keinem endgiltigen Sieg
brächten. Wie blinde Tröpfe würdet Ihr einander entkräften, ohne
zu bedenken, daß Ihr dadurch nur Euren schlimmsten Feinden
nütztet, den Briten und Russen. Um deren Gewinn zu mehren,
sollt Ihr Euch selbst verdammen, in alle Ewigkeit einander wie
böse Porzellanhunde anzustarren oder einander abzuschlachten?
England ist tief im Machtverfall. Das Reich kracht in allen Fugen
und überall riecht es nach Schwefel. Ihm droht die Revolution
und derVerlust Indiens; und weil die Schwachheit fühlbarwird,
sollen schnell Bündnisse geknüpft und die höllischen Zettelungen,
die sich einst gegen uns kehrten, nun gegen Deutschland erneut
werden. Die Seeherrschaft ist fchon geschmälert und wird bald
ganz verlorensein: gegen die vereintenFlottenDeutschlands und
Frankreichs könnte Englands Marine nicht den Kampf wagen.
Deshalb opfert es fein Geld, um Euch in Krieg gegen Deutsch,
land zu Hetzen. Oeffnet, Franzosen und Deutsche, die Augen und
lasset Euch nicht von Englands Reptilien täuschen: nurdie Selbst»
sucht undTrugkunftderBrlten wünscht, daß Ihr immer tiefer Euch
in Haß und Feindschaft wider einander einbohret. Deutschland
wächst schnell und entfaltet sich kräftiger als andere Länder. Sla»
wen und Lateiner mögen in Einheit gelangen: den Europäerblock
kann nur das Bündniß Frankreichs mit Deutschland schaffen.
Diesem Bündniß werden Italien, Spanien und die kleineren

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_157.html[18.07.2014 16:05:47]

Staaten sich angliedern und England wird, um nicht einsam zu
bleiben, genöthigt sein, sich ihm zu befreunden.Rußland ist dann
nichtmehrGefahr,sondernSchutz:EuropasSchi!dwacheanAsiens
Grenze und der Puffer zwischen der weißen und der gelbenRie»
senmacht. Vergesset niemals, daß Ihr, weitab, den Russen, denen
Eure Staatseinrichtung Aergerniß ist, entbehrlicher seid als die
Deutschen. Und sorget, daß der Wundertraum von Weltfrieden
und Völkereintracht Wirklichkeit werde." So glaubte, aus dem
Geist Bonapartes, der Verfasser des Buches sprechen zu müsse,?.
DatzerrBriand die Widmung annahm, kann er den Inhalt nicht
verlacht haben. Nun? Neunzehnter Monat franko» deutschenKrie»
ges. Ein Gegrein über»Gräuel", die, auch nach dem Zeugniß des
GroßenNapoleon.vomWesen des Krieges untrennbar sind. E n
Iubelchor derRegirendcn,als wäre, statt der Hemmung des Vor»
Marsches, die Zerschmetterung des Feindes gelungen. (Der das
ganze Gebiet französischer Schwerindustrie, ein Viertel des un»
beweglichen Nationalvermögens, fest in Besitz hat.) Eine wun-
derliche Furcht, auch nur den Keim der Sehnsucht nach Frieden
ans Licht zu lassen. Müßte des Briefes, den Bonaparte an Erz»
Herzog Karl schrieb, der rothe Aristeides sich etwa schämen? Er
geht nach Rom. Palazzo Farnese, Villa Umberto, Kapitol: die
ehrwürdige Pracht der Schauplätze ist nichtzu überbieten. Sonst?
Rednerei, die in zähen Phrasenschlick abrutscht. Wird den Ita»
lern billige Kohle, den Franzosen, für ihre tzauptfront oder für
den Balkan, ein Italerheer verbürgt? Nein. Das Königreich,
das dietzoffnung aufAlbanien sinken sieht und dessentzeer weder
Trient noch Trieft erobert, verspricht, jeden Handelsverkehr mit
Deutschland fortan zu meiden und ein paar Ehrenwerthe in den
pariser Kriegsrath der Verbündeten zu schicken. Das ist der Er»
trag großen Aufwandes. Frankreichs berühmtester Redner und
Bezaubere? fand nicht einmal Worte, die in Römerherzen neue
Gluth anfachen konnten. Mancher meint, Bonapartes Römerzug
habe immerhin mehr alsBriands eingebracht. UndSenatorBe.
renger mahnt (in ?ariZ.^i<ji): „ZweiVölkergruppen kämpfen um
Leben und Tod. Nicht der bestenRede gebührt heute die Palme,
sondern der kräftigstenThat. Noch hat die Stunde derFlöten und
Zimbeln nicht geschlagen. Das Vaterland ist verwüstet; deutsche
Schreckensherrschaft besudelt zehn Departements. Selbst in der

Zeit festlicher Reisen dürfen wirs nicht vergessen. Wir können, wenns zur Kräftigung der Kriegsmittel nöthlg scheint, bis ans Kapital gehen; dürfen aber nicht hinaufklettern. Wir können im Triumphsaal frühstücken; dürfen uns aber nicht, weil die Sauce mitLorber gewürzt ist, in denRang vonTriumphatorenträumen. Denn Saint» Ouen tin ist uns entrissen und Belfort wird beschossen. Die Fahrt nach Italien sei uns die vom Kriegsbedürfniß befoh» lene Reise nüchterner Männer, nicht eine vom Festglanz beleuch» ^ete Parade. Keinen Iubelchor jetzt!" Noch blinkt die Krone...

Offensive?

Wieder Neutralenberichte in feindlichen Blättern; wieder Schilderung deutschen Lebens, die, als unwahr, von unfererAll» tagserfahrung abgewiesen wird. In der Massenzeitung l.e Petit ^arisien wird ein holländischer Kaufmann vorgeführt, der seit Jah- ren in Geschäftsverkehr mit Deutschland stehe, oft nach Berlin komme, redlich, klug, tüchtig, sogar deutschfreundlich sei und nur seinen Augen traue.Dürfen wir mehr verlangen?In einem vom vierten Februar datirten Bericht sagt er.derwieder inBerlin war, er habe die Deutschen in völlig verändertem Gemüthszustandge» funden. Vor sechs Monaten: himmelhoch jauchzend; jetzt: zu Tode betrübt. Militärisch ists flau (,, Situation meäiocre«); welches Wort Paßt danach auf den Kriegsertrag der gegen uns Verbündeten? Wirthschaftlich: dicht vor dem Zusammenbruch. »Wäre ich, als Kaufmann, in solcher Lage, dann würde ich sofort meine Liqul» dation'Bilanz machen und die Geschäftsauflösung dem Banke- rot vorziehen. Der Deutsche denkt anders; fürs Erste. Jeder nach seinem Geschmack." Läßt» Germanophilie" sich deutlicher erweisen als durch so herziges Nrtheil? »Anfangs hat man dieNothüber- jrieben. Jetzt ist Uebertreibung undenkbar.Die Noth ist gräßlich. DasBrot warunverdaulich; nunists ungenießbar und obendrein kaum zu haben." (In der kürzesten Straße Berlins findet der Wanderer mindestens dreiBäcker» undVorkost.Läden, in denen Brote gestapelt sind. Nie ist eine Klage überBrotmangel an mich gelangt. Der Geschmack derBackwaare wird allgemein besser be» urtheilt als indem erstentzalbjahr nachher neuen Backordnung.) «Butter giebts fast gar nicht mehr; man muß sich in eine lange Reihe stellen und im Laden eine von denBeh örden gelieferte Karte

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_159.html[18.07.2014 16:05:48]

vorzeigen, um, zu ungeheuerlichem Preis, ein kleines Bischen
Butter zu erhalten. Nur sehr reiche Leute können Butterbrot essen
und selbst ihnen fehlt oft Butter zum Spinat.- (In Berlin, wo eS
erst feit dem einundzwanzigsten Februar Butterkarten giebt. Rich»
tig ist, daß die Butter knapp und theuer ist; immerhin nur um sie»
benzig Pfennige fürs Pfund theurer als in Paris, wo auch laut
geklagt wird; richtig, daß man vordenLäden lange Frauenreihem
sieht: weil der Vertheilung noch nicht die taugliche Form gefun»
den wurde.) »Fleisch giebts nur dreimal in der Woche und auch,
da nur in vorgeschriebenen Mengen. "(Nnwahrznur zwei fleisch»
lose Tage; Menge nicht begrenzt; dieLäden mit frischem und gerāu»
chertem Fleisch, Wurst und anderenAufschnittwaaren überfüllt, >
»Den Umfang der Mißstimmung, die durch diese stete Nahrung-
sorge in Deutschland bewirkt wird, können Sie sich kaum vorstellen.
Ich glaube, daß die Tage des deutschen Widerstandes gezählt
sind. Niedergang der Industrie, ungeheurer Menschenverlust»
das Loch in der Finanzorganisation, Geschoßvergeudung, allge»
meine Müdheit und wachsende Hemmung des Alltagslebens r
diese Trümpfe halten Deutschlands Feinde in der Hand. Noch
hat dasReich denKrieg nicht verloren und es verfügt ja überbe»
trächtliche Pfänder, die ihm einen vernünftigen Frieden, einen
ohne Ruhm und Ehre, ermöglichen: wenn Alles gut geht; wenn
seine Feinde nichts thun, weder in Ost noch in West vorrücken.
Kommtabergar noch die militärische Niederlage, die großeTracht
Prügel, dann...«Untergang der deutschen Welt, »die auftzaß,
wüsten Ehrgeiz und Vertragsbruch gebaut ist." Das lesen Mil»
lionen täglich.Ists ein Wunder, daß sie,trotzdem ihre Heere nicht
vorwärts kommen, sich dem Ziel nah wähnen? Solches Gekranr
verlängert nutzlos den Krieg. Ich glaube nicht an den Holländer
des ?etit ?an8ien. Dummköpfe giebts injedemLand.AberdieNie»
derländer sind nüchterne Leute und gewöhnt, durch Nebel in Klar»
heit zu blicken. Einer schrieb mir neulich: «Hier hat der Wind sich
ein Wenig gedreht. Wir setzen nicht mehr aufs falsche Pferd.^
»Eine sich mehr und mehr verdichtende Grenzsperre, Tag
und Nacht arbeitende Kriegsschmieden, fleißige Verwaltungbe»
Hörden, die Regirung, als das große Centralwerk, ungestört nur
mit den Aufgaben des Krieges beschäftigt, in Rath undThat ge»
schwind :solcher Zustand fpartZeit und Blut. Geduldig, fürKriegs-

Werkzeug von wachsender Gewalt, Geschoßmengen häufen, nichts
dem Zufall überlassen, wuchtigen Angriff bis ins Kleinste vorbe»
reiten, mit Weile, nach der Lehre der Alten, eilen: auch solcher
Aufschub, der Verzögerung scheint, spart uns Blut. Nach Men»
schenvoraussicht erfährt derFeind stets, welcherTheilseinerFront
von Angriff bedroht ist; er stärkt sich für die Entscheidungstunde,
holt Ersatzmannschaft heran und sorgt für Kanonen, Maschinen»
gewehre, Munition. Je länger die gefährdete Front, desto schwe-
rer der Widerstand. Dessen Wirksamkeit wird schwächer, wenn
von vielen Seiten Offensive droht. Denn natürlich ists leichter,
eine Front von fünf Kilometern zu vertheidigen als eine von
dreißig; leichter, eine Offensive abzuwehren als vier Angriffe, die
in der selben Zeit beginnen. Wird auf einer Frontlänge von drei»
hundertKilometernzugleich.überall mit zulänglichen Kräften, der
Feind angegriffen, dann darf er auf dieserFläche keinRegiment,
keineBatterie verschieben, sonst verräth er selbst denPunkt seiner
geringeren Widerstandskraft und bringt sich in Gefahr. Wenn
alle verbündeten Heere, mit dem ganzen Aufwand ihrer Streit»
kräfte, zu gleicher Zeit, auf allen Fronten, angreifen, fchwindet
dem gemeinfamen Feind der Vortheil seiner centralen Stellung
und die Möglichkeit, seine Ersatzmannschaft mit derFlinkheit des
Webers, der die Schiffchen gleiten läßt, an die bedrohten Punkte
zu fchicken: weil ja alle, in der selben Stunde, bedroht wären. Die
Schlacht an derMarne, die Offensive all unserer gegen alle beut»
schen Heere, war die Ausführung eines der schönsten Kriegspläne,
die je ersonnen wurden; sie erstreckte sich von Paris bis nach Ver»
dun, von dort nach Nancy und bis an die Pforten des Elsaß.
Nirgends Einzelvorstoß; zwanzig verbündelte, von einander be»
stimmte Schlachten. Maunoury wirft sich aufKluck, ermöglicht den
Generalen French undFränchet d'Espörey, Bülows entlaubten
Stamm zu packen: und fo entsteht zwischen Bülow und Hausen ein
Spalt, in den Foch sich schnell einklemmt. Foch macht Langle de
Cary frei, der wiederum Sarrail entlastet. Da der Kern des deut»
schen Heeres an den Aisne, die Armee des Kronprinzen an die
Argonnen zurückgeht, kann Castelnau bei Nancy, Dubail in den
Vogesen den Kampf vorstoßen. So sah die herrlich einträchtige
und logische Gesammtoperation aus, von der Albert de Mun vor
seinem Hingang schrieb, sie sichere unserem Ioffre den unsterblichen

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_161.html[18.07.2014 16:05:48]

Dank des Vaterlandes. (Wie lange währt den stets Leichtfertigen
solche Ewigkeit? Reden wir nicht davon!) In ähnlicher Weise ist
der Rhythmus des Krieges schon an den Rändern des ungeheu»
ren europäischen Schlachtfeldes fühlbar geworden; bisher nur
an einzelnen Punkten. Der erste Russeneinbruch in Ostpreußen
hemmte den Lauf des deutschen Heeres, das Paris bedrohte. Wäre
dessen Elftes Corps nicht in aller Eile aus Belgien an die Weich»
sel geschickt worden und bei Tannenberg in Hohenburgs Armee
gewesen.dann hätte es am neunten September1914,am Ourcq, un»
terKluck oder.auf dentzöhen vonSezanne.unterBülow und dem
Herzog von Württemberg gefochten: und das Schicksalsrad konnte
sich anders drehen. Unsere Offensiven imFrühjahr und im Herbst,
bei Arras und in derChampagne, haben den Russen nicht gerin»
geren Dienst geleistet; zuerst hat die erhebende Waffengemein»
schaft das Heer vor Umklammerung bewahrt, dann, im Herbst, den
Weg nach Kiew und die livländischen Propyläen von Petrograd
vor derWuth desAngreifers gerettet, der nicht genug Streitkräfte
aufzubringen vermochte. Oertlich begrenztes Handeln wirkt also
nicht nur auf die Front, die sein Feld ist, sondern erleichtert manch»
mal auch auf Fronten, die Hunderte vonMeilen davon getrennt
sind, denFreunden denKampf. Man muß zu verstehen trachten;
muß sich bemühen und willig sein, zu verstehen. Nur an einzelnen
Stellen und noch niemals mit der größten Wucht, die erreichbar
wäre, sind zu gleicher Zeit solche Offensiven versucht worden. Ein
völlig, bis ins Kleinste, dichter Zusammenhang ist, aus tausend
Gründen, unerlangbar; und wir jagen Wahngebilden nichtnach.
Doch Ihr sähet, daß die Schlacht an der Marne zugleich am Ourcq,
auf beiden Morins, in den Sümpfen von Saint-Gond, am Or»
nain, im Argonnenwald, vor Nancy und in denVogesen ausge»
kämpft wurde. Stellet Euch eine noch gewaltigere Marneschlacht
vor, in der, zu gleicher Zeit, an der Nordsee und in der Rhein»
ebene, in den trentiner Alpen und am Isonzo, an der Adria und
am Wardar, in den Karpathen, im Sumpfland vonPinfk und an
der Dwina gefochten wird!" Herr Reinach sagts im ?iMr«; und
beleuchtet mitseinemWinkwort dasZiel, nach dem alleFeindes»
tröste nun hinstreben. Von allen Seiten um die selbe Zeit wuchtig»
ster Angriff: dann wird die teuflisch geschickte Verschiebung ge°
hindert,die dem Bordrangsversuch plötzlich deutschetzeeresmassen

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_162.html[18.07.2014 16:05:48]

«ntgegenstemmt.Ist dieseHemmung gewiß? Wer derFrageAnl»
wort sucht, muß bedacht haben, welche Menschenzahl heute unter
deutschenFahnen sicht.SeitWochen rechnendie Papierstrategen.
Nach Repington hat sich Oberst Fehler bemüht. Im vorigen Som»
mer, sagt er, hatteDeutschland 1900Bataillone. «Weit scheint es
über diese Zahl nicht hinaus zu können. Im September, nach der
Schlacht in derChampagne, wird die Westfront gestärkt, imOsten
auf neuen Vorstoß verzichtet. Ende Januar sind im Westen 1286,
ImOsten SWBataillone; 74sind entweder auf dem Balkan geblie»
ben oder auf dem Weg an ein noch unsichtbares Ziel. Kommen
auch sie nach Frankreich oder Belgien, dann wächst die Wahr»
scheinlichkeitnaherOffensive.AusderThatsache.daßaufderWest-
front stets zwei Drittel aller Streitkräfte vereint waren, ergiebt sich
die Lehre: trotz der Stärke der deutschen Befestigungen, trotz ge»
waltiger Artillerie und Maschinengewehren habe der Druck der
verbündeten Westheere den deutschen Generalstab so in Sorge
gehalten, daß er nicht wagte, mehr als ein Drittel seiner Truppen
aufden Kriegsschauplatzzuwerfen,woer, mit Oesterreich'Ungarn,
während des ganzen Jahres 1913 die Entscheidung suchte. Da er,
mit drei Vierteln der besten Mannschaft, im Westen nicht erlangen
konnte, was er wollte, da im vorigen Herbst seine 1136Bataillone
beinahe überrannt worden wären, ist der Glaube berechtigt, daß
Deutschland nicht ungestraft seine Kräfte zersplittern und zu glei»
cherZeitvielenHasennachjagenkönnte.Was es heute hat, ist nicht
mehr so leistungfähig, wie die fechs Armeen waren, die (20 ak»
tive Korps undlSVzErsterErsatzklasselimAugufl 1914inLuxem-
burg und Belgien einmarschirten." Abwarten. Die Feinde ähneln
nicht Hasen, unsere Krieger nicht müden Jägern. Ob in der Rech»
nung wenigstens die Ziffern richtig sind, wird sich zeigen. Soll vor
der großen Offensive («auf allen Fronten zu gleicher Zeit") nun
etwa die deutsche, in West, beginnen? Das wäre Niedertracht!
«Will der deutsche Generalstab auf unsererFront den Haupt»
schlag versuchen, der ihm das Schicksal unterjochen könnte ?Mög»
lich; sogarwahrscheinlich. Trotz den gewaltigen Mörderleistungen
seiner Heere, die noch zuletzt weite Strecken des Balkanlandes in
Blut und Feuer tauchten, hat er wohl den Eindruck, daß er dem
Sieg und demFrieden in achtzehnMonaten nicht um einen Schritt
näher gekommen ist. Mit arg geschmälerten Geld» und Wehrmit»

teln muh er auf die Ausführung der weitblickenden Pläne gegenk
Egypten, Mesopotamien, Indien verzichten; und will nun wohl
den Bruch der tzauptfront versuchen, die seinem ersten An»
stürm widerstand. Die Februarangriffe der Deutschen haben diesem
Absicht mehr und mehr entschleiert. Wo wollen sie, mit ganzem
Aufgebot ihrer Kraft, das große Loch graben? Gewiß recht nah bei-
der Hauptstadt, die sie mächtig anzieht und in die sie doch niemals^
einziehen werden. Und wenn sie uns nur entnerven und in eine
Falle locken wollen? Wir lassen uns nicht fangen; sind überall
wachsam, werden nicht nervös und begnügen uas fürs Erste, je»
denSchlagmiteinemRückschlagzuvergelten." (l. ttumanite.) ,Ich
glaubte, der nächste deutsche Hauptschlag werde, umdieRumänen
einzuschüchtern, sich gegen die russischen Linien in Bessarabien
lichten; jetzt frage ich mich, ob er nicht uns treffen soll. Wuchtig
wird er sein. Deutschland hat das Genie, hat auch noch die Kraft
zu .Kolossalem'. Dennoch braucht unseren Haarigen nicht beson»
ders bang zu werden. Gefährlicher als das Stickgas, vor dem die
Maske schützt und dessen Anwendung fchwierigist, sind dieStahl»
gewitter der Schweren Geschütze. Die aber haben wir heute in
eben solcher Menge und Leistungfähigkeit wie der Feind. Zweifelt
der Infanterist an der Fülle unseres Geschoßvorrathes: der Ka»
merad von der Artillerie wird ihn beruhigen. Im August 1914
hatten die Deutschen auf unserer Front die Mehrheit. Die kommt
nicht wieder. Unser Generalstab, dem man nachsagen muß, bah
er die Eisenbahnen leidlich ausnützt, kann auf jedem Frontpunkt
der feindlichen Kopfzahl mindestens die selbe entgegenstellen. Und
(der dümmsteHaarige weiß es)einmodernes Heer kann,in Gräben,
hinterStacheldraht.wenns nicht denKopf verliert.einenums Drei-
fache st ärkeren Feind abwehren: unser Sieg amPser hats bewiesen.
Trotzen unsereLeute dem Stoß, dann (dieVorstellung muß ihnen
Muth in den Bauch pumpen) wird Rumänien die deutsche Hoff-
nung enttäuschen und ohne noch längeres Zaudern uns seine sie»
benhunderttausend Bayonnettes bringen. IederHaarige bedenke,
wasdieSocKesinBelgien,Serbien,Rufsisch-Polen,inunserenDe-
partements gethan, wie ostsie wehrlose Handelsschiffe versenkt und
in offene Städte Bomben geworfen haben. Jeder wird dann in die
rechteWuth gerathen. Das Herz unserer Mannschaft, deren Mehr-
heit aus sozialistischenRepublikanern besteht, haßt die Hohenzol-
lern und die Habsburger,gegen die ihreAhnen inderZeitderRe»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_164.html[18.07.2014 16:05:49]

Volutlon zwanzig Jahre lang kämpfen mußten. Damals war zer»
MalmenderSiegnichtzuerstrelten.IetztnahtdieRache.Siegenwir
"Verbündete, dann stürzen die zwei rückständigen Militärmon»
archien.diehöchstenund festesten Schranken,diedenWeginVolks-
herrschaft und in die Vereinigten Staaten von Europa sperrten.
Wenn der deutsche Sturm aufbraust, muß jeder Mann sich sagen,
Haß er die Kraft für ein revolutionäres Werk einsetzt: dann wirds
ihm an Muth nicht fehlen. Die deutsche Offensive brächte uns un»
überschätzbaren Vortheil: die Möglichkeit, uns in verschanzter
StellungzuvertheidigenDieseWendung wäre soschön.uns so gün-
stig,daß man kaum dran zuglauben wagt!' (tzerrtzervöin seinerZei-
^ung, die nun iL Victoire heißt.) Llegts in mir? MeinemOhr klingt
das Wortgedröhn hohl; wie Wirbel auf einem vielfach geflickten
Trommelfell. Der poüu soll nicht zagen, nicht vor dem Stickgas
zittern, auf die Geschoßhaufen derArtillerie blicken, sich Muth in
den Bauchpumpen, der deutschen »Gräuel" und derDantonisten-
kriege gedenken, für die Sache der Revolution fechten und froh
sein, daß Brustwehr und Draht ihn decken. Solche Einspritzung
war im Herbst noch nicht nöthig. Da lasen wir: «Die Leute knir»
Ichen, weil sie auf Vertheidigung beschränkt sind, und harren un»
geduldig des Befehles zu Angriff und Sturm." Sind sie seitdem
welch geworden? Sind ihre Nerven verbraucht? Genosse tzerve
weiß, was nöthig ist. HerrPolncare, der vor seinen Frontfahrten
dentzelmaufflülpt.wird kaum noch gegrüßt.GeneralissimusIoffre:
«in Jahr lang Abgott, jetzt der Zauderer, der immer zu lange ge-
wartet und, in derChampagne und imArtois,dengräßlichtheuer
bezahltenAngriffserfolg nicht auszunützen vermocht hat, Dietzel»
denschaar der Haarigen schon ernster Predigtund scharfer Nerven»
douche bedürftig. Irgendwas hat sich in Frankreich verändert.
«Nach dem Erwachen aus langwierigem Wahn nahm Frank-
reich, am drittenAugust.191Ä, mit großartigem Muth sein Schick-
sal auf sich.Aus der Tiefe der Vol kheit hob sich eineWoge heldischen
Wollens und trug den Geist derNation aufungeahntetzöhe.Der
Sturmlauf des Ein brechers wurde abgeschlagen. Die wundervolle
Energie eines Volkes, das leben will, ersetzte für eineWeile.was
fe hlte: Waffen, Organisation, Vorbereitung. Was ist aus dem
Muth, dcrBereitschaft zu Entsagung und Opfer, aus der Geduld
dieses herrlichen Volkes geworden, das in Leid und Blutverlust
dochtzosfnungundGlaubenwahrt?Wehuns!DieMondegingep

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_165.html[18.07.2014 16:05:49]

und die Behörden, die Hohen Stäbe fielen in alte Gewohnheid
zurück. Das eintönige Geräusch der Kanonen hat sie eingeschläfert.
DieAngst,die nothwendige, gesundeAngst der ersten Tage ist ge»
wichen. Der Krieg wirktauf diese Schicht nicht mehr als eine Krisis,
ein grausam schmerzenderKampf;eristein Dauerleidengeworden,
an das man sich schließlich gewöhnt. In der Nation glüht noch Be-
geisterung und Drang zu kräftigster Leistung. DieNation braucht
Führer.Befehl, Regirung: und hat das Gefühl, daß ihr all Das
fehlt. Tage.Wochen, Monate gehen hin. Die uns voranschreiten,
scheinen nicht zu ahnen, wie entsetzlich theuer uns die Zeit wird?
von dem Fieberbrand, der in Thäligkeit treibt, ist in ihnen nichts
zu spüren. Noch im neunzehnten Kriegsmonat ist in den wichtigsten
WerkstättennichtdieNachtarbeitermöglicht.die derArtlllerie das
Doppelte liefern würde. Die Vorarbeiter und Techniker, ohne die
große Arbeiterschaaren nicht dem Zweck gemäß einzurahmen sind,
harren imFeld noch immer dertzeimberufung. Im ganzen Land
ist nicht ein Mann, dessen Geltung weit genug reicht, um allen
Verwaltungzwist zu enden undIedendahin zu stellen.wo er dem
Vaterland nützlich dienen kann! Man hofft, die Zeit werde die
Feinde aufreiben, weist auf die Erschöpfung Deutschlands und
scheint zu erwarten, es werde, von Hunger und Elend entmuthigt,
plötzlich zusammenbrechen. Gefährlicher Wahn! Deutschland
wird zwar schwächer, spart aber schon seine Kräfte und kann,
wie Oberst Repington erwiesen hat, die Stunde seines Todes»
kampfes in unerblickbare Ferne hinzögern, wenn wir Verbün»
dete ihm nicht neue schmerzhafte Opfer aufzwingen. Nur Kriegs»
mittel können den Krieg enden. Unsere Behörden und Hohen
Stäbe müssen die Schlafsucht abschütteln, wach bleiben und
sich mit dem starken Geist, dem lodernden Willen des Krieges er»
füllen. Wir warten: die Feinde handeln. Wir sind noch bei den
Berichten, Noten, Erörterungen, Reden: die Feinde schlagen.
Wer bei uns irgendwelches Ansehen hat, blase den Staub der
Aktenstöße undträgerBerufsgewöhnung hinweg! VordemAuge
seines Geistes stehe in jeder Stunde das grause Bild der Wirk»
lichkeit von gestern und heute: der rohe Einbruch, die Schandthat
des wilden Feindes, dessen plumper Stiefel unsere Brüder tritt,
die Dulderleistung unserertzelden, Schmerz und Trauer eines be-
wundernswerthen Volkes. Er male sich aus, was wir morgen zu
leiden hätten, wenn Unglückszufall den Deutschen in Triumph

hülfe. Von heute an muß der Krieg unser einziger Gedanke, der
Sieg unser einziges Ziel sein. Alltäglich fallen Franzosen. All»
täglich schwillt die Opfergabe der Nation. Statt zu sagen, die Zeit
arbeite für uns, müssen wir arbeiten, um die Dauer der schrecklichen
Prüfung zu kürzen. Noch ist Frankreich eine ungeheure Schreib«
stube; es muß Werkstatt, Laboratorium, Fabrik werden. Feuer»
eifer muß die That vorbereiten, dieEntscheidung bringt. Das Ende
kann nur Sieg sein. Allzu lange haben wir uns begnügt, ihn zu
hoffen; ihn zu wollen und zu erzwingen, ist nun unsere Pflicht."
Das auszusprechen,dünkte,nochinderdrittenFebruarwoche.den
Senator tzumbert, den Leiter des Journal, nöthig. Reihet seine
Mahnung an diederHerrenBerengerundHerve:undIhr werdet
merken, daß Frankreichs Stimmung sich dunkler gefärbt hat.
HerrHumbert, derOffizier, dann Berichterstatter desWehr»
ausschusses war und in der Morgendämmerung des Schicksals»
jahres 1914 laut vor dem Trugbild lückenloser Bereitschaft zum
Krieg warnte, höbe seufzend wohl die Schultern, wenn Polybios»
Reinach ihn mit derMärvon wuchtiger Offensive aufallenFron»
ten einzulullen versuchte. Dem BrItenheer fehlt, oben und unten,
die Führung; die Generalstabsschule, die sich nicht in Hast nach»
holen läßt. Italien ist schon zufrieden, wenn es die schmalen Land»
stücke, die Ströme seines besten Blutes ihm erobert haben, be»
wahren, Libyen halten, in Valona noch schüchtern Hoheitzeichen
hissen kann. In Rußland ist noch nicht einmal die Hälfte der ein»
gezogenen Ersatzmannschaft bewaffnet.ErzerumsFallisteinwich»
tiger Erfolg; der aber aus. der Gesellschaft und dem Reichsrath
nicht die Furcht jäten wird, das neue Heer werde in seiner Hei»
math unentbehrlich sein, wenn übermorgen ein Pugatschew die
Ackersmenschheit zum Kampf gegen die Städter aufruft.

Feralien.

HerrBriand sagt, das Ergebniß seiner Reise nach Rom habe
ihn durchaus befriedigt. Kann er anders? Er will den Mitbür-
gern die Zeit kürzen, bis von irgendeinem Kriegsschauplatz end»
lich gute Kunde kommt. Deshalb: neurömisches Weihfest, Kriegs»
rath (der Vier oder Fünf) und Kränzchen der aus den Parka»
menten nach Paris Abgeordneten. Der Mann ist zu klug, um zu
glauben, der Schwatz von gesicherter Eintracht, von dem Willen
zu Gemeinschaft des Handelns könne jetzt, im neunzehnten Mon a t,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_167.html[18.07.2014 16:05:50]

noch wirken. Fehlt heute, anderthalb Jahre nach dem londoner Septembervertrag, der Kriegsführung noch die Einheit, dann zaubern gedunsene Worte sie nicht herbei. Das weiß der zweite Archon Aristeides. Auch, daß er den Ruf an ein Unternehmen hingegeben hat, das nach Menschenvoraussicht niemals Zins tragen kann? Selbst wenn ihm tzimmelsgunst lächelte: niemals. Der frechste Montmartrespatz traut den Deutschen zu, daß sie jede Stellung, in Frankreich und Belgien, ungemein stark befestigt haben und Mannschaft, Geschütz, Munition nirgends fehlt. Daß sie nicht schlecht geführt werden, ist aus Erfahrung bewiesen wor» den. Geschähe das Unwahrscheinliche, würden ihre Linien, alle, durchbrochen, wäre ein Psyttaleia größten Ilmfanges zu buchen: der Friede, den Herr Briand verheißen hat, läge noch immer in Nebelferne. Einer, der Elsaß»Loihringen den Franzosen giebt, wäre nur dem in Todespein röchelnden Deutschland abzupressen; und würde dem ins Leben zurückkehrenden Reich Waffenstillstand. Nach fünf oder nach zwanzig Iahren finge der Krieg wieder an. Hofft einNüchterner.dasReich fo zuschwächen.daß es von allen Fronten weichen, alles eroberte Land räumen, sich dem Schwert des Feindes ergeben muh? Unter elf Monden ist diesem Feind nichts Großes, nicht einmal Strahlendesmehrgelungenzundwas er an Werkzeug gewann, hat er an Zuversicht und Nervenkraft verloren. Ein Stärkerer dürfte nicht träumen, hundertundzehn Mil» lionen in Willenseinheit aufgereckter Menschen seien wie ein Mückenschwarm zu verscheuchen. ZweiterFall: der deutsche Vor» stoß sprengt Steingurt und Männermauern, drängt bis an die Seine vor, trennt die Briten von den Franzosen, umfaßt, in der Milte oder an einem Ende der langen Front, und entwaffnet eine Armee. Den Verlust der Industriebezirke und seiner rüstigsten Mannheit trägt Frankreich mit einerWürdeundheldischenFasf» ung, die ihm auch im Haus der geschmähten Sackes andächtige Bewunderung wirbt.Könnte es sich aber in noch härtererPlagen» dünung halten ? Ohne Festungpanzer und Hauptstadt, zunächst an derGaronne,weiterleben? Daß ein in Noyon und Saint.Ouen» tin hausendes Heer Paris nimmt, dünkt Unbefangene doch wohl eher möglich als ein Wunder, das hundertmal bewährte, mit der modernsten Wehr gerüstete Krieger vomAisne bis an denRhein jagt. Auch der deutsche Sieg würde theuer; seine unersetzlichen Kosten erzwangen unbarmherzige Schröpfung des Feindes. Zsig-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_168.html[18.07.2014 16:05:50]

«er ä blsnc: andereLosung würde, vor so dichter Gräberreihe, der
Vo kswille nicht dulden. Erst dann würde er ein saftiges Stück
vom Leib Frankreichs fordern; obendrein die Enlfcstigung der Ost-
grenze und Tribut, den Besatzung sichert. Das Reich der Louis,
Richelieu. Bonavirte glitle aus dem Rang der Großmächte.Drit-
4er Fall: Kemis; keine klare Entscheidung. Frankreich erhält ver»
Heerte Provinzen, ohne Heimstatt und Humus, zurück, die eines
Menschenallers Arbeit nicht wiederherzustellen vermag. DerAuf-
wa n d für Krieg, Krüppel,Witwen,Waisen,Aufbauwird ihmnicht
ersetzt (bis an das Jahresende steigt er in die hunderlsteMilliarde).
Freundschaft undFeindschaftbürdetihmneue Rüstung auf. Mut»
ter und Kolonien versiechen: weil Mannheit und Geld, Zeuger
und Arbeiter fehlen. Aus den Schächten des Volksgrolles brächen
Feuerströme in das Blutmeer, das den Nachbar vom Nachbar
trennt; undfürAeonen auchlrennenfoll.Aeber Leichengebirgund
Wohlstandsgrüfte führt nirgends ein Steg in Versöhnung.
Noch wäre einer zuzimmern.Frankreich hat sich vor der Welt
entputzt. Des Verfalles, der Entartung wird es morgen ein Ern»
ster nicht zeihen. ReinigungwarihmderKrieg; grause Sühne von
großer Sünde. Daß es sein Volk stolz neben jedes andere stellen,
seiner Männer und Frauen unter jederSonne sich rühmen darf,
dankt es den Schrecken undWundern des Krieges. Was vermag
er ihm noch zu gewähren? Ruhe und Sicherheit. Innen: wenn
ers der Jagd nach unwiederbringlich Verlorenem entsagen lehrt.
Außen: nicht dasmagersteRippenstückwirdGier je noch von ihm
begehren. Doch jeder andereKriegsertragwäreLeihgeld, für das
furchtbar hoher Zins geheischt würde. Ein starker Staatsmann
ließe die Gelegenheit, Frankreich und Europa, Frankreich für
Europa zu retten, nicht ungenützt zerrinnen. Von des Genius
Gnade wäre ihm offenbart, daß ein unerschöpftes Vo'k nicht für
Jrrthum verbluten darf und daß Vertrag, der Selbstmord be°
dingt, unsittlich ist. In kühler Verstandesfchlucht sprösse ihm die
Erkenntniß, daß Deutschland würdigen Frieden mit Frankreich
erlangen oder ihm dasB.ut dünnen, Entscheidungauf,chub aber
um jedenPreis meiden muß.Diesfeits und jenseits vondenVo-
gesen war Schuld und Sühne. Nur die Versöhnung der Neber»
lebendentrügein Frankreichsungeheures GrabgewölbdenTrost»
ruf: Der Athem Eurer Heldenthat hat die Dünste verweht, den
Himmel entwölkt, aus Hotels eine tzeimath erschaffen.

Christliche Wissenschaft.
elften Dezember 1915 ist hier Katharina Weber für die
Christliche Wissenschaft mit Worten eingetreten, wie sie
Gläubige finden, wenn sie ihre tiefste Ueberzeugung vertheidigen
müssen. Heute sei einem Laien erlaubt, einige Andeutungen auf«
zuzeichnen darüber, wie sich die Heilthätigkeit der Scientisten in
der Anschauung eines (wenn auch nicht Ungläubigen, so doch) An-
dersgläubigen darstellt, wie sich ein Laie die unleugbaren Erfolge
der scientistischen Heilthätigkeit zu erklären sucht.
In dem merkwürdigen Prozeß, den die Offizielle Wissen«
schuft der Christlichen vor Kurzem gemacht hat, gab es zwei Mo-
mente, auf denen, wie auf zwei starken Säulen, das ganze Ge-
wölbe dieses Rechtsstreites ruhte. Eine Zeugin schilderte, wie im
Salon einer Schauspielerin drei Menschen beisammen saßen, jeder
mit einem anderen Gebrechen behaftet; in der Ecke aber saß die
Scientistin, den Kopf auf die Hand gestützt, und ,,arbeitete" an.
der Heilung der Drei. Am folgenden Verhandlungtag traten dann
nach einander ein Praktischer Arzt, eine Scientistin und ein
Kaplan vor und bezeugten, daß eine andere Schauspielerin iw
ihrer Noth an einem Tag allen Dreien das vollste Vertrauen
bekundet habe. Diese beiden Momente enthüllten die Psycho«
logie des leidenden Menschen: einen immerhin wichtigen Faktor,
der in dem Prozeß in auffallender Weise, besonders in den Aus-
sagen der Vertreter Offizieller Wissenschaft, vernachlässigt wurde.
Wer jemals mit Kranken zu thun hatte, weiß, wie plötzlich,
sprunghaft und inkonsequent sie ihren Aerzten und den Personen
ihrer Umgebung das Vertrauen entziehen, wieder zuwenden un>>
wieder entziehen. Er weiß auch, daß schon dieser Vorgang eine
merkbare Erleichterung im Zustand des Kranken hervorzurufen
pflegt. Was ist nun die Ursache dieser Erleichterung? Der Patient
hat eine Hoffnung gefaßt. Diese Hoffnung ist etwas Kostbares;
mit ihr muß man äußerst vorsichtig umgehen; wäre sie noch so
thöricht und sinnlos, es wäre grausam, aber auch gefährlich, dem
Menschen, der da leidet, seine Hoffnung zu rauben.
In solchem Augenblick der neuerwachenden Zuversicht fiihlr
der Leidende intensiver Das in sich wirken, was wir Seele nennen.
Die Seele hat Speise erhalten, Vertrauen hat ihre Kräfte genährt:
der Erfolg ist eine Erhöhung des Lebensgefühles und der Lebens«
funktionen. Der Zustand des Leidenden läßt eine vollständige
Veränderung des Krankheitbildeö erkennen: die Athmung wird,
steter, ruhiger, tiefer und rhythmisch, der Blutkreislauf reger.
)emmungerscheinungen mancher Art, Krampf und Gebresten der»

schwinden, Wunden schließen sich schneller (weil die Säfte besser
werden). In der Hauptsache wirkt die Hoffnung, das Vertrauen
anf die Funktion des Athmens in erhöhter Weife.
Giebt es denn Etwas, das für unser Leben wichtiger ist als das
Athemholen und das Athementladen? And dennoch: wie haben
wir das Athmen vernachlässigt! Es giebt Lehrer und Lehrerinnen,
die nns wieder beibringen müssen, wie wir vernünftig zu athmen
haben. Dabei giebt es kein bewährteres Heilmittel gegen die
Mehrzahl der Krankheiten als das Athmen.
Unsichere, verschüchterte, mißtrauische Menschen werden an
sich bemerkt haben, wie ihr Athem stockt, kurz wird, wie er wieder«
um tief, beseligend ruhig werden kann, je nach dem Menschen,
dem sie gegenübersitzen, je nach der Antipathie oder der Sym-
pathie, der Beängstigung oder dem Vertrauen, das ihnen das
Wesen des Anderen einflößt.
Die Scientisten haben sich die uralte Weisheit der Inder,
in deren Sprache das Heilige Wort „Om" Odem bedeutet, nutz-
bar gemacht. Dem Leidenden mag unbewußt bleiben, daß im Zu-
stand des ruhigen Vertrauens oder des innigen Glaubens an
Gottheit die Seele sich in voller Freiheit über alle hemmenden
und bedrückenden Gedanken erhebt und der Körper dann diesem
Aufschwung folgen muß: was sich zuerst und deutlich in einer
mystisch-naturgemäßen Regelung der Athmungthätigkeit offenbart.
Aus der Aussage eines Entlastungzeugen ging hervor, wie
schon die Beschäftigung mit den Ideen der Hilfe verheißenden
Gottesmacht für Augenblicke eine überraschend günstige Wirkung
hervorrufen kann. Es war ergreifend, anzuhören, wie der Zeuge
das tzerniedersinken des lange ersehnten Schlafes über die Lider
schilderte: als habe Gott selbst ihm mit sachtem, mitleidigen Fin-
ger die Augen geschlossen. Die Athmung war es, die unter dem
Einfluß des von Gott beherrschten Gedankens sich ihr Recht in
dem leidenden Körper verschaffte und ihn belohnte.
Der Scientismus ist ein Ergebnis; der Energie-Ausbildung
im Leben des Amerikaners von heute. Wie in allen anderen
modernen, praktischen und sittlich-religiösen Lehren, die Amerika
gebiert, wird den Schülern der Science eine außergewöhnliche
Willensballung (Konzentration) auferlegt und der abgründige
Zielpunkt, auf den alle Kräfte dieses gesammelten Willens
hinstreben müssen, ist der Glaube an die Kraft des göttlichen Ge-
dankens. Durch die gläubige Versenkung in einen Ausspruch
Christi, der dem Vertrauenden Heilung von körperlichem Ange-
mach verheißt, entwickelt der Adept in sich Kräfte, wie der Hyp-
notiseur und der Nervenarzt sie schon frei gebrauchen darf, weil

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_171.html[18.07.2014 16:05:51]

die Offizielle Wissenschaft diese Kräfte schon anerkannt hat. Der Leidende, für den der Scientist arbeitet, fühlt eine Strömung in sich eingehen, die in ihm gleichsam den Willen zur Gesundung auf übernatürliche Weise zu stärken scheint. Eine der Angeklagten sprach das Wort aus, manche Krankheit werde von Anfang an dadurch vernachlässigt und verschlimmert, daß der Arzt nicht genug an die Seele des Kranken denke. Die Science will das Versäumte aus eigener Machtvollkommenheit nachholen. Man fragt sich: Weshalb geht denn der Leidende nicht zum Seelsorger, um sich'oie Ruhe in Gott und die Heilung durch Gott zu holen? In diesem Fall gäbe es sicherlich keine Konflikte mit dem Staatsanwalt, Die Scientisten behaupten nun, die Kirche habe sich von der durch Jesus begründeten Heilthätigkeit zurückgezogen. Sie werfen damit der Kirche Aehnliches vor wie der ärztlichen Wissenschaft, die zu wenig an die Seele des Kranken denke.

, Welche Menschenart ist es nun, die sich den Scientisten zuwendet, um Hilfe und Genesung zu finden? Die es von den Priestern und von den Aerzten fort gelüstet, zu Denen hin, deren Bezirk, wie die Offizielle Wissenschaft und zugleich mit ihr der Staatsanwalt meint, dem Kurpfuscherthum so nahe zu liegen scheint? Das Urtheil einer Gerichtsinstanz sagt, das; es eine Menschensorte ist, die zu ihrem eigenen Heil geschützt werden muß, mindestens zum Heil ihrer „Materie", deren Herrschaft über den Geist ja die Scientisten leugnen. Man darf diese Menschen aber eben so wenig zu den Durchschnittskunden von Schäfern und Kartenlegerinnen zählen, wie man den Scientismus in Bausch und Bogen aus dem Gebiet des menschlichen Erkenntnißdranges hinaus weisen kann. In ihm ist eine hygienisch wichtige Erkenntnis enthalten, die mit einer seelischen wirksam zusammen arbeitet. Die Macht des Scientismus, zumal über leidende und ungefestigte Gemüther, beruht darauf, daß er zwei Tendenzen zu vereinen sucht: die des Arztes und die des Seelsorgers, Wollte die Kirche und wollte die Offizielle Wissenschaft sich mit der verfehmten Nebenbuhlerin gründlicher vertraut machen: Beide fänden in ihr Elemente, durch die sie bereichert würden. Eine Lehre, die Millionen Menschen eine Hoffnung gegeben hat, Zehntausenden Gesundung bringen konnte, darf nicht ungehört verdammt, kann auch nicht zu Fall gebracht werden. Wir Menschen haben in dieser Zeit, die so Manches auf den Kopf stellt, der Hoffnungen nicht gar zu viele. Keine soll man der Menschheit nehmen, ehe man ihr eine bessere, würdigere geben kann,

Arthur Holitscher.

Die Iudenfrage in Polen.*)
schwierigste Problem, vor das eiu von Rußland befreites
Polen, einerlei, wie sein politisches Schicksal im Einzelnen sich
gestalten möge, sich gestellt sehen wird, heißt: die Iudenfrage. Sie
ist das tragische Erbe, das die Russenherrschaft dem Lande gelassen,
hat. Nicht so, daß die Russen sie schlechthin geschaffen hätten. Die
Ursprünge der polnischen Iudenfrage reichen um ein halbes Jahr-
tausend zurück. Als man im vierzehnten Jahrhundert im Heiligen
Römischen Reich, dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend,
in einzelnen Territorien die Juden auszutreiben begann und die
Verscheuchten sich nnn ostwärts wandten, nach Polen, wo, im ent-
völkerten Land, ihre Glaubensgenossen sich einer gewissen Freiheit
erfreuten, ward ihr der Grundstock gelegt. Sie brachten aus ihrer
deutschen tzeimath die Sprache mit, die sie im Lauf der Jahrhunderte
durch Nebernahme hebräischer Worte und von Bestandtheilen der sie
umgebenden Mundarten zum Jargon abwandelten. Aus ihren mor-
genländischen Nrsitzen die angestammte Kinderfreuöigkeit, die die
Stätten ihrer neuen Siedlungen nach und nach zur „östlichen Völker-
wiege" machten. Sie waren fruchtbar und mehrten sich, und als die
Gunst der Stunde es ihnen gestattete, strömten sie über die Grenzen
der Republik Polens hinaus und erfüllten mit ihrem Gewimmel auch
das Moskowiterreich. Aber auch im Posenschen, mehr noch in Ga-
lizien und Rumänien (da schon in Formen, die in manchem Stück
an die Dinge in den ehemaligen Weichselgouvernements anklingen),
wohnt schließlich die Iudenheit in dichtem Häuf. Was der Iuden-
frage in Kongrehpolen ihre verhängnißvolle, ihre, wie ich befürchte,
schier hoffnunglose Gestalt gab, war großrussisches Werk. Nnd so
kann man mit Recht sagen: die Iudenfrage als das düsterste Problem
polnischer Zukunft ist von der russischen Regirung, genauer: der russi-
schen Regirung der letzten Jahrzehnte, geschaffen worden.
Die Russen zerstörten das Land nicht physisch, ließen die Grenz-
marken nicht mehr ungerodet, den Acker nicht unbebaut: schon mit
der moralischen Wüstenei glaubten sie ihrem Ziel nah zu kommen.
Zu dem Ende wurde auf das Baltikum der Abschaum des russischen
Tshinownikthumes losgelassen; in Polen aber that man noch ein
Nebriges dazu: man trieb in der „Ansiedlungzone" die Iudenschaft
von ganz Rußland zusammen. Die Ansiedlungzone umfaßte die West-
gouvernements, also die ehemals zur Republik Polen gehörigen Ge-
bietstheile, und reichte in ihren Ausläufern bis nach Odessa. Nur
wer die „Erste Gilde" zahlte (Das heißt: Großkaufmann oder 'mil-
lionenschwerer Fabrikant war) oder wer über einen akademischen Grad
verfügte, durfte sich seinen Wohnsitz nach Belieben wählen. Natür-

") Bruchstücke aus dem farbigen, in deutscher Froheit geschaffenen
Büchlein „Im besetzten Polen", das Herr Dr. Bahr bei Karl Curtius
in Berlin erscheinen läßt.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_173.html[18.07.2014 16:05:51]

lich haben trotzdem über das weite Reich verstreut Hunderttausende und Millionen von Juden gewohnt, die weder studirt hatten noch Kaufleute Erster Gilde waren. Aber sie siedelten dann eben zu Anrecht da und hatten für dieses Anrecht dem jeweiligen russischen Gebietiger, in der Regel ihrer mehreren, regelmäßige Abgaben zu entrichten, die bei besonderem Bedarf der mehr oder weniger hohen Herren noch durch außergewöhnliche „Schätzungen" unterbrochen wurden. Wobei es bei Abgaben und Schätzung nicht immer blieb.

Dennoch erwarben die Aermsten mit Alledem sich keinen rechtswirksamen Anspruch auf ihren Wohnsitz, und sobald es den Gewalthabern beliebte, konnten sie von Haus und Hof vertrieben werden. And es beliebte ihnen. Beliebte seit den neunziger Iahren, seit Herr Plehwe auf seine Art das Land der Reußen kurirte, ihnen in steigendein Maße. Von Zeit zu Zeit wurde das innere Rußland strichweise „judenrein" gemacht; und von Zeit zu Zeit widmeten mit löblichem Eifer die Pogrome, das „Iudenschlagen", sich der nämlichen Aufgabe. Stets aber ergoß der Strom der Aufgescheuchten und Vertriebenen, sich dann in die Gebiete der Ansiedlungzone und half die Zahl und damit vielfach auch die Roth des dort gar nicht auserwählten Volkes mehren. Denn selbst in dem ihnen zugewiesenen und vorbehaltenen Rayon durften die Juden sich nicht ansiedeln, wo es ihnen just behagte; auch hier blieb das flache Land zum Theil ihnen verschlossen. Das entsprach vielleicht oft ihren eigenen Wünschen und war, so lange die Juden sich nicht zum Ackerbau entschlossen, an sich eine nicht unrichtige sozial-ökonomische Maßregel. Aber es hatte doch die Folge, daß die Juden immer mehr in den Städten sich zusammendrängten.

Die polnischen Städte sind Iudenstädte. Auch (wie sie jetzt nun wieder heißt) die „Residenz Warschau" macht in der Beziehung keine Ausnahme. Nicht nur, weil sich in allen diesen Städten bis auf den heutigen Tag Ghettos finden, die gar keinen Vergleich mit Dem aushalten, was man etwa in Amsterdam sehen kann; nicht einmal mit den Bildern, die früher, vor den großen Straßendurchbrüchen, die prager Altstadt bot. Das warschauer Ghetto hat in Westeuropa seinesgleichen höchstens im Ostend von London. Nur fehlt in Warschau der Zug der Wildheit, dem Whitchapel das Zuströmen aller verbrecherischen und asozialen Elemente der Fünfmillionenstadt aufprägt. Auch im warschauer Ghetto wohnen natürlich Feinde der Gesellschaft. Aber diese Feindschaft ist nach der ganzen Natur der östlichen Iudenheit mehr passivisch. Sie richtet sich vielleicht gegen das Eigenthum, nie gegen das Leben des honetten Bürgers.

Aber auch außerhalb der eigentlichen Iudenstadt begegnet man in Warschau dem Landsmann aus dem Osten auf Schritt und Tritt. Es fällt Einem dabei immer wieder ein, was Treitschke in seiner pointirten Redeweise über die „fatale Eigenschaft der östlichen Juden, sich zu verdoppeln und zu vervielfachen" zu sagen pflegte. Sie sind immer unterwegs, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie ziehen in ihrem langen Kaftan, auf dem Kopf die schmale, niedrig«

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_174.html[18.07.2014 16:05:52]

Mütze, die sie selbst im Iargontheater nicht ablegen, über die Haupt« straßen. S^e stehen im eifrigen Gespräch Stunden lang auf dem Platz vor dem Iagellonenschloß und krauen sich nachdenklich die Ringellöckchen, auf die wenigstens die Aelteren auch heute noch nicht verzichten. Sie halten Ansschan vor ihrer Ladenthür und weisen dem Fremdling, den sie schnell zu taxirsn wissen, geradezu aufopfernd den Weg Lum nächsten stammesgenössischen Antiquar, wofern sie im eigenen Kramladen nichts führen, was ihn reizen könnte, Nnd verliert man sich in eins der engen, winkligen Gäßchen der Altstadt, so findet man gewiß alsbald einen Menschenfreund an seiner Seite, der Einem, den Jargon mühsam ins Hochdeutsche umbiegend, verräth, daß er den Pfad zu schönen Mädchen wisse.

In den zehn Iahren, von 1900 bis 1910, hat sich die Zahl der Juden in Warschan um 50 000 Köpfe vermehrt. 1012 wohnten nach den Ausweisen des Magistrats neben MZJg Katholiken nnd 17 346 Protestanten, 297 977 Inden in Warschau. Das sind, genau gerechnet, 36,28 Prozent. Wie in der Residenz, steht es aber auch xinderswo. In den Städten schwankt die Zahl der Juden hcnte noch zwischen 40 und 80 Prozent; auf dem flachen Land machen sie nur etwa 3 Prozent aus. Insgesammt kommen in dem ganzen Gebiet auf 12 Millionen Polen ungefähr 1 700 000 Juden. Das wären nach der Zählung von 1907 ungefähr 14 Prozent; nach neueren Schätzunzen sollen es sogar 16 Prozent sein. Man muß, sich gegenwärtig halten, daß in Oesterreich die Juden 4 Prozent der Bevölkerung betragen, bei uns im Deutschen Reich gar nur einen vom Hundert, um zunächst eine rein zahlenmäßige und mechanische Vorstellung von Dem zu gewinnen, was in Kongreßpolen die Iudenfrage bedeutet. Diese Prozentsätze wären schwer zu ertragen, weil sie naturgemäß die Verschmelzung und Verarbeitung der verschiedenen Elemente unendlich verlangsamen müssen, selbst wenn die Juden geneigt wären, in das sie umgebende Volk aufzugehen. Das aber lehnen große Theile von ihnen ab. Wohl giebt es auch im Zarthum Polen Juden, die nichts Anderes zu sein wünschen als Polen mosaischen Glaubens: die sogenannten Assimilatoren. Die Mehrzahl aber wünscht es nicht. Me steht vielmehr in den Reihen der Chassidim, die, alte starre Orthodoxie M't zionistischen Hoffnungen und Lehrsätzen mischend, ihre Rassengenossen in völkischer Abgeschiedenheit erhalten wollen, damit sie in einer früheren oder späteren Zukunft ein eigenes Volk im eigenen« Lande darzustellen vermöchten. Als Kitt soll ihnen dabei das „Jiddische", der Jargon, dienen. Das Jiddische und natürlich das Hebräische auch, in dessen Kenntniß als nahezu einziges Bildungmittel in finsteren, mittelalterlich anmuthenden Schulen die Jugend schon im Knabenalter an der Hand des Talmuds eingeführt wird.

Neben den modernistischen Assimilatoren und den Fanatikern von der Schattirung der Chassidim siedelt in Kongreßpolen noch eine dritte jüdische Schicht: die „Litwaken". Der Name ist ihnen von den Chassidim gegeben worden und bezeichnet spöttisch die aus Litauen

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_175.html[18.07.2014 16:05:52]

Zugewanderten. In Wahrheit werden unter ihm aber nicht nur die aus Litauen und Westrußland, sondern überhckupt alle aus dem In» nern des Reiches ins Land gekommenen Juden verstanden. Diese Juden aber fühlten sich als Russen und gaben sich als solche. Es ist ein psychologisches RZthsel ähnlich dem, das die russischen Shm» pathien eines Theiles der Polenschaft aufgeben, wie jüdische Menschen ein inneres Verhältnis^ zum russischen Volk finden konnten. Das scheuchte sie von Ort zu Ort, entrechtete sie in Schule und Leben und ging mit einer gewissen Periodizität gegen sie zum blutigen Sturm- angriff der Pogrome vor. Dennoch unterwarf es sich in steigendem Maße die jüdische Jugend, die es doch in hundert kränkenden und ränkesüchtigen Bestimmungen vom Abschluß ihrer Studien abhielt. In der Beschäftigung mit der schönen Literatur, die ja im absolutisti- schen Rußland eine politische Literatur gewesen ist, war diese jüngere jüdische Generation zum Vollrussenthum erwachsen. Sie haßte den russischen Zar und die russische Bureaukratie, aber sie fühlte sich eins mit den Parteien der Linken und glaubte allen Ernstes, mit Hilfe des russischen Liberalismus Freiheit sich und Leben erkämpfen zu können. Es mag ein gut Theil Idealismus in der Bewegung stecken; aber wer einmal beobachtet hat (in Westeuropa am Besten in den Kur- orten und Universitäten der Schweiz), wie geräuschvoll und heraus- fordernd diese Leute ihr Russenthum zur Schau zu stellen pflegen. Der wird sich unwillkürlich im Gegensatz zu ihnen gefühlt haben. An solchen Gegensätzen hat es denn auch in Pslen nicht gefehlt. Den Einen warf man vor, daß sie Handlanger der Russisizirung seien, den Anderen, den Chassidim, daß sie mit ihrem ins Weite schweifenden jüdischen Nationalismus der Vereinheitlichung der Bevölkerung wehr- ten. Und als sie dann gar bei den letzten Dumawahlen statt des pol- nischen Kandidaten dem Sozialdemokraten zum Mandat verhalfen, erwuchs ein bemerkenswert!) reger Antisemitismus, der in einer um- fassenden und durch die Jahre dauernden Boykottbewegung sich recht nachdrücklich auslebte.

Immerhin scheint mir da noch nicht die schwierigste Seite des Problems. Bedenklicher sind die Sorgen, die aus der wirtschaft- lichen und sozialen Struktur der so gearteten Iudenschaft aufsteigen. Von polnischen Schriftstellern, die in der letzten Zeit die Frage mit begreiflichem Eifer erörtert haben, wird vielfach darauf hingewiesen, daß, die Betheiligung des jüdischen Elements an den industriellen und Handclsunternehmnngen gar nicht einmal so stark sei, daß sie in mancher Branche überhaupt kaum vorkämen. Ich vermag darin noch nicht die Möglichkeit eines tröstlichen Ausblicks zu erkennen. Gewiß: auf dem Gebiet der großen Unternehmungen ist der Jude eine ver- HSltnißmäßig spärliche Erscheinung. Er lebt in der Hauptsache vom Klein- und Zwischenhandel; lebt in seiner weit überwiegenden Mehr- heit davon, daß an einem wirthschaftlichen Vorgang, bei dem es bei uns vielleicht der Mitwirkung von vier oder fünf Personen bedarf, dort ihrer vierzehn bis siebzehn betheiligt sind. All diese Leute üben

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_176.html[18.07.2014 16:05:52]

in Wahrheit wirtschaftlich überhaupt nicht nothwendige Funktionen
aus. Das ganze Heer der Kalfaktoren, der Schieber, Botengänger,
AusHorcher, Kuppler stellt thatsächlich nur die Parasiten eines noch
ungeordneten und unentwickelten Wirthschaftlebens dar und jeder
Schritt auf der Bahn zur höheren Kultur muß ihnen dien Nahrung-
mittelspielraum mehr und mehr einengen, bis er sie eines Tages
vollends unmöglich macht. Dagegen hilft nicht die Bedürfnißlosigkeit
der Vedaueruswerthen, nicht die Gewöhnung an kleine und kleinste Ge-
winne, nicht einmal ihre Fähigkeit, Wenns noththut, den Schmacht-
riemen noch enger zu schnallen. „Die Juden gehen an ihrer Zahl
zu Grunde," meint ein polnischer Schriftsteller, der mir besonders scharf
in die Tiefen des Problems gesehen zu haben scheint.
Der wirtschaftliche Entwickelungprozeß, der die polnische Iu°
denheit zermalmen muß, hat schon eingesetzt. Auch in Kongreßpolen
ist, wenn auch nicht in dem Maß wie bei uns in Posen, ein polnischer
Mittelstand erwachsen; und auch dort beginnt das kooperative Ge-
nossenschaftwesen sich auszubreiten, das den iparasitären Zwischen-
handel erst bedrängt und dann beseitigt. Ob die Einführung der
gesetzlichen Gleichberechtigung und der Freizügigkeit, die gewiß un-
erläßliche, diesen Nebelstand bemeistern wird? Den besten Weg scheint
mir der zuvor citirte Anonymus zu weisen, der in der Zeitschrift
„Polen" rieth: „Man zwinge Rußland zur Aufhebung seiner Iuden-
gesetze und die ganze ostjüdische Frage wird beantwortet sein." Sicher-
lich. Nur- hat dieser Weg nicht einige Aehnlichkeit mit dem bekannten
Stoßgebet an die Adresse Sankt Florians: Verschon' unser Haus,
zünd' andere an? Or. Richard Bahr,

Er lebte unter uns,
Inmitten eines Stammes, der ihm fremd,
Doch zollte keinen Haß uns seine Seele.
Wir tauschten unsre Hoffnungträume aus
Nnd unsre Lieder (die Begeisterung
Ward ihm verliehn von oben; von der Höhe
Sah er aufs Leben). Oft sprach er von Zeiten,
Die sicher kommen müßten, wo die Völker
Vergessen würden allen Zwist und Streit
Als Glieder eines großen Bruderbundes.
Begierig lauschten wir des Dichters Wort,
Dann zog er westenwärts und nnser Segen
Gab das Geleit ihm; doch der stille Gast
Ist jetzt zu unserm grimmen Feind geworden!
Dem wüsten Pöbel zu gefallen, singt
Er Haß in seinen Liedern: Fernher schallt
Zu uns die Stimme des erzürnten Dichters.,.
Puschkin über Mickiewicz,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_177.html[18.07.2014 16:05:53]

Grundstücktaxen.

ie Noth der Haus- und Grundbesitzer ist schon vor dem Krieg
vielfach erörtert worden, Di: Geschäfte auf dem Grundstück-
markt waren (von einzelnen ganz großen Sachen, wie dem Verkauf
d^ Tempelhofer Feldes, abgesehen) unbeträchtlich! Hypothekengelder
nicht leicht zu haben; viele Wohnungen standen leer. In diesem Zu-
stand fand der Krieg den größten B.'zirk des deutschen Volksoer-
mögens; 70 bis 80 Milliarden Mark sind in Grund und Boden an-
gelegt. Manche Miethe, mancher Hhpothekenzins war nicht zn er-
langen. Perordnungen des Bundesrathss wollten Schuldnern und
Gläubigem helfen. Zahlungfristen wurden gewährt; statt der Zwangs-
versteigerung kam oft die Zwangsverwaltung, Um d.'ren Anwendung
zu erleichtern, hat der Bundesrath das Verfahren von Kosten entlastet;
seil Ende April 1915 kann die Verwaltung Personen übertragen wer-
den, die zu dem Grundstück Beziehungen haben und deshalb keinen
Entgelt fordern. Minderung der Kosten ist dem Schuldner auch durch
eine Mai-Verordnung gebracht worden, die das Verfahren zur Er-
langung einer Zahlnngfrist vereinfacht. Der Hypothekenschuldner, der
eine fällige Hypotheken-, Grund- oder Rentenschuld nicht bezahlt, kann
die Zwangsvollstreckung, jedesmal auf die Dauer von sechs Monaten,
abwenden. Bei der Schwierigkeit, neue Hypothekendarlehen zu er-
langen, ist die Verlängerung der alten Verträge eine Lebensfrage für
den Hausbesitzer. Die Gläubiger sind geneigt, die Gelegenheit auszu-
nützen, um ihre Ansprüche in die Höhe zu schrauben, müssen aber
nachgeben, wenn der Schuldner (dessen Noth erwiesen sein muß) gegen
die Gefahren, die aus dem Verfall der Hypothek drohen, geschützt ist.
Ie länger der Krieg dauert, desto größer wird die Zahl der fälligen
Hypotheken, Am! nun im Geist der Schutzvorschriften praktische Hilfe zu
leisten, haben die meisten deutschen Hypothekenbanken beschlossen, die
Hypotheken, die während des Krieges fällig oder kündbar werden,
bis zum dreißigsten Juni 1S18 zum Zinsfuß von höchstens 4>,^> Prozent,
ohne jede besondere Gebühr, zu verlängern. Die Vereinbarung gilt
nicht für Darlehen, die erst während des Krieges gegeben wurden;
der Schutz, den die Notverordnungen gewähren, gilt ja stets nur für
Schuldverhältnisse, die vor dem ersten August 1914 entstanden sind.
Der Beschluß der Hhpothekeninstitute beweist, daß die Gläubiger nicht
nur an die Ausbeutung des Schuldners denken, sondern sich mit einer
Verzinsung begnügen, die unter der Herrschaft fünfprozentiger Reichs-
anleihe niedrig genannt werden kann. Im Vereich des Kapitals und
der Behörden wird die Nothwendigkeit erkannt, die Zukunft des deut-
schen Grundbesitzes zu schützen. Könnte man die Vergangenheit, mit
allen Ausschweifungen der Spekulation, aus der Welt schaffen, so wäre
die Hilfe nicht schwierig (vielleicht gar nicht nöthig). Schwer aber ist,
eine belastete Erbschaft zu regeln. Die preußische Regirung glaubt,
die Aenderung der berühmten und berüchtigten Grundstücktaxen werde

Grundstücktaxen,
helfen. In Preußen sollen „Schätzungämter" eingerichtet werden; Aemter, die zuständig sind für die Schätzung von Grundstücken innerhalb ihres Geschäftsbezirkes. Privatleute werden natürlich nicht gezwungen, diese Aemter anzurufen; Sparkassen, kommunale Hypotheken- oder Pfandbriefanstalten, öffentliche Versicherunginstitute, vielleicht auch die Hypothekenbanken und Versicherungsgesellschaften sollen dazu gezwungen werden: damit der Geist der neuen Taren sich über alles erreichbare Gebiet des Hhpothekenhandels ausbreite. Die „gewohnheitmäßige Aeberschätzung der Grundstücke" und die „ungesunde Grundstückspekulation" soll aufhören. In der Begründung des Entwurfes werden die Folgen der Neberkapitalisirung des Bodens aufgezählt. Sie reichen von der Verteuerung des Baulandes bis zum Neberangebot von Wohnungen. Die Krisen des Grundstückmarktes, die Noth der Baugewerbe und Handwerker, die Entwerthung der Zweiten Hypothek: all diese Nöthe entstehen aus der falschen Schätzung des bebaubaren Bodens. Hundert Mittel haben Heilnng erstrebt.
Der preußische Landwirthschaftminister hatte schon im Dezember 1912 einen Gesetzentwurf über die Einrichtung öffentlicher TarZmter vorbereitet, der „demnächst" zur Berathung kommen sollte. Er wurde vergessen. Kommt nun das Gesetz nicht zn spät? In der Begründung wird von den schädlichen Folgen der Grundstücksspekulation gesprochen. Von den „Gebrauchstaxen") die sich dem einzelnen Fall anpaßten, entweder der Beleihung (dann möglichst hoch) oder der Besteuerung (dann möglichst niedrig). Von der subjektiven Beurtheilung des Grundstückswerthes, die nicht nüchtern, sondern mit Zukunftmöglichkeiten rechnet. Was die unzuverlässigen Schätzungen verschuldet haben, ist aber „eine fertige Sache" geworden; ein gewaltiges Stück Kapital, das Pflichten und Zinsen trägt und'sich mit ihnen gemeinsam in ein ganz bestimmtes Größenmaß eingestellt hat. Wenn wichtige Lebensbedingungen dieses deutschen Vermögcnstheiles geändert werden, fchrnmpft er vielleicht ein, Hypotheken, die ans alten Schätzungen beruhen, schöpfen ihre Lebenskraft zunächst ans dem Werth des Grundstücks. Die persönliche Haftung des Schuldners kommt erst in zweiter Linie. Wo der Grundstückswerth überschätzt wurde, reicht die hypothekarische Belastung über den Dachfirst hinaus und der Schuldner hat Mühe, aus den Miethen die Zinsen und, wenn es gut geht, noch einen Aeberschuß herauszuholen. Der Ertrag ist bis zum letzten Rest eingetheilt. Nur die Steigerung der Miethen kann Luft schaffen; aber die Miether sind nicht immer geduldig und Wohnungen überall zu haben. Bleiben die Beziehungen zwischen Grundstück und Hypothek im Wesentlichen, wie sie sind, dann giebt es keine gewaltsame Störung alter Zusammenhänge. Werden aber neue Grundstückswerthe geschaffen, so ändern sich die Grundlagen der Hypotheken und die dingliche Haftung muß zum Theil durch die persönliche ersetzt werden. Ein Grundstück, dessen Taxwerth 30« 00« Mark beträgt, ist mit 2W «0« Mark belastet. Die Hypothek läuft ab und muß erneut werden. Inzwischen sind die

Schätzungämter entstanden und die neue Schätzung ergiebt, dag, das
Grundstück nur 2S0000 Mark Werth ist, also eine Beleihung von
höchstens 210 «0« Mark verträgt. Der Hausbesitzer erhält nun 30 «J0
Mark weniger, als er zur Ablösung der alten Belastung braucht.
Er mutz den Fehlbetrag aus eigenen Mitteln ersetzen. Der vermögende
Schuldner kanns aushalten! der schwache verliert sein Grundstück, das
in die Zwangsversteigerung kommt, weil der Hypothekengläubiger nicht
befriedigt werden kann. Ueberwiegt die Zahl der schutzbedürftig«r
Grundbesitzer? Die Mehrheit würde diese Frage bejahen. Leicht er-
klärlich; denn die von dem neuen Gesetzentwurf bekämpfte Uebcrbewer-
thnng des Bodens ist schuld an der überwiegenden Schwäche der Haus-
besitzer. Sie selbst geben es zu, da sie vor zu schneller Aenderung der
alten Schätzungen warnen. Und der Krieg hat, wie die erwähnten
Nothoerordnungen zeigen, das Schutzbedürfniß der Hhpothckenschuld-
ner gesteigert. Nüchterne Schätzung ist dennoch durchaus nothwendig.
Die Sünden, die gefälligen Taren zuzuschreiben sind, füllen ein
dickes Kapitel. Man braucht nicht an grobe Verstöße zu denken. Die
sind meist bestraft worden. Aber das ganze System ist ein Ergebnis
seiner Zeit. Die Aenderung soll darin bestehen, das; jedes Einzelurthell
durch eine Plenarentscheidung ersetzt wird. Die Schätzungämter sollen
aus vier Schätzern und einem Vorsteher zusammengesetzt sein. Un-
geeignet zum Amt der Schätzung sind Alle, deren Gewerbe die Vcr-
mittelung von Grundstück- und Hypothekengeschäften ist; eben so Mit-
glieder des Vorstandes oder des Aufsichtrathes von Grundstückgesell-
schaften und Hypothekenbanken. Die Schätzer sind Kommunalbeamte,
die für ihre Thätigkeit Gehalt beziehen. Sie dürfen an keiner
Schätzung mitwirken, an der sie irgendein persönliches Interesse haben.
Das reicht bis in die Seitenverwandtschaft. Jede Hemmung der Ur-
theilskraft soll vermieden werden. Nnd die Schätzer haben die Mög-
lichkeit, einander zu kontroliren. Die Taren brauchen nicht niedriger
zu sein, als die alten waren. Denkbar ist, daß manche ältere Schätzung
sogar übertreffen wird. Der Gesetzentwurf spricht nicht von Berufun-
gen gegen Urtheile der Schätzämter. Die Schätzungen sollen auch die
gerichtlichen Taxen ersetzen. Die Gegner des Gesetzes wenden ein,
Werthurtheile seien immer subjektiv. Aber alle Grundstückschätzungen
beruhen ja auf einem einzigen Werthurtheil; würde es angezweifelt.-
wohin sänken die Hypotheken? Und was von der Auffassung des
Einzelnen gilt, darf erst recht zu Gunst eines aus dem Vergleich meh-
rerer Ansichten gewonnenen Urtheils angeführt werden. Den Entwurf
stützen also gewichtige Gründe. Die Beseitigung aller Phantasic-
werthe ist aber nöthig, wenn man erreichen will, daß das Kapital dem
Grundstückmarkt wieder volles Vertrauen entgegenbringt. DieNettung
der Zweiten Hypothek ist nur möglich, wenn ihr Athemraum gewährt
wird. Hypotheken dürfen nicht auf einander gepreßt werden wie He-
ringe in der Tonne. Wird die wichtige Sache überall sachlich behandelt,
denn es ist zu hoffen, daß dem Gemeinwohl daraus Nutzen erwächst. Ladon,
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Murin,!! an h irdcn ,„ Berlin, —
Verlag der Zukunft w Perlin, — Druck von Paß « Sarled <S, m. t>, H, in Verlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_180.html[18.07.2014 16:05:53]

KriegstoilneKmsf
,Ä linden sicker Nerven»
- derunikunk durck
^ V "0KI-0PSX"-
I « v^V LsrsiizeKseliiiKer
Velens den IZenör^sn?
^ecen^ISsli«e I>«röu,ons u. l.Srm sdsckiie»
LeKiste», bei der «rdeit, «t>> »,i»»r>. »ut
<Iem «r,»Keni,ger, vor »Hein im Itr!»g,.
Senseklei «. I.—. 7 Lea. «.«.—. ?u nsden
in ^polkeken. vro«erien. lZandseen» »nck
LllmmieeseKälten. ^iieinlsdriksnt /wotk.
ftlsx «sg«er, Sertil, IM mu»»»«?.».
öeukekö bierdraukrei A
KI
Kel
last.
vis suk S Vo tsstSSSStsts Oivi6sv6s Aslänzt von Ksnie so mit
Zl 60.— snLsr an nnssrsn UeselIs«d»kl»K»«»eii in Lerliu-Lunrlolten»
bsi Ssr LiluK kür II»nck«I unä sockaslrl« in vsrlln, kr »Kkvrt ». «l,,
U»un«ver nn6 8rr«LKiir? i. L.,
bsi 6sr Ii».<io»»Id»uK für Deut»«KI»iiS in Ii« IIn,
bsi cisrn IZanKKanzs U»r6x Lo., 6. m. K.II, in Usrlin,
bsi üsra LänKKanss Kedr ^rokolg in »issilsn,
bsi 6sr UsrnK kür Lrsulockustrie in vrr j» nncl I>,«»g«n,
bei 6sr Lon inur«- unck DIsoont« vä«K in I!e !!n, ll,mdnr^ n, U»uu«v«r
??:r ^n«^g,K1un^.
S rlln, Ssn 15. ?«brusr I?I6. Dsr Vnr»tnng.

Preußische Aypotheken°ActiensBank. In der am 17. Februar
stattgehabten Sitzung des °Aufsichtsrats wurde der Jahresabschluß der
Bank vorgelegt. Es stellt sich der Reingewinn des Jahres 1915 nach Vor-
»ahme einer Abschreibung auf Reichs-, Staats- und Kommunal-Anleihe»
im Betrage von M. 20V «00— (i V M. 500 000) auf M. 5 466 828,17
<i. V. M'5 65» 079.83) einschl des Gewinnvortrages von M. 1 338 652,4«
,i. V M. l 176 083,95), Der Aufsichtsrat hat beschlossen, der auf de»
16. März d. I. einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung einer
Dividende von 5^ "/„ <i V. 5Vz °/o^ und die Vornaliine von Rückstellungen
im Gesamtbetrage von M. 1 160 400,19 (i,V. M 1493 567,87, vorzuschlagen.
Der vorhandene Gewinnvortrag wird sich danach um M 50 205,92 (i. V.
M. 162 568,53) auf M. I 388 858,4« vermehren. Der Eingang der Äypo-
thekenz nsen war befriedigend. Von den im Bil nizjahr zu entrichtenden
Zinse» waren am 15. Januar d. I. nur noch M. 295 030,62 . 1,84 «/„
des Zinsensolls rückständig.

Steuervera»lagung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es
kein Laie beherrscht. Fachmännischer Rat ist daher für jede» Steuer-
Pflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuersachc»
bietet das Steuerkontor G m, b,Ä,, Berlin 8»? II, Großbcerenstr, 96,
welches unter fachmännischer Leitung nur stcuertecknisch ausgebildete Kräfte
beschäftigt Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine
Termine versäumt werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die fest-
gesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel
durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse
und Strafen, anderseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt
die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann
hält Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den
Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann
in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuer-
dingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu sein.

Kr. 21.
2«. Februar ISIS.
— yle ZuKunst. —
Lille Mg billige öiieker AI WMöl'M?
In tadellosen praonteinbänden z
statt
I,ädsnvrsis
SisnisroK.FttKrdueK von LorstKobl. Ld, I—VI.
Hidbfran-bünds Z4,—für N. 25,—
L6n»r>i ln«K», Illustrierte SittengssebieKts
vorn ölittslsltor bis xur Osgenwart. Ait
etv» 2500 Koebinteressantsn Abbildungen.
6 Originslbünds . . A. 165,—für Kl. 1U«,—
— Kulturleben der Ltratze, Nit vi«Isn ^b-
bildungen 1>l. 10,— für U. 4,»»
— Die V/eiberberrsüliaft in der (ZesebieKte
der Nensebbsit. Illustr. 2Liinds u. Lrgün-
^ungsband Zl. 70,— für U. 55. —
Aever» iZroKes Konversationslexikon, ß. ^uS.
LI 0rigin!IIK«,lbkrun«bände. tadellos .... «. 210,—für N. 145,—
Nelinolt» >VeItz?esvKieKte. II. ^,utl. 9 Original-
bldbfrunübiinds N. 112,50 für U. 6«,—
I^ekivur« »^V«i»s. Lin LuoK der xsiobnendsn
Kunst, Kerausgeg. vorn Verbands dsutseker
Illustratoren. Lerlin 1903. 203 8. ?oli«.
0. I>bd A. 4 — für A. 2,—
Knrscliner, ^osek, Das ist des vsutsebsn
Vaterland! Lins Wanderung dureli deutsebs
iZaus. Nit 1273 Abbildungen N. 12,— für ZI. 7,««
KretseKmer, ^Ib., Jeutselrs VolKstraebtsn.
91 ?arbendruektafeln init vielen Kundert «rigi-
nellen V«IKs<vpen aus allen Legenden Veutsell-
I»n,Is, nebst erläuterndem lext N, 75,— für N. Iii,—
KI««8i«eI«r I!il>ler»vli»lx. Verlag IZruelonann ^. K,
Aünebsn. Ld. 5—12. «riginalbd ÄI. 15,—für N. 8.—
8 Lde. U. 12«,— für AI. L«,—
Z üle lllmkelclliiiiilsei!«er Kmerliilll. Z
^ 1440 LI. in 12 I^eäermsppen. ^
A XOmplett statt ^VI. 600,— für M. SSV,—. ^
Lieferung erfolgt franko gegen Aaennannrs
oder Voreinsendung des IZetrages dureu
Leipzig, KönigZli'. 23.
LinKs»k v«a vertv« len Verllen ?u ^uten ?r«'sen.
^»K»«f SidUotKeKen, SeltenKsiten, Usn6?eicK>
^un^en slt«r uaö moöerner Deister, Ii«rios!täte» usv.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_182.html[18.07.2014 16:05:54]

WHW PWW-BM.
ach dem soeben erschienenen Jahresbericht hat die mit Beginn
des neuen Krieges eingetretene Stockung in der Geschäfts«
enttvickelung der Bank auch im zweiten Kriegsjahre angehalten.
Neuer Darlehnsabschlüsse sind nur in geringem Umfange erfolgt
und die Umlaufssumme der Emissionspapiere hat eine wesent-
liche Veränderung nicht erfahren. Das Iahreserträgnis ist dessen-
ungeachtet befriedigend. Es wird vorgeschlagen, 7«,« Dividende
wie im vergangenen Jahre zu verteilen, die bestehenden Reserve«
sonds angemessen zu verstärken und die im Vorjahre neu ein«
gestellte, zur Deckung aus Anlaß des Krieges etwa eintretender
Ausfälle bestimmte Kriegsreserve durch Zuführung von 500 000 Mk.
auf 1 000 000 Mk. zu erhöhen. Die Nachfrage nach den Emissions«
papieren war gering, ebenso machte sich der Rückfluß nur in
mäßigem Umfange geltend. Soweit die Stücke von der Bank auf«
genommen wurden, erfolgte dies zu Kursen, die nicht wesentlich
niedriger waren als diejenigen der inländischen Staatsanleihen,
Insgesamt hat sich die Emissionszisfer nm 1860 300 Mk. von
437 670 20« Mk, auf 435 809 900 Mk. ermäßigt. Als Disagio-
gewinn wurden 171440 Mk. der Agioreserve überwiesen, Die
Bestände an eigenen Emissionspapieren im Nennwerte von
1588 70« Mk. sind mit 1 240 878 Mk. eingestellt. Der tzypotheken-
bestand ist durch Rückzahlungen von 346192 034 Mk. auf
343 484 490 Mk. zurückgegangen. Im Berichtsjahre kündbar ge-
wordene Hypotheken hat die Bank in keinem Falle gekündigt, ohne
zuvor an jeden einzelnen Grundstückseigentümer mit der Anfrage
heranzutreten, ob ihm eine Belassung des Kapitals genehm sei.
Die Antworten waren fast durchweg bejahend, und die Hypotheken
wurden je nach den Wünschen der Schuldner teils auf ein oder
zwei Jahre, meist aber auf zehn Jahre prolongiert oder in Amor-
tisations-tzypotheken umgewandelt, weil die Mehrzahl der Grund-
stückseigentümer bei der Ungewißheit über die künftige Gestaltung
der Geldverhältnisse sich nicht der Möglichkeit späterer unlieb-
samer Ueberraschungen aussetzen wollte. Insgesamt kamen 632
Darlehen mit einem Kapital von 42 605 100 Mk, zur Prolongation,
Die Zahl und der Betrag der Amortisations-Hypotheken stieg von
AI auf 471 und von 34 161 372 auf 42 612 927 Mk. Der Eingang
der tzypothekenzinsen ist erklärlicherweise nicht so pünktlich erfolgt
wie in früheren Iahren, doch hielten sich die Rückstände unter den

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_183.html[18.07.2014 16:05:54]

gegenwärtigen Verhältnissen in mäßigen Grenzen. Bei einem
Zinsensoll von jährlich ca. 15 Millionen Mk. waren aus dem Vor«
jähre und dem Berichtsjahre zusammen 431936 Mk. rückständig,
die sich inzwischen auf 363 538 Mk. ermäßigt haben. Die Grund-
stückseigentümer waren durchweg bemüht, ihren Verpflichtungen
nachzukommen, und die Bank hat überall, wo durch den Krieg
hervorgerufene Zahlungshindernisse vorlagen, auf Verlangen
Stundung gewährt. In Fällen aber, in denen sie es für geboten
hielt, sich die Mieten der Grundstücke zu sichern, mußte sie die
Zwangsverwaltung eintreten lassen. Von 3813 insgesamt besehe-
nen Grundstücken waren 170 mit Zinsen rückständig und 99 wurden
unter Zwangsverwaltung gestellt. Zwangsversteigerungen kamen
14 auf Antrag der Bank zur Durchführung und 3 auf Antrag
anderer Gläubiger, wobei Grundstücke nicht übernommen wurden.
Die der Bank gemeldeten freiwilligen Verkäufe von Grundstücken,
an denen sie durch Beleihungen beteiligt war, beliefen sich auf
16 und ergaben nach den Meldungen der Grundbuchämter einen
Gesamtkaufpreis von 2 583 000 Mk,, während sie von der Bank
mit 1 610 227 Mk. d. h. mit durchschnittlich ca. 62« o der Kauf-
preise beliehen waren. Im Kommunalgeschäst erhöhte sich der Dar-
lehnsbestand durch Auszahlungen von 111558 000 Mk. auf
112 772 000 Mk, Die verfügbaren Mittel der Bank beziffern sich
auf ca, 24 Millionen Mk., die Verpflichtungen auf ca. 5 Mil-
lionen Mk, Die Bestände an inländischen Staatsanleihen in Höhe
von ca, 13 Millionen Mk, sind zu den ungefähren Kursen des
freien Börsenverkehrs eingestellt. Der Gewinnüberschuß des
Jahres einschließlich des bisherigen Vortrages von 313 816 Mk.
beträgt 3 785 325 Mk, Nachdem hiervon 500 000 Mk. der Kriegs-
reservc überwiesen sind, werden folgende Verstärkungen der be^
stehenden Reserven in Vorschlag gebracht: 300 000 Mk. zur Außer-
ordentlichen Reserve, 424 452 Mk. zur Provisionsreserve,
171 440 Mk. zur Agioreserve, 200 000 Mk. für Talonsteuer. Eine
Sondcrrücklage zur Sicherung einer Kriegsgewinnsteucr ist weder
für das Berichtsjahr noch für das Vorjahr einzustellen. Als Di-
vidende sollen 7",i mit 1680000 Mk. verteilt werden. Nach Ab-
zug der statutenmäßigen Tantiemen für den Aufsichtsrat mit
90 332 Mk, und den Vorstand mit 93176 Mk, verbleiben als Vor-
trag 325 902 Mk, Einschließlich der vorgeschlagenen Rückstellungen
beziffern sich die Gesamtreserven der Bank auf 14 950 560 Mk.,
bei einem Aktienkapital von 24 000 00« Mk. Der Bericht schließt
mit der Mitteilung über einen Wechsel in den Personen der Treu-
händer und einen: ehrenden Nachruf für die im Kampfe gefallenen
Beamten.

Berlin, den 4. März 19! 6.
Deutsch im Gymnasium.

HW« eutsch soll das beherrschende Centrum des Gymnasialunter-
□richts sein: Das wird jetzt noch stürmischer gefordert als schon
lange vor dem Krieg, Meint man damit, nach den deutschen Auf-
lätzen des Primaners (nach allen, nicht nach einer Prüfungarbeit)
soll der Grad der Bildung abgeschätzt werden, den er erlangt hat,
so haben verständige Schulmänner wohl, immer diese Forderung
>erfüllt. Meint man dagegen, der deutsche Unterricht solle in der
Stundenzahl mit den alten Sprachen konkurriren oder sie gar über-
bieten, so frage ich nur: Womit will man denn die vielen deutschen
Stunden totschlagen? Mit Grammatik? Ich schätze Wustmann
sehr hoch, aber die Sprachdummheiten, die er bekämpft, haben
«ndere Ursachen als Unkenntnis; der deutschen Grammatik. (Eine
davon denunzire ich auf Seite 67 der Brochure „Neue Ziele, neue
Wege"). Grammatik ist Anatomie der Sprache; seziren aber soll
man nur Leichname, also tote Sprachen. Als Alexandriner die
griechische Grammatik begründeten, hatte das Griechenvolk keinen
großen Dichter mehr. Ich habe weder in der Volksschule noch auf
dem Gymnasium Etwas von deutscher Grammatik vernommen;
und doch wurde mein Stil immer gelobt. Als ich dann im Man-
nesalter durch mein Amt genöthigt wurde, mich damit zu befassen,
war die Wirkung davon längere Zeit hindurch: Unsicherheit im
Ausdruck. Die beste Uebung im Stil ist das Nebersetzen aus frem-
den Sprachen. Die logische Schulung durch diese Arbeit wurde,
bei uns vervollständigt durch die philosophische Propädeutik, die
in der Form von Disputationen mit unserem Lehrer, dem vor-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_185.html[18.07.2014 16:05:55]

trefflichen Direktor Schober, verliefen, dem ichs wohl.zu verdanken
habe, daß ich ein kritischer Racker geworden bin. Dieser Tage
las ich, Logik und Psychologie seien vom Stundenplan gestrichen
worden; ich denke mir, die Herren im Kultusministerium mögen
sich mit der heutigen Psychologie ohnePsyche keinenRath wissen.
Uebrigens ist ja jede Unterrichtsstunde eine deutsche Stunde, und
wird darin von Lehrern und Schülern gutes Deutsch gesprochen,
so erscheint neben dieser täglichen vier- bis sechsstündigen Nebung
ein besonderer deutscher Unterricht zur Vervollkommnung in der
Muttersprache überflüssig.
Dieser kann also nur den Zweck haben, in die deutsche Litera-
tur einzuführen; und da müßten wir nun weiter fragen: Will
man vier oder sechs deutsche Stunden mit Literaturgeschichte aus»
füllen? Als Einführung genügt ein kurzer Abriß mit etlichen
Proben? eine ausführliche Literaturgeschichte würde ohne eine das
mögliche Maß weit überschreitende Lecture nur eine Anhäufung
toter Namen und trockener biographischer und literarischer No-
tizen sein. Oder will man Gedichte und Dramen zerfasern und
dadurch den Schülern die deutsche Literatur verekeln?*) Ein Sech-»
zehnjähriger, der zur ^Glocke" und zum „Tell" eines Kommentars
bedarf^Ht.ein Esel und für Esel haben unsere großen Dichter
nicht geschrieben. (Der beste Kommentar zur Glocke ist Rombergs
herrliche Musik.) Nur drei von Schillers Lehrgedichten: „Die
Künstler", „Der Spazirgang" und „Das Ideal und das Leben"

*) Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die sich zwar nicht auf Lite»
ratur bezieht, aber das Verhältnis; der freien zur Schulthätigkeit grell
beleuchtet. Karl Vogt, der Affenoogt, also eine ganz unverdächtige
Autorität, klagte als Professor in Genf «nmal: Wir haben auf dem,
Gymnasium einen ganz erbärmlichen Nnterricht in den Naturwissen-
schaften gehabt; aber wir haben uns aus freien Stücken fleiszig mit
Naturalien beschäftigt und waren dann als Studenten allen Anforde-
rungen gewachsen. Heute bringen die Studenten vom Gymnasium!
einen Haufen Kenntnisse mit, können aber nicht denken und selbstän-
dig arbeiten. Bei der heutigen Ausrüstung der Gymnasien mit Lehr-
mitteln und wegen der engen Verbindung der Physik mit der Mathe-
matik kann freilich von Ersatz des Schulunterrichtes durch freiwilligen
Dilettantismus keine Rede mehr sein; Physik gehört heutzutage zu
den Gegenständen, die gelehrt werden müssen. Herbart meinte noch,
eigentlich seien nur Mathematik und Alte Sprachen solche Gegen-
stände, alle übrigen Kenntnisse könne ein fähiger Mensch sich ohne die
Hilfe eines Lehrers erwerben. Jetzt ersetzen auch in den neueren Spra-
chen Langenscheidts Lehrbriefe den Lehrer.

haben eine Erklärung nöthig. Daß die Lesestücke um einige für
die Pflege der Vaterlandliebe wichtige, namentlich aus Ernst
Moritz Arndt und Josef Görres, vermehrt würden, wäre zu wün-
schen- Das erfordert aber keine Vermehrung der Stundenzahl.
Oder will man wirklich die ganze reiche Literatur unseres Volkes
in der Schule lesen lassen? Was bleibt dann für die freie Lecture,
was bleibt fürs Mannesalter übrig? Vor Allem aber: was der
Schüler für sich allein besorgen kann, soll die Schule nicht thun.
Anleitung zur Privatlecture, Wegweisung, ist das Einzige, was
die Schule zu leisten hat. Nicht die deutsche Stunde ist der kasta-
lische Quell, aus dem bisher die zukünftigen Dichter, Redner und
Philosophen Begeisterung getrunken haben, sondern eine liberal
verwaltete Schülerbibliothek und die Leihbibliothek; und so wird
es in alle Zukunft bleiben. Ein vortreffliches Mittel, uns in den
Geist der besten Dichterwerke einzuweihen, wandte der Lehrer an,
der in Quarta und Tertia unser Ordinarius war. Er unterrichtete
in Lateinisch, Deutsch und Naturgeschichte und hatte darum an
manchem Vormittage drei Stunden hinter einander zu geben.
Solche Tage nun benutzte er manchmal dazu, uns größere Dich-
tungen in einem Zug vorzulesen. So hat er uns Lessings Nathan,
Goethes Iphigenie und Herders Cid vorgelesen; und wie vorge-
lesen? Andere längere Stücke, wie Rückerts Makamen, ließ er
einen befähigten Schüler vorlesen. Ein ganzes Drama so vor-
lesen, daß dadurch den Schülern der Kern der Dichtung erschlossen
wird, hat Sinn; dagegen wäre es Nnfug, mit den Schülern zu-
sammen ganze deutsche Dramen zu lesen, denn, wie gesagt, was
der Schüler für sich allein besorgen kann, dazu soll er nicht vom
Lehrer gegängelt werden. Neber ein zu Haus gelesenes Drama
oder über ein in der Klasse gelesenes Gedicht oder Prosastück
eine Anterhaltung anspinnen, etwa als Vorbereitung auf einen
Aufsatz, ist zulässig; nur darf es nicht zu oft geschehen und den
Schülern muß ausdrücklich gesagt werden, daß es eine Erholung
sei, damit sie sich nicht daran gewöhnen, Literaturgeschwätz für
Arbeit zu halten: in der Schule soll gearbeitet werden. Eine
der Schule würdige Arbeit ist das Lesen mittelhochdeutscher Dich-
tungen, weil dabei unbekannte Worte und Flexionformen zu ler-
nen sind. Herrn Walther muß natürlich jeder deutsche Junge
kennen und das Nibelungenlied muß er lesen lernen. Parcival
ist zu umfangreich und nicht durchweg genießbar, auch mehr fran-
zösisch als deutsch; sind doch fast sämmtliche Eigennamen fran-
zösisch. Tristans und Isoldens Liebe aber ist nichts für Schul-
jungen: ich habe das Gedicht freilich (in den Volksbüchern) schon

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_187.html[18.07.2014 16:05:55]

als Zwölfjähriger genossen, doch richtet es in diesem Alter noch keinen Schaden an (was später immerhin möglich wäre).

Nun wird aber heute nicht nur um Einzelheiten der Unterrichtsmethode gestritten, sondern die Idee des Gymnasiums verurtheilt. Ein Vertreter der Nurdeutschheit (nomine sunt oäios^) sagt: Der Hauptgewinn der Romantik fei die Erkenntnis; gewesen, das; sich die Menschheit in Völkern und Stämmen bis zum Einzelnen hin individualisire, daß der Menschheitbegriff also nichts als eine Abstraktion sei und daß man Vollmensch nur werde als Glied eines lebendigen Volkes; erst von dieser individuellen Wirklichkeit aus gelange man zum Verständniß des Universellen, des Allgemeinmenschlichen. Diese Einsicht habe den Unterricht zu beherrschen; die Jugend müsse zu bewußter deutscher Gesinnung erzogen werden, ehe sie sich mit fremden Kulturen beschäftige. Das Humanistische Gymnasium schlage den verkehrten Weg ein. Das ist eine ganz schiefe Darstellung des Thatbestandes. Das Verdienst der Romantiker hat, wie ich jüngst an dieser Stelle in Erinnerung zu bringen Gelegenheit hatte, darin bestanden, daß sie das Mittelalter verstehen lehrten, das der Rationalismus als Barbarei verschrien hatte. Wilhelm von Humboldt und seine Freunde aber verstanden unter Humanität nicht die Zweihändigkeit secunäum I^inneum und dachten sich als deren Vertreter nicht ein Abstraktum: etwa die mittlere Proportionale zwischen Goethe und einem Australneger, sondern sie meinten die höchste und edelste Menschlichkeit, das Vollmenschenthum, das nur Menschen der weißen Rasse erreichen können, das im Alterthum die Griechen erreicht hatten und das zu erreichen unter allen lebenden Völkern wir Deutschen am Meisten befähigt und nach dem Rückfall in die Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts vom achtzehnten Jahrhundert an aufs Neue berufen seien. In dieser Bedeutung gebraucht Cicero das Wort Kumanitäs; besonders klar wird die Bedeutung in der Rede pro Aredia poew. Allgemeinmenschliches in solchem Sinn (wenn man Humanität mit diesem nicht ganz zutreffenden Wort übersetzen will) und Deutschthum schließen einander nicht aus, sondern find identisch. Und wenn die Jugend durch Hellas ins Menschenthum eingeführt wird, so geschieht es nicht, weil das Griechenthum ein anderes und besseres Volksthum ist als das Deutschthum (in Wirklichkeit ist es das Selbe, denn die Hellenen und die Römer waren mit den Germanen zusammen Zweige eines Stammes, und wie deutsch die Menschen Homers empfinden, daran habe ich in dem Homerartikel erinnert), sondern, weil die Lebensverhältnisse der Alten einfacher und durch-

sichtiger waren als unsere heute. Aür. ttne-WLlleMt,La jetzt der ^eg^a^Le^W^sreM^acht. Alle Europäer sagen täglich das Selbe (nur fügt man, je nach der Nationalität, dem Prädikat UWModerKEF.tsSubjekt, oder Objekt einen anderen Volks« uameu^bei), scheinen also auch das Selbe zu denken und zu fühlen. Aber sie werden auf der Stufe technisch vervollkommneter Skalpjägerei, auf die sie sich hoffentlich zum letzten Mal wunderbar anspruchslos herabgelassen haben, nicht stehen bleiben. Sie werden sich in Kulturmenschen zurückverwandeln: und dann wird uns wieder das bekannte Wirrsal unendlich zahlreicher und mannichfacher Lebensverhältnisse, verwickelter Beziehungen, widersprechender Meinungen, sich kreuzender Interessen umfangen. Ehe der junge Mensch in dieses Chaos hineingestoßen wird, soll er die sozialen Urelemente, das Verhältnis; zwischen Gatte und Gattin, zwischen Eltern und Kind, zwischen Herr und Diener, zwischen Freunden und Kameraden, in Bildern kennen und schätzen lernen, die sie in ungetrübter Reinheit und kräftiger Gesundheit darstellen. In solcher Form, die geeignet M, tiefe Liebe, zum Gesunden und ethisch Richtigen einzupflanzen, stellt die Odyssee diese.Verhältnisse dar. Kerndeutsch sind namentlich die Würdigung des Familienglücks, die eheliche Treue, die bei jeder Gelegenheit sich lebhaft kundgebende Sehnsucht des Odysseus nach der Heimath und einem geordneten Hauswesen, die tiefe Empfindung für das Elend des tzerumirrens in der Fremde. And wenn der Sauhirt erschrickt bei dem Gedanken, feine Hunde könnten den fremden Bettler verletzt haben, wenn er den Dank tröstlicher, aber trügerischer Reiseberichte ablehnt, da er Gastfreundschaft gewähre nicht um Wiedervergeltung, sondern, weil ihn der Elende erbarme und weil der Fremdling dem Zeus gehöre, so ist damit die Vervollständigung des deutschen Charakters durch christliche Gesinnung zu wahrer Humanität vollzogen und der Beweis erbracht, dafz die Änimü, Kellenic^ natura ckristiang, war (nicht, wie ein Kirchenvater schreibt, die anima Kumana, wenn auch alle grausamen und stumpfsinnigen Wilden in den Begriff der Menschheit einbezogen werden; Lukas nennt die Gastfreundschaft, die auf Malta dem schiffbrüchigen Paulus und seinen Reisegefährten erwiesen wurde, °!> i^v ij>iX»v!>s,lu!7iÄV, was die Vulgata n«n m«6ic^m KumanitÄwm übersetzt). Auch die sonstige griechische und die lateinische Lecture zeigtieinfache Verhältnisse und Zustände, namentlich XenophonsMemorabilien und seine übrigen kleineren Schriften. Die Geschichte der alten Stadtstaaten, ihrer Parteien und Umwälzungen, enthält das einfache Paradigma, nach welchem

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_189.html[18.07.2014 16:05:56]

sich auch die Vorgänge in komplizirten Großstaaten abspielen. An Ciceros Briefen und Horazens Episteln und Satiren endlich kann der Primaner in die Sozial- und Staatswissenschaften eingeführt werden. Diese Schriften enthüllen die Nngesundheit und Nnhaltbarkeit der römischen Sozial« und Wirthschaftverfassung: Sklaven als Unterbau, in der Oberschicht Schmarotzerthum als Lebensberuf, statt Industriekapitals nur Wucherkapital. Woraus folgt, daß die alte Welt untergehen und für eine dauerhaftere europäische Kultur ein neuer Grund gelegt werden mußte. Daß die jungen Leute bei intensiverer Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in Unwissenheit bleiben werden über unsere heutigen Zustände, ist nicht zu befürchten; wachsen sie ja doch nicht in Klöstern und Internaten auf (und sogar die Klöster betreiben Elektrotechnik). Jeder Schuljunge weiß heute, daß mit Gas gekocht und mit Elektrizität beleuchtet wird, und ist über die neuste Flugzeugkonstruktion unterrichtet. Aber um das heutige politische Getriebe zu verstehen, muß man die Politik zuvor an einfachen Modellen studirt haben. And was die Vaterlandliebe betrifft: hat sie denn nicht bei allen Gymnasiasten und auf dem Gymnasium Erzogenen soeben die glänzendste Probe bestanden? Warum Homer nicht durch das Nibelungenlied ersetzt werden kann, habe ich schon erklärt. Siegfried ist eine edlere Gestalt als Achilleus und jeder deutsche Jüngling soll ihn lieb haben. Aber in die Intimitäten des bürgerlichen, bäuerlichen, häuslichen, persönlichen Lebens weiht uns das deutsche Heldengedicht nicht ein; kaum bekommen wir vom Alleräußerlichsten des ritterlichen und höfischen Lebens jener Zeit (ja, welcher eigentlich?) eine Vorstellung- am Hof der Karolinger und der Ottonen hatte man Anderes zu thun als Gäste zu empfangen und Kampfspiele zu veranstalten, heimisch können wir bei den Leuten dieser Dichtung nicht werden. Das werden wir in der Odyssee; ganz einleben können wir uns in die beschriebenen Situationen und ganz vertraut werden wir mit den Menschen, Wo fände sich in dem ganzen deutschen Epos einer jener bis zur Portraitdeutlichkeit charakterisirenden gemüthlichen Züge wie die verstohlene Thräne, die Odysseus dem Hund Argos widmet? Ein Zug, der ihm das Herz jedes Deutschen gewinnt. Und als Zugabe bekommen wir so nebenbei noch drei kulturgeschichtliche Ausschlüsse: daß der „Königshof" ein Bauernhof war, daß die Griechen schon in der homerischn Zeit ihre Aecker gedüngt haben, und (was allerdings auch an anderen Stellen erwähnt wird) daß sie mit Hunden jagten. Die Ilias ist, als Kriegsgeschichte, weniger reich an Darstellun-

gen des Alltagslebens; aber wie geschickt versteht uns der Dichter sogar beim Schmieden des Schildes, den tzephästos für Achilleus anfertigt, Szenen aus dem bürgerlichen und Landleben anschaulich vorzuzaubern! Noch weniger wäre die Edda geeignet, den Homer zu ersetzen. Der Schüler soll natürlich die düster ernste, Don sittlichem Pathos getragene Weltanschauung kennen lernen, zu der sich der Germanengeist in der Winternacht des eisigen Island emporgerungen hat. (Ob das ethische Pathos urwüchsig germanisch ist oder ob es die Redaktoren der heidnischen Sagen ihrem Christenthum verdankt haben, wird die Forschung niemals ermitteln können, weil es Schriftdenkmäler aus der germanischen Heidenzeit nicht giebt.) Ist^dex Wagnerrausch dereinst ganz der« HogM, dann wird man sich eingestehen, daß auch Mu^kdramen die Schattengeftgften aus Walhall unseren Zerzen nicht näher -Zugingen vermögen: sie sind'interessante und, weil aus deutscher Vorzeit stammend, uns ehrwürdige Antiquitäten,

Von den modernen Komplikationen sind zwei besonders zu erwähnen, weil sie jungen Leuten gefährlich, zu werden pflegen. Einmal die komplizirten Seelen oder problematischen Naturen, die in den allerneusten Romanen spuken. Ob diese verdrehten Schrauben, wie man sie weniger höflich nennen kann, mehr Väter «der Kinder von lebendig herumlaufenden sind, wird sich schwer ermitteln lassen. Jedenfalls schärft ihre Existenz dem Pädagogen die Pflicht ein, der Jugend als Vorbilder einfache und gesunde Seelen vors Auge zu stellen: homerische Menschen, antike Charaktere, Hermann und Dorothea, die Personen im Teil, in Vossens Idyllen. Aebrigens ist Goethe mit feinem Tasso vielleicht als Urvater der komplizirten Seelen anzusehen; Ibsen und die Russen haben dann die Schleichen traditioneller Hemmung aufgezogen, so daß sich Ströme methodischen Wahnsinns ungehindert übers Land ergießen konnten. Die andere böse Komplikation ist die allerneuste Religionphilosophie. Bedauernswerth erscheint mir der junge Mann, der in ihre Nebel geräth, ohne es vorher zu einer klaren Weltanschauung und zu festen Grundsätzen gebracht zu haben. Das Gymnasium bietet dem Schüler zur Auswahl oder zu gegenseitiger Ergänzung zwei Lebensansichten, die verständlich, klar und einfach sind: die des christlichen Theismus und die antike, die zwar tieferer philosophischer Forschung nicht Stand hält, für die Praxis des Lebens aber genügt: die Geschicke der Menschen werden geleitet und gestaltet von einer unerkennbaren Macht, in der Vernunft zu walten scheint, da man mit Vernunft am Besten fährt; vernünftig aber ists, mit der klugen Besonnen-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_191.html[18.07.2014 16:05:56]

heit eines Horaz sich in der aures, meciiocritäs gegen die Uebel
zu verschanzen, dringen sie dennoch ins Haus, ihnen mit römischer
Mannhaftigkeit zu begegnen und im schlimmsten Fall mit dem
Bewußtsein erfüllter Pflicht klaglos unterzugehen, so lange aber,
wie das irdische Leben dauert, es mit hellenischer Anmuth und tzu-
manität zu veredeln und zu verschönen.
Geradezu in den Nebel einzuladen, ist der erwähnte, mehr
leidenschaftlich erregte als besonnene Schulreformator kühn genug,
indem er darüber Beschwerde führt, dafz die Schüler zwar Rous-
seau und Locke zu lesen bekämen (im französischen und im eng«
tischen Unterricht), nicht aber Fichte und Kant. Abschnitte aus
Rousseau würde ich ins französische Lesebuch nicht aufnehmen,-
aber warum sollte Socke :aus dem englischen ausgeschlossen werden?
Er giebt nichts Gefährliches und man versteht ihn, wie über-
haupt die englischen Philosophen. Weil sie flach sind, würde Man-
cher sagen. Flach oder tief: jedenfalls gehört Unverständliches
nicht in die Schule; und Fichte und tzegel versteht man eben
doch nicht. (Nämlich die von ihren Schriften, wegen deren sie
als große Philosophen gefeiert werden; wo sie über praktische
Dinge reden, da sprechen sie unser gewöhnliches Deutsch. Mit
dem ethischen Idealismus hat ihr metaphysischer an sich nichts
zu schaffen, nur durch die Personalunion in den genannten Män-
nern ist jener sogenannte dem wahren Idealismus verbunden.)
Ohne Kant könne Schiller nicht verstanden werden, meint unser
Reformator. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Hat sich Einer
in Schillers philosophische Schriften eingelebt, so wird ihm Das
später das Kantstudium erleichtern, aus dem er vielleicht (zuver-
sichtlich behaupten kann mans nicht) eine bescheidene Frucht zieht.
Wie steht es denn um die beiden großen Leistungen Kants? Die
eine, die Subjektivität der Sinneswahrnehmungen, ist nicht feine,
sondern Lockes Entdeckung und Kant hat durch seine scholastische
Darstellung ihre Verbreitung in Deutschland mehr gehindert als
gefördert, zudem durch die Ausdehnung ihrer Geltung von den
sekundären Qualitäten auf Zeit und Raum sie Vielen verdächtig
und zweifelhaft gemacht. Die andere: die dem Christen selbst-
verständliche Autonomie der Vernunft ohne die Grundlage des
christlichen Seelenglaubens festgestellt zu haben, ist sein ausschließ-
liches Verdienst; aber Das gilt heute nicht mehr als Verdienst.
Alle Anhänger der Entwickelunglehre (und der verbreitetsten
Presse nach zu urtheilen, herrschen Die heute unter den Biologen,
Soziologen, Medizinern, Philosophen) giebt es weder eine Seele
noch unveränderliche Wahrheiten und eine selbständige Vernunft,

sondern nur psychische Phänomene, die veränderlichen Produkte
chemischer Prozesse. Der Glaube an eine autonome Vernunft ist
beinahe so schlimm wie der an eine unsterbliche Seele und an
einen persönlichen Gott (Beide sind ja Folgerungen aus jener),
und wer jich dazu bekennt, gilt als Reaktionär und Finsterling.
Das müßte man den Primanern sagen, wenn man mit ihnen
Kant läse. Gegen die Aufnahme verständlicher Stellen aus seinem
Hauptwerk, die durch ihr sittliches Pathos erbauen, ins Schul-
lesebuch ist natürlich nichts einzuwenden, wie denn auch Stücke
aus Fichtes Reden an die deutsche Nation wohl schon drin stehen.
Aber den Kern der kantischen Philosophie aufnehmen? Den
eigentlichen Kant? Da muß man doch vorher fragen: Welchen
Kant? Den von Paulsen oder den „Als Ob-Kant" von Vai-
hinger oder einen Dritten? Denn es giebt ihrer noch mehrere;
und der Streit darüber, wie ers eigentlich gemeint hat, wird
wohl erst ruhen, wenn überhaupt Niemand mehr von ihm spricht.
Will man durchaus einen deutschen Philosophen des neunzehn-
ten Jahrhunderts ins Schullesebuch aufnehmen, so giebt es nur
einen, der dazu taugt: Hermann Lotze; denn er ist der einzige,
der vollkommen klar und verständlich schreibt. In seinen Schrif-
ten steht kein einziger Satz, dessen Sinn zweifelhaft ist, so daß ge-
stritten werden könnte oder müßte, was er meint.
'Wenn der Reformator fordert, daß die Gymnasiasten die
deutsche Vergangenheit, die Geschichte und Kultur des Mittel-
alters gründlich kennen lernen sollen, so rufe ich: Bravo? Ist doch
die Uubekanntschaft des gebildeten Publikums mit den verschiede-
uen Stadien, welche die EntWickelung unseres Volkes durchlaufen
hat, geradezu skandalös; kaum eine Woche vergeht, wo ich nicht
in einem Buch, in einer Zeitung eine unerfreuliche Erscheinung
des siebenzehnten Jahrhunderts, die so unmittelalterlich wie mög-
lich ist, mittelalterlich genannt finde. Aber die Schüler mit der
mittelalterlichen Kultur bekannt zu machen, ist doch nicht die Auf-
gabe des deutschen, sondern des Geschichtunterrichtes, And der
Weg ins Mittelalter führt, wie in dem Artikel über die Alten
Sprachen hervorgehoben wurde, durchs Latein. Namentlich der
Literatur der glorreichen Zeit des alten Reiches, der Zeit der
Ottonen und der Heinriche, von der Giesebrecht sagt, daß in keiner
anderen Zeit so sehr im deutschen Geist und so wenig in deutscher
Sprache geschrieben worden sei, verdanke ich das Verständnis;
deutschen Wesens und die Liebe zum deutschen Volksthum. Frei-
lich ist das Deutschthum, das ich liebe, nicht ganz das selbe wie
das der Ferren, für welche die deMche„.G.MMe..LM

mit Friedrich den? Großen, mit Wilhelm dem ErIen o^der gar noch später anfängt. Sollte die'politische Tendenz, welche diese Herren beseelt, auch unserem Reformator nicht fremd sein, dann müßte man ihm klar machen, daß sie mit seiner Schätzung des Mittelalters im Widerspruch steht, Ist es ihm aber mit dieser Schätzung ernst, dann mag er vorschlagen (ich habe es schon ein» mal gethan), daß Handausgaben einzelner Chroniken, Biographien, vielleicht auch Leges der Nnnumenw in die Schule eingeführt werden; da der lateinische Aufsatz glücklicher Weise abgeschafft ist, so können sich ja die Primaner mit dem „barbarischen" Latein ihren ciceronianischen Stil nicht verderben.

Ein anderer Gegner des Humanistischen Gymnasiums fordert die Einführung ins Mittelalter um der deutschen (nach seiner Auffassung: der mittelalterlichen) Kunst willen. Wie ich über den Streit um diese und die Renaissancekunst denke, werde ich vielleicht einmal sagen. Der Schulreformator nun behauptet, das Humanistische Gymnasium habe den Zweck, den Schülern die zum Verständnis; der antiken Kunst erforderliche Bildung beizubringen, und die Frucht dieser Bildung bestehe darin, daß der heutige Gebildete eine Venus von einer Diana unterscheiden kann. Ich weiß nicht, ob sich den Begründern des Humanistischen Gymnasiums Aeußerungen nachweisen lassen, die berechtigen würden, ihnen eine so unsinnige Zielsetzung zuzutrauen. Das Ziel der Renaissance-Humanisten war sogar noch dürftiger: sie wollten nur ciceronianisches Latein schreiben können und Andere schreiben lehren. Was der Neuhumanismus gewollt hat und was unsere Gymnasiallehrer wollen, ist in diesem und im vorhergehenden Aufsatz (über die Alten Sprachen) dargelegt worden.

Die Rechtfertigung der klassischen Studien als eines unentbehrlichen Mittels für den Geschichtunterricht weist der Kunst« und Schulreformator mit der Frage zurück: „Wenn es auf das gcsammte Gedächtnis; der Menschheit über ihr Thun und Denken ankommt, warum fängt man denn dann nicht wirklich am 'Anfang an und warum läßt man uns dann, zum Beispiel, über die tief verwandte Kultur Indiens ohne jedes Wissen, während man die geringsten Provinzialstreitigkeiten der Griechen und Römer als ewige Denkwürdigkeit dem Gedächtniß einprägt?" Nicht um das politische und Kulturleben der gesammten Menschheit handelt es sich (Ethnologie ist Gelehrtenangelegenheit, nicht Schuldisziplin), sondern um die Einführung in das Verständniß unseres, des europäischen Kulturlebens. Dieses aber hat zwei Anfänge: die hellenische Kultur und die aus Vorderasien stmnmende

jüdisch-christliche Religion. Mit ihnen muß die Schule bekannt
machen;"und sie"'tMk"eF7 Indien und Ostasien sind Welten für
sich und haben auf die EntWickelung der europäischen Menschheit
gar keinen Einfluß geübt. Die wüste Phantastik Indiens ist dem
Deutschen nicht verwandt; und die vermeintlich tiefe Verwandt-
schaft der indischen Kultur mit unserer beschränkt sich darauf, daß
in dieser Phantastik, die der Gluthhauch der Tropen ausbrütet,
schwache Reste arischer Denk- und Gefühlsweise sich behauptet
und in einigen Dichtungen kristallisirt haben. Zu lernen giebt
es in der indischen Geschichte nichts, weil es statt der Geschichte
nur phantastische Sagen giebt. MA.diL. iMMttl^ReMwuHeku»
iHtionen praktisch Werth sind, beweisen die Grausamkeiten des
Kastensystems, die Witwenverbrennung, die Kinderehen und die
Thatsache, daß.,sM,dreihundert Millionen.Ind«, vonLin vaar
EMlMd^W.r.egire.n.,lassen. Von der indischen Epik gilt in noch
höherem Grade Das, was vom Nibelungenlied gesagt worden
ist: ihre Gestalten bleiben uns gleichgiltig, weil die Intimitäten
fehlen, die sie uns vertraut machen könnten, und weil sie sich in
einem ganz fremdartigen Milieu bewegen. Das allenfalls Ge-
nießbare aus den Riesengedichten hat neuerdings Winternitz
unter dem Titel „Indische Sagen", bei Eugen Diederichs in Jena
noch einmal herausgegeben. Wirklich genießbar finde ich auch von
dieser Auswahl nur etwa drei oder vier Perlen, von denen die
altbekannte, Nal und Damajanti, die schönste bleibt. Kennen muß
der Gebildete natürlich auch indisches Wesen und indische Poesie;
und darum ist dieser Band, der die Kenntniß bequem vermittelt,
mit Dank zu begrüßen. >'
'Das Ergebniß dieser und der vorigen Untersuchung kurz zu-
sammenzufassen: Man gründe so vie^^ürger-^Md, ReLlMu-
len, wie nöthig sind^ lasse äöer das Gymnasium unangetastet;
für kleine Verbesserungen ist natürlich immer Anlaß; aber dem
Gymnasium einen anderen Charakter zu geben, fordert weder
die Vaterlandliebe noch ein Lebensinteresse des Deutschen Rei-
ches; und manche der neusten Verbesserungvorschläge erscheinen
vom schultechnisch-pädagogischen Standpunkt aus bedenklich.
Nachdem Das geschrieben war, habe ich die pädagogischen
Schriften tzerbarts noch einmal durchgeblättert und folgende Aeu-
ßerungen gefunden, die, da der Mitbegründer der Realschulen

bei, den deutschen Lehrern immer noch Etwas gilt, einigen meiner
Ketzereien Absolution erwirken werden.
. Erste Bedingung für den Unterricht in der Philosophie auf
dem Gymnasium: „daß, die neue, noch jetzt in Gährung begrif-
fene, also die kantische, und mit ihr jede spätere, auch die meinige
ausdrücklich mit eingerechnet, von dem Gymnasium gänzlich ver-
bannt sei. Bon dem Lehrer der Philosophie auf einem Gym-
nasium fordere ich zuerst und unbedingt, daß er den Locke ge-
lesen habe, denn ich kenne keinen anderen, wahrhaft elementarisch
darstellenden philosophischen Schriftsteller; und hierauf kommt doch
für den verlangten Unterricht Alles an."
Eine psychologische Theorie ist dem Lehrer Bedürfnis. „Aber
eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine
Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn
wirklich hinwegsetzen könnte, so wären wenigstens die Bücher, die
Bilder, die Karten, die sämmtlichen Lehrmittel und das ganze
Verfahren beim Unterricht nur Erscheinungen." An Fichtes be-
rühmten Reden erkennt er die patriotische Gesinnung, die rhe-
torische Kraft, den der Gefahr trotzenden Muth an, meint aber,
man werde auch hier zu oft gewahr, „daß der große Mann sich
herabläßt, von Dingen zu reden, die er nicht versteht." An einer
anderen Stelle schreibt er: „Die Hoffnungen des Enthusiasmus,
welchen die Französische Revolution erregt hatte, verschwanden
bis zur äußersten Erniedrigung Deutschlands und Fichte verlor
sich nun bis in die düsteren Phantasien von einer allgemeinen
Sündhaftigkeit der Zeit. Das AW der Mathematik und Na-
turwissenschaft, das jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm
verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu
konstrmren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt
zu sein, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt,
die er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Gil-
tigkeit der Begriffe verbürgen. Daß ein solcher Mann etwas
Großes leistete, war natürlich; ob aber dieses Große näher
der Wahrheit oder näher der Dichtung stand und stehen mußte,
bitte ich zu überlegen. Weder in Hoffnungen noch in Befürch-
tungen den wahren Erfolg voraussehend, ward Fichte auf ein-
mal zum Pädagogen. Das Erste, was er nun vorbrachte (gleich
im Anfang der zweiten Rede) waren Aeußerungen des vollkom-
mensten Determinismus, eben so übertrieben wie seine Freiheit-
lehre." Bon den philosophischen Schülern, die immer noch Kants
Kategorien bewahren, sagt tzerbart in einem Brief: „In ihnen
Zieht es aus wie in den Kabineten alter Physiker, wo sich ein

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_196.html[18.07.2014 16:05:58]

unnützer Apparat anhäuft, den Niemand braucht, weil er nicht leistet, was gefordert wird. Wollen Sie solchen Apparat behalten?" Die Unbrauchbarkeit der ganzen von Kant eingeleiteten Periode der Philosophie für die Erziehung wird in dem kurzen Satz ausgesprochen: „Philosophische Systeme, worin entweder der Fatalismus oder transszendentale Freiheit angenommen wird, schließen sich selbst von der Pädagogik aus."

Die Stelle, die ich in einem feiner Werke einmal gelesen zu haben glaube und die'ich eigentlich suchte, über Autodidaktik, und daß nur für die Mathematik und die Alten Sprachen der Lehrer unentbehrlich sei, habe ich nicht gefunden, sondern nur etwas daran Anklingendes. Nachdem er festgestellt hat, daß „Mathematik und Alte Sprachen immer die beiden tzauptstämme des (Gymnasial-) Unterrichts bleiben müssen", billigt er den Vorschlag eines Schulmannes, solche Schüler der Oberklassen, die reif dafür sind, vom mündlichen Unterricht in solchen Fächern zu entbinden, in denen sie rascher fortschreiten können, wenn sie sich selbst au? Büchern unterrichten, was sie zugleich von dem peinigenden Zwang zur Aufmerksamkeit auf einen sie nicht interessirenden Vortrag befreit.

Daß die Einführung der Schüler in die gegenwärtige Welt auf dem Umweg über das Alterthum eigentlich unnatürlich und das Erlernen der Alten Sprachen für die meisten Gymnasiasten eine Pein ist, die schädliche Einbuße an Frohsinn, Spannkraft und seelischer Gesundheit zur Folge hat, spricht tzerbart sehr oft und nachdrücklich aus. Darum will er unnachsichtig Alle vom Gymnasium ausgeschlossen wissen, die nicht gewillt oder nicht befähigt sind, sich jene höchste Bildung anzueignen, die ohne jenen Umweg nicht erlangt werden kann. Mindestens also müßten Alle fern gehalten werden, die vor dem Abiturium abgehen. Da Das nicht möglich ist, so lange das Berechtigungunwesen besteht und so lange die Eitelkeit der Eltern unglückliche Jungen, die vortreffliche Maurer, Tischler oder Pferdeknechte werden könnten, zwingt, sich auf dem Gymnasium als Zugehörige der höheren Stände abstempeln zu lassen, so lange bleibt alle Diskussion über Schulreform müßiges Geschwätz,

Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Thür an Thür.

as wissen wir mit aller unserer sogenannten Erfahrung davon, wie Frauen lieben?"

Man war, im Iunggesellenkreis, wieder einmal bei dem Kapitel Frau gelandet, wie immer mit einer starken Tendenz zu kühler Kritik.

„Wir meinen immer, namentlich, wenn es um einen Anderen geht, daß. sie nur deshalb so treu und zäh an einem Einverständnis der Liebe festhalten, weil sich im Moment schwer ein gleichwertiges oder besseres findet. Aber wer will schließlich sagen, wie viel auch in solchen Lagen, wo wir, abwechselnd, mit Güte und Kraft und List um Befreiungen gernngen habe», bei einer Frau echtes Gefühl mitklingt, wenigstens eins, das echt geworden wäre in der Ehe, und wenn wir ihm Zeit gelassen hätten!"

„Ich kann", begann ein Anderer, „kein Gefühl klingen hören in diesem Bitten und Betteln, in diesem blöden Betteln der Weiber, in dem sie sich merkwürdig gleich lsind, die klugen und die dummen: ‚Nebc mich!' Wo sie doch merken müssen, daß es vorbei ist, vorbei! Sie heute lieben, blos weil man sie gestern geliebt hat? Sinnlos, als bäten sie die halbverwelkte Orchidee, die man die ganze Nacht im Knopfloch getragen hat: ‚Vlühe doch weiter! Willst Du nicht weiter blühen?' Oder gar, wenn sie, Alle, mit den gleich verbogenen Lippen nns empfangen und geziert und gezogen alle das Selbe sagen: ‚So? Findest Du auch mal wieder den Weg zu mir? Ich dachte, Du hättest meine Adresse vergessen!' And dann zuletzt, was nie ein Mann sagen würde, hinterlistig und lügnerisch: ‚Ich habe Dich übrigens gesehen!'

Sie lachten Alle, wie er Das wiedergab, und bewunderten den typischen Tonfall, den er dazu hatte. Ganz so, aber ganz so wollte es Jeder schon gehört haben.

„Gefühl?" sagte er, wie erbittert, weiter, „Verdruß, über den gemachten Rechenfehler ist es, den wir als Trauer um den Verlust unserer werthvollen Persönlichkeit zu buchen eitel und dumm genug sind,"

„Eben Das glaube ich seit damals nicht mehr. Jeder von uns wäre gewillt gewesen, sie zu trösten. Ich glaube, wir haben sie 'Alle dainals ein Wenig geliebt", klang es leiser.

„Von welchem Deiner .damals' sprichst Du denn?"

„Ich möchte es Euch erzählen, so schlicht es ist." Er zögerte nur noch einmal sinnend. „Aber ich glaube, es ist gar nichts daran zu erzählen. Noch nicht mal der Stil des Polizeiberichtes ist recht dafür."

Und dann begann er doch: „Meine Pensionwirthin, die Dame mit der besseren Vergangenheit (es stimmte übrigens diesmal wirklich), hitte außer dem leichtsinnigen Sohn, für den die beiden Frauen sich totarbeiteten, eine Tochter, ein hochgewachsenes, schlankes, zäh aussehendes Geschöpf, lieblich und doch voll eisernen Willens, der ihrem Temperament, das sich manchmal wittern ließ, die Zügel hielt. Die war seit, wie ich hörte, neun Iahren, seit neun vollen Iahren verlobt. Er hatte

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_198.html[18.07.2014 16:05:58]

(nun war er lange Hilflehrer irgendwo) bei ihnen gewohnt, als er Eur-
gent gewesen. Eine niederträchtige Sache, diese langen Verlöbnisse!
Man hat als anständiger Mensch den ehrbaren Wunsch, treu zu sein,
was so die Frauen, bescheiden beschränkt, ,treu sein' nennen. Kann man
es denn? Was kann an einem Kerl sein, ders kann? Dabei, wie er-
schüttert sie sind, wenn sie es ahnen, und wie sie, nm so reiner sie sind,
um so dringender die Wahrheit fordern; und wie erschreckt sie stehen
und wie verständnißlos und ungläubig vor dem .Naturgesetz', mit dem
man vor sich und vor ihnen sich weißzuwaschen sucht!"
Er beachtete nicht, daß, man ihm ein irgendwoher entstammendes
eigenes Erleben anhören mußte. Das volle Einfühlen in Anderer
Leid hat Einer nur vor verwandtem Leid, wußten sie.
„Die armen Dinger, die warten und verwelken und schließlich
schal werden auch für den armen dummen Teufel, der sich auf sie ge-
freut hat! Es hat mal Einer, den ich kannte, in der Wuth des
Wartens einen Vergleich gemacht. Ich glaube,,er stimmte. Man be-
kommt liebenswürdig ein Glas köstlichen Wein kredenzt; man genießt
ihn, schon im Anschauen froh, dann gönnt man sich auch die Freude
kaum, weil man sich vor sich selber fürchtet; man läßt ihn stehen; und
wenn man sich an den Verzicht gewöhnt hat, darf man endlich darwn
trinken. Es ist manchmal nicht viel von seiner Schönheit nnd seinem
Duft geblieben; und die Sehnsucht und die Freudigkeit, die Einen dafür
erfüllten, sind auch verdunstet.
; Aber von dem Mann, davon, wie er fertig werden konnte mit
solcher Iammerzeit, will ich ja nicht reden. Er hatte endlich die als
Minimum nothwendig gedachte bescheidene Anstellung und in abseh-
barer Zeit sollte Hochzeit sein. Ich sehe noch, wie die bloße Erwäh-
nung davon jedesmal dem süßen und dabei so ernsthaften blassen Ge-
sichtchen eine Welle von Farbe und Freude gab und wie die sluth<nde
Glnth, die ihr die matte Haut straffte, sie lieblich wie eine Siebenzehn-
jährige aussehen ließ. Oder lieblicher. Mir wenigstens ist nie was
schöner gewesen und rührender als Frühlingsgefühle und Frühlings-
gedanken auf einem Mädchengesicht, auf dem schon der Herbst des Le-
bens seine Kritzelschrift begonnen hat. Sie war zum Entzücken, weuu
man sie auf ihre Hochzeit und auf alle die Iurüstungen für ihr Pup-
penheim brachte. Er ließ, sich, was uns ganz verständig schien, noch zu
einer Ilebung einziehen, um dann in der Ehe nicht gleich wieder mit
einer Trennung rechnen zu müssen. Die acht Wochen waren bald zu
Ende. Wir saßen am Mittagstisch. Da kam die Depesche, Er lag im
Garnisonlazareth. Typhus. Sie möge kommen.
Wir fühlten, ich weiß eigentlich nicht, warum, gleich den Ernst
dahinter. Es blieb totenstill in dem ganzen Kreis, der eben noch so
lebendig gewesen, und wir erschauerten in Mitleid. Dabei hatte fast
Keiner von uns ihn gekannt."
Er schwieg einen Augenblick. „Wie sie, vier Tage später, wieder-
kam, trug sie schwarze Kleider. Ihr Gesicht war starr, daß es eine

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_199.html[18.07.2014 16:05:59]

Qual war, sie anzusehen, Sie blieb aber tapfer aufrecht, sie lächelte sogar wieder, wenigstens ihr Mund lächelte; sie that auch alle Tage ihre Pflicht mit der wohlthuenden Ruhe und Sicherheit, die nm sie war, ganz wie in der Zeit, die eben gewesen. Nur: ihre Nächte? Ansere Stuben grenzten an einaüder. Ich hörte sie jetzt, trotz der verstellten und mit dicken Decken verhängten Thür. Sie weinte nicht lant, nicht ein einzigesMal. Das wäre noch zu ertragen gewesen und hätte ja >wohl auch einmal aufgehört. Sie wimmerte nur, wimmerte ganz leise. Die Nacht hindurch. Die ganze Nocht hindurch. So hoffnunglos eintönig, so immer in gleichem, tropfendem Weh, so unveränderlich qualvoll und jammervoll, daß mir immer war, als müßte ihr wimmerndes Weinen alle Winkel in dem alten Haus füllen und in jede Brust die Fluth von diesen tausend Thränen tragen.

Ganz leise war ihr Wimmern erst und beherrscht, bis es anschwoll und anschwoll und dann fallend wieder verllang. Oder, wenn es einmal laut werden wollte, erstickte sie es jäh gewaltsam in den Kissen. Nnd so, gedämpft, war es erschütternder als zuvor. Sie weinte dann tief und heiß in die Kissen; nur ein Aufschrei dazwischen, ein kurzer, verhaltener, sagte, daß sie den Kopf im Zucken des Schmerzes emporgeworfen hatte.

. Manchmal schlief sie gegen Morgen ein; mit einem besinnenden Wehlaut fuhr sie dann wieder auf und von Neuem fing das herzzerreißende, leise, rieselnde Weinen an und stieg und stieg. Ich hatte gar nicht gewußt, daß Menschen so weinen können, Und ich, ein harter Kerl, wie ich mir einbildete, der die erste Jugend schon hinter sich hatte, habe gelitten dabei, wie ich nicht noch einmal leiden möchte. Freilich, der Philosoph hat Recht: Keiner ist noch an den Schmerze» eines Anderen gestorben! Ich wäre auch nicht gestorben; aber ich konnte nicht mehr. Und ich mußte doch in allen Nächten, wenn ich heimkam, auf ihr Weinen horchen.

Wie lange das arme Geschöpf es noch getragen hat, bei Tag zu lächeln und in den Nächten ihrem Schmerz zu gehören? Das habe ich nie erfahren. Aber das Spotten habe ich seitdem verlernt, wo ich, so oder so, von dem Trennnngfieber eines armen Dinges höre. Manche wird vielleicht auch in ihren Nächten geweint haben und die Trennung von einem Lebenden wird wohl noch schwerer zu lernen sein als die nalnrlicherere von einem Toten,"

Man dürfe nicht verallgemeinern, sagte endlich Einer, dem die Skills unbequem wurde. Nnd dann erwähnte ein Anderer noch den Gemeinplatz von der Hilfe der Zeit, die schließlich Alles heile, wenn man nur die Ruhe hat, lange genug sich zu gedulden, Nnd ein Dritter sagte noch etwas Anderes, Er kannte den Werth von Frauenthränen! Aber Alles, was sie vorbrachten, mechanisch beinahe, wurde nicht mehr reckt überzeugend nnd Keiner hörte noch genan hin. Jeder war in seine eigenen Gedanken versonnen. Nnd schließlich schwiegen Alle und merkten ihr Schweigen nicht.

Cöpenick. Rose Raunau.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_200.html[18.07.2014 16:05:59]

Nach Friedensschluß/)
ewisz giebt es wesentliche volkswirthschaftliche Nnterschiede zwischen
1871 und heute: das Grundbuchrecht war nicht einheitlich im
Gebiet des Deutschen Meiches ausgebildet; Hspothekenbanren in moder»
nem Sinn gab es nur sieben mit verhältnißmäßiig geringem Umsatz;
die preußische Staatsbank konnte nicht wie die Reichsbank als Central«
körper der Finanzgebahrung gelten; und im Norddeutschen Bund galt
noch die Silberwährung, während wir heute die Goldwährung haben.
Trotz diesen Unterschieden giebt es eben doch keine Zeit, die für
die kommenden Friedenstage so lehrreich sein könnte wie die Jahre
1871, 72 nnd 73. Was sie uns brachten, wissen wir Alle. Die ge»
waltige nationale Begeisterung, die so stark war, daß in ihren Gluthen
die deutsche Kaiserkrone geschmiedet werden konnte, und die alle
Massenunterschiede ausgetilgt zu haben schien: diese nationale Be-
geisterung schlug in kurzer Zeit uM in Enttäuschung und Verbitterung
gefährlichster Art und bereitete den Boden für ein Zweifeln und Ver-
zweifeln an diesem ganzen neugewonnenen Vaterland und seinen ge°
fellschaftlichen Einrichtungen. , Diese EntWickelung erklärt uns ein
Mann, der den Ereignissen mit dem Herzen des Vaterlandsfreundes
und mit den Augen des volkswirtschaftlichen Fachmannes aufmerksam
folgte, Adolph Wagner. In seinem bekannten Vortrag „Wohnung»
noth und städtische Bodenfrage" (Verlag Bodenreform in Berlin) sagt
er: „Nun kamen unsere Krieger zurück. Nnd was sahen sie? Gerade in
den Iahren 1871 bis 1873 schnellten die Miethpreise und die Preise
der Baustellen, dsr bebauten! Grundstücke und Häuser gar kolossaD
6mpor. Die statistischen Nachweise ergeben eine Steigerung von 10,15,
20 und mehr Prozent von Jahr zu Jahr. Worauf ist dies Empore
schnellen zurückzuführen? Auf irgendwelche Leistungen der Grund«
und Gebäudeeigenthümer? Was hatten Die gethan? Sie waren im
Handumdrehen durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, die das deutsche
Heer auf französischem Boden durchgeführt hatte, reicher gewoben. Ich
sollte meinen, die einfache Thatsache, daß einem zurückkehrenden Krie»
ger die Miethe gesteigert oder, weil er mit einer großen Familie ge-
segnet ist, die Wohnung gekündigt wird, hat zehnmal mehr aufhetzend
gewirkt als irgendetwas, das die Sozialdemokratie theoretisch oder
praktisch vertreten hat!"
Am zehnten Mai 1871 wurde der Friede geschlossen; am fünf«

*) Ein Abschnitt aus der neuen Auflage des Werkes „Boden-
reform; Grundsätzliches und Geschichtliches zur Neberwindung der
sozialen Noth", das der Verlag Gustav Fischer schon in fast vierzig»
tausend Exemplaren verbreitet hat. Die hier ausgedrückte Erfahrung
.hat den Verfasser, Herrn Damaschke, bestimmt, einen „Hauptausschuß
für Kriegerheimstätten" zu schaffen, dem bisher 23S3 Behörden und
Organisationen aller Art beigetreten sind.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_201.html[18.07.2014 16:05:59]

undzwanzigsten August schon^stellte sich nach den von der Polizei angestellten Ermittelungen heraus, daß in der neuen Reichshauptstadt am ersten Oktober etwa 10 6l)l) Familien ohne Obdach fein würden. Das städtische Arbeithaus, der „Ochsenkopf", und die Asyle waren überfüllt selbst von solchen Familien, „die sich durch ihr Mobiliar, als ordentliche Leute und pünktliche Miethzahler auswiesen".

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" wurde am zweiten sApril 1872 von ihrem berliner Vertreter geschreiben: „Zwei Familien-. Väter haben sich aus Verzweiflung über die ihren Angehörigen drohende Obdachlosigkeit das Leben genommen. Zahlreiche Familienväter haben in der Umgebung der Stadt Bretterbuden aufgeschlagen, in denen sie mit den Ihren bessere Tage erwarten, während Hunderte! von Familien auf die benachbarten Dörfer ausgezogen sind. Aber auch in einzelnen dieser Ortschaften soll die Wohnungnoth bereits, eine, solche Ausdehnung gewonnen haben, daß sich, zum Beispiel, in dem kleinen Schöneberg die Zahl der obdachlosen Personen auf 2l>0 beläuft."

Die Wohnungnoth jener Tage führte auch zu dem letzten Barrikadenbau in den Straßen Berlins. Die Bretterbuden auf freiem Felde waren natürlich gegen jede Ordnung. Zunächst duldete sie die Polizei; nach und nach aber ließ sie djie Baracken der Obdachlosen niederreißen, so in der letzten Iuliwoche auf dem Feld vor dem Frankfurter Thor. Als die Obdachlosen nun jammernd mit Frau und Kindern durch die Straßen zogen, empörte sich namentlich in der Blumenstraße, wo gerade ein armer Handwerker aus seiner Wohnung entfernt wude, das Volk. Es kam zu regelrechten Straßenkämpfen, in deren Verlauf drei Barrikaden errichtet wurden. Vierhundert Schutzleute zu Fuß, zweihundert zu Pferde und eine große Anzahl in Civil konnten die Anruhe kaum' unterdrücken, so daß auch zwei Bataillone des Kaiser°Aterander°Regiments und zwei Schwadronen der Garde-Dragoner mit scharfen Patronen zum Ausmarsch bereit gehalten wurden. Nach amtlicher Feststellung wurden 102 Beamte verwundet; 159 Personen aus dem Publikum hatten sich Säbelwunden verbinden lassen.

Die Barackenbewohner waren zum Theil heimgekommene Krieger mit ihren Familien, die in der Erinnerung an ihre Soldatenzeit Fahnen in den altpreußischen, schwarz-weißen Farben gehizt hatten. Wie sehr die Hoffnung auf den Obersten Kriegsherrn in ihnen lebendig war, zeigt eine Bittschrift, die im August des Jahres aus dem Barackenlager an den König abgeschickt wurde: „Die unglücklichen Bewohner der 22 Baracken vor dem Landsberger Thor repräsentiren eine Zahl von 4L ehrlichen, strebsamen Männern und Frauen und S!Z Kindern, welche auf Befehl des Polizeipräsidenten Berlins ihr Asyl aufgeben sollen, ohne ein angemessenes neues gefunden zu haben; sie werfen sich daher Euer Majestät zu Füßen und bitten demuthvoll, womöglich bis Oktober, um telegraphische Herausschiebung dieser Maßregel, deren Ausführung die Bewohner zur Verzweiflung führen würde. Ehrfurchtvoll: Albert Haack, Schuhmachermeister."

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_202.html[18.07.2014 16:05:59]

15« Schutzleute zu Fuß, zwei Züge berittener Schutzleute, zwei Wagen Feuerwehr mußten in der Nacht zum sechsundzwanzigsten August das Barackenlager niederreißen. Ein Mann versuchte, ein Beil schwingend, sich zur Wehr zu setzen. Er wurde natürlich bald über» wältigt. Als man ihn freilieh, schlug er ein wirres Lachen auf und hißte auf dem Trümmerhaufen seiner Baracke sein rothes Taschentuch als Fahne. Allgemeines Gelächter folgte dieser Verzweiflungthat; was bedeutete auch die rothe Fahne nach dem großen Krieg in Berlin! Bei der Reichstagswahl am dritten März 1871 hatte selbst in dem Arbeiter-Stadttheil, dem Sechsten Wahlkreis, der sozialdemokratische Kandidat ganze 82 Stimmen erhalten; bei der nächsten Wahl allerdings, am zehnten Januar 1874, erhielt er 2323. Zum ersten Mal kam in der Reichshauptstadt ein Sozialdemokrat in Stichwahl.

Aehnliche Verhältnisse entstanden in den anderen schnell wachsenden Industrieorten des neuen Deutschen Reiches: „Gefahren des Sieges", wie sie selbst ein so tüchtiges Volk wie das unsere nur einmal erfahren darf, wenn es nicht in seinem Leben und Wachsen unheilbaren Schaden erleiden soll.

Selbst in dem Taumel, der durch das Wort „Gründerzeit" bezeichnet wird und der dann mit dem furchtbaren Börsenkrach, sein jähes Ende fand, konnte solche Noth nicht unbeachtet bleiben. Selten ist wohl die verhängnißvolle Wirkung einer vorgefaßten Meinung so klar erkennbar geworden wie in diesen Tagen. Es gab unabhängige und ehrliche Menschen genug, welche die "Ursache der Noth erkannten. Sie fanden dennoch keinen Weg der Hilfe, weil sie gebunden waren durch das Schlagwort jener Zeit: Selbsthilfe!

Als „König im sozialen Reich" wurde von den herrschenden Richtungen Schultze-Delitzsch gefeiert, der Anwalt der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften. In einer Rede am neunundzwanzigsten Juni 1872 forderte er: „Nur großartige Unternehmungen können hier in Berlin die Abhilfe der Wohnungnoth bringen. Solche aber müssen im Beginn mit großartigen Mitteln in Angriff genommen werden. Mit Kapitalansammlungen in zehn und zwölf Iahren kann hier die Wohnungnoth nicht beseitigt werden; wir müssen sofort große Kapitalien zur Verfügung haben." Er schlug vor, Kapitalgenossenschaften als Unternehmer und Personalgenossenschaften als Kunden zu gründen. „Während der Kapitalgenossenschaft das Feld der Spekulation einzuräumen ist, die möglichste Erwerbung großer Ba,U-(Boden)-komplexe, hat die Personalgenossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Kapitalien unter ihren Mitgliedern zu organisiren; dann aber als Genossenschaft mit der Kapitalgenossenschaft in ein freies Kontraktverhältniß zu treten über den Bau und Erwerb von Arbeiterwohnungen. Organisiren Sie nur und erweisen Sie dadurch den ehrenhasten Geist, der in der deutschen Arbeiterwelt herrscht; damit werden Sie alle Schwierigkeiten besiegen,"

Die Frage der Baugenossenschaft an sich war ja nicht neu. Schon

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_203.html[18.07.2014 16:06:00]

zur Zeit der besonders brennenden Wohnungnoth in den vierziger Iahren, die mehr als vieles Andere die Revolution vorbereitete, war 1847 durch das Wirken des edlen Genossenschaftlers Huber die berliner Gemeinnützige Baugesellschaft entstanden, deren Protektor Prinz Wilhelm von Preußen, später der erste Deutsche Kaiser, wurde. Doch ohne Lösung des Bodenproblemes mußte trotzdem selbstverständlich ihr Wirken auf ganz enge Kreise begrenzt bleiben, 1871 besaß sie 20 Häuser mit 963 Bewohnern, was auf die allgemeine Lage natürlich von keinerlei Wirkung sein konnte.

Einer der ehrlichsten und feinsten Köpfe, der Direktor des Königlich Preußischen Statistischen Bureau, Dr. Engel, dessen Referat auf der eisenacher Konferenz üm sechsten nnd siebenten Oktober 1872 noch heute eine der besten Quellen jener Zeit ist, empfahl die Gründung einer „Wohnung-Miether-Aktiengesellschaft", mit einem Grundkapital von fünf ßNillionen Thalern. Wie Wohnungen sollten! den Miether-aktionären zehn Jahre lang jährlich um 3Vs Prozent gesteigert werden, nm den gesammten Werth abschreiben zu können. Dann sollten die Wohnungmiethen nicht noch höher steigen.

Der Wahrheit näher kamen die Deutschen Gewerkvereine mit ihrer Forderung: Gänzliche Reform des Hypothekenwesens, nach dem Muster der Bremischen Handvesten, und Begünstigung vonBangenossenschaften und Unternehmungen mittlerer und kleinerer Wohnungen speziell durch Erbverpachtungen öffentlicher Ländereisn,

Wir wissen nicht, wie die Deutschen Gewerkoereine, deren Anwalt Max Hirsch mitten im liberalen Parteileben stand, diesen Gedanken thatkräftig verfolgt haben; jedenfalls wurde er nicht in die That umgesetzt, obwohl auch der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Hobrecht, diesen Weg als den einzig Erfolg verheißenden erkannte. Im Juli 1872 brachte tzobrecht an die Stadtverordnetenversammlung eine Borlage, in der es heißt: „Was die rasche Ausdehnung der Bebauung in Berlin am Meisten erschwert, ist der übermäßig gesteigerte Preis des Baugrundes. Kann die Kommune diesem in der Theuerung des Baugrundes liegenden tzinderniß der Gründung neuer Ansiedlungen entgegentreten und kann sie, ohne die Grenzen der ihr im öffentlichen Recht angewiesenen Thätigkeit zu überschreiten, insbesondere also, ohne lähmend in die Privatspekulation einzugreifen oder sich selbst an einer Spekulation zu betheiligen, dahin wirken, daß weitere Flächen mit geringerem Kapitalaufwand für die Bebauung nutzbar werden, so wird sie hiermit erfolgreich zu ei,:er Besserung der bestehenden Zustände beitragen. Wir würden aber fürchten, den Zweck der vorgeschlagenen Aufwendungen zu verfehlen, wenn wir einen Verkauf des Bodens, gleichviel, ob in größeren oder kleineren Parzellen, ob im Wege der Lizitation oder freihändig, nach einer Taxe in Aussicht nähmen. Wir würden nicht zu hindern im Stande sein, daß auch diese Bauflächen in den Kreis der Spekulation hineingezogen würden, welche die hohen Preise des Baugrundes in unmittelbarer Nähe oer Stadt

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_204.html[18.07.2014 16:06:00]

normirt. Wir wissen, daß, diese Spekulation nicht zu tadeln, daß sie vielmehr nur der Ausdruck unabänderlicher wirthschaftl icher Gesetze ist. Aber wenn wir uns auch bei der Hingabe der städtischen Grundstücke nicht verleiten lassen wollen, die Wege zu verlassen, die uns nach allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätzen angewiesen sind, so glauben wir doch, unter den zulässigen Wegen gerade den wählen und empfehlen zu müssen, der den Druck der augenblicklichen Spannung für die Obdach Suchenden am Billigsten zu vertheilen und die harten Konsequenzen der jetzigen Uebergangszeit am Meisten zu mildern verspricht. Wir glauben, daß Dies der Weg der Verpachtung aus längere Zeit zum Zwecke und unter der Bedingung sofortiger Bebauung ist; dafür spricht auch, daß er das Bauen erleichtert, insofern die Kapitalanlage für den Grund und Boden erspart wird."

Diese Ausführungen gewähren Wohl das beste Bild der Herr» schenken Anschauungen jener Zeit. Aber alles Rücksichtnehmen auf die Privatspekulation half nicht. Die berliner Stadtverordnetenversammlung stimmte dem Vorschlag ihres Oberbürgermeisters nicht zu. Ihre Mehrheit stand wohl auf dem Standpunkt des „Jahresberichtes für Hypotheken und Grundbesitz pro 1871", den Salomon am zwanzigsten Januar 1872 erscheinen ließ und der mit Freude feststellte: „Das verflossene Jahr kann wohl als eins der ergiebigsten und günstigsten für den sogenannten jReal?redit und Immobilienverkehr der letzten jzehn Jahre bezeichnet werden. Gleich nach Friedensschluß trat eine bedeutende Nachfrage nach Grundbesitz ein. Der bedeutende Zuzug von Kapitalisten nach hier, der Bedarf großer Räumlichkeiten für die in nicht unbedeutender Zahl gegründeten neuen Institute, die wenigen Neubauten in den letzten Iahren haben einen Mangel an Wohn- und Geschäftsräumen hervorgerufen, dessen Folge eine ganz enorme Steigerung der Miethen war. Die natürliche Folge mußte eine Steigerung des Grundwertes sein und rief die Spekulationlust wach. Eine ganz natürliche Folgerung der Steigerung in Grundstücken war die Steigerung des Bodens und die darin stattgefundenen Umsätze haben zu steigenden Preisen einen ganz enormen Nmfang angenommen. Es zeichneten sich wiederum hierbei die westlichen Stadtgegenden ganz besonders aus: die Gegenden zwischen Potsdamer, Brandenburger und Anhalter Thor in der Richtung von Charlottenburg und Schöneberg waren bevorzugt und die Steigerung betrug gegen voriges Jahr 33V? bis 10« Prozent.«

Neber Art und Wirkung solcher Bodenpreissteigerungen sagte Engel in seinem eisenacher Referat mit Recht: „Der Aktien-Bauverein .Thiergarten' macht unter dem fünfzehnten Februar 1872 bekannt, daß er von seinem Besitze, dem 6400 Ouadratruthen umfassenden Park Birkenwäldchen, etwa 3300 Ouadratruthen verkauft und daran bis dato (die Gesellschaft wurde am zwölften Januar 1872 gegründet), also in etwa vier Wochen, einen Gewinn von 330000 Thalern gemacht habe. Die Land- und Baugesellschaft auf Aktien in Lichter-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_205.html[18.07.2014 16:06:00]

felde erfreute die Aktionäre mit der Mittheilung, daß sie von ihrem 1250 Morgen großen, zu 1 77S00« Thalern oder zu 142« Thalern pro Morgen gekauften Areal 309Vs Morgen mit einer Brutto-Avance von 498 733 Thalern verkauft habe. So sind Hunderttausende von Quadrat-» ruthen Bauterrain in der Umgegend von Berlin gekauft und wieder verkauft worden, an welchen für die ersten glücklichen Verkäufer viele Millionen von Thalern hängen blieben. Welche solchen Gewinnen äquivalente Arbeit ist hierfür geleistet worden? Welche Nachtheile entspringen nicht aus so hohen Zwischengewinnen den künftigen Bewohnern der Häuser, die auf solchen vertheuerten Baustellen erban,t werden? Müssen sie nicht die Verzinsung der jetzt von Wenigen so leicht gewonnenen Millionen auf ihre Schultern nehmen, ohne je wieder davon entlastet zu werden?"

Rückblickend können wir die Zusammenballung von Kapital, die durch die Terrainspekulation der siebenziger Jahre entstand, heute selbst als einen Faktor einsetzen, der unsere wirtschaftliche EntWickelung, wenigstens ans dem industriellen Gebiet, in mancher Hinsicht beschleunigt haben mag. Niemand aber wird behaupten, daß bei dem gegenwärtigen Stande unserer Volkswirthschaft eine Kapitalsbildung, die so theuer erkauft werden muß wie die durch Bodenspekulation, noch irgendwie erwünscht oder gar nothwendig sein kann.

Ein besonderes Wort muß der Sozialdemokratie gewidmet sein. Nicht nur für ihre äußere, sondern mehr noch für ihre innere Ent-Wickelung bedeutete diese Erfahrung außerordentlich viel. Die berliner Sozialdemokratie war gespalten. In der am achten Juli 1871 von der marxischen Richtung einberufenen Versammlung sollte vom Reichstag ein Gesetz gefordert werden, das jede Gemeinde verpflichte, die ihr Angehörigen ausreichend mit Gemeindewohnungen zu versorgen. Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins (lassallische Richtung) erlangten jedoch die Mehrheit und nahmen folgende Erklärung an: ,,Die von den Einberufern unterbreiteten Vorschläge zur angeblichen Abhilfe der Wohnungnoth sind reaktionär, denn sie bezwecken nicht nur, das Volk von Berlin zu verleiten, sich an den Reichstag mit Bittschriften zu wenden, obschon dessen reaktionäre Zusammensetzung genügend bekannt ist, sondern es wird auch ein Almosen vom heutigen Staat und den aus dem Dreiklassenwahlshstem zusammengesetzten städtischen Behörden erbeten. Die Versammlung verwirft daher entschieden all dies reaktionäre Gebahren, was nur dazu führen würde, den Arbeitern neue Ochsenkopflokale zu öffnen. Dagegen fordert die Versammlung alle Arbeiter Berlins auf, dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein beizutreten, damit durch diesen auf dem Wege der Freiheit die Arbeiterfrage und mit ihr selbstverständlich zugleich die Wohnungfrage gelöst werde,"

Der Führer der lassallischen Richtung, Hasselmann, bekämpfte nachdrücklich auch den Vorschlag, Arbeiterwohnungen anßerhalb der Stadt zu errichten. Das Legen der Pferdebahnen nach solchen Wohnun-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_206.html[18.07.2014 16:06:01]

gen sei „unmöglich, weil sie außerhalb der Zeit, wo die Arbeiter sie zur
Hin- und Rückfahrt zur Arbeit benutzen, unbenutzt bleiben würden."
Der „Neue Sozialdemokrat", das Blatt der Lassalleaner, erklärte
ausdrücklich jeden Versuch, die Lage der Arbeiter in der bürgerlichen
Gesellschaft durch billigere Wohnungen zu verbessern, unter Hinweis
auf das „eherne Lohngesetz," für aussichtlos. In dem Organ der
Marxisten, dem leipziger „Volksstaat", erschien eine Reihe von Ausj»
sätzen, als deren Verfasser der später im Genossenschlftwejsen thätige
Mrzt Mülberger sich zu erkennen gab. Im Sinne Proudhons forderte
er: „Die Mietwohnung wird abgelöst... Statt daß, wie bisher, der be-
zahlte Miethzins den Tribut darstellt, Welchen der Miether dem ewigen
Rechte des Kapitalismus bezahlt, wird von dem Tag an, wo die Ab-
lösung der Miethwohnung proklamirt ist, die vom Miether bezahlte,
genau geregelte Summ>e die jährliche Abschlagszahlung für die in
seinen Besitz übergegangene Wohnung... Die Gesellschaft.. ^ wandeltj
sich auf diesem Wege in eine Gesammtheit unabhängiger, freier Besitzer
von Wohnungen um."
Gegen diesen Plan ergriff Marxens Freund Friedrich Engels das
Wort zu Aufsätzen, die in der EntWickelung der deutschen Sozialdemo-
kratie zum reinen Marxismus eine wesentliche Stufe bedeuten. Mül-
berger hatte geschrieben: „Wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten,
daß es keinen furchtbareren HoHn auf die ganze Kultur umseres ge-
rühmten Jahrhunderts giebt als die Thatsache, daß in den großen
Städten 9VProzent derBevölkerung/und darüber keine Stätte haben, die!
sie ihr Eigen nennen können. Der eigentliche Knotenpunkt der sittlichen,
und Familienexistenz, Haus und Herd, wird vom sozialen Wirbel mit
fortgerissen." Mit schneidendem Hohn behandelt Endels diese „rührende
Deklamation": „In dieser Ieremiade haben wir den Proudhonismus
in seiner ganzen reaktionären Gestalt. Am die moderne revolutionäre
Klasse des Proletariates zu schaffen, war es absolut nothwendig, daß
die Nabelschnur durchschnitten wurde, die den Arbeiter der Vergangen-,
heit noch an den Grund und Boden knüpftei... And jetzt kommt dieser
thränenreiche Proudhonist und jammert, wie über einem großen Rück-
schritt, über die Austreibung der Arbeiter von Haus und Herd, die
gerade die allererste Bedingung ihrer geistigen Emanzipation war."
Ein Mittel, der Wohnungnoth abzuhelfen, gibt es nach Engels
nicht, so lange die soziale Revolution nicht siegreich sei?! dann aber kann
sie sich sehr einfach gestalten: „Soviel aber ist sicher, daß schon jetzt in
den großen Städten hinreichend Wohngebäude vorhanden sind, um bei
rationeller Benutzung jeder wirklichen Wohnungnoth sofort abzu-
helfen. Dies kann natürlich nur durch Expropriation der heutigen
Besitzer, durch Wequartirung ihrer Häuser mit Obdachlosen oder in
ihren bisherigen Wohnungen übermäßig zusammengedrängten Ar-
beitern geschehen. And sobald das Proletariat die politische Macht er-
obert hat, wird eine solche, durch das öffentliche Wohl gebotene Maß-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_207.html[18.07.2014 16:06:01]

regel eben so leicht ausführbar sein wie andere Expropriationen und
Einquartirungen durch den heutigen Staat."
Besonders wichtig wurden die Ausführungen Engels' über den
Staat: „Daß der heutige Staat der Wohnungplage weder abhelfen
kann noch will, ist sonnenklar. Wenn also die einzelnen Kapitalisten
die Wohnungnoth zwar beklagen, aber kaum zu bewegen sind, ihre er«
schreckendsten Konsequenzen oberflächlich zu vertuschen, so wird der Ge°
sammtkapitalist, der Staat, auch nicht viel mehr thun. Er wird höch-
stens dafür sorgen, daß der einmal üblich gewordene Grad oberfläch-
licher Vertuschung überall gleichmäßig durchgeführt wird. Und wir
haben gesehen, daß Dies der Fall ist. Aber, kann man einwenden, in
Deutschland herrschen die Bourgeois noch nicht, in Deutschland ist der
Staat noch eine in gewissem Grade unabhängig über der Gesellschaft
schwebende Macht, die eben deshalb die Gesammtinteressen der Gesell-
schaft repräsentirt und nicht die einer einzelnen Klaffe. Ein solcher
Staat kann allerdings Manches, was ein Bourgeoisstaat nicht kann;
von ihm darf man auch auf sozialem, Gebiet ganz andere Dinge er->
warten. Das ist die Sprache der Reaktionäre. Seit 183S und nament-
lich seit 1870 aber geht die Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände
und damit die Auflösung des alten Staates vor Aller Angen und auf
kolossal wachsender Stufenleiter vor sich. Die rasche EntWickelung der
Industrie und namentlich des Börsenschwindels hat alle herrschenden
Klassen in den Strudel der Spekulation hineingerissen. Die 1870 aus
Frankreich importirte Korruption im Großen entwickelt siH mit uner-
hörter Schnelligkeit. Stroußberg und Pereire ziehen den Hut vor ein-
ander. Minister, Generale, Fürsten und Grafen machen in Aktren trotz
den geriebensten Börsenjuden; und der Staat erkennt ihre Gleichheit
an, indem er die Börsenjuden in Massen baronisirt. Der beste Beweis
dafür, was die Arbeiter vom preußischen Staat zu erwarten haben,
liegt in der Verwendung der französischen Milliarden, die der Selb-
ständigkeit der preußischen Staatsmaschine, gegenüber der Gesellschaft,
eine neue, kurze Galgenfrist gegeben. Ist auch nur ein Thiler dieser
Milliarden verwandt worden, um Sie auf die Straße geworfenen ber-
liner Arbeiterfamilien unter Dach zu bringen? Im Gegentheil: als der
herbst herangekommen war, ließ der Staat selbst die paar elenden
Baracken einreißen, die ihnen im Sommer als Nothdach gedient hatten."
Als unter dem Sozialistengesetz staatssozialistische Gedanken auch
unter den Arbeitern Macht zu gewinnen schienen, ließ die Sozial-
demokratie diese Aufsätze neu ^Zürich 1887) erscheinen. Sie war,sicher,
daß die Erinnerung an die große Enttäuschung der heimkehrenden
Krieger 1871 am Leichtesten in den Arbeitermassen das Mißtrauen
gegen „diesen" Staat lebendig erhalten würde.
And es ist kein Geheimnis, daß revolutionäre Geister heute auf
eine ähnlich verhängnißvolle EntWickelung hoffen... Eine Schicksals-
stunde für unser Volk! Adolf Damaschke.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_208.html[18.07.2014 16:06:01]

Selbstanzeigen.
Das fachmännische Zugestänönifz; Weiteres zur geocentrifchen
Feststellung. C. Erich Behrens in Hamburg.
Die öffentliche Diskussion, in der ich mit den Fachastronomen
in Angelegenheit der geocentrische« Konsequenz des Sonnen«
fleckenphänomens stehe, hat auch während des Weltkrieges keine Unterbrechung erfahren und ist neuerdings in ihr kritisches Stadium
eingetreten. Darüber berichtet ausführlich meine Schrift. Sie
handelt von einem feiner Natur nach bereits entscheidenden Zugeständnis?, das mir von der Fachwissenschaft wurde, und von dem Verhalten eines Fachmannes, der in einer von ihm herausgegebenen
Astronomischen Monatsschrift dieses Zugeständnis; auf eine Weise und
mit Mitteln zu umgehen sucht, gegen die ich mich wenden muß.
Das Sonnenfleckenphänomen lautet bekanntlich dahin, daß fast
alle Sonnenflecke auf eiuem bestimmt eingeschränkten Gebiet der Sonnenoberfläche entstehen; nämlich fast alle großen Flecke (und Gruppen) auf uns abgewendeter Seite der Sonne und fast alle auf uns
zugewendeter Seite entstehenden Flecke auf deren Osthälfte. Diese,
auch für die Fachwissenschaft außer jeden Zweifel gestellte, höchst auffallende Erscheinung ist schon in den fünfziger und sechziger Iahren
des vorigen Jahrhunderts von den Sonnenforschern Hofrath Schwabe
und Dr. Carl in München, neuerdings von dem kasseler Sonnenforscher Stephani auf photographischem Wege, weiter von der Astronomin Mrs. Maunder festgestellt worden. Ihre geocentrische Konsequenz besteht darin, daß wir, hätte die Erde einen Umlauf um die
Sonne, die großen Flecke ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach
gerade auf uns zugewendeter, die auf der Erdseite entstehenden Flecken
aber, statt beständig auf der Osthälfte der Sonnenscheibe, ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach das Jahr über auf der Westhülfte
entstehen, sehen müßten. Da es nicht so ist, besitzen wir im Sonnenfleckenphänomen einen Beweis für die geocentrische Thatsache.
Ich stand über diese Angelegenheit von Herbst 1913 bis Sommer
191Ä in einer öffentlichen Kontroverse mit Professor Meisel in Darmstadt. Nachdem mir schon vorher von Geheimrath Seeliger in München brieflich zugestanden worden war, daß die Möglichkeit, das
Fleckenphänomen fachmännisch (also heliocentrisch) durch Annahme
einer einjährigen Rotationzeit der Sonne zu erklären (was versucht
worden war), ausgeschlossen sei, da diese Annahme sich mit der bekannten ungefähr sechsundzwanzigtägigen Oberflächenbewegung der
Sonne nicht vereinbaren läßt, war auch Professor Meisel genöthigt,
mir das selbe Zugeständnis;, zu machen. Um aber das Fleckenphänomen
doch noch heliocentrisch zu erklären, stellte er die Nothannahme auf,
die Sonne „scheine" verschiedene Schichten mit verschiedenen Rotationzeiten zu besitzen, unter ihnen aber eine Innenschicht von einjähriger Rotationzeit, in welcher die Flecke an bestimmter Stelle ent-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_209.html[18.07.2014 16:06:01]

ständen, um an entsprechender Stelle der Oberfläche der Sonne zu erscheinen. Da die Innenschicht eine einjährige Rotationzeit, auch die Erde aber eine einjährige Umlaufszeit um die Sonne haben soll, würde sich also das bestimmte Gebiet, wo die Flecke auf der Sonnen- »berfläche entstehen, das Jahr über (mit der Rotation der Innen- schicht) immer vor uns her so nm die Sonne herum verschieben, daß, wir die großen Flecke nie auf nns zugewendeter, die auf der Erdseite ent- stehenden aber nie auf der WesthZlfte der Scheibe entstehen sähen.

Ich hatte (abgesehen von anderen Umständen, die Meisels Noth- annahme widerlegen) nun aber in Zeitschriften und zugleich in einer Abhandlung „Auffallende Unstichhaltigkeit des fachmännischen Ein- wandes", die im Sommer 1914 bei Georg Müller in München er- schien, darauf hingewiesen, daß Meisels Annahme unhaltbar ist, weil die Masse der Sonne ja in einheitlicher Kohäsion steht und weil das Sonneninnere bekanntlich sehr dicht und sehr schwer ist, so daß seine Kohäsionzeit, hätte es eine einjährige Rotationzeit, die bekannte sechs- undzwanzigtägige Umlaufszeit der sehr leichten Oberflächenmaterie der Sonne gänzlich unmöglich machen würde. Darauf wußte Meisel mir nichts mehr zu erwidern, sondern suchte, obgleich von mir dreimal öffentlich aufgefordert, bei dem Gegenstand zu bleiben, die Diskussion nur auf Dinge hinüberzuspielen, die mit ihr nichts zu thun hatten. Dafür wurde mir jedoch von dem Sonnenforscher Professor Epstein brieflich, von Professor Plahmann in einem Aufsatz, den er im „Hoch- land" erscheinen ließ, das ZugestZndniß, daß Meisels Nothannahme unmöglich sei. Damit aber war die geocentrische Konsequenz des Fleckenphänomens auch für die Fachwissenschaft unvermeidlich ge- worden. Doch suchte Professor Epstein in dein Aufsatz „Erde und Sonnenflecke", den er im April 1914 in Plaßmanns Monatsschrift veröffentlichte, diese Konsequenz noch damit zu entkräften, daß er auf dem Grund von Beobachtungen und Zahlentabellen aus den Iahren von 1900 bis 1910 zu zeigen suchte, an und für sich entständen auf der Rückseite der Sonne nicht mehr Flecke als auf der uns zuge- wendeten. Diesen Einwand konnte ich aber, in der Brochure „Professor Plaßmann und das Sonnenfleckenphänomen" (Hamburg, Hephästos- Verlag), sofort vernichten; denn das Fleckenphänomen besagt ja gar nicht, daß auf der einen Seite der Sonne mehr Flecke entstehen als auf der anderen, sondern, daß fast alle Flecke auf einem bestimmten Gebiet entstehen: die großen auf abgewendeter Seite, die Erdseite- flecken aber auf der Osthälfte der Scheibe. Epsteins Einwand erwies sich also als ein Mißverständnis seine drei Tabellen aber bestätigten den Sinn des FleckenphZnomens in willkommener Weise.

Auch dem Astronomen Dr. Kritzinger, dem Herausgeber der Mo» natschrift „Sirius", der schon seit 1912 sich an der öffentlichen Er- örterung betheiligt hatte, schickte ich meine Brochure. Im Februar- heft seine? Zeitschrift erwähnte er sie zwar, lehnte aber ab, in die Diskussion ihres Inhaltes sich einzulassen: weil ich „unheilbar geistes-

krank" und meine geocentrische Feststellung nur eine „Fixe Idee" sei. Diese Behauptung aber hatte <ch schon 1903 (unter Vorlegung zweier an mich gerichteten Briefe des Geheimrathes Siemerling, die ausdrücklich betonten, die rechtskräftig protokolarische Diagnose, die Siemerling, 1892/93, als Oberarzt der berliner Charit«, von meinem Gesundheitstand gab, laute« nur auf eine vorübergehende akute Nervenüberreizung) öffentlich an den Pranger gestellt, den sie verdiente. Ich ersuchte also Herrn Dr. Kritzinger, von mir eine Berichtigung aufzunehmen. Das that er; fügte aber hinzu, dadurch werde an seinem Urtheil über Brochure und Geisteszustand nichts geändert. Ich sandte nun alles Material an Geheimrath Siemerling; und erhielt von ihm die Antwort, daß, der Inhalt meiner Brochure „in keiner Weise den Schluß gestatte, der Verfasser leide an einer krankhaften Idee".

Von Alledem handelt meine neue Schrift. Und sie kommt zu dem Ergebniß: daß wir im Fleckenphänomen jetzt einen unmittelbaren äußeren Beweis für die geocentrische Thatsache besitzen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Zur Aeuorientirung der deutschen Kultur nach dem Krieg. Richtlinien in Gestalt eines Bücherverzeichnisses aus dem Verlag Eugen Diederichs.

Wahlloses Lesen ist Chaos ohne allen Nutzen. Alles tote Wissen ist Ballast. Bildung ist kein Vielwissen, fondern ein organisches Wach« sen aus einem Kern heraus; sie kann nur wurzelhaft sein und braucht darum Erdreich. Der Bauer weiß, daß jede Pflanze einen anders gearteten Boden nöthig hat. Man werde sich also über seinen eigenen geistigen Nährboden klar und fange mit einem Interesse für Etwas an, das seinem Wesensgrund Keime zuträgt. Man wird dann finden, daß kein Ding für sich allein „wesentlich" ist, sondern daß innere Zusammenhänge von ihm aus immer zu weiteren Problemen führen. Aller Muth, einseitig zu sein, lohnt mit der Entdeckerfreude der eigenen Selbstwerdung, alles ernsthafte Streben, über sich selbst hinaus zum Leben mit Anderen zu kommen, führt das Ich zum „Du" der Seelen, zum Verständniß aller Lebensentwickelung und alles Lebensgeschehens. Name ist dann Schall und Rauch, aber der Wille giebt Ziele. Jeder Mensch hat eine innere Stimme in sich, die der Philosoph „Intuition", der Religiöse „Gewissen", der das andere Geschlecht Suchende „Liebe", der Bücherfreund „Vorliebe" nennt. Wer aus der Vorliebe zur Liebe beim Bücherkaufen gelangt, Der ist organisch als Mensch gewachsen und zum Bücherkäufer in Kultur förderndem Sinn geworden.

... Auch nach dem Krieg werde ich meine nationale Aufgabe nicht in einer Verengung durch Abschluß von anderen Völkern sehen. Auf das Bücherverzeichniß meines Verlages bin ich ein Wenig stolz; und ich zweifle, ob ein englischer oder französischer Verleger jetzt, in x der Kriegszeil, Aehnliches ans Licht bringen könnte.

Jena. Eugen Diederichs.

Handelswüzische.
ie Einrichtungen der Privatwirtschaft, die durch die Organisation
des Krieges weggedrängt wurden, müssen nach dem Friedens-
schluß wiederhergestellt werden. Der deutsche Exporteur will nicht auf
den Weltmarkt verzichten. Der Kriegszweck verbietet, dem Feind deut-
sche Waaren zu verkaufen. Engländer und Franzosen hätten gern Er-
Zeugnisse unserer Chemischen Industrie oder Halbfabrikate des Eisen-
gewerbes gekauft und uns Luxusartikel (über das neutrale Ausland)
geschickt. Dadurch würde unser Bestand verringert und der deutsche
Verbraucher gezwungen, sich für die ins Ausland verkauften Waaren
zu hohem Preis anderswoher «Ersatz zu holen. Doch die Ausfuhrverbote
sorgen dafür, daß, was dem Lande nöthig ist, im Lande bleibt.
Natürlich möchte der Handel aus der Enge wieder in Weite; und auch
die Reichsfinanzverwaltung wünscht, wie ich hier schon sagte, zur
Besserung der Zahlungbilanz und zur Kräftigung der Reichsmark eine
größere Güterausfuhr. Sie soll einen Ausgleich für die Einfuhr noth-
wendiger Bedarfsgegenstände schaffen. Im Krieg kommt als Partner
nnr das neutrale Ausland in Frage; an die Wahrung dieser Mög-
lichkeit ist auch bei den Ausfuhrverboten gedacht worden. Was sich
als unzulänglich erwies, soll, durch neue Ordnung der Aufsicht, ver-
bessert werden. Im Reichsamt des Innern waren Prüfungstellen für
Anträge auf Ausfuhrbewilligung eingerichtet. Für die wichtigsten
Industrien je eine Instanz, die den Wunsch zu prüfen (Bezeichnung
der Waare nach Gattung, Stückzahl, Gewicht, Verpackung, eidesstatt-
liche Angaben des Absenders und Empfängers) und das Ergebnis dem
Reichsamt zur Entscheidung vorzulegen hatte. Der Weg, den solche
Gesuche durchwanderten, war nicht gerade bequem. Die Zahl der An-
träge war groß und die Sorge vor schädlicher Entscheidung nicht klein.
Wenn ein Beamter, der Verantwortlichkeit fühlt, entscheiden soll, ob
wichtige Verbrauchsgüter im Inland bleiben oder ins Ausland gehen,
wird er in jedem Fall irgendeines Zweifels gegen die Ausfuhr be-
schließen. Mancher Antrag, der rasche Erledigung heischte (der Kon-
kurrent ist wachsam), ist erst nach vielen Wochen beschieden worden.
Dann war es zu spät und das Ausland erhielt nicht, was es bestellt
hatte. Die Handelskammern sahen einen Berg von Beschwerden vor
sich. Also mußte eine neue Form für die Erledigung des Exportes
gefunden werden. Der Präsident des Kaiserlichen Statistischen Amtes
wurde zum „Reichskommissar für Ausfuhr- und Einfuhrbewilligung"
ernannt. Die neue Instanz wird wohl rascher arbeiten, als bisher
möglich war. Die deutsche Industrie darf ihren Absatz nicht verlieren;
und gerade durch die Lieferungen an das neutrale Ausland können die
deutschen Fabrikanten beweisen, daß ihre Leistungen nicht schlechter ge-
worden sind, als sie vor dem Krieg waren. Die londoner City hat aber-
mals beschlossen, Deutschlands Ausfuhr auch im Frieden zu stören,
wo es nur möglich sei. Wie England Das machen will, ohne sofort in
neuen Krieg zu gleiten (es kann nur die eigenen Küsten durch Zoll-

minen schützen), ist Geheimnis der Citymänner geblieben. Der deutsche Händler aber wünscht, daß, ihm die Möglichkeit gewahrt bleibe, auf den neutralen Märkten schon für die Friedenszeit vorzubauen. Die Monopolgesellschaften, die der Nothstand erzwungen hat, schmälern die Handelsfreiheit. Die Fesseln waren nöthig, weil die Versorgung des Volkes und des Heeres schnell gesichert werden mußte. Die Bedingungen der Kriegswirthschaft stimmen mit den Bedürfnissen der Privatwirthschaft natürlich nicht überein. Wenn die Volkswirthschaft sich dem Kriegsprogramm angepaßt hat, erst dann darf man wieder an die Ansprüche der Privaten denken. Die Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses meint, daß jetzt die Möglichkeit nahe, dem Handel aufzuhelfen. Wie lange die Kriegsmonopole den Krieg überdauern werden, ist noch ungewiß. Der Deutsche Handelstag wünscht die „schnellste Wiederherstellung des freien Handelsverkehrs nach dem Krieg". Einschränkungen sollen nur für die Einfuhr von Rohstoffen gelten, weil dieser wichtige Import so geregelt werden muß, daß nöthige Waaren nicht durch entbehrliche zurückgedrängt werden. Denn die Tonnage, der Schiffsraum, wird knapp sein; ein Theil der Handelsflotte ist versenkt und ein anderer Theil muß erst aus feindlichen und neutralen Häfen befreit werden. Der Handelstag schlägt die Einrichtung von Zweckderbänden vor, die den Einfuhrhandel regeln sollen. Diese Verbände müßten, um Nützliches zu leisten, industriell gegliedert werden. Jede Industrie hat die Menge der ihr nöthigen Rohstosfeinfuhr zu bestimmen. Diese Organisation ist nicht zu entbehren, weil das feindliche Ausland beschlossen hat, der deutschen Industrie die Lieferung von Rohstoffen zu weigern. Solcher Absicht muß der Handel mit wirksamer Waffe begegnen. England, Frankreich, Rußland haben die Rohstoffe, Halbfabrikate und Fertigerzeugnisse, die sie aus Deutschland bezogen, nicht gekauft, um der deutschen Industrie zu helfen, sondern, weil sie nirgends besser und billiger kauften als in Deutschland. Der englische und der französische Exporteur hat den deutschen Kaufmann nie von den russischen Märkten verdrängt. Auch dem Amerikaner ist solcher Versuch stets mißlungen. Die russische Gesammteinfuhr betrug im Jahr 1S13 rund 1373 Millionen Rubel. Davon kamen auf das Deutsche Reich 642, auf England 170, auf Frankreich 56, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 74 Millionen Rubel. Wenn Rußland seine Grenzen der deutschen Einfuhr sperrt, verliert es die Ausfuhr nach Deutschland (453 Millionen Rubel) und mutz Ersatz für die deutschen Waaren suchen. Ist solche Wandlung zu fürchten? Die Ueberpatrioten, zu denen der kluge Industrie- und Handelsmann nicht gehörtl hoffen auf die Allmacht der russischen Kroßindustrie. Finanzminister Bark hat von den „unermeßlichen Reichthümern" des Mächtigen Zarenreiches gesprochen, von den Schätzen, die man nun Heben müsse. Dazu aber gehört Geld und Kenntnih. Beides hat man sich aus Deutschland geholt! wären die russischen Eisenbahnen gediehen, wenn die Anleihen nicht beim deutschen Kapital Aufnahme gefunden hätten? Die Franzosen haben für das Strategische, die Deutschen für

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_213.html[18.07.2014 16:06:03]

das Wirtschaftliche Geld gegeben. Nur die aufblühend? Wirthschaft aber, nicht Eroberung, kann dem Russenreich Heil bringen.

Die Mächte des Vierverbandes möchten den Plan eines mittel» europäischen Wirthfchaftbundes durch einen Zollverein der verbündeten Großmächte überbieten. Den erschwert schon die Lage der Länder. Nur Frankreich und Italien haben gemeinsame Grenzen. Alles Andere ist durch Wasser und Erde von einander getrennt. Deutschland und Oesterreich-Ungarn können sich leichter über Wirthschaftbedürfnisse verständigen. Oesterreich will seine Valuta bessern und erschwert die Einfuhr einzelner Luxusgüter (Austern, Kaviar, Champagner, süße Schnäpse, Wein, Spitzen, Stickereien, sammet, Teppichs, Seide, Schmuckfedern, Haararbeiten, Pelzwerk, Klaviere, Grammophone, goldene Ähren). Die Liste ist lang; auch die Ausfuhr des Deutschen Reiches wird davon berührt. Trotzdem läßt sich gegen die Verordnung, die den Bezug solcher Waaren vom Ausland einschränken (nicht verbieten) will, nichts sagen. Die Iahlungbilanz ist wichtiger als jeder private Wunsch. Auch Deutschland hat ja, als es seinen Devisenhandel ordnete, die Einfuhr von Luruswaaren, ohne Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, erschwert. Beide Bundesgenossen wünschen, ihre Geldkurse in ein richtigeres Verhältnis; zu den Preisen ausländischer Devisen zu bringen, und opfern Nebenbedenken dem Hauptzweck. Daß die deutsche Ausfuhr ins Habsburgerreich stark geblieben ist, zeigt der Abschluß der drei Valutaanleihen. Oesterreich und Ungarn haben bei der deutschen Finanz Markdarlehen (insgesammt 1000 Millionen) aufgenommen, um sich Guthaben zur Bezahlung ihrer deutschen Warenrechnungen zu schaffen. Von diesen Geschäften ist weniger gesprochen worden als von der Dollaranleihe, die England und Frankreich in New Vork aufnahmen, um ihrer Valuti zu nützen, und von der bisher nur ein Theil untergebracht worden ist. Die Wurths schaftverständigung der mitteleuropäischen Kaiserreiche wird nicht so leicht sein, wie Mancher glaubt, birgt aber Möglichkeiten, die der Ueberwindermühe Lohn verheißen. Eine Vorbedingung des Gelingens ist, daß berechtigtes Selbstgefühl überall geschont und von dem Ge° sammtplan nicht alltäglich geschwatzt wird.

Wer kann heute sagen, wie das Gesicht des Welthandels in fünf Iahren aussehen wird? Die Vorbedingung solcher Wissenschast wäre: die Erkenntniß, wie lange der Krieg dauern und wie er enden werde. Doch Deutschland darf in Zuversicht erwarten, daß seine Kaufmannschaft, wie seine Wehrmannschaft, jedem Sturm trotzen und unter Hellem Himmel die alte Anpassungfähigkeit und Tüchtigkeit bewähren wird. Sie djurch Worte zu „beweisen", ist nutzlos. Ist das Ungewitter endlich verbraust, dann wird sich, in der Werkstatt und auf den Märkten, zeigen, wo die beste Waare wohlfeil zu haben ist. Und nur danach, nicht nach der Zufallsgruppirung im Kampf, wird die vernünftig gewordene Welt Bestellung und Kaufauftrag richten. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. — «erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G. m, b, g, in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_214.html[18.07.2014 16:06:03]

LH»»« per 30. September 1915.
?ost»ek«ek- uuü Ivsssa Lonl« ,
51,
19« 3S8
III 1L1
1
I
1
I
1
434 »4L
4ö2 08I
I<«3821
LSS 82,-,
48 4^>
2 12« 8^,2
S 10!, «,8^41
k>I, pl
!3 b«u«,g —
89SSÜ 20
4^,UU> 0,—
3S 000 -
«I« —
SU« —
147 »20 ^,0
> > 109 0, ,8^44
ksbrllc Isolirlei' HräKle lu eleklrisekeii
2»ee>iell (vo,msl8 O. ^. Vo^el ?ele-

Sanatorium öckierke
im OberKli«. «40 in, PKvsiKsI, lliStet,
tteilsnsw». ^lit 'lookterbaus „«urliote!
Ssrenbsrgerrllil' bei «okierke, Wunder-
Leb. 8sn.»Ssi Or. Usug.
«KeinisvK WssttSIisvKe Lorlen Oi'eilit SsnK.
vil»»2»ltant« sin Zl. ve^einder I?IZ.
Hocb nickt einkerukene Hin-ablung aul Serie L ckes ^iitienkl^iwls
V?«,-I,»«>K«»tsn,I
Neicl,«, St»»ts- und Koinniunkll-Xnleinen >nom, ^I, «72« 70«, ^> . .
>rn 2, Isnusr ISIS fällige Minsen
RüvKstäniiigs Minsen
Soustigs Debitoren
livpotkeksrisoks Därledoskoruerlingen")
)lobi!ien
Kierv. a,,3I,vM, INS ^ur I>känabrisk<ls<-Ii, voll Kesiiinmt «, 27,1 INI 8«8 31
3VM«M>
i>r
S9SW7
0«
24 «9»
04
«IIS 147
OS
1 744 «77
I»
411291
«9
44ZSI2
2«
2 20« «4,°>
2«
400 IS8
90
220 4g»
3,!
281 »04 «97
23
2,,00«««
»«
—
298 9I0 74Z
N,
2V^U«0«
2 0000««
1 2I« au«
1441 «74
44
g»Z!W3
,3
2«««S180«
40
«20 7««
2 »««99«
«742
«0
»UU »88
24
3,3 S

»9
218Z 42»
^8
29» 940 74S
„8
Aktien üspitäl
Lieset^lieder Reservekonds!!!
Reservekonds II
rkändbrisk-^gio-Keserve-üonto
Vorträge äuk Zinsen- uinl provisious Xonto
"rälun- und V^eKrsteuer-Reserve
?ksndbrleke I ».239 000 «NN —
im vinläuki / 3^^ 27 V,, 390,—
Verloste Stüelre
I^ooK eiv^ulSsende I>kändbrisk-Oouvvns eiuseKI, <Z„ote ner I, ^nril 191«
Xoen niedt ävgekobene Dividende
Depositen
LeWivn V erlügung einsoKI, Vorträg »us 1914, . . .
Vis Dividende pro 1S15 beträgt: kllr vollgeiälilte Aktien Serie ^V, L, O'u. D Kl, 7V.—,
kür InterinlsseKeine Serie IS 17 S«, nn,1 gelängt svkort ^nr ^u»?,»KIung in Xöln bei
nnserer Lasse uncl Ssu bekannten ZsKIstellen, in Berlin bei unserer üvveignieSer-
Isssung, rrsnüüsisokestr, «3/56, bei lier vireetion Ser Diso, «es,, der vresSoer LänK
unck 6er XationsIbanK kür DeutseKIanS.
üöln, 6en 24. I7ebrn»r 191«. vg^ V«nst»nll.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_215.html[18.07.2014 16:06:03]

Kr. SS. Pi, ZnKnnst. 4. Mörz 1S1«.
öule Wü billige ööeker M ^riöKMissii!
In tadellosen praONteinbänden!
statt
I/a6enpre!s
SlsmsreK.sskrduek von Horst Honl. L6.1—
Lalbfrg,n?bän6s A. 54, — für 21. 2»,—
Lckusrck?ueds, Illustrierte SittengeseKielite
vor» blittelalter bis ?ur <Zegsn« ai t. Vlit
et«'» 25^0 noekinteressnntsn ^boililungen.
6 0rigioalbän6s I». ISS,—kür N. 1»«,—
— Xulturlsbsn der Ltrsbe. 2lit vielen ^b-
KilSungen N. 10,—für 21. ^,S«
— O i s ^Vsibsrnerrsotiaft in 6er öeseliiokte
<1er NsnseKKeit. Illustr. 2 Liin6s u. LrMn-
«ungsband N. 70,— 5ürZI. »ä, —
Revers iiroLes Xo»ver»ätion»IexiK»li. 6. ^uö.
LI 0riAinaInaIKkrar,^Kän6e. rssellos .... öl. 210,—für ZI. IIS,—
llelmolt» ^elt^esekickte. II. ^utl. 9 Original-
naldkran^bäncle ZI. 112,50 kür ZI. ««,—
8«Ilv«r« »VVelss. Lin LuoK <!sr ^ei«Knen6sn
Xunst, dersusgeg. vorn Verbände 6sutseKsr
Illustratoren. Berlin 1903. 203 8. ?oli«.
0. I^b6 U. 4,— kür ZI. 2,—
XUrseliner, ^««ek, Vss ist 6ss OeutseKsn
Vätsrlsncl! Line ^V»n<1erunF cluroli deutsens
«sus. dlit 1273 ^.bbiläungsn N. 12,—kür ZI. 7,«»
LretseKiner, ^Id., OeutseKe VolKstrseKtsn.
91 ?arben<lruoktg,keln niit vielen Kundert «rigi-
nellen V«IKsivs>en aus allen Liegenden OeutseK-
I»n<I«, ne^st erläutsrnclein ?ext ZI. 75,— für ZI, lZ,—
LI!I»«iii0ker IZiI>!er«cI>»t/.. Verlag IZruüKrnnnn ^. <Z.
ZlünoKeu. Lä. S—12. Originalbd ZI. IS.—kür ZI. 8,—
« Lde. ZI. 120,— kür ZI.SO,—
^ nie llllillINlklliiiiiiöeii litt «UMliiil. ^
^ 1440 S1. in 12 I^eäermapperi. ^
A Xomplett statt ZVl. 600 — 5ür I«. SSV,—. A
I>ieferun°? erfolgt franko gegen r^aolinanrne
«der Voreinsendung des Letragss duren
I>eiz»ig, XönigZti'. 23.
LinK»«k von ivertvolle» VerKea ?u 6«te» ?r«'«e».
nKs«k sso^er LidliotneKen, Zeltonneiten, Usn6?eicn>
ngs» »Iter uvä moSerner tteister, Kuriositát«» usv.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_216.html[18.07.2014 16:06:03]

Berlin, den 11. März 1916.
Mars wacht noch.
Drei Städte.
WWill der Stern Nikolais Nikolajewitsch noch einmal in Leucht-
kraft aufglühen? Fahl hing er am Südosthimmel, nur durchs
Fernrohr noch sichtbar;und Die hoffendzu ihm aufgeschaut hatten,
seufzten nun, nie wieder werde er strahlen. Der Großfürst hatte
dietzaufen, die in Ostpreußen einbrachen, schlechtenFührern unter-
stellt und war allzu hastig, ohne Wägung der im Industriekrieg
nothwendigen Geschütz» und Geschoßmenge, nach Ungarn vorge»
drungen. Masurenseen und Gorlice; Räumung der Karpathen,
Westgaliziens, Polens; Rückzug bis nach Dünaburg, dem Dwinsk
der Russen. Das wäre, da der Feldherr den Kern des Heeres
rettete, verzeihlich gewesen. Daß Nikolais tzand die Wange Gre«
gorijs Rasputin unsanft tätschelte, war nicht zu verzeihen. Der
lange Allmächtige,defsen Wink Herrn Kriwoschein weggeweht, un»
1er dessen Wort der alte Goremykin sich wie eineBinse im Wind
gebogen hatte, wurde in den Kaukasus abgeschoben. Dort hat er,
mit seinem Generalstabschef Ianuschkjewitsch, den Plan ausge-
arbeitet, den GeneralIudenitsch jetzt durchzuführen trachtet. Einen
Plan, der Menschenleben wie Kopeken verschleudert und die
Mannschaft in unerschaute Leistung zwingt. Die Erstürmung der
armenischen Türkenfeste Erferum ist die erste Frucht des Unter»
nehmens; in dem das Wesen seines Urhebers erkennbar wird.
Nahrhafte Frucht? Der Großfürst, der bisher mit Bescheiden-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_217.html[18.07.2014 16:06:04]

heit prunkte und sich nie in Wortmacherei herabließ, sagte in
der Antwort auf den Glückwunsch des Präsidenten Poincare, her
Fall der Festung werde „von höchster Bedeutung für den guten
Ausgang unseres gemeinsamen Mühens sein." Die Schreiber
der Nation alliee et amie, die den Eroberer von Lemberg, Prze«
mysl, Czernowitz Monate lang nicht erwähnten, feiern ihn jetzt
wieder als großen Feldherrn. Nie, sagt Herr tzanotaux (ders von
einem Eingeweihten hat), war Nikolai Nikolajewitsch in Ungnade,
„Da die Russen, bis sie genug Munition haben, sich eingraben
müssen, ist für diesen Manövrirer in Europa nichts zu thun.Nur
auf der Kaukasusfront; auf dem Weg, der durch Armenien nach
Konstantinopel führt. Dort hat das neue Wirken des Großfürsten
nun, wie vorausgesagt worden war, sieghaft begonnen. Erserum
beherrscht das ,Dach der Welt'. Als die Sintfluth sich verlief,
tauchte dieser Geblrgsstock zuerst auf und die Taube aus Noahs
Arche pflückte das grüne Zweiglein von dem Abhang des arme»
nischen Berges Ararat. Die in der Bibel überlieferte Legende
stammt aus Mesopotamien. Und die Geschichte lehrt, daßAssyrer
und Perser stets in Armenien den Schlüssel zu Astens Thor sahen.
Die Eroberung des armenischen Hochlandes muß auf Persten,
Mittelasien, sogar auf Egypten wirken. Nach dem Balkankrieg ist
demOsmanenreich in Europa nur Konstantinopel geblieben; den
einzigen Stützpunkt, Menschenborn und Krastquell boten ihm die
asiatischen Provinzen. Die sind heute besetzt oder bedroht; und
von dieser Basis aus kann derFeind den ganzen Türkenstaat er-
schüttern. "Ungefähr so las mans überall. Verdun und Durazzo?
Zufallsereigniß. Aus Morgenland dämmert Entscheidung.
Von dem Himmel, der sich über Erserum wölbt. Die (betonte>
Silbe Rum bezeichnet die Römer, die westliche, nicht musulman-
ische Menschheit, ^ra homänorum (Tempel, Burg, Hochsitz der
Römer): daraus,heißts, wurde Erser»er-Rum. Gassenetymolo»
gie, sagen andere Wortgrübler. Erser ist sräor: Feuer, Brand,
Flamme; könnte also an Altar und Opferkult erinnern. Die letzte
Silbe aber ist nicht Rum, sondern Um (von Kumug). Und der
Stadtname stammt nicht von der Römerburg, sondern aus dem
vulkanischen Wesen des Bodens; spiegelt nicht die Feste der
Rum, sondern das Feuerland. Was Ihr wollt. Einst ragte dort,
an den Euphratquellen, Theodosiopolis. Der zweite Oströmer»

kaiser Theodofius, der Sohn der schönen, brünstigen Kaiserin
Eudoxia und (vielleicht) ihres Ehemannes Arkadius, hat im Jahr
413 nach Christus die Stadt gegründet. Ein wunderlicher Erbe
des großen Namens. In den Windeln schon Caesar Augustusz
als Siebenjähriger Basileus von Ostrom. Er lernt reiten und die
Armbrust brauchen;wird in die Welt der Philosophen und Rede-
künstler eingeführt; und die kluge, nur umzweiIahreältereSchwe-
ster Pulcheria gängelt den Knaben in die Pflicht majestätischer
Würde und Anmuth. Früh weiß er, wie ein Herrscher schreiten
und thronen, lächelnde Huld, düsteren Ernst und dräuenden Groll
auf seines Antlitzes glatte Fläche malen müsse. Mitleidig ist er,
fromm, keusch, freigiebig; möchte gerecht fein und ringsum die
Menschen beglücken. Wird, unter Weibern und Eunuchen, aber
niemals ein Kaiser. Träg ist er nicht; er malt, schnitzt Bildwerk,
schreibtKirchenbüchersosauberab,daß erden BeinamendesKalli»
graphos erwirbt; jagt viel und birscht eifernd auch in den Bezir-
ken des Theologenzankes. Nur der tzerrscherpflicht fehlt er. Der
im Kindskittel fchon Umschmeichelte ahnt nicht, daß Befehlsgewalt
immernoch auf dem höchsten Sitz, durch Willensaufwand errun-
gen werden muß. Er liest nicht, was ihm zur Unterschrift vorgelegt
wird; und flieht aus Wirklichkeit, die ihn Sngstet, in die Nebel
weltfernen Wunderglaubens. Die Schwester, die ihn in Ketzer»
Verfolgung drängt, wirbt dem Zwanzigjährigen ein heidnisches
Weib.InPulcheriensGemach erblickt,durch eineVorhangsspalte,
der Kaiser die holde Athenais, die Tochter des athenischen So»
vhisten Leontios.die als mittellose Waise nach Konstantins Stadt
ausgewandert ist, weil sie hoffte, dort vom Zins ihres Wissens»
schatzes leben zu können. Schlank, weiß, blond, das Auge zärt»
licher Klugheit und der Duft geprüfter, bewährter Tugend: das
Herz des Jünglings blüht auf und kürt das Bürgerkind aus Hellas
zur Kaiserin. Athenais wird Christin, heißt nun Eudokia, schenkt
dem Eheherrn eine Tochter" (die als Fünfzehnjährige die Frau
Valentinians des Dritten, des Kaisers von Westrom, wird),
bauscht den Inhalt des Alten Testamentes in ein weites, grell»
buntes Wortgewand, preßt aus homerischen Versen eine Weis»
sagung Christi: verstumpft,verblödet, wie zuvor und danachman»
cher tzellenensproß, im süßen Dunst des Orients. Zur Wallfahrt
ans Heilige Grab rüstet sie einen Prunkzug, schleppt einen von

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_219.html[18.07.2014 16:06:04]

Gold und Edelstein funkelnden Thron mitspricht wie ein gekrön»
ter Rhetor zu dem Senat von Antiochia, besät jede Straße mit
güldenen Münzen: und kehrt, mit einem Arm des Heiligen Ste»
phanus, einem vomtzeiligenLukasgemalten Marienbild und den
Ketten Petri, stolz an den Bosporus heim. Die Spenden, die Pa-
lästina von ihr empfing, stiegen bis dicht an die Grenze derzwan»
zigsten Markmillion. Verschwendungsucht, Ehrgeiz, trotzige Auf-
lehnung wider die SchützerinPulcheria oder die dem schönenKanz-
ler Paulinus gewährte Gunst: die Griechin wurde verbannt und
starb in Jerusalem. Noch als Kaiserin sah sie die Theilung Ar»
meniens,dessenVolk,weil es dem Christglauben und der Griechen-
sprache treu bleiben wollte, von ihr gehätschelt wurde. Der Osten fiel
den Persern, derWesten denRömern zu. Deren Burg warTheo»
dosiopolis, die auf fruchtbares Hochland gebaute Stadt, die alle
Herrlichkeit von Konstantinopolis erneuen sollte. Sie ist die Wohn»
statte des Armenierherzogs, der fünf Satrapen ernennt, ihnen das
Recht verleiht, in Purpur und Gold zu wandeln, und im Namen
des Kaisers regirt. Theodosius hat die Stadt, die nach ihm hieß,
wohl niemals betreten. Seine Macht wankt, seit ihn der Hunne
bedroht. Gebet, Fasten, Psalmengeplärr vermag nichts gegen
Attila. Bis in den Staub muß der Kaiser sich vor dem Eindring,
ling bücken. Erstirbt. (Dem Fünfzigjährigen soll ein Sturz vom
Pferde das Rückgrat gebrochen haben., Neunzehn Jahre nach
dem Konzil von Ephefus, vierzehn nach dem Entschluß, denPa»
triarchen Nestorius zu verbannen.) Und seine Stadt verwittert.
Nach Parthern und Byzantinern kommen mongolisch e Step»
penreiter. Dem Armeniervolk geht keine Sonne auf. DiefeMen»
schen wehren sich, wie gegen Pest, gegen die Vorstellung eines aus
Fleisch gezeugten, vonFleischesschwachheit zeugenden Heilands;
ihr Christus ist der des Eutyches. ohne Blutsgemeinschaft mit
Maria,und ihr Patriarch der schlichte Hirt einer darbendenHeerde.
Jahrhunderte lang ist ihr Land Kriegsschauplatz. InHorden wer-
den sie nach Persien und in wüste Bezirke verschickt. Hundert»
tausende mordet der Hunger. Ganze Dörfer sterben aus. Glaube,
Aberglaube.Drang inMartyrien überlebt alles Leid. Die Volks»
schicht sogar, die durch schlaue Berechnung der Gewinnmöglichkeit
und durch Kaufmannsfleiß einen großenTheildesOrienthandels
an sich gerissen hat, bleibt willig, ererbtem Wahn das Leben zu

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_220.html[18.07.2014 16:06:04]

opfern. Elfhundert Jahre nach den Oströmern erklimmen Os-
manen die Höhen von Theodosiopolls. Die Stadt wird türkisch;
die Hauptstadt des Wilajets Erferum und der umwallte Waffen»
platz des Sultans in Vorderasten. Im Juli 1827 beschließen Eng»
land, Frankreich und Rußland den Eingriff in den turko»griech»
ischenKrieg und die völlige Lösung Griechenlands ausderKlam»
mer osmanischer Herrschaft. Triple» Entente; in die Canning den
jugendlichen Zaren Nikolai Pawlowitsch überredet hat. Brita»
niens liberaler Staatsmann, der allenVölkern derErdeFreiheit
der Lebensführung und des Glaubens verheißt und zaudernde
Regirungen mit dem Drohwort schreckt, England könne den
Schlauch desAiolos entschnüren und daraus den Sturm derRe-
Volution vorbrausen lassen. Der selbe Mann, derin GiffordsZeit»
schriftgDerIakoblnerfeind-dieKeimedeutschenWollenszuFrei-
heit mit dem Hagel seines Witzes gepeitscht, die Deutschen als LS»
driane, fluchsüchtige Säufer und Räuber an den Inselpranger
gebunden hatte; der erste Brite, der das Vortheilsbedürfniß der
Heimath fo hübsch einzuhüllen verstand, daß es dem Festland der
Hort des Weltfriedens schien. Er verbündete sich demZaren^um
das Wachsthum russischer Macht in Südosteuropa zu hemmen;
und starb, im Glanz des Hellenenerlösers, ehe das dünne Gefädel
seines Planes sichtbar geworden war. Am zwanzigsten Oktober
1827 wird, auf den Befehl der Dreibundsadmirale, in derBucht
von Navarin die Türkenflotte vernichtet. Griechenland ist frei,
Rußland herrscht im Schwarzen Meer und kann Truppen auf die
Balkanhalbinsel landen.DaderislamischeGrimmFlammen speit,
Sultan Mahmud alle nicht dem Khalifat unterthanen Völker eine
vielköpfige, doch im Wesen gleiche Heidenrotte schilt, die Christen
in Stambul mißhandelt werden, glaubt Nikolai, seinen Kreuzzug
nicht länger aufschieben zu dürfen. Daß der Brand begrenzt, der
Erdtheil gerettet wird, ist Preußens Verdienst. Scharnhorsts
Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn ist unter Griechenlands Fahne
geeilt: auch Prinz Wilhelm sehnt sich in den Kampf gegen die
Türken. Doch der kriegsmüde König will weder gegen Rußland
und Frankreich fechten noch sich ihnen verbünden und durch über»
rumpelnden Vorstoß gegen Oesterreich den Deutschen Bund zer»
reißen. Trotzdem das Wien Metternichs und Gentzens für den
berliner Hos nur Hohn und Verachtung hat und Radetzky selbst

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_221.html[18.07.2014 16:06:05]

warnt, Preußen, »den unförmlichsten Staat, den es je auf dem
Erdenrund gab", gar noch wachsen zu lassen, rafft Friedrich Wil»
Helm sich in den Entschluß, alleStaatskunstzurtzemmungaustro»
russischer Zwietracht aufzubieten. FeldmarschaU Diebitsch, ein
Preuße, hat das Russenheer über den Balkan geführt, die bul»
garischen Wilajets überrannt, Adrianopel genommen. Feldmar»
schall Paskiewitsch gebietet in Erserum und rückt nach Trapezunt
vor. Der Ruf zu Heiligem Krieg weckt nirgends mehr Widerhall
und den wehrlosen Sultan umheult die Wuth der Altgläubigen,
die längst murren, Mahmuds ehrfurchtlose Neuerungsucht habe
AllahsRache auf das Reich herab beschworen. Generalstabschef
Müsfling kommt, als Vermittler, ausBerlin ans GoldeneHorn;
und sünf Wochen nach seiner Ankunft wird, in Adrianopel, der
Friedensvertrag unterzeichnet. Höchste Zeit wars. Der Flotte
Englands (das sich sacht inzwischen dem Dreibund entknüpft hatte)
war schon befohlen worden, in die Dardanerstraße einzubrechen,
sobald eine russische Vorhut der Stadt Konstantins nahe. Die
bleibt dem Sultan. Doch er muß den Handelsschiffen aller Na»
tionen die Fahrt durch die Meerengen gestatten, die Donaufürsten-
thümer räumen, den Russen das Donaudelta lassen und sieben
Millionen Dukaten zahlen. Auch in Kaukasien sichert Rußland
sich eine bessere Grenze; verzichtet aber auf Erserum. Auf die
Zinne des turko-armenischen Hochlandes wird wieder die Mond»
sichelflagge gehißt. Ob sie, für welchen Zeitraumes Länge, ein
tzalbjahrhundert danach dem Russenkreuz weichen mußte.ist strit»
tigz gewiß nur, daß der Berliner Kongreß den Türken die Stadt
erhielt. Seit, am sechzehnten Februarmorgen, die drei Heeres»
gruppen des (erst fünfunddreißigjährigen) Generals Iudenitsch
die armenische Festung gestürmt haben, meldete der Großfürst
manchen wichtigen Erfolg. Seine Truppen sollen Trapezunt be»
drohen, den Wan»See erreicht, Much und Bitlis besetzt haben;
die Vereinung mit den Briten, die am Tigris fechten, gilt nicht
mehr als unmöglich. Hofft Katharinens Urenkel, das Thal des
Euphrat werde noch einmal latinae paci8 iter sein, die Straße, die
in den Lateinerfrieden führt? Meint er, Britania rüste den Wil-
len, um in Turkestan, Persien, Mesopotamien die ungefährdete
Herrschaft Rußlands zu bereiten, das auf drei Wegen dann einst,
unter anderer Sternenkonjunktur, seinetzorden nach Indien vor»

Mars wacht noch.
schicken tönnte? Für den Feldzug zwischen den zwei Flüssen
<Euphrat und Tigris) wäre zunächst eine leistungfähige Fluß»
flotte unentbehrlich. Das hat der Römerkaiser Iulianus Apostat«
erkannt, der dem Libanius auftrug, alle erlangbare Tonnage auf
dem Euphrat zu sammeln, damit zulänglicher Nachschub von
«Brotgetreide, Zwieback und Essig" verbürgt sei; hat, da er vom
Persergolf aus Britisch» Indien packen wollte, auch Bonaparte er»
fühlt. In diesen Ländern, die allen Geschehenswirbel verschliefen,
haben achtzehn Jahrhunderte nicht viel geändert; Wüste, Weg,
Kampfgelände: Alles ist ungefähr noch wie in den Tagen der Tro-
jan und Julian. Doch der Russeneinbruch in diese stumme Welt
ein Ereigniß, das nur den Leichtfertigen nicht ernster Prüfung
Werth dünken wird. Die durch die harte Bestrafung ihrer Stam»
mesgenossen, durch die Ausrodung ganzer Geschlechtsverbände
erbitterten Armenier mögen den Eindringling begünstigt haben.
Noch immer glimmt in ihnen der Glaube des Abtes Eutyches,
dernach dem Siege Kynlls über Nestorius für kurzeZeit inMacht
gediehen.dessen Ansehen in allen anderenBezirkenOstroms schnell
«der verblaßt ist: der Glaube an den, ohne Menschenzuthat, nur
ausunverweslichemGottheitstoffgeschaffenenChristus.Die rauhe
Hand der Kurden hat sie, wie der theodosische Bannbefehl einst
den Nestorius, den Erzfeind des Eutyches,zu Hunderttausenden
in die Wüste gewiesen. Das Häuflein der Ueberlebenden könnte
in ein russisches Armenien zurückkehren. Wird das Land wieder
türkisch, dann muß das tzerrnvolk bedenken, ob es durch völlige
Vernichtung der Armenier, der tüchtigsten, geistig flinksten, der
Guropäerart nächstenSiedler, nicht seine eigene Zukunft gefährden
würde. Weltwende von Erserum: noch schillerts wie Seifenblase.
Nnklugwäre aber auch, nur westwärts, ins Land der Abendwun-
der, zu starren. Der Schwarzspecht pocht an die Lanze des Mars.
Vom Kaspifchen ansAdriatischeMeer; vonTheodosiopolis
nach Dyrrhachium; aus dem Wilajet Erserum in den Wilajet
Schkodra. Von den Römern empfängt, in der Zeit des Ersten
Theodosius, die Korintherkolonie Epidamnos den Namen Dyr»
rhachium. Ausgangspunkt der Egnatischen Heerstraße nachThes»
salonike (Saloniki), des römischen tzauptweges in den Orient. Auf
diesem Adriavorgebirg kämpft Pompejus gegen Caesar; wehrt
Rom sich wider die Illyrer. Dyrrhachium wird Hauptstadt des

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_223.html[18.07.2014 16:06:05]

neuen Epirus; gehört zum Byzantiner» und zum Gotenreich; den
Bulgaren und Serben, Griechen, Sizilern, Venezianern, von
1501 bis 1913 den Türken. Heißt den albanischen Ureinwohnern
Durresi.denOsmanenDratfch, den Italern Durazzo. Gibbon hat
erzählt, wie der Normannenherzog Robert Guiskard, derListen»
reiche.Durazzo belagerte. «DieseStadt,nur hundertMeilenweit
vonBrindisi und derwestliche Schlüssel desRömerreiches.wurde
durch alten Ruhm und neue Befestigung, durch Georg Palaeolo-
gus, einen in Orientkriegen bewährten Patrizier, und durch eine
starke albano-makedonischeBesatzung geschützt.^ Sturm, Schnee-
gestöber, Lagerpest erschweren Landung und Nachschub. Venedigs
Galeeren bringen Hilfe: Speerwerfer, Bogenschützen und den
Schrecken des Griechischen Feuers (das in den Chemikerkünsten
der Haber und Nernst nun wieder auflebt). Mit frischen Streit»
Kästen aus Apulien und Sizilien berennt Robert die Mauern
Durazzos. „Ein beweglicher Thurm, so geräumig, daß er fünf-
hundert Soldaten aufnehmen konnte, wurde bis an denFuß der
Wälle gerollt, aber das Niederlassen der Zugbrücke durch einen
ungeheuren Balken gehindert und dertzolzbau dann durch tunst»
liche Flammen verzehrt.« Kriegskunst vom Jahr 1082. Die Be»
lagerung währt fast sieben Monate. Nach einem abgeschlagenen
Ausfall verbluten sechs taufend Mann, Griechen, Römer, Briten,
Türken, in der Ebene. Der Palaeologe wird von einem Venezianer
abgelöst. »Der verkauft die Stadt für eine reichetzeirath.In tiefer
Nacht werden von den Mauern Strickleitern herabgelassen und
die behenden Kalabresen klimmen hinaus.« Drei Tage lang noch
kämpfen die Griechen im Drang der Gäßchen; dann erst ist der
listige Held im ganzen StadtbezirkHerr. Er dringt bis in das Herz,
des Epirus vor, überrumpelt in Kastoria dreihundert Engländer,
sührt sein geschwächtes Heer, über Ochrida undMonastir, durchs
alte Reich des Pyrrhus bis an das Thor von Saloniki; muß sich
von dort aber, zu neuer Pflicht, wieder nach West wenden. And
sein tapferer Sohn Bohemund kann das erkämpfte Land nicht
lange gegenUebermacht halten. Imnächstentzalbjahrtausend ge»
horcht Durazzo heute diesem, morgen jenem Haupt. Das Stadt»
leben versandet wie der Hafen. Den begehren, dennoch, beide
Serbenreiche: begehrt auch Italien, seit es nach der Umarmung
der Adria lechzt. Die Straße von Otranto zu überbrücken, hatten

schon Pyrrhus und Pompejus geträumt. Diese (nur der Ein»
bildung haltbare) Brücke braucht Rom nicht, wenn es in Du»
razzo undValona gebietet. Ueber dieAdria herrscht, wer auch die
Osthäfen hat: im Juni 1901 spricht Marinis es offen aus. Drei
Jahre danach wird in den venezianischen Gesprächen des Grafen
Goluchowski mit dem Minister Tittoni allerlei Zierliches über die
Selbständigkeit Albaniens gesagt. Doch die Ostflanke der schönen
Adria bleibt der Wurzelboden desStreites, derItalien vonOester-
reich»Nngarn trennt. Habsburg hat die katholische Geistlichkeit,
vornan denFranzlskaner-Dichter Georg Fischt«, den»Tyrtaeus
Albaniens", für sich; gegen sich alle Künste und Liste, mit denen
der staatsmännisch kluge Marchese di San Giuliano das Küsten»
land zu gewinnen, weltlich zu romanisiren strebt. Wird Albanien
slawisch? Ein austro-italisches Schleswig.Holstein? Der Zank»
apfel, um den noch einmal zwischen Hellas und Rom Krieg ent»
brennt? Für ein Weilchen wird das zwischen Serben und Grie»
chen eingeklemmte Stück ein selbständiges Fürstenthum; Episode
Wied. Den deutschen Prinzen scheucht Essad und das schlaue
Gezettel desItalischenGesandten aus Durazzo. Das haben, nach
Cetinje und vor Berat, nun austro»ungarische Truppen besetzt.
Valona ist dicht bedroht. Zerrinnt, nach der Hoffnung auf Trient
undTriest,auch derDogentraum vom anderen Ufer? Von solcher
Enttäuschung würde das Haus Savoyen bis in die Grundmauer
beben, tzabsburg aber könnte sein Haus fest verschließen und sich,
auch mit den Slawen, wohnlich einrichten. Nur Kurzsicht kann ver-
kennen, daß für Oesterreich-Ungarns Zukunft Durazzo viel wich»
tiger ist als Belgrad oder gar polnischer Landzuwachs; beinahe
so wichtig, wie für das alte, von Wien aus beherrschte Deutsche
Reich in Dantons Zeit die Sicherung der Rheingrenze war.
Deutschlands tausendjähriges Jubiläum: so nannte, in einem
Brief an den General Thile, Friedrich Wilhelm der Vierte im
März 1843 den Augusttag, der das tausendste Lebensjahr des
Biriduner Vertrages beginnen werde. Des Vertrages, der das
Weltreich Karls des Großen in dreiTheile spaltete. Karls schwa»
cher Sohn Ludwig, der sich gernzwarmit imperatorischer Geberde
spreizt, nur auf der Jagd aber, beim Fischfang und im Buhlbett
männlichem Glücksgefühlnah ist und die Hauptbezirke des Staats-
geschäftes der Priesterschast überläßt, hat 817 mit demReichstag

ein tzausgesetz beschlossen, das Lothar, seinem Aeltesten, den Kai»
serreif und die Würde des Mitregenten gewährt, die jüngeren
Söhne, Ludwig und Pippin, zu Königen von Bayern und Aqui»
tanien ernennt, doch verpflichtet, aus dem weiten Gebiet des Heer-
wesens und der internationalen Politik auch dem künftigen Kai-
ser, ihrem Bruder, unterthan zu bleiben. Dieser Beschluß sollte
die Einheit des karlingischen Weltreiches wahren und ihm die
Stoßgewalt und die innere Kraft sichern, die es im Kampf gegen
Byzanz und gegen^den Islam, als Schirmer und Künder christ-
licher Sittlichkeit, braucht. Das tzausgesetz ist kaum ein Jahr alt:
da stirbt die Kaiserin Irmgard; und bald danach sührtLudwigdie
schöne Judith, des Alamannengrafen Welf Tochter, als Kaiserin
in diePfalz. Soll der Knabe, den sie 823 ihrem Herrn gebar, dar-
ben, weil den Söhnen Irmgards alle Reichstheile zugesagt sind?
Die kluge und machtsüchtige Welfin, die des Kaifers Sinne be-
herrscht, erstrebt und erlangt denBruch destzausgesetzes.Ihrem
Karl wird Alamannien sammt dem Elsaß, Rätienund den welschen
Stücken der Schweiz vorbehalten. Im Sommer 840 stirbt Lud-
wig; Pippin überlebt ihnnichtlange.AlsdiedreiThronerbendes
Haders müde sind,eint sich ihrWillezurTheilung desNniversal»
reiches.Lothar nimmtBurgund,dieProvence,Italien; KarIWest»,
Ludwig Ostfranken. Doch das imVertragvonVerdun abgegrenzte
Ostsrankenreich umschloß nicht etwa alle deutschen Stämme; die
Hälfte der echten Franken, alle Friesen und die elsässtschen Ala-
mannen blieben draußen. Nach dem Tod Lothars des Zweiten
entbrennt zwischen den Ohmen, dem Westfrankenkönig Karl (dem
Kahlen) und dem Ostfrankenkönig Ludwig (dem Deutschen), der
Streit um das Erbe, das von Franken und Friesen bewohnte Lo°
tharingien. Karl läßt sich inMetz alsdenLothringerkönigkrönen;
wird aber von Ludwig gezwungen, das erraffte Land mit ihm (im
Vertrag von Werfen, der, 870, das Verdunois den Ostfranken
giebt) zu theilen.Nach Ludwigs Tod versucht Judiths Sohn Karl
noch einmal, der Brut Irmgards den Erbtheil abzujagen. Sein
Neffe Ludwig (der Jüngere) schlägt ihn am ersten Oktober876 bei
Andernach und fügt in den folgenden Iahren die in den Verträ-
gen von Verdun und Werfen ausgeschlossenen Theile Lothrin-
gens ins Ostfrankenreich ein. Dessen Westgrenze istnunnichtmehr
derRhein, sondern dieMaas; Nordburgund,Brabantund Stücke

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_226.html[18.07.2014 16:06:06]

Mars wacht noch.
vonFlandern gehören ihm an. Die Geburturkunde desDeutschen
Reiches durfte man also den ViridunerVertrag niemals nennen.
Dennoch leitete den festfrohen Friedrich Wilhelm ein löbliches
(unsicher nach Erkennlniß tastendes) Gefühl, da er den Iubi»
läumstag durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der
vaterländischen Geschichte seterte. Um die Möglichkeit der Aus»
Zeichnung von Künstlern, Forschern, Denkern zu schaffen, deren
Brust bisher höchstens, wie des greisen Jakob Grimm, mit dem
Kreuz der französischen Ehrenlegion geschmückt wurde, hat er 1842
dem Kriegerorden pour l^e^erite (so heißt er, leider, noch heute) die
Friedensklasse angereiht, die dreißig deutsche, dreißig fremde Füh.
rer des Gelstesheeres ins Ritterrecht zuläßt. Nun folgt derVer»
dun-Preis (der Heinrich vonTreitfchke.dem großenDichter preu»
ßisch'deutscher Geschichte, vor zwanzig Iahren geweigert wurde).
Der König träumt sich ins Morgenroth eines froh beseelten, zu
jedem Ringen muthigenDeutschlands. Er erlaubt dem lange ge»
vehmten Teutonen Maßmann, die Hörer der berliner Hochschule
insDunkel seiner Germanistenlehre zu locken und auf seinem Turn-
platz, in der Hasenhaide, eine Verdunfeier zu rüsten. Maßmanns
Freund Bändel darf für seinen Plan zu einem teutoburger Her»
rnann-Denkmal öffentlich werben: und bewirkt, daß ein italischer
Dichter die Landsmannschaft aufruft, den Gipfel des Mont Cents
mit einem Steinbild des Marius zu krönen, der dräuend sein
Schwert schwingt und der Germanenhorde zuheischt: »Zurück,
Barbaren!« (Klingts nicht wie Kunde von gestern? Herr D'An»
nunzio war gegen Oesterreichs Freund nie so grob) Der Lärm
des Iahrtausendfestes weckt im Volksgemüth keinen Widerhall.
Haben die tausend Jahre den Deutschen denn Glück beschert, gar
das herrlichste nationalen Einheitempfindens? Worte verhallen.
Deutschland hat allzu viele gehört. Nun harrt es der That.
Der Westfälische Friede hat dem alten Reich mit Metz und
Toul auch Verdun geraubt. Im Sommer des Jahres 1792 steht
Goethe die von Sebastien Le Pretre de Vauban, dem Ingenieur
und Marschall Ludwig des Vierzehnten, befestigte Stadt. Er ist,
ohne Amt, als Natur- und Kulturforfcher, im Gefolge feines Her«
zogs Karl August, derpreußischer Generalistund die Halberstädter
Kürassiere führt, in den Krieg wider Frankreich mitgegangen.
Aeber Trier kommt er nach Luxemburg und plaudert mit einem

Postmeister. »Gr ließ mich die Unbilden bedenken, welche die
Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten,
und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager
in der Gegend von Longwy finden würde. Zuletzt suchte er mich
aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarch ruhige
und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen
geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Schein
habe mans bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich
ausgebracht. Da mußte mir denn jener General des Dreißigjäh»
rigen Krieges einsallen, welcher, als man sich über das feindsälige
Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte,
die Antwort gab: ,Ich kann meine Armee nicht im Sack trans»
portiren.'Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unserRücken
nicht sehr gesichert sei.- (Schon damals, in Grevenmachern: die
bösen Preußen; obwohl auch Hessen, Könlgische aus Frankreich,
Oesterrelcher im buntentzeer desBraunschweigers sind.) «DieLage
der Stadt Verdun, als einer solchen, fanden wir sehr angenehm,
von Wiesen und Gärtenumgeben, in einerheiteren Fläche, von der
Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und
ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von
allen Seiten ausgesetzt. Um Mitternacht fing es an, sowohl von
derBatterie aufunserem rechtenUfer alsvon einer anderen,welche,
näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung
hervorbrachte. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewalt»
sam arbeitete; allein derfürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter
Haubitzen fiel meinem friedlichenOhr unerträglich: ich mußte mich
bald entfernen." HinterWeinbergsmauern, die vor denKugeln der
Belagerten schützen, spricht er zum Fürsten Reuß von der Far»
benlehre. Am zweiten Septembermorgen ergiebt sich die Festung
(derenKommandantsichimRathhaussaal erschießt). „Nach dieser
schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß
wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay
uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen
sollen. Als die Preußen in Verdun einzogen, fiel aus der französ»
fischen Volksmasse einFlintenschuß, derNiemand verletzte, dessen
Wagestück aber ein französischer Grenadier weder leugnen konnte
noch wollte. Auf dertzauptwache, wohin er gebracht wurde, habe
ich ihn felbst gesehen; es war ein sehr schöner, wohlgebildeter jun»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_228.html[18.07.2014 16:06:07]

gerMann, festen Blicks und rnhigen Betragens. Bis sein Schicksal
entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache
war eine Brücke, unter der ein Arm derMaas durchzog; er setzte
sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überschlug
er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser
herausgebracht. Diese zweite heroische, ahnungvolle That erregte
leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten und ich hörte
sonst verständige Personen behaupten, man möchte wederDiesem
noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Grö»
ßere Heiterkeit verbreitete die Erzählung, wie der König in Ver»
dun aufgenommen worden: vierzehn derschönsten, wohlerzogen»
sten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Re»
den, Blumen und Früchten bewiUkommt. Seine Vertrautesten
riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der
großmüthigeMonarchverfehltenicht,diesewünschenswerthenGa-
ben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu
kosten.Auch unseren jungen Offizieren scheinen die reizendenKin»
der einiges Vertrauen eingeflößt zu haben." Schnell nach Paris:
ist die Losung. Die Festungen Montmedy und Sedan mögen fürs
Erste unerobert bleiben. Die Drohung des Boniteur, die Preußen
könnten wohlnach Paris, doch nicht lebend herauskommen, schreckt
weniger als der Gebirgsriegel des Argonnerwaldes, der die Be«
wegung des Heeres hemmt. Und derRegen regnet jeglichen Tag.
Dennoch, stöhnt ein französischer Marquis, ist Friedrich Wilhelm
ohne Mantel aus dem Hauptquartier abgeritten und hat dadurch
die Lilienprinzen, die letzte Hoffnung Frankreichs, gezwungen,
„leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließen»
derFeuchte",ihresWegeszuziehen. Welche Grausamkeit! Unser
Dichter notirt: »Der Krieg macht, als ein Vortod, alle Menschen
gleich, hebt allenBesitz auf und bedroht selbst die höchstePersön»
lichkeit mit Pein und Gefahr." Er hört die Schelmenlieder preu»
ßischer Jäger, die in den Tod marschiren; hört dieMusik derKa»
nonen (»Der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammen»
gesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Bütteln des Wassers
und dem Pfeifen eines Vogels"); gräbt sich, auf dem Weg nach
Chalons,für die Dauer einer windigen Regennacht, neben feinem
Herzog in den zähen Lehmboden ein, wickelt sich in die Wolldecke,
die einIäger ihm, für acht Groschen Leihgeld, überlassen hat,und

ruht so behaglich wie «Ulysses unter seinem auf ähnliche Weise
erworbenen Mantel." Nach dem häßlichen Tag von Valmy, der
dem Franzosen Heer, unterDumouriez und Kellermann, den Sieg
gebracht und dadurch den Waffenstillstand und denRückzug der
Verbündeten vorbereitet hatte. Als dieLeute aus demFeuerzu»
rückgezogen wurden, verbreitete sich die größte Bestürzung über
die Armee. »Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht,
als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen.
Nun aber ging Jeder vor sich hin; man sah sich nicht an, oder wenn
es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir
hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis ge»
schlössen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer
angezündet werden konnte.DleMeisten schwiegen.Einige sprachen
und es fehlte doch eigentlich einemIedenBestnnungundUrtheil.
Endlich rief man mich auf; was ich dazu denke. Denn ichhattedie
Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt.
Diesmal fagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der
Weltgeschichte aus; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabeigewesen?-
Darf auch unsere Krieger solches Bewußtsein stählen? Das
Dorf Valmy liegt an der Ostbahnlinie Reims»Verdun. Da hat
noch im September 1914 wieder Mißmuth das Wort geführt;
hatMancher, der nurdenTheilerfolg feiner Truppe zusehen ver°
mochte, geknirscht, weil das Heer von der Marne an den Aisne
wich. Zehntausend Schüsse fielen am Tag von Valmy auf jeder
Seite; und Goethe sagt, von der ungeheuren Erschütterung habe
der Himmel sich aufgeklärt und die Erde im eigentlichsten Sinn ge»
bebt. Ietztleistet ein französisches Feldgeschütz in der Minute vier-
zig Schüsse, das stete Gedröhn lähmt dem Tapfersten für eineWeile
den Athem und vor dem Bilde des Millionenringens im Feuer»
regen, im Eisengewittermüßte die Erinnerung an die amphithea»
irakische Stellung der Franzosen von 1792 ein Kriegsspiel aus
Urväterzeit insGedächtniß zu rufen scheinen.Nie warsolcherKrieg;
daß er sein könne, ist nie geahnt worden. Das Gekrach und Ge»
knatter seiner Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre sprengt die
ErzPforte, hinter der eine neue Epoche der Erdgeschichte beginnt.
Ihr vonDouaumont seid dabei. Ihr sollt fürDeutfchland zeugen.
Am linken Maasufer begrüßt dertzerzog von Braunschweig
den Dichter als «einen glaubwürdigen und einsichtigen Mann,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_230.html[18.07.2014 16:06:07]

der bezeugen kann,daß wirnichtvomFeind.sondernvondenEle»
menten besiegt worden sind." In der zweiten Oktoberwoche kehrt
Goethe nach Verdunzurück. Die Stadt istverwildert;wederMilch
noch Butter zu haben; die Schönen, die dem Preußenkönig hul-
digten, müssen nun für ihr Leben zittern; das Fleisch gefallener
Pferde wird aufgetischt; und der Kommandant duldet den Troß
der abziehenden Feinde nur eineNacht lang in der Festung. Kel»
lermann treibt die Preußen durch die Champagne, Custine bricht
in die Pfalz ein und nimmt Speyer, Dumouriez besetzt Belgien.
Verdun dämmert in alte Ordnung zurück und bleibt lange unge-
stört. Im Januar 1814 schreibt Blücher an Vorck: «Ein Marsch
zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionville, Metz
und Verdun durch ist in den jetzigen Ilmständen nicht allein ohne
Gefahr zu unternehmen, sondern auch zur Verhinderung der Pro»
viantirung wichtig. "Fürs Erste beobachtet nurReservekavallerie,
unter dem Generalmajor Von Iürgaß, die Maasfestung; Vorck
selbst soll ohneUmweg auf SaintMihiel losmarschiren. Nur vor
Paris kann der entscheidende Schlag fallen. Dorthin muß die
Hauptmacht des Heeres; fo schnell wie irgend möglich, ohne sich
von der Sorge um die Verbindunglinie hemmen noch gar in einen
Waffenstillstand locken zu lassen, dernurdemFeindnützenwerde.
Gneisenau ruft dem Freiherrn vom Stein zu: »In Paris ist Alles
centraltsirt. Im Besitz dertzauptstadt lähmen wir alle Nerven der
Regirung und gebieten den Frieden. Das ist besser als Unter»
handlung.DieDiplomaten sind eineitlesVolk;willigtmanineine
Verhandlung mit Waffenstillstand, dann verlängern sie dieseüber
Gebühr und Napoleon gewinnt für sich kostbare Zeit. Strategie
ist die Wissenschaft von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig
mit diesem als mit jener. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlo»
lorene Zeit niemals.Daherzur Schlacht,ehe derFeind sich besinnt!"
Von Verdun wird in Deutschland erst im Spätherbst 1870
wieder gesprochen. Seit dem fünften September ist das Große
Hauptquartier in Reims; wohnt König Wilhelm in den Räumen
des Erzbischofspalastes, aus denenKarl der Zehnte zurKrönung
in die Kathedrale schritt. (Graf Fred Frankenberg schreibt ins
Kriegstagebuch: »Der ehrwürdigeDom ist so wunderschön, reich,
edel und großartig, daß man sich gar nicht daran satt sehen kann.
Die gotischeFensterrose überdemMittelportalgiltalsdieschönste

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_231.html[18.07.2014 16:06:07]

derWelt. Das Innere befriedigte mich nicht so sehr. Nur wenige
bunte Glasfenster giebt es da; alleFenster des Schiffes sind aus
gewöhnlichemGlas.«) Aus einem Kaffeehaus ist auf westfälische
Husaren geschossen worden. Soll man das Haus zerstören? Viel»
leicht ist derBesitzer wirklich,wie er betheuert,unschuldig; er mag
der Schwadron zweihundert Flaschen Champagner spenden und
sich des milden Spruches sreuen. Üeber Meaux gehts nach Fer»
rieres. Dorthin kommt die Meldung, daßToul gefallen undVer»
dun eingeschlossen ist. Die Belagerung zieht sich über den ganzen
Oktober hin. Am neunten November sitzt, im versailler Haus der
Frau Iesse, Bismarck mit Delbrück und anderen Herren beim
Mahl.Als ihm erzählt wird.inEpernayseiderTelegraphendraht
von Bauern abgerissen worden, räth er, drei Bataillone hinzu-
schicken und sechstausend Bauern bis ans Ende des Krieges in
Deutschland einsperren zu lassen. Dann erwähnt er den Schimpf,
den die pariserPresse täglich gegen ihn schleudere. «Ich soll Geld
unterschlagen, Dienstgeheimnisse zu Börsengeschäften mißbraucht,
meine Frau mit der Reitpeitsche geprügelt, ganze Schaaren ber»
linerBürgermädchen inmeinenHarem geschleppthaben. Das geht
doch über die von dertzeimathher gewohntenLeistungenhinaus.«
In dieses Tischgespräch platzt die Botschaft von der Kapitulation
Verduns. «Der November macht sich nicht schlecht." Er bringt
noch Neubreisach, Thionville, La Före, Amiens; noch nicht: Paris.
Mit den papiernen Stinkbomben könnte er auch die Erinnerung
an Maitage altfranzösischer Höflichkeit bringen. Aus Verdun kam
an den Herzog von Braunschweig, der dieUebergabe derFestung
gefordert hatte, von dem Kommandanten Beaurepaire die Ant-
wort: «Meine Truppen hoffen, durch erfolgreiche Leistung die
Achtung des berühmten Kriegsmannes zu erwerben, gegen den
zu kämpfen ihnen eine Ehre sein wird. "Das klingt anders als die
Kriegschöre aus der Dritten Republik. In Verdun soll damals
der junge Marceau gestanden haben, der 1796 dann, als sieben-
undzwanzigjähriger General, im Glanz eines nur von tzoche über-
strahlten Feldherrnruhmes auf deutscher Erde fiel. Der Elsasser
Guerin de Waldersbach, der 1870 die Festung fast vier Wochen
lang hielt, hatte nur fünfhundert Mann mehr (viertausend) als
Beaurepaire, doch stärkere Artillerie. Jetzt scheint General Petain
im Verdunois den Oberbefehl (von Humbert) übernommen zu

haben. Im September 1914, vor der Wendung von der Marne, glaubten wir,Verdun sei der letzte Eisenriegel, der den Vordrang unseres Heeres hemmen könne; ist er geborsten, so schlägt Frankreichs Schicksalsstunde.Dem blieb nun Muße zurBereitung neuer Vertheidigerlinien. Das hastige Flattern derPariser nerven ver» räth aber, welchen Werth, mindestens für die Volks stimmung, Verdun heute noch hat. Auch ein Umweg führt oft in Klarheit.

Von Ost nach West.

Die Hauptstücke der Rede, die Herr Sasonow in der Gos» fudarstwennaja Duma gehalten hat, sind so wichtig, daß ich sie, nach dem von Petrograd aus verbreiteten Wortlaut, hier wiederholen muß. Wichtig als Stimmungzeichen und als Stoff der Menschenkunde. Von allen russischen Diplomaten, die seit Gort» schakoros Tagen das internationale Geschäft führten, schie'ntzerr Sasonow die blasseste Gestalt. Harmlos kränkliche Einfalt, der trätiges Handeln nicht zugetraut, von der nicht einmal ein wirksames Wort erwartet wurde.Plö tzlich hält, im neunzehnten Kriegsinonat, dieser Schmächtige eine Rede, gegen die vom Siandpunkt deutscher Politik aus Allerlei gesagt werden kann (und gesagt worden ist), deren Format und Wortglanz aber zu neuer Einschätzung des Redners zwingt. »Noch währt der Weltkampf ohnegleichen und unabsehbar ist noch immer sein Ende. Unerschütterbar aber auch der Enischluh der Kaiserlichen Regirung.ihn durchzufechten, bis der Feind besiegt ist. Dieser Krieg ist das ärgste Verbrechen, das die Menschheit zu erdulden hatte. Ein crimen Wesse Kumani-Wis, auf dessen Urhebern ungeheure Verantwortlichkeit lastet. Sie sind völlig entlarvt; man weiß heute, wer Europas Leid verschuldet hat, und ich brauchte die Frage nicht mehr zu streifen, wenn nicht in Deutschland Regirung und Presse hartnäckig bemüht wären, uns und unseren Freunden die Schuld zuzuschieben." Einträchtiges Handeln der Verbündeten ist nöthig; war schwer zu erlangen; ist jetzt aber,sür den Kriegund die Vorbereitung der Friedenswirthschaft, gesichert. „Dle Thatkraft und das Talent des französischen Volkes verdienen nicht geringere Bewunderung als die glänzenden Erfolge seines Heeres; und das Band,das dieses Land unserem verknüpft, ist, seit beider Völker Blut für die gemeinsame Sache fließt, unlöslich geworden. Auch die Mißverständnisse, die unser

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_233.html[18.07.2014 16:06:08]

Verhältnis zuEngland trübten, sind für immer gewichen;wir haben
sie genau und mit klaremAuge betrachtet: und sie sind zerflattert,
wie Nachtgespenster im Frühroth des Morgens. Am das Lügen»
gerücht von möglichem Sonderfrieden zu ersticken, haben die fünf
Mächte England,Frankreich,Italien, Japan,Rußland denPakt
veröffentlicht, der sie in denBeschluß eint, nurin GemeinschaftFric-
den zu schließen." In Polen, Belgien, Serbien herrsche Schrecken
und Hunger. »Auf Rußlands Fahne stand vom ersten Kriegs»
tag an die Losung: Das zerstückte Polen muß wieder Einheit wer»
den; ein Reich. Dieses vom Kaiser gezeigte, vom Feldherrn ver»
kündeteZielistvon unseren Bundesgenossen gebilligtworden und
bleibt, alseine tzerzenssachederrufsischenGesellschaft,unwandel»
bar. Wie stellt sich zu dem ehrwürdigen Rc chtsanspruch allerPolen
nunDeutschland?Seit ihm und Oesterreich-Ungarn gelungen ist,
in dieses bisherungetheilteEebiet polnischer Erde einzudringen,
hat es auch dessen Bezirke noch getheilt; und um den schlechten
Eindruck dieses alle Polenhoffnung enttäuschendentzandelns zu
verwischen, ein paar Nebenwünsche der Polen erfüllt. Deshalb
wurde in Warschau eine polnische Universität gegründet. Doch
die hier, auf unseres Kaisers Befehl, verheißene Selbständigkeit
Polens sichert dem Land nicht nur die Hochschule, sondern na»
tional'polnische Schulen aller Grade. Undenkbar ist, daß für ein
Linsengericht das Polenvolk auf sein heiligesRecht verzichte,sich
den Deutschen in neue Knechtschaft ergebe und seineBrüder ver-
gesse, die in Posen, zu Gunst der deutschen Ansiedler, unter»
drückt werden. Undenkbar, daß ein zur Verwirklichung seines völ-
kischen Ideals seit dem Kriegsbeginn uns vereinter Stamm die
fünfte Theilung Polens ruhig hinnehme, sich durch Worte foppen
lasse und am Ende gar seinen Lebenssaft den Tyrannen Posens
opfere. Den Schweden wollen wir aufrichtige Freunde und gute
Nachbarn sein. Beide Reiche sind auf friedlichen Verkehr mit ein-
ander undaufgemeinsameFörderungihrerWirthfchaftangewie»
sen. Schweden will sich nicht aufFinlands Kosten ausdehnen und
Rußland will feinen nordischen Nachbarn nichts nehmen. Was
könnte uns die Skandinavenhalbinsel bieten? Im Eismeer einen
eisfreientzafen? Den haben wir in unserem eigenenGebietz und die
emfigeArbeit russischerTechnikerlegtdenEisenstrang,der ihn dem
Reichsinnern verbindet Nicht an skandinavischeKüsten weist Ruß-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_234.html[18.07.2014 16:06:08]

lands Geschichte; nach ganz anderer Richtung erstrebt es den Aus»
gang ins freie Meer. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat
das Handeln unserer Bundesgenossen im Verkehr mit Griechen?
land dem deutschen Handeln in Belgien verglichen. Mit irgend-
welchem Schein von Recht? Deutschland hat, durch den Einbruch
in Belgien und die Verwüstung des Landes, heilige Pflichten
verletzt, die Preußen 1839 auf sich nahm; kein Recht aber wurde
durch die friedliche Landung der Verbündeten in Saloniki ver-
letzt. Der achte Artikel des Zweiten Londoner Vertrages gestattet
jeder der dreiSchutzmächte, stets, wenndie zwei anderen Mächte
nichtwidersprechen,indas von ihnen befreite Griechenland Trup»
Pen zu schicken. Wir haben sofort zugestimmt: alle Bedingungen
des Al tikels Acht waren also e rfüllt. Außer dem hatte der griechische
Ministerpräsident die Landung der Truppen erbeten, die dem
tzellenenstaat die den Serben geschuldete Hilfeleistung ermög»
lichen sollten. Regirung und Heer Serbiens haben sich mit bei»
spielloser Hingebung in den Dienst der gemeinsamen Sache ge-
stellt. Das furchtbare Schicksal, unter dem sie noch leiden, hat auch
das kleine Königreich Montenegro nicht verschont. Am schmäh»
lichemFriedensschluß auszuweichen, hat KönigNikola mit seiner
Familie und einem Theil der Regirung das Land verlassen und
von Frankreich aus dem Prinzen Mirko befohlen, jede VerHand»
lung über einen Frieden zu meiden und nur zu trachten, daß die
freientzeeresgruppen gerettet und den serbischen vereintwerden."
Die Fehler der Balkandiplomatie leugnet der Minister nicht.
Grundlos sei aber die Beschuldigung, erchabe in Bulgarien die
Russenfreunde nichtmit genügender Kraftunterstützt; gerade diese
Pmtei und ihr Ministerium Danew sei für den zweiten Balkan»
krieg (gegenSerbien) verantwortlich.»Gewiß wärs klüger gcwc»
sen.Dedeagatsch und die Häfen am Schwarzen Meer zu besetzen;
doch die Bulgaren wollen ja nicht mehr Slawen sein, schwören
ihre Rasse ab, fühlen sich in die Verwandtschaft mit Magyaren
und Türken ein und lassen sich gegen Rußland, dessen Blut sie be»
freit hat,sürfremden Vortheil mißbrauchen." (Daß die Wolgaren,
Bulgaren nicht Slawen, sondern Fino»Tataren sind, den Ma»
gyaren verwandt, den Türken vielfach verschwägert, konnte Herr
Sasonow in tausend altenBüchern lesen; schon die Griechen, aus
deren QuellGibbon schöpfte,! chieden Slawen vonBulgaren.De°

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_235.html[18.07.2014 16:06:09]

nen schufen, im achtzehnten Jahrhundert, der Mönch Paisij und
der ruthenische Arzt Venelin wieder ein Nationalbewußtsein. Das
wurde von Rußland aus genährt und erwirkte 1870 dieAbsp^it»
terung des bulgarischen Kirchenthumes, den Exarchat, dessen er»
stes Haupt, Ilarion, den Panslawismus als ein Werkzeug zur
Mehrung kirchenpolitischer Macht benutzte. Rußland hat allzu
lange vergessen, daß indem erträumten slawischen Südosteuropa,
außer Albanern und Rumänen, auch die Bulgaren ein Fremdkör-
per, ein Feind mit Tatarenblut bleiben mußten.) Mit Japan: in»
nlge Freundschaft. C hina: das Zarenreich scheut, wie überall.jeden
Eingriff in die Innenhändel fremder Staaten; daß es, in Gemein»
schaftmitvieranderenMächten,demPräfidentenVuan°Shi»Kai
empfahl, die Umwandlung in Monarchie noch aufzuschieben, war
nur von dem Wunsch bestimmt, während des Europäerkrieges
den Chinesen (und der Triple» Entente) die Gefahr innererWirr»
niß zu ersparen. „Seit unser Heer zurückweichen mußte, haben die
Armenier unsägliche Marter erduldet. Unter dem freundlich zu»
schauenden Auge ihres deutschen Genossen möchten die Türken
erreichen, wovon sie seit Urzeit träumen: die Ausrodung des
unglücklichen Armeniervolkes, das, weil es sich nicht in die Mu»
si'Imanenmafse einschmelzen läßt, dem Deutschen Reich den Er»
werb der Herrschaft über die Türkei, über Staat und Wirtschaft,
erschwert. Die Pläne, die diese Herrschaft sichern sollen, find, von
Politikern und Missionaren, mit deutscher Gründlichkeit ausge»
arbeitet worden. Wir kennen sie. Von der Scheldemündung bis
an den Persischen Golf soll sich ein germano>musulmanisches
Riesenreich strecken, das, in derWahnvorstellung derAlldeutschen,
RußlandundGroßbritanienmorgenvernichtetunddieGlaubens-
macht eines neuen Khalifates errafft; nach geschichtlichem Vor»
gang müßte mans den Khalifat von Berlin taufen. Der Traum
könnte uns zittern lehren. Aber Gott ist barmherzig. Die berliner
Politiker, die sich in den Dünkel, seine Absicht klar zu erkennen,
eingeschmeichelt haben, vergessen nur einen Umstand, der uns
und unseren englischen Freunden leidlichen Trost spendet: ein
so entstandenes, vom deutschen Hammer auf dem Ambos deut-
schen Größenwahnes geschmiedetes Reich vermöchte nicht einen
Tag zu überdauern; denn es wäre im Innersten schwach und
könnte das zur Lebenserhaltung Unentbehrliche, die Seeherr»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_236.html[18.07.2014 16:06:09]

schaft, niemals erstreiten. Die hält, uns zum Heil, das an Ruhm
reiche Britanten in starker Hand.- Auch in Perfien hat Deutsch«
land uns allerlei Hindernisse zu häufen versucht. Im vorigen
Sommer gelang ihm, die Perser in übertreibenden Glauben
an ihre Kraft zu locken und die uns längst feindlichen Natio»
nalisten, auf die sich die schwache Regirung stützt, in den deutschen
Willen zu jochen. Geld,Waffen, Munition wurden inFülle ver-
theilt; und der Feind brachte nicht nur kleine und große Banden
auf die Beine, sondern zog auch einen Theil der von Schweden
ausgebildeten und geführten persischen Gendarmerie in sein La-
ger hinüber. Die Regirung des Schahs war gelähmt, unfähig,
Ruhe und Ordnung zu stiften; und wir mußten, eben so wie die
Engländer, unter dem Druck der gegen uns aufgebrachten Streit-
kräfte ein paar entlegene Konsulate räumen. Bis nach Afghani-
stan hatten sich Deutsche und Türken eingeschmuggelt; dort riefen
diese Häuflein das Volk zum Heiligen Krieg wider uns auf. Da
Deutschlands gröbliche Verletzung der persischenNeutralität nur
mit Gewalt zu ahnden war und der Minister des Auswärtigen
in Teheran lange schon die Verstärkung unserer Schutztruppen
forderte, schickten wir im Herbst neue Mannschaft hin, befahlen
kräftiges Handeln und erwirkten fühlbare Besserung desZustan»
des. Der junge Schah konnte in seiner Hauptstadt bleiben; er hat
unseremKaiser unbedingte Ergebenheit ausgedrückt und einMi-
nisterium berufen, das, wie er felbst, die Pflicht empfindet, zum
WohlPersiensmitdefsenmächtigenNachbarn,EnglandundRuß-
land, fortan in ungetrübter Eintracht zu leben. Ich schließe mit dem
Wunsch, daß der gewaltige Willensaufschwung für die Sache des
Vaterlandes Ihnen und uns erhalten bleibe. Vor Freund und
Feind waren Sie seit dem Kriegsausbruch eines Sinnes, eines
Muthes um die Regirung geschaart. Diese Begeisterung darf
nicht verschäumen; ihre Urkraft verbürgt uns den Sieg/
Nur das sachlich irgendwie Wicht'ge soll ins Gedächtniß.
Nicht die Vermuthung, Deutschland wolle Hunderttausende rufst»
scher Polen als Kanonenfutter an die Fronten schicken; noch die
freundliche Zusage, das deutscheVolk leben zu lassen und es nur
«von der unersättlichen Freßgier und Selbstsucht des Borussen»
thumes zu befreien, das auch den anderen deutschen Stämmen
nicht immer willkommen war." Das aber die gottorper Zaren,

Fritzens Bewunderer Paulund seine Söhne Alexander und Niko»
lai, stets geliebt haben und dem die echten Altrussen noch heute zu»
neigen. Von Rumäniens Neutralität sprach Herr Sasonoro mit
huldvoller Geduld; er kannte die Depesche, in der König Ferdi»
nand dem greisen Peter von Serbien ungemein herzliche Neu-
jahrswünsche ausgedrückt hatte, und wollte die Sprache mensch-
lichen Mitgefühles („toutes mes pen^es se portent ver5 Votre
jeste«)wohl alseinVorzeichennahenWetterwechselsdeuten.Des-
halb con bi ia: „Wenn die Stunde schlägt, wird Rumänien mit
seinem Blut nicht geizen; und es darf gewiß sein, daß ihm. auf
dem Weg in nationale Einheit, gegen jeden Versuch, seinen Willen
zu knebeln, die Mächte beistehen werden, denen das natürliche Ge-
fühldesRumänenvolkes verbündetist. "ZunationalerEinungge-
hört wenigstens auch ein Stück Bessarabiens, das Rußland bisher
nochnicht andieAngelgehakt hat;und vonBeistandwäre ernstlich
erst zu reden, wenn die Russen wieder in Czernowitz säßen oder
Griechenland.nach einemRundblick aufSarrails geweitetesLager
beiSaloniki und auf den kleinasiatischenKriegsschauplatz,sich in ein
Trutzbündniß gegen die GenossenBulgariens und derTürkei über«
reden ließe. Sonst? DieHerrenPoliwanow und Grigorowitsch,
Minister des Krieges und der Marine, betheuern zwar, daß Alles,
wie am sechstenSchöpfungtage.gut sei.DerZar ist in denTaurischen
Palast gekommen, hat, zum eisten Mal, selbst zu der Reichsduma
gesprochenundvondieser(bescheideninnigen)RedesicheraufRuß-
lands Islam die Wirkung des Rufes zu Heiligem Krieg erhofft.
Noch aber färbt kein Morgenroth den Osthimmel. Goremykins
Erbe, Herr Stürmer (Boris Wladimirowitsch: also kein Locke),
firnißt seine Reden mitmehr«Gesellschaftliberalismus",als dem
fast siebenzigjährigen tzofbeamten und Gubernator a. D. zuzu-
trauen war; gelobt, jeden brauchbaren Vorschlag der Abgeord-
neten zu fördern, und will, wie Nikolai Nikolajewitsch, den Gelt»
ungbezirk der Semstwos dehnen. Zwei als tüchtig gerühmte Ge-
nerale, Rußkij und Iwanow, sind abgesetzt und dem alten Kuro-
palkin, dem tzuckebein des mandschurischen Krieges, ist wieder
(hier wards vorausgesagt) die Führung einer Armee anvertraut
worden. Doch wer schafft den Hungernden Brot, dem düsteren
Reich einen Hoffnunglenz? Daß Herrn Sasonoro Beifallsdonner
umdröhnte, beweist nur. wie sein Wortaufschwung überraschte;
und noch deutlicher: wie dürftig seine Gefährten sind.

Griechenland, das der Redner mit höflichem Tadel streifte,
hat sich im Februar selbst Gehör erwirkt. Prinz Nikolaus, der
Bruder des Königs, schrieb, unter der Deckadresse des «Temps»,
an Frankreichs Volk. Das habe die Haltung der Hellenen der»
kannt und sie, ohne jeden Grund, der Undankbarkeit geziehen.
«Griechenland ist neutral geblieben; war aber bereit, die Neutra-
lität aufzugeben, und seine Vorschläge beweisen, daß es für die
Mitwirkung zum Krieg nicht zu hohen Preis verlangt hat. Das
Ministerium Gunaris forderte von der Entente, an deren Seite
wir fechten wollten, nur die Verbürgung unseres Besitzstandes.
Ists unsere Schuld, daß diese Bedingung, weil sie die Bulgaren
ärgern konnte, abgelehnt wurde? Am Anfang des Krieges wollte
die deutsch» österreichische Gruppe unseren Eingriff, die Entente,
um auf der Balkanhalbinsel dieRuhe zu wahren, unsereNeutra»
lität. Wir blieben neutral. Später wollte die Entente unseren Bei-
stand, die ihr feindliche Gruppe unsere Enthaltung vom Kampf.
Wir blieben neutral. Darf man uns nachsagen, daß wirs aus
Liebe zu Deutschland thaten? Im ganzen Königreich giebt es nicht
«inenMenschen,dem je derGedanke kam,wirsollten aufDeutsch»
lands Seite treten. Dessen Feinden haben wir eine Neutralität
gezeigt.die weit über den Begriff desWohlwollens hinaus ging;
sie durften unsere Gewässer, Häfen, Inseln zum Kriegszweck
nützen und dann sogar unserFestland besetzen.Wer bedenkt, wie
schwierig ohne solche Dehnung des Neutralitätrechtes die Krieg-
führung der Entente geworden wäre, Der muß erkennen, daß
Griechenland ihrer Sache einen großen Dienst geleistet hat. Dem
Serbenvolk sind wir heute, in seiner Leidenszeit, herzlicher de»
freundet als jemals zuvor; doch der Bündnißvertrag, der uns
ihm zu Beistand verpflichtete (und an dessen Vorbereitung ge»
rade ich fleißig mitgewirkt habe), war in die Möglichkeit neuen
Balkankrieges gegrenzt und galt nicht für den Fall eines von
zwei Großmächten in Gemeinschaft mit Bulgarien zu unterneh-
menden Angriffes. Obendrein konnte Serbien die hundert»
fünfzigtausend Mann, die der Vertrag ausbedang, nicht stellen
und das franko»britische Ersatzheer in Saloniki erreichte damals
noch nicht die Hälfte dieser Ziffer. Wenn wir eingegriffen hätten,
wären jetzt Deutsche und Oesterreicher, Bulgaren und Türken in
unserem Land. Könnte ein so geschwächtesReich den Serben und

ihren Freunden noch nützen? Wir werden alles Mögliche thun^
um auf dem Balkan das Gleichgewicht wiederherzustellen. Wir
hätten nichts dafür vermocht, wennwir geschlagen, zertreten wor»
den wären. Ich spreche ganz offen, Wiesichs unter guten Freunden
ziemt, und hoffe, daß man mir nicht zürnen werde. Wie konnte
der Verdacht entstehen, die franko-britischen Truppen seien in Sa-
loniki nicht vorgriechischemAngriff sicher !Er bemakelt unsere Na-
tionalehre; und kränkt die Hellenen besonders tief, weil er aus
Frankreich und England stammt, denen uns unlösbare Bande
brüderlicher Dankbarkeit vereinen und denen jeder Giieche eine
glückliche und ruhmvolle Zukunft wünscht." Die wichtigeAussage
desPrinzen erweist, daß die hier, imHerbst, gegebene Darstellung
richtig war;, daß unsere Feinde, weil sie Bulgarien mit der Zone
Seres Drama zu ködern hofften, dasBeistandsangebotdesMi»
nisters Gunaris abwiesen (der also nicht anders wollte als Ve»
nizelos); und daß Sarrail in Saloniki willkommen ist.
Seit in West der deutscheAngrisf wieder begann, klingen die
Stimmen nicht mehr so hell wie unter dem Winterhimmel. Im
Februar hatte Genosse tzerve geschrieben: «Wenn die Deutschen
doch den guten Einfall hätten, uns anzugreifen! Da ihnen im
Herbst 1914, amPser, trotz demOpfer von Hundertfünfzigtausend
Mannund trotz unserer fchlechtenVorbereitung,dieOffensivemiß»
lungen ist, müßten wir jetzt, im Besitz alles zum Empfang Nöti-
gen, schon tief in die Tinte plumpsen, ehe ihr Durchstoß gelingen
könnte. Eine Ueberraschung, wie im Mai am Dunojcc? Höchst
unwahrscheinlich. Wir haben so viele Flieger und .Bratwürste',
die dentzorizont abspähen,daß die Sammlung von vier» bis fünf»
hundertlausendMann an einemFrontpunktkaum unbemerktblei-
ben könnte. Wird, durch richtigen Maekengebrauch, dafür vor»
gesorgt, daß nirgends durch das berüchtigte Stickgas verwirren»
derSchrecken entstehen kann, somögen die Deutschen nur kommen.
Warmer Empfang ist ihnen gewiß.Wir haben in der Stapelung
von Geschütz und Geschossen solche Wunder vollbracht, daß wir,
wenn unser GeneralstabnichtinsPechgeräthoder unsere Stimm»
ung sinkt, in absehbarer Zeit unser Land und Belgien befreien tön»
nen." Er forderte schleunigen Vormarsch ins Wardarthal,feierte
die Jugend des Siegers von Erserum und wünschte dem Heer
Frankreichs Führer, die nicht älter seien, als Bonaparte in IIa-

lien, Massen« in der Schweiz, Hoche am Rhein war. Dann wäre
der Sieg ihm zum Greifen nah. Nach dem deutschen Angriff las
mans anders. «Unter dem Schutz eines so furchtbarenArtillerie»
feuers, wie es niemals, auch am Dunajcc nicht, erblickt ward,
währt der wüthende Vorsturm der preußischen Infanterie fort; und
wir sind noch ein Stückchenzurückgegangen.DieDeutschenwerdcn
nicht nur von Norden, sondern auch von Metz undSaint-Mihiel
aus angreifen und uns in die Maas werfen, wenn wir da nicht
genugVrücken haben.KoofhochlNoch dürfen wirhosfen, Verdun
zu retten. Und wenn es fiele? Uns wäre der Fall Schmach und
Schmerz, dem FeindAnsehenszuwachs und Ermuthigung. Aber
zwanzig Kilometer hinter Verdun fände er unsertzeer, unsere ath-
mende Mauer in ungebrochener Kraft wieder. Nach Charleroi,
als die Vorhut der Preußenreiter über Meaux bis in das ver»
schanzteLager vonParis eindrang, war uns übler zuMuth. Sie
kriegen Verdun nicht; seid aber sicher: Auch wenn sies nähmen,
wir kriegtenfie! Mit keuchendem Athem harrt Frankreich der näch-
sten Berichte. Nach vier Tagen quälender Pein war die Kunde
von der Rückeroberung des Fort Douaumont der erste Sonnen-
strahl. Leider ist die Angriffe kraft noch nicht gebrochen und Ver-
dun nicht gerettet. Unsere Haarigen dürfen nicht weich werden.
Sie müssen an dasLeidderBelgier.an dasE cnd unserer Lands-
leute in den sieben vom deutschen Stiefel zertrampeltenDepartc»
ments, an die unschuldigen OpferderTauchbootedenken.Müssen
sich das Wonnegeheul vorstellen, das nach dem Fall Verduns
erschölle und den Deutschen vielleicht den Willen steifte, noch ein
Halbjahr auszuhalten. Dieses Halbjahr sparen wir, wenn der
deutsche Angriff vor Verdun zerschellt und der Feind nach fo un-
geheurem Aufwand gegen einen un brechbaren Wall rennt. Sagen
unsere Offiziere Das, Alles, den Leuten?" (l.a Victoire,) Icker
Tagesbefehl schreits ihnen ins Ohr. Nur ist auch der deutsche
Einbruch indieDörferFmges undFresnes, ist die Vorschiebung
der Schwergeschütze nicht mehr zu oerschweigen. «Die deutschen
Linien umklammern unsere fast in einem Halbkreis, können sie
also unter das Feuer ungeheurer Artilleriemassen nehmen. Der
Feind hathinterseinerFront das Eisenbahnnetz ergänzt und ver»
dichtet, alle Mörser und Haubitzen, auch die Geschütze aus nahen
Festungen zusammengezogen und kann aus Metz, dem gewaltig»

hiTrust Digital Library

Die Zukunft. v.94 1916. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_241.html[18.07.2014 16:06:10]

☑ Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.94 1916.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090137

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090137?urlappend=%3Bseq=241

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-19 12:49 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text Find

lien, Massen« in der Schweiz, Hoche am Rhein war. Dann wäre
der Sieg ihm zum Greifen nah. Nach dem deutschen Angriff las
mans anders. «Unter dem Schutz eines so furchtbarenArtillerie»
feuers, wie es niemals, auch am Dunajcc nicht, erblickt ward,
währt der wüthende Vorsturm der preußischen Infanterie fort; und
wir sind noch ein Stückchenzurückgegangen.DieDeutschenwerdcn
nicht nur von Norden, sondern auch von Metz undSaint-Mihiel
aus angreifen und uns in die Maas werfen, wenn wir da nicht
genugVrücken haben.KoofhochlNoch dürfen wirhosfen, Verdun
zu retten. Und wenn es fiele? Uns wäre der Fall Schmach und
Schmerz, dem FeindAnsehenszuwachs und Ermuthigung. Aber
zwanzig Kilometer hinter Verdun fände er unsertzeer, unsere ath-
mende Mauer in ungebrochener Kraft wieder. Nach Charleroi,
als die Vorhut der Preußenreiter über Meaux bis in das ver»
schanzteLager vonParis eindrang, war uns übler zuMuth. Sie
kriegen Verdun nicht; seid aber sicher: Auch wenn sies nähmen,
wir kriegtenfie! Mit keuchendem Athem harrt Frankreich der näch-
sten Berichte. Nach vier Tagen quälender Pein war die Kunde
von der Rückeroberung des Fort Douaumont der erste Sonnen-
strahl. Leider ist die Angriffe kraft noch nicht gebrochen und Ver-
dun nicht gerettet. Unsere Haarigen dürfen nicht weich werden.
Sie müssen an dasLeidderBelgier.an dasE cnd unserer Lands-
leute in den sieben vom deutschen Stiefel zertrampeltenDepartc»
ments, an die unschuldigen OpferderTauchbootedenken.Müssen
sich das Wonnegeheul vorstellen, das nach dem Fall Verduns
erschölle und den Deutschen vielleicht den Willen steifte, noch ein
Halbjahr auszuhalten. Dieses Halbjahr sparen wir, wenn der
deutsche Angriff vor Verdun zerschellt und der Feind nach fo un-
geheurem Aufwand gegen einen un brechbaren Wall rennt. Sagen
unsere Offiziere Das, Alles, den Leuten?" (l.a Victoire,) Icker
Tagesbefehl schreits ihnen ins Ohr. Nur ist auch der deutsche
Einbruch indieDörferFmges undFresnes, ist die Vorschiebung
der Schwergeschütze nicht mehr zu oerschweigen. «Die deutschen
Linien umklammern unsere fast in einem Halbkreis, können sie
also unter das Feuer ungeheurer Artilleriemassen nehmen. Der
Feind hathinterseinerFront das Eisenbahnnetz ergänzt und ver»
dichtet, alle Mörser und Haubitzen, auch die Geschütze aus nahen
Festungen zusammengezogen und kann aus Metz, dem gewaltig»

sten Waffenplatz der Erde, rasch haben, was er braucht. Verdun
ist, freilich, nur einPunkt unsererFront. And ich bin froh in dem
Bewußtsein,vorMonaten dieDeklassirung aller festenPlätze ge»
fordert zu haben, deren unverrückbare Schutzwerke feindlichem
Feuer allzu günstige Zielpunkte bieten. SchonihreLagemachtaber
die ehrwürdige Maasstadt begehrenswerth.Nnd nur Tolle können
behaupten, dem Feind gehe derAthem aus. Zwölshunderttausend
Menschen (alle Rohstoffarbeiter zählen hierbei nicht mit) stehen
drüben im Dienst derKriegsindustrie.derenLeistung den Mann»
schaflmangel ersetzen soll. Und bei uns wähnt Mancher, Frank»
reich habe auf diefem Gebiet alles Mögliche geleistet und nichts
mehr zu erwünschenINoch jetzt, während der schrecklichsten Schick-
salswende, während der graufiggigantischenSchlachlbei Verdun,
muß unser Ruf durchs Land hallen: Geschütze! Geschosse!" So
spricht, in seinem Journal, Senator tzumbert, der im Luxembourg
die Stadt Verdun vertritt. Fast andächtig rühmt er die deutsche
Methode, den ruhlosenFleiß.derin immerstärkere Rüstungstrebt;
wettert dann aber, wie Jahwes zornigster Knecht, wider die grund»
los wilde Grausamkeit des allem Menschengefühl entfremdeten
Feindes (der doch, nach Fritzens unwiderlegtem Wort, nur durch
Sieg, nicht durch Schonung, Frieden erlangen kann), tzumberjs
Trost lautet: „Durchstößt der Feind unsere Front und kehrt in Be»
wegungskrieg zurück, so ists nicht seinBortheil.AufplattemLand,
wo derWerth des einzelnen Mannes entscheidet, sahen die Deut»
schenwiederdieSiegervonderMarnevorsich."AuchtzerrClemen-
ceau, der Ministerium und tzeeresleitungderärgsten Fehler zeiht,
zwingt sich in lächelnde Zuversicht. »Wir können und wir werden
ausharren: denn wirsindnicht nur der sichtbare Bund der größten
und mächtigstenVölker.sondern auch das in Einklang tönende Bild
der höchsten Menschheitkräfte. Was könnte den Eignern solchen
Bornes fehlen ? Aus Erfolgen wüchse natürliche Frucht; nach Nie»
derlagen schwölle in jedem Bett der Strom des tzelferwillens.
In sicherem Selbstvertrauen, in der Gewißheit, das Schicksal zu
meistern, lauschen wir, still zumAeußersten entschlossen, demGe»
schütz, das vonVerdun her dröhnt. DieSocK«, denen dieFreude
über das beinahe wahre Gerücht, Montenegro erbitte Frieden,
die Besinnung raubte, würden unsere Schlappe zu ihrem Triumph
bauschen und vielleicht auf ein paar schwachgemuth Neutrale wir»

ten. Und danach? Unsere ruhige Seelenstärke würde nicht ange»
tränkelt; nichtsWesentliches also geändert.Ist die wüthendeOffen-
sive aber etwa von der albernen Hoffnung bestimmt, uns einen
deutschen Frieden schmackhaft zu machen, dann schauet her, ein»
Wältige Berliner: und lernet aus unserem Lachen, daßwir zu einem
GeplauderübelAbdankung,noch'nichtwilligsind.LiegtEuchdran:
schnell in Bereitschaft! Nothwendigkeit wird Euch bald rufen."
TrotzTollkühnheitundHohn:derIanuarklangistsnichtmehr.
Achtzehn Monate lang hat Frankreich sich in den Glauben ein»
gewühlt, unser Heer komme nicht einen Schritt weiter vorwärts
und wetze sich in ertraglosem Grabenkrieg ab,während die Rüst»
ung der Republik unter jedem Mond fester werde und England
einMillionenheer für den Endkampf schule. Dieser Wahn ist nun
verblüht. Selbst wenn Verdun, dem die Mörserjetzt gefährlich nah
sind, nicht im Lenzmonat fiele: schon ist, an dem Thor, das dem
Feindesauge die Wirklichkeit sperrte, ein Eisenriegel geborsten.
Invocavit.
Der Schwarzspecht pocht an dieLanze desMars.deren Schaft
der Wolfskopf, mit gierendem Auge, umheult. Der saftige Klöp»
pel einer fein geformten Märzglocke rief aus Junos von Jupiter
gemiedenem Leib einstden Knaben, der als Erwachsenerdann der
Schutzherr aller zeugenden, aller gewaltsam zerstörenden Man»
neskraft ward und aufrecht, dürre Furcht und bleiches Entsetzen,
wie der Hetzjäger die Rüden des Hundezwingers, neben sich, heute
noch, durch das helle Jahrhundert, in Streitbrunst schreitet. Un»
sterblich ist er.scheint niemals müdezund aus jeder Erdfurche, die
er mit Blut düngte, erblüht ein Heiliger Frühling. Wer zählt die
Häupter der Iungmannschaft, die das dreifache Weihezeichen,
Speer, Wolf und Specht,ins Feld trieb? dampu8 /Vlailiu8: Hun-
derttausende« Hoffnung, Hunderttausenden Grab. Gestern den
Keulenschleuderern, morgen den Flammenwerfern. Schleichern
undFliegern.Heiden und Christen .Derpalatinische Priester schlug
mit seinem Stab, den Kriegsherrn aufzuscheuchen, an Numas
Schild: der des Heilands spricht: »Gott ist mit uns!« Junos und
Mariens Söhne, die ohne Mannesbeistand empfangenen, sah
zwieträchtige Frommheit schon vor dem Heer des Marcus Aure»
lius, das gegenMarkmannen und Ouaden focht, zu Sieg wirken»

dem Wunder geeint; und kein Läufer, kein Reiter derBlitzlegiorc
konnte erweisen, ob der Gewitterregen, der die auf ausgedörrtem
Grund, zwischen zwei von Barbarenlist vei stopften Quellen, hin-
schmachtende Schaar erquickt und gerettet hatte, von Jupiter oder
vom himmlischen Vater des Christus herabgeschickt worden war.
»Daß die Sage von der l-eZio k^ilminak, trotz demSteinbild
anderWendeltreppensäule beim römischen Korso, haltlos, ein aus
den Bleibseln des Augustus aufgewärmtes Märchen ist, hat uns
Renangelehrt. Einerlei: Wenns inBöhmen damalsnicht regnete^
kamen die Germanen obenauf. Die alte Geschichte: Schlachten»
glück hängt am winzigsten Zufall. Unser großer Napoleon sagts
in den Notizen über die Feldzüge Turennes; in Kriegskritiken,
die sogar der ö«cne gelten läßt. Dem hat auch, vor achtzehn Mo-
naten, Fortuna ein Schnippchen geschlagen. Unglückszufall an
derMarne: sonst stand er imSeptember14vorVerdun. Ermußte
zurück, wie Attila und Braunschweig. Nun fängt er von vorn an.
Gelingts übermorgen, dann spielt er die ganze Leier herunter.
Ehrwürdige Deutsche Reichsstadt; nach gottloser Fehde wider
denBischof dem Reich von unserem Zweiten Henri geraubt. Dem,
wissen Sie, mit Diana von Poitiers, aber auch mit männlich gc»
gliedertenBuhlen. ‚Was dieser zuchtlose Franzmann stahl, mutz
uns wieder werden'. Schmecken Sies schon? Die ganze Pastete
ausStraßburg.Nochistsnichtsoweit.DerDschengis.Khanbliebe
auch im Tauchboot oder Lustschisf, mit Betonsockel und Benzol»
spritze einBarbarundMenschenfresser. Wir haben, nach denbesten
RegelnderManövrirkunst.dieFront verengt.Was sichvon vorn
heranwälzt, verbrandet; was schräg herankriecht, wird wie schlechte
Maschinennaht aufgetrennt. Blitz, Donner und Regen: Vater
IoffreersctztunsdenIupiter;undmitdemGaliläerstehtCastelnau
gut. Deutschland überAlles? EheDas wird, macht Poincare den
ekligen Clemenceau zum Staatekmscher. Preußen wie Quaden:
Landhunger verblödet ihr Hirn. Wenn wir von Angst grün wür»
den, sräße das Thier uns.ZumFrühstück! Als Lateiner, nicht, weil
er in Weihrauch bekehrbar schien, war Marc Aurel in Himmels»
gunst. Los! Bei uns gehts noch ohneBrotkarteundButterbiief."
. ErsterFastensonntag.AusdemDomschwingtOrgeltonsichins
Feuergewitter. »Erwirdmichanrufenund ich werde ihn erhören."
Speck t und Wolf schweigen. Mars hebt den wuchtigen Speer.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. g. in Berltn.

Kriegsanleihe und Bonifikationen. Die Frage, ob die Ver-
mittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als
Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten,
einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten
Kriegsanleihe zu Mcinungsvcrschicdcnheitcn geführt und Verstimmungen
hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur
an Weitervermittlet, sondern auch an große Vermögensverwaltungen
ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei
den gewöhnlichen Fricden?anleihcn unbedenklich, so ist anläßlich der
Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden,
daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanlcihc eine verschiedenartige
^Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfer-
tigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den
kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechti-
gung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevor-
stehenden vierten Kriegsanleihe den Vcrmittclungsstellen jede Weiter-
gabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effekten-
geschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, ^nch
nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten
und öffentlich bckanntgcmachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die
ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis
und Zustimmung finden wird.

Vilöimger Menenquelle
NKtler uii^ Li^^r w cler Dnt« iekelllug ist sis kür" den ^uoeken^ukball von
- 191Z 14,66t Lsäe^äste unä 2,278.876 klssekenverssnä. -
kurstl. Vilcku»s«r ttinerslqnellen, Lsck Wildungen 4.

Preußische PfandbriefBank. Die heutige Generalversammlung
genehmigte die Iahresabschlüpe und sehte die Dividende auf fest,
welche mit M, 105 für jede Aktie an der Kasse der Bank sofort zahlbar
ist. Die nach dem Turnus ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates
Exzellenz Graf Dönhoff-Friedrichstein und Bankier Deichmann,
Kö n, wurden wiedergewählt.

Hildesheimer Bank. In der am 26. Februar abgeholte en
Z0. ordentlichen Generalversammlung waren 3l Aktionäre mit 5 142 000 M.
Aktienkapital vertreten Zu dem vorliegenden Geschäftsbericht gab der
Borstan» eingehende Erläuterungen. Die Bilanz nebst Gewinn- und Ve»
lust-Konto und die vorgeschlagene Gewinnverteilung fanden einstimmige
Genehmigung. Die Dividende von 7^2 °/« ist sofort zahlbar. Die turnus-
gemäß aus dem Aufsichtsrat ausscheidenden Mitglieder wurden wieder-
gewählt.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_245.html[18.07.2014 16:06:12]

Ar. SZ. — Nie Zukunft. — II.Würz
Vute WS billige SiieKer M KisSMissu!
In tadellosen prackteindänclen!
statt
Ladenpreis
XürseKner, ^o»es, Las ist des Leutseben
Vaterland! Line ^Vanderung dureb deutsebo
«aus. Klit 127« Abbildungen dl. 12,—für dl. 7,50
XretseKiner, ^Ib., Deutzens Volkstrsekten.
91 ?arbendrusktafeln mit vielen Kundert origi-
nellen VolKstvpen aus allen Legenden l)euts«K>
lands, nebst erläuterndem lext dl. 75,— für Kl. 15,—
Italien: LureK gan^ Italien. Lamml. v. LtXXI
^utotvvien itslien. ^nsientsn, VolKstvnen und
Lunstsebät^e, rn. erläut. ?ext. 480 Leiten auf
feinstem üunstdrueknapier. (Zuerlolio ... dl. 42,— für dl. 25,—
^ägduldum. Naeb den berübmtesten >l»gd-
rnslersisn Zusammengestellt u. Ksrausgegeben
von Riebard ^erieks. 28 LIatt, mit ?oxt . . A. IS,—für dl. 10,—
KKeln: ^n den Ickern des RKsins. Vorn.
Lodenses bis ^u den Niederlanden, 55t) ^b-
bildungsn nsen nbotogr. ^.ufnabm,, mit lext dl. 15,— für dl, 7,5V
Die neue ^ elt. Kammlung pkotogr. ^ufnalimen
der groüartigsn Naturwunder, Ltädte u, dleistei-
werke von-Nord-, Zentral- und KüdaineriK».
dlit lext von S. Stein dl. 12 — für dl. 6,50
?ir«I, 8»I«bnrF und Oderbaz ern. 325 ^nsieliten
naek neuesten Originalauknabmen auf feinstem
XunstdruoKpapier dl. 20,—für dl. 12,50
Da» XunkerstieI>»X!>b!nett. Naebbildungen von
^Verden der granbiseben Lunst voin Lnds dos
XV. bis ?um Lnds des XIX, ^akrbundert».
3 verseliiedens Lände, zodor Land sntkaltend
ea. 100 takeln, pro Land dl. 15,— für dl. 7,5»
— 3 Lände .dl. 4S,—für dl. 2«,—
Iliinderttiinsieig »ussseiviinlt« H»ud/e!ennn»gei>
alter Zlei«ter ans der Ulbert!»»- und anderen
Maninil »ngen. In if, neuer dlapps dl. 60,— für dl. 15,—
riinlxi? nu»ge«älilte liilder an« der Xöniglivllen
<zlein»lde»(^alerie Xa«»el. (Zrossfolio-dlapps . dl. 50,— für dl. 10,—
Vi« <Äe5it»It de» Zlen»eKen und ilire 8el>ünKeit.
Vorlagen «um Ltudium des naekten menseb-
lieben Xürpsrs, bsrausgegsb. von Otto 8el>midt
u. Lrnst Lebneider. Lraebtbgnd geb. ?olio.
LoieK und praektvoll illustriert dl. 25,— für dl. 13,—
I/.irt ^ le be»u. L» f«rine Kuniaine et «» be»»te.
Künstlerisobs ötudien gssebmüekt mit 340
nraobtvollen nkotogrsvbisobsn Lildern su, s.
Lops, Lragonard und Lodin) vind ^Ktstudien,
wovon 22 in 4 warben. Lraebtband Lolio . . dl, 50,— kür dl. 15,—
Lieferung erfolgt franko gegen Naebnabme
oder Voreinsendung des Lstragss dureb
I>sip«ig, l(önig8ti-. 23.
Li»Ils«k von vertvoüe» V^srKe» ?u 6«te» ?r«5ea.
H»Ks«s 6«»2«r LidUotneKe», 8e!tenK«lt«n, Usnck^eicK»
nungen sltvr u»6 mockerner tteister, liuriositHten usv.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_246.html[18.07.2014 16:06:12]

4tt SenKcKe
ZlelcKs5cKaKanvei5ungen.
ö°/! SeutzcKe tZeicKsanleiKe,
unllünSdar bi519?4.
(Visits ^risgLsnIsilis.)
^usgabsn wsräsn 4^/z°/g l?eickssckstxsnweisungen nu<Z
ö°/<, LcKulclverscKreidungen lies Reicks Kisrmit sur ötkeiit-
Die LcKulllverscKreibungen sinll seitens lies Reicks
bis xum 1. Oktober 1i)24 nickt Künclbsr; bis liakin
Kann als« suck ikr Xinssuss nickt Kersb^eset^t wercien.
Die InKader Können jeclock über liie LcKulclverscKrei»
Kunden wie über Helles snciere ^Vertpspier ieclerxeit
(6urOk VsrKänf, Vsrptanäuug nsw.) verfügen.
1. /elcununzsstelle ist dis lZelcKsdavlc. Zeicbnungsn werden
von SannsKenil, ilsn 4. Kilsp?, an
bis HIitt«k«vK, ilen 22. «Isp?, mittags k UKi^
bei dern Kontor der IZeIcnsKauptda«K tür Wertpapiere in
IZerlln (?ostsobseKKonto Lsrlin r?r. gg) und bei allen
XvelLsustsIten der IZelcnsdsnIc mit XasssnsinriebtunF
entAsgenFonoinnren. Ois ^eiebnunKen Können aber »Ui.'b
dureb VerrnittlunF
6er lionlslienen Seensndlun? (prsussisobsn Stnat^bnnK)
und der preusslscken Oentral»UenossenscKsktsl<ssse
in IZerlln, der Könl^lieKen NauptdanK in r^ürnber^
und ibrsr ^weiganstsltsn, sowie
särntliensr deutscken Sanken, IZsnlcier» und ibrsr pllislen,
sämtlislier deutsclien ökkentllclien Sparkasse» und ibrer
Verbände,
^'sdsr deutscnen l.ebensverslcnerun?ss«s«>>lsckatt und
^eder deutscden KreditLenossensedakt erfolgen.
Xeiobnungen auf dis 5°/„ K«i«KssnI«>K« nimmt su,'Ii dis^
Post an »IIsn Orten «in 8«balter entgegen, ^,uf diese /sieli-
nungen Ksim dis Voll^äblung ain 31. Klär?, sie »nuv aber
spätestens srn 18. ^prii geleistet Verden. VVegsn der ^ins-
bsrsebnunA v^I. Ziffer 9, LoKIulZsat?.
2. vis S«Kst«n«ei»lingen sind in 10 Serien sinZ-stsilt und
ans^sksrtiAt in Stücken -u: 20000, 10 000, S00« 2000, 1000, S00^
200 und 100 NsrK ruit ^inssebsinsn ?»blbar am 2, <1ävusr
und I. ^nli ^edes ^»Kres. Oer ^inssnlsuk beginnt srn 1. >Iuii 19I>>,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_247.html[18.07.2014 16:06:12]

^—^ie Zukunft, — ll. Würz Z
der ersts Zinssebsin ist nm 2. dsnuar 1917 fällig, ^Veleber Lsris
dis ein^slne Lebat^anveisung angsbört, ist aus ibrem l'sxt
srsiebtlieb.
Dis Rsiebsunsn^vervaltung bebält sieb vor, dsn
Ausgabe Kommenden Hetrag der rlsiebssObat/.anveisungsn
I>egrsn?sn; es emnlietilt sieb desbalb kür clis Zsiebner, iki
Einverständnis sucb mit der ^utsilun^ von Keicbsanleibs
erklären.
Dis Tilgung dsr Lebsti?snvsi»ungsn srtolgt dureb ^us-
losunz von zs einer Lsris in den dabrsn 1923 vis 1932. Iiis
Auslosungen tIndsn iui danuar ^sdes dabres, erstmals im dsnuar
1923 statte dis ttiicki^ablung gsscbisbt an -dsm auf dis ^us-
losung folgenden 1. duli. vi« InnsKe»» «>s^ s«sg«I«st«n
LtüeKs Können »tsU «l«»> vsr^snlung viersinnsld»
pr»«entig« »>» 1. Zu» 1SS2 unküniiksr« Svnulck»
«er»enreibung«n lorcke^n.
3. 1>!s Nsivnssnleln« ist ebenfalls in 8tücKen ^u: 20 00«, 10 00«.
500«, 2000. 1000, 500, 200 und 100 KlarK mit dsm gleieben
Xinsenlaul und dsn gleiclisn Zinsterminsn vis clis Lenste
anveisungsn ausgefertigt,
4. Vor Zeielinungsvreis beträgt:
4 > , tteicdsscdatTanveisungen IS »ark.
lZeicKssaleiKe, venn Stück« verlangt verde»,
98, S0 lVlsrK,
„ „ ö°/g , venn Eintragung in das IZelcds»
sckuläduck mit Lverre bis 15. ^prii
1917 beantragt vird, 98,20 ^Isrlc
für 100 ölnrk Xennvert unter Verreobnung der üblieben LtüeK»
üinsen (vergl. Hilter 9).
5. Die Zugeteilten LtüeKe Verden »uf Antrag der ZsieKner von
dein Xuntor der RoielisbauptbanK für Wertvapiers in öerlin bis
^um 1. Oktober 1917 vollständig Kostenfrei aufbsvalirt und ver-
valtet. Lins sperre vird dureb diese Xiederlegung ni,d,t bs-
dingt: der /eieliner Kann sein Depot .jederzeit — auob vor ^b-
laut dieser Lrist — ^urüeknebmsn. Die von dsm Xontor für
^Vertpaniere ausgefertigten Denotsebsine Verden von den Dar-
lebnskasssn vis die ^Vertvapiere selbst belieben.
6. Zeielinungssseneins sind bei allen RsiebsbanKanstalten, Lank»
gesebät'tsn, «ftentlieben LnnrKasssn, Debensversielierungsgesell-
s,d,atten und Xreditgsnossensebaften üu baben. Die Zeiebnungen
Können aber sueb «bns Verwendung von ^eiebnungssobe'neu
briellieli erfolgen. Die Aeiebnungssobeine für dis Zgiebnungen
bei der Dost Verden dureb dis Dostanstaltsn ausFegebsn,
7. Die Zuteilung findet tunli«bst bald naob der Asiebnung statt,
lieber dis Höbe der Zuteilung entsebeidst die Zeiebnungsstelle.
IZesonders ^Vünsebo vegen der älücKelunA sind in dsoi dafür
vorgesebenen I^aum auf der Vorderssite des Zsiennungssebsines
an/ugoben. ^Verden der», üge 'VVünseKs niebt ^um ^.usdruok
gebraebt, so >vird die LtüeKsIung von den Vermittlungsstellen
uaeb iiirein Ermessen vorgenommen. Lväteren Anträgen auk
Abänderung der KtüeKelung Kann nisbt stattgegeben Verden.
8. Die /eicbner Können die ibneu üugeteilten Deträgs vom 31. Uär2
d, ^, »n ,ieder^sit voll be^ablen.
Lie sind vernfliebtet:
30°,g des Zugeteilten Detrnges svätestens am Ist. ^pril d. ^.
2«°/« ^ « ^ „ „ 24. Nai d d.
25°/„ „ „ « „ „23. dnni d. d.
25°/« „ „ „ „ 2V. ^uli d, d.
^u be?,alden, trübere I'eilüaldungen sind Zulässig, .jedoeb nur in
runden, dureb 100 teilbaren Ueträgen des I^ennvsrts. ^ucd «IIS

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_248.html[18.07.2014 16:06:13]

Berlin, den 18. Marz 1916.

Notizen.

Portugal.

AMorwgalist dem Britenreich, mit dem es, unterDionysius, 1303
den ersten Handelsvertrag schloß, seit Jahrhunderten zu
Lehnstreue verlobtund stand immer, fastohneWank, auf dem Ent»
schlich, dieses uralte Berhältniß über allen Wandel derBündniß»
Politik hinaus zu erhalten. Gestern war ein Halbjahrtausend ver»
strichen, seitIohann der Erste von Portugal das nordafrikanische
Eeuta eroberte und sein Sohn, Heinrich der Seefahrer, die Heimath
in denRang der Kolonialmächte hob. Daß sie im Thermidorjahr
sich gegen Frankreich Hetzen ließ, mit dem sie 1802 erst, in Amiens,
Frieden schloß, zog ihr die Rache Bonapartes zu. Der wollte das
Mittelstück nehmen, den Spanierkönig mit einem Neulusitanien
von Landverlust entschädigen und forderte, um den Vorwand zum
Eingriff zu finden, Portugal solle sich dem Bund gegen England
anknüpfen und seine Flotte für diesen Bundeskrieg dem Kaiser
der Franzosen leihen. In Lissabon ist, weil Geisteskrankheit die
Königin lähmt, PrinzIohannRegentzsoll er dem barschen Befehl
gehorchen oder, wie Britaniens Vertreter räth, inBrasilien, dem
Kronland des Hauses Braganza, mit dem Hof den Sieg Englands
abwarten? Er schwankt; und schifft sicherstnachRio ein,alsMar»
schall Iunot mit einer Franzosenarmee die Grenze überschritten,
durch dieraschеBesetzungvonAbrantesdentzerzogstitelerworben
Hat und dicht vor der Hauptstadt steht. Am siebenten September
IS

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_249.html[18.07.2014 16:06:13]

1807 hat Bonaparte an Champagny geschrieben: »Als ich von
dem englischenAnschlag aufKopenhagen gehört hatte, ließ ich nach
Lissabon den Befehl gelangen, daß den Engländern alle portu»
giesischen Häfen zu sperren seien. Ist dazu Gewalt nöthig: in
Bayonne stehen vierzigtausend Mann, die sich den Spaniern ver»
einen können. Nach einem Brief, den der Prinzregent mir schrieb,
darf ich aber annehmen, daß es zu diesem Schritt nicht kommen,
daß Portugal seine Häfen sperren und den Engländern den Krieg
erklären werde. Am ersten Oktober ist meine Flotte mobil und ich
habe inBoulogne eintzeer, das gegen England Etwas wagen kann.
Rühren die Engländer sich noch, dann lasse ich ihre Diplomaten
vomFestland jagen; alle. Das wird in London wirken; besonders
aufden Handel." Siebenundzwanzigster Oktober: Geheimvertrag
(vonFontainevleau) mitSpanien, der dieZerstückungPortugals
besiegeln soll. Rauh grollts aus dem Munde des Korsen: «Das
Haus Braganza regirt nichtmehr. MeinGesandter inMadrid muß
wissen, daß meine Trupppen nach Lissabon kommen. Man muß sie
für Freunde halten: dann können sie sich des Geschwaders be»
mächtigen. Das istnurmöglich.solange der Hof sich Illusionen hin»
giebt; die Neigung dazu muß mein Gesandter jetzt also fördern.
Wir müssen Portugals Flotte haben und alle englischen Waaren
in Beschlag nehmen. Wehrt Portugal sich, dann geht Marschall
Iunot mit dreißigtausend Mann geraden Weges auf Lissabon los.
Unterwirft es sich, will es mit uns verhandeln und England den
Krieg erklären, dann antwortetIunot:,Ich müßte Euch mitWaf»
fengewalt angreifen. Das große Herz des Kaisers Napoleon und
die Wesensart des französischen Volkes ist aber dem Wunsch fem,
ohne zwingenden Grund Blut zu vergießen. Wir können uns ver»
ständigen, wenn Ihr Eure Truppen in ungefährliche Standquar»
tiere zurückführt und uns als Bundesgenossen behandelt.' Ist
Iunot mit seinem Heer in Lissabon, dann schicke ich ihm einen Cou»
rier mit derMeldung.PortugalsVorschlägeseien abgelehnt und
er habe das Land zu behandeln wie jeden anderenFeind.Bis in
diesen Tag muß er aber mit allen Mitteln den Glauben nähren,
er bringe Versöhnung. Er soll an freundlicher Rede nicht knau»
fern, doch geschwind die Hand auf die Flotte legen." Der Hof ist
schon fort.alsIunot ankommt;und dasVolk wirdbald so schwie»
rig, daß der Imperator den Marschall mit Scheltworten zaust.

»Sie thun gar nichts Mnd doch habe ich Ihnen immer wieder ge-
schrieben: Entwaffnen Sie die Bürger; schicken Sie die portugie-
fische Mannschaft nach Haus; zeigen Sie sich so streng, daß Je»
der Sie fürchtet. Jetzt haben Sie den Aufruhr. Ihr Kopf ist mit
Wahnvorstellungen angefüllt und Sie verkennen das Wesen der
Portugiesen eben fo wie Ihre Lage. Ein Mann, der in meiner
Schule erzogen worden ist! Jeder meiner Briefe hat Ihnen vor-
ausgesagt, was geschehen werde.Wenn Sie fo weichlich bleiben,
werden Sie nach einer Landung der Engländer mit Schimpf und
Schande aus Lissabon gejagt. Sie sind in Feindes land, auf erober»
temBodenundhandeln.alsobSieinBurgundfäßen.Einunglaub-
licher Mangel an Vorsicht!" Iunot, der Herzog von Abrantes.wird
General-Statthalter und zeigt den Willen zu der gewünschten
Härte in dem Befehl.durch dieZahlung von hundertfünf Millionen
Francs den Eroberer von den Kriegskosten zu entschädigen. Wäh-
rend Bonaparte sich zur Reise nach Erfurt bereitet, wird Iunot von
Wellesley (der später Herzog von Wellington wurde) mit einem
anglo-portugiesischen Heer bei den Torres Bedras geschlagen und
nach Lissabon zurückgeworfen. Dort gehtsihm, wie seinKaifer vor-
ausgesagt hat: das Volk erzwingt seinen Abzug und er muß sich,
im Vertrag von Cintra, schon am dreißigsten August 1808 ver-
pflichten, das Land derFidalgos zu räumen.Dem giebt der Wie-
ner Kongreß feine alten Grenzen zurück. Der König kehrt erst 1821
aus Brasilien heim (wo er seinen Sohn Dom Pedro als Regen-
ten läßt) und fügt sich in den engen Rahmen der neuen, von den
Cortes erzwungenen Verfassung. Lord Beresford, dem die Füh-
rung des Portugiefenheeres anvertraut worden war, hat durch
steisenHochmuth und erbitternde Grausamkeit das Ansehen Eng-
lands am Tajo geschmälert. Der Vergleich mit seiner Schreckens-
herrschaft erleichtert demKönigIohanndieRegentenpflicht.Doch
Königin Carlotta und der junge Prinz Miguel wollen die Vei-
fassungbrechen, in bequemenAbsolutismuszurückkehren: und er-
trommeln, ertodern sich die Partei der Regeneradoren. Im Mai
1823 fliehtDom Miguel aus Lissabon; läßt von meuternden Trup»
Pen den König ins Hauptquartier entführen und erwirkt von dem
Weichling den Entschluß, sich aus dem Zwange konstitutioneller
Fesseln zu lösen. Johann merkt zu spät, daß er die Puppe, viel-
leicht gar der Häftling der Frau und des Sohnes werden soll.

England bietet ihm Hilfe an. VonBord eines englischen Kriegs»
schiffes wird er in die Hauptstadt zurückgeholt. Vom Volk, dem
die Gefährdung seiner Freiheit nun einleuchtet, umjauchzt. Die
SpanierinCarlotta wird ins Kloster gesperrt; ihrFrüchtchen ins
Ausland geschickt; den Cortes zunächst jedes Recht altportugie»
sischer Ständeversammlung neu bestätigt. Portugal ist aus dem
Franzosenjoch befreit, Beresfords plumpe Fußspur verharkt und
das Land wieder dem Einfluß aus England offen. Der breitetsich,
feit britische Truppen das Königreich vor neuem Aufruhr gerettet
haben. Nach Johanns Tod hat Dom Pedro, um Kaifer vonBra»
silien zu bleiben, auf die Krone von Portugal zu Gunst seiner (erst
siebenjährigen) Tochter Maria da Gloria verzichtet, die ihren
Oheim Miguel Heirathen soll. Pedros Schwester Isabella muß,
als Regentin, gegen einen von Spanien aus geschürten Putsch
Britaniens Hilfe erbitten. Die wird gern gewährt. Nicht eine
Stunde lang durften wir sie einer uns fo intim befreundeten Re»
girung weigern, sagt Canning im Unterhaus; betheuert, daß Eng»
land jede Verfassung achten werde, die Portugal selbst sich wünsche,
nicht aber eine von Fremden oder von Söldlingen der Reaktion
dem Königreich aufgezwungene; und droht den in Europa über»
lebenden Absolutisten mit der Britenmacht, die zum Kampfe wi-
der die Finsterniß alle Kräfte des Lichtes, auch die revolutionären,
schnell vereinen und,wie Aiolos aus seinem Schlauch die Winde,
zur Reinigung stickiger Festlandsluft ausschicken könne. DerAuf»
standsversuch erlahmt. Aber Miguel ist 1828noch der Sohn seiner
Mutter. Als Reichsverwefer schleicht er sich in die Gunst der
Geistlichkeit und der Gasse, bricht, trotz feierlichem Schwur, die
Verfassung und errafft unumschränkte Herrschgewalt. Nur auf der
InselTerceirawird Maria noch als Königin anerkannt. IhrVater
entsagt im Frühjahr 1831 auch der zweiten Krone. Kommt nach
Europa, dringt, nach langer Guerilla, bis nach Lissabon vor und
übernimmtfürseineTochterdieRegentschaft. Im April 1834 knüpft
England den Vierbund mit Frankreich, Spanien und Portugal.
Miguel wird geschlagen, dem ihm noch anhangenden Heerestheil
verleidet, aus dem Land gescheucht. Und Königin Maria, die ihm
verlobt, einem Leuchtenberg angetraut war, vermählt sich nach
dessen Tod, als Sechzehnjährige, dem Prinzen Ferdinand von
Koburg-Cohary. Dessen Enkel Dom Carlos läßt sich, nach langem

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_252.html[18.07.2014 16:06:14]

Zögern, in den Entschluß zu Diktatur schwatzen; und wird auf der
Straße, neben seiner Frau, zugleich mit dem Infanten gemordet.
Er war Englands Kostkind; mußte aber, weil das launische Volk
demüthigende Vormundschaft witterte, eines Tages den Hosen-
bandorden, mit dem ihn die Queen angeln wollte, ablehnen und
durfte auch später sich niemals in willenlosen Gehorsam bücken.
Neue Kolonialgeschäfte erlaubte Britania dem Königreich nicht,
das, nach Brasilien, auch ein Kongostück verloren hatte und in
Makalololand Ersatz suchte. Eduard brachte flink Alles in Ord»
nung. Portugal, feit den Tagen derTorresBedras ein wichtiger
Brückenkopf in Südwesteuropa, wurde englischer Vasallenstaat.
Monarchie oderRepublik: einerlei.Der zweiteSohn des gemor»
deten Königs blieb nicht dreiIahre auf feinem Thron; am dritten
Februar 1908 kletterte er hinauf, am fünften Oktober 1910 mußte
er herunter. Diesmal sprach der Volksmund: »Das Haus Bra»
ganza regirt nicht mehr. "Manuel Maria Philipp Carlos Amelio
Luis Michael Rafael Gabriel Gonzaga Xaver Franz von Assisi
Engen de Braganza freut sich jetzt wohl in seinem englischen Schloß
bei Twickenham des Lebens. Und der Freistaat Portugal, dessen
Thorihmund allen dem Haus Sachfen»Koburg»Gotha»Braganza
Angehörigen verriegelt ist, beugt sich vor britischem Wink.
Der hat ihn in die Wirbel des Krieges gerufen. Noch hat
Portugal ansehnliche Kolonien: Angola, Mozambique, Guinea,
die Kap Verdi»Inseln; in Asien ein Stück vom Inderreich, Timor,
Makao. Die wird England ihm verbürgen oder hoch bezahlen?
Bon dem Portugiesenheer hofft es gewiß nicht viel; immerhin sind
die dreihunderttausend Mann irgendwo, zur Entlastung der
Triple» Entente inAfrika.zu brauchen. Lissabon, Madeira, Lagos
sind günstige Stützpunkte für die Marine der Westmächte. Die
Lusitanierrepublik hatDeutschlandsKriegserklärung keck ertrotzt.
Offenen Neutralitätbruch, groben Schimpf, sogar die Hinschlacht»
ung deutscher Kolonialbeamten hatte berliner Langmuth gedul-
det: der jähenWegnahme unserer Handelsschiffe mußte dieKriegs-
ansage folgen. Admiralitätchef Balfour hat im Parlament neu»
lich dieLeistung derFlotte gerühmt, die der deutschen Flagge das
Meer gesperrt, seit dem Kriegsbeginn vier Millionen Krieger,
eine Million Pferde, hundertzwanzig Millionen Liter Petroleum,
zweieinhalb Millionen Tonnen Kriegsgeräth und Proviant be-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_253.html[18.07.2014 16:06:14]

fördert und ihrenRaumgehalt um eine Million Tonnen gemehrt
habe. Doch die Furcht vor dem Tauchbootkrieg befiehlt, alle er»
langbare Tonnage an sich zu ziehen. Die guten, geräumigen deut»
fchenKähne follen nicht länger inportugiesischen Häfen verrußen.
Den Briten verheißt Portugals Eintritt in den Krieg nur Vor-
theil: neue Mannschaft und Tonnage, Flottenstützpunkte und (die
HauptsacheMustauschwerthefürdenFriedensschluß.DieinLissa»
bon herrschende Sippe muß ahnen, daßAngola undMozambique
ihr in jedem Fall verloren sind. Siegt Deutschland, dann nimmt
es diese Kolonien (die ihm lange schon, mindestens seit dem Ab»
schluß des anglo> deutschen Vertrages v'omIahr 1898, zugedacht
waren); siegt England, dann entschädigt es aus dieser Masse den
überwundenen Vetter von anderem Verlust. Die Erben des rex
fiäelissimus ziehen Bargeld wohl fernem Siedelland vor, das ein
Kleinstaat in der Zeit mächtigerRassenconcerns doch kaum halten
könnte.PortugalfichtalsEnglandsSöldner.tzätteaberdenDienst
geweigert, Wenns nicht, noch heute, fest an den Sieg des Werbers
glaubte. Das ist die wichtigste Lehre der jüngsten Kriegserklärung.
Zwischen Furcht und Hoffnung.
Lord Northcliffe, Deutschenfeind mit noch beschränkter tzaf»
tun«., Beherrscher des Zeitungtrust, dem die limes, Dail/ ^iail,
HveninF ^e>vs und vier Dutzend Blätter minder lauten Rufes ge»
hören, ist unter die Kriegsberichterstatter gegangen. Schon am
fünftenMärz wußte er in Verdun, daß die ungeheurenMenfchen»
opfer dem deutschen Heer nur schmalen Ertrag gebracht, die Fran-
zosen, mit geringem Verlust, die wichtigsten Stellungen gehalten
haben. »Noch fünfunddreißig Kilometer hinter der Feuerlinie
wird das Ohr von dem Gebrüll der Kanonen betäubt. Das Auge
sieht ganze Geschoßberge; für die Riesenmörser und für die feinen
Maschinengewehre der Flieger ist Munition in überreichlicher
Menge bereit. Von der Höhe, wo wir, zehn Kilometer vor Ver»
dun, jetzt sind, überblicken wir das Schlachtfeld. Die Thürme des
Domes ragen noch himmelan. Neberall automobile Güterzüge;
auf einer Straße zähle ich zwanzig, deren jeder ungefähr hundert
Wagen hat. In der Ausnützung diefes Beförderungmittels sind
die Franzosen findige Meister. Sie haben hier junge Führer; der
Oberbefehlshaber Petain ist ein Fünfziger.« (Nein: sechzig; und

sollte vor Kriegsausbruch als alter Oberst abgesägt werden.) «Die
Häupter seines Stabes sind noch viel jünger. Im Hauptquartier
geht es so einfach zu, wie sichs imFeld ziemt. Wir plaudern über die
Mannschaft aus Kanada und Australien, über die stattliche Meh-
rung unseres Britenheeres und erörtern die Möglichkeit eines
Vorstotzes in Flandern, der die Deutschen beschäftigen könnte.
Die Verluste, meint ein junger Offizier, wärenda vielleicht größer
als der Nutzen; fälltVerdun, so wird die Kunde fürein Weilchen
die Stimmung drücken, das Ereigniß selbst aber nicht wichtiger
sein als das Weichen von irgendeinem anderen Frontpunkt. Die
geschleiften Forts taugen nur noch zu Reklame sür die deutschen
Eindringlinge. Die Wucht des Angriffes übertrifft alles bisher
<luf derWestfront Erlebte; nie sah man solche Häufung Schweren
Geschützes.DemKriegswerkzeug kann sich aber die deutscheMann-
schaft nicht mehr vergleichen. Die Gefangenen sehen kümmerlich
aus und erzählen mit saurem Gesicht von derNoth und der aller
VegeisterungsernenTrübsal indertzeimath. Die eigentliche Lehre
der Schlacht bei Verdun ist: DieFranzosen haben um denPreis
nicht allzu beträchtlichen Geländeverlustes den Angriff dreifach
nberlegener Truppen abgeschlagen/ Schlau ist der Mann, von
dem gespöttelt ward, daß er täglich in fünf Millionen Exemplaren
«scheine. Er füttert Chantecler und legt, während Frankreich
murrend auf englische Offensive wartet, Petains Generalstäblern
den Wunsch aus die Lippe, daß England seine Kraft nicht in über»
hastete Vorstöße zersplittere. Thöricht ist nur das Geleier von
Deutschlands Noth, Menschenverlust, von der Trübsal seiner
Bürger und Krieger. Nie, bekennt der Lord, sah man solche Ge-
schützmengen: und will doch hehlen, daß der Verlust der mit diesen
KalibernBeschossenen umsDoppelte größer ist als des Angreifers.
Im »Journal «wurde schon am achtenMärz erzählt, die Stadt
Verdun sei von deutschenGranaten zerschlitzt,deren größtejedrei
Häuser zugleich vernichten. „Neulich säten in einer Nacht hundert»
zwei Geschosse diesen Riesenkalibers Tod und Verderben." Und
Senator tzumbert redet in anderem Ton als Northclisfe. «Kein
Mensch kann bestreiten, daß unsere Feinde Ungeheures geleistet
haben. Die Willenskraft, Tapferkeit, Todesverachtung, die ihre
Mannschaft zeigt, lehrt uns, was von dem Gerede überDeutsch»
lands Ermattung zu halten ist. Der preußische Generalstab hat

fürdenAngriff eine Frontstelle gewählt, von der aus er bequemere
RückVerbindung hat als wir; wo er also hoffen kann, uns mit immer-
neuen Geschoßfluthen zu überschwemmen. Während wir an einen
Fluß gelehnt waren, gebot er über ein dichtes Eisenbahnnetz, in
das er noch neue tzauptlinien und Nebenbahnen einfügte. Die
von ihm gelegten Gleise enden erst nah vor der Feuerlinie und
liefern dem Geschütz, was es braucht. Deutsche Minen, Schmie»
den, Laboratorien speien ihr wuchtiges Geräth, ihre Feuerströme
und Stahlgewitter bis in unsere Stellungen. Die Schienenwege
erleichtern auch die Beförderung der Geschütze schwersten Kali"
bers; sie werden aufs Gleis gestellt und dadurch für den Kampf
nutzbar gemacht. Als der Krieg anfing, hatte weder Deutschland-
noch Frankreich solche Riesenkanonen. Die Achtunddreißiger, die
aufDünkirchen, Belfort, Nancy, Verdun mächtige Stahlklumpen
geschüttet haben, tragen fünfunddreißig Kilometerweit undfeuerrc
von dem Eisenstrang aus, auf dem besonders starke Lokomotiven,
sie vorwärts schleppen. Das haben die Deutschen durch unge»
mein mühsame Vorarbeit ermöglicht. Ihre Feldartillerie wirkt
nur selten noch mit; meist donnert das Schwergeschütz, das von
den eben erwähnten Riesen unterstützt wird. ,Sie arbeiten mit
ihrem Dreihundertfünfer wie wir mit unserem Fünfundfieben»
ziger': sagte mir neulich ein Offizier, der aus der furchtbarem
Schlacht kam. Die schweren und schwersten Kaliber haben alle
Infanterieangriffe vorbereitet; unsere Erde in ein Chaos un-
förmlicher Höhlen verwandelt und alle Vertheidigerstellungen
völlig zerstört. Die Schwere Artillerie Deutschlands scheint jetzt
an Feuerschlünden und Munition so starkzusein wieje eineFeld»
artillerie. Und wer bedacht hat, daß während des Wtnters für
Schienen, Bettung, Schutzwehren gesorgt, mit derAbnutzung der
Rohre und einem unerschauten Geschoßverbrauch gerechnet wer-
den mußte, Der nur weiß die gewaltige Leistung der Deutschen
zu schätzen. Unsere muß sie noch übertreffen. Die Brust unseres
bewundernswerthen Grabenvolkes wehrt, wie eine Mauer, den
Stoß der grausen deutschen Kriegsmaschine ab. Schneller und
ganzer Sieg ist nur möglich, wenn wir unserem Heer Waffen lie»
fern,die seinestzeldenmuthes würdig sind."Und (sagt in der sei»
den Zeitung der Geschichtschreiber Aulard) wenn wir endlich dem
Talent den Platz einräumen, der ihm gebührt. „Petain war, «15

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_256.html[18.07.2014 16:06:15]

der Krieg begann, Oberst. Da er eine Brigade, eine Division, ein
Corps erhielt, Armeegruppenführer wurde und heute das Schick-
sal des Vaterlandes in seiner Hand hält, muß er wohl als das
grötzteTalent desHeeres erkannt worden sein. Der Ursprung des
Wortes Talent weist aus das Gewicht, das die Wage senkt, also
auf den Willen; und der Philologe lehrt uns, daß in der altfran»
zösischen, wallonischen, proven?alischenSpracheTalentund Wille
Wörter gleichen Sinnes waren. Das Talent ist derWille, in dem
die zur Ausführung nöthige Kraft lebt. Nur das Handeln, die
Schöpferleistung offenbart es; und gerade der Heerführer kann
erst auf dem Schlachtfeld, im Feuer zeigen, was er vermag. Hätten
dietzelden unserer Revolutionzeit Europa besiegt, wenn der Kon»
vent nicht die echten Talente, die tzoche, Pichegru, Iourdan, Kle-
ber, Marceau, aus der Reihe geholt und an die Spitze gestellt
hätte? Der berühmte russischeTaktikerDragomirow pflegte zu fa»
gen, das von einem Löwen geführte Lämmerheer fei besser alsein
Löwenheer, dem ein Lamm befiehlt. In unseren Armeen fehlts
nicht an Löwen. Nur das Talent darf ihr Führer fein."
Waffen, die Deutschlands übertreffen, und Führer vom inne»
ren Rang der Hoche und Marceau: ists, im zwanzigsten Kriegs»
monat, für die Erfüllung solcher Wünsche nicht ein Bischen spät?
General Petain,demimMai1915imArtois, am fünfundzwanzig»
sten September in der Champagne einDurchstoß gelang und der»
nach dem Zeugniß seiner Freunde, weiß, daß er gegen die kräftigste
Großindustrie der Erde zu kämpfen hat, mag der Erfehnte sein.
Wo sind die Anderen? Polybios-Reinach, der doch kein Dumm»
topf ist,spähtnichtnachneuenTalenten; begnügt sich mit den alten,
nennt Trübsal Verbrechen und schwört auf Northcliffe. Der lobt
die Räumung des Moorgeländes an der Voivregrenze als ein
Manöver, das den Franzosen eine starke und hohe Stellung ver°
schafft, die Bildung eines gefährlich vorspringendenWinkels ge»
hindert und die Deutschen in denIrrglauben gelockt habe, ihrFeind
sei weich geworden. Der verhöhnt die deutschen Berichte und be»
hauptet, im Fort Douaumont sei weder Geschütz noch Mannschaft
gewesen, als die paar Brandenburger eindrangen. »Die sind noch
drin, werden im Dunkel aus den Erddärmen gespeist, müssen
. aber in der Franzosensluth ersaufen." Frohe Botschaft fürtzerrn
Reinach. Ihm gilt der deutsche Ueberrumpelungversuch schon

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_257.html[18.07.2014 16:06:15]

als gescheitert und sein Spott kitzelt den. Praktischen Arzt und
Strategen Clemenceau, dem nichts erreicht scheine, weil zwei
Brandenburgercompagnien sich noch in dem längst entwertheten
Fort Douaumont halten. Den Senator und ttomme-tInckame
prügelt auch Genosse Herve. „Unseren Kriegern, die bei Verdun
die preußische Lavine auf dem Hals haben, ruft dieser Strand»
räuber den Trostspruch zu. unsere Artillerie sei keinen Pfeffer»
ling Werth! Jeder andere Franzose hat nur einen Wunsch: die
Preußen aus Frankreich und Belgien zu jagen. Ihn scheint nur
ein Gedanke zu beherrschen: er will die Machthaber stürzen und
uns seineRegirertalente in neuer,durchgesehener und verbesser»
ter Auflage zeigen. Dieser Zweck heiligt jedes Mittel. Welcher
Triumph.wenn beiSalonikiDeutsche und Bulgaren unsereMann-
schaft ins Meer geworfen oder Sarrail zur Waffenstreckung ge»
zwungen hätten! Weils nicht so kam, wirft unser Mann sich auf
den Unterstaatssekretär fürs Flugwesen, ekelt ihn, wie den unfä-
higstenWicht,ausdemAmt: und am nächsten Tag schießen unsere
Leute einen Zeppelin und sieben Flugzeuge herunter und Cle»
menceau selbst muß, als Sprecher des Senatsausschusses, beken»
nen, daß wir in der Lust tüchtigvorwärts gekommensind. Gleich da»
nach wird Verdun bedroht. Wonne! Verdun wird fallen. Diesmal
kann ihm die Haut des Ministeriums nicht entgleiten. Alles, was
auch an die Krippe will, leckt sich schon die Lippen. Aber der Mann
hat Pech.Verdun wird sich halten.Da brüllt derStrandräuber: Un-
sere Artillerie zählt gar nicht neben der deutschen! Wirklich? Heute
schon ist sie, in allen Kalibern, der deutschen überlegen; und sie kann,
wie lange auch die Schlacht dauern möge, Geschosse verschwenden.
Das mußjeder Haarige hören. Was kräht also der Schreckenstifter?
Solchen Versuch, den Muth der Truppen zu lähmen, dürfte keine
Regirung dulden. Der Wohlfahrtausschuß des Konvents hätte
ihn nicht so glimpflich geahndet wie unsere Censur, die das Blatt
des Strandräubers sür acht Tage verbot." Das schmeckt bitter.
Und Herr Clemenceau hatte doch, ehe ihn die Gier nach Briands
Skalp übermannte, geschrieben, selbst der Fall Verduns werde
die Deutschen nicht endgiltigemSieg nähern. »Wenn Ereignisse,
die ich nicht voraussehen will, uns nöthigten, Verdun aufzugeben
oder die Stadt in der Lage vonArras, Reims, Soissons zu lassen,
bliebe unsere Front trotzdem unbrechbar. Eine den Deutschen

>günstige,Entscheidung'des Krieges würde erstmöglich, wenn alle
Franzosen, Engländer, Russen, Italer ausgerodet wären. Bis da-
, hin ists weit. Und die Leistung unserer Helden verbietet jeden Zwei-
fel an unseremSieg. GanzenSieg fordert Frankreich.DieSchlappe
eines Tages könnte den felsfesten Entschluß der Nation nicht er-
schüttern." Schlechte Führer und Geschütze, doch: sicherer Sieg.
Einerging...
Herr von Tirpitz ist von der Zinne des Reichsmarineamtes
gestiegen.Da ich wesentlich Neues über ihn heutenoch nicht sagen
könnte und von solcher Gestalt mich doch nicht stumm wenden
möchte, sammle ich ein paar Sätze, die ich für einen Festtag seines
Lebens schrieben diesesNotizbuch.Muh janoch nichtAbschied sein.
Großadmiral,Ezcellenz,PreußischerStaatsminister,Staats-
fekretär im Reichsmarineamt, Bevollmächtigter zum Bundesrath,
Briefadel, SchwarzerAdler: derSohn des küstrinerIustizrathes
Äirpitz hat die höchste Sprosse der Ehrenleiter erklettert. Nicht
hastig,nicht langsam; er warFünfzig, als erViceadmiral wurde,
Zweiundsechzig, als er sich mit dem neuen Titel des Großadmi»
rals putzen durfte. In meinem Bereich Niemand stärker und höher
als ich: war stets wohl seines Willens Losung. Seit er demReichs-
marineamt vorstand, wurden dieAdmiralstabschefs (unter denen
doch ein Mann vom Weitblick und Persönlichkeitgewicht des Gra-
fen Baudisfin war), die Häupter des Marinekabinets und der
Schlachtflotte kaum je genannt. Kein deutscher Kriegsminister,
weder die beiden Bronsart noch selbst Albrecht Roon, thronte so
hoch in der Macht; nicht nur von dem Römer ausParchim, auch
von Waldersee, Schlieffen, dem zweiten Moltke, von Blumen-
thal, Steinmetz, Werder, Bülow, Goltz, Haeseler, Lentze, vonAlbe»
dyll,tzahnke, Hülfen, Lyncker hörte und sprach der Bürger. Wenns
um die Kriegsmarine ging, neunzehn Jahre lang nur von Tirvitz.
Woher mag in derWarthefestung einem aufsTrockene derPan»
dektendeutung gefetzten Rechtsanwalt derWunfch gekommen sein,
den Jungen unter die Wasserratten krabbeln zu lassen? Vater
Tirpitz war gewiß ein strammer Preuße und Patriot. Küstrin: da
lernt auch der laufteLaodikaier endlich dasKnirschen.Mündung
der Warthe in die Oder. Seit 1R0 ein (von Maurer gethürmter)
Wall gegen tzordeneinbruch aus Ost. Der Kerker, dessen Fliesen

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_259.html[18.07.2014 16:06:16]

Fritzens, des als weibisch verschrienen Kronprinzen, Thränen ge»
netzt,ausdessenGuckluke der zarteHäftling die Hinrichtung seines^
Busenfreundes Katte betrachtet hat. Im Siebenjährigen Krieg,
haben die Russen die Festung beschossen. Ingersleben, ein un»
wahrscheinlich zager Preußenoberst, hat sie, trotzdem ihm weder
Proviant nochWehrgeräth fehlte, 1886 einem Franzosenschwarm
geöffnet. Und nachsechsIahren erst wardsiewiederschwarz» weiß.
Solche Erde lehrt des Vaterlandes Kraft schätzen; seine Ohnmacht
bestöhnen. Größer muß des Deutschen Vaterland sein: hatArndr
posaunt; der fallersleber Hoffmann im Schlupfmantel habsbur-
gischer Klänge durch Zollerns Staat die Mahnung geschickt, über
Alles in derWeltDeutschland zu lieben.Nochistsnicht; einsauT
den Fugen, eines neuen Lebensmöglichkeitnoch nicht klar gesichtet.
Daß nur ein kräftigerArm es den Wehen der Sturmzeit entbinden
könne, in der alle Begriffe erworbenenRechtes streitig geworden
sind, ahnt jeder Küstriner. Warum aber läßt der Herr Iustizrath
feinen Alfred nicht Landkriegs mann werden, denFußkampf oder
Geschützdienst lernen? Vielleicht, weil er meint, ohne ererbten
Adel, Grundbesitz oder Geldhaufen komme in Friedrich Wilhelms
Heer auch der Tüchtigste nur im Schneckentrab vorwärts. Viel-
leicht, weil er (wie später, in der Elektrikerdämmerung, mancher
Papa) den Knaben in Sonnenaufgangshoffnung schieben will.
AlsAlfred, am neunzehnten März 1849, geboren wurde, gab es^
seit neunzehn Tagen, ein Oberkommando der preußischen Marine.
Achtundvierzig Jahre danach bringt der Reichsanzeiger den, Ent»
Wurf eines Gesetzes betreffend denAusbau der deutschen Flotte"
ans Licht. Das Werk des Contreadmirals Tirpitz, der seit acht
Monaten Staatssekretär ist. And fortan jede Marineforderung,
im Zeitraum von fünfzehn Iahren fünf gewichtige Borlagen, mit
bedenkenloser Gelassenheit durch die Klippen, die Dünung, den
Muschelgischt des Parteienhaders lootst. Aus seinenVMuni>
kommt derSatz: «Ich weiß, daßdieSchlachtschiffeimAllgemewen
nicht populär sind. Es ist ja schwierig, klarzumachen, daß das
Schlachtschiff durchaus ein großes, starkes Schiff sein muß. Aber
wenn wir eine Flotte haben, die der jetzt geforderten Stärke ent»
spricht, dann hat Deutschland eine Seemacht, gegen die offensiv
an unseren Küsten vorzugehen selbst eine Seemacht Ersten Ran»
ges sich dreimal bedenken wird. Die Seeinteressen Deutschlands

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_260.html[18.07.2014 16:06:16]

Hind seit der Errichtung des Reiches in ungeahnter Weise gestie»
Hen. Werden diese Interessen in Zukunft unterbunden und ernst»
lich geschädigt, so muß Deutschland zuerst einen wirthschaftlichen
nnd dann einen politischen Niedergang erleiden." Die zu schaf»
lende Schlachtflotte, läßt er im „Nauticus« von 1899 künden, „ist
das beste Mittel zur Vertheidigung unserer Küsten. Kein Geg»
ner wird, wenn diese Flotte vorhanden ist, Angriffe auf die Fluß»
Mündungen und offenenStädte vornehmenoderLandungenver»
-suchen dürfen, ehe er mit der Schlachtflotte abgerechnet hat."
Während er das Haupt des Torpedodienstes war, wurde, gewiß
nicht ohne sein Zuthun, das (heute seltsam klingende) Wort ge»
sprachen: «Je früher die Zahl von hundertfünfzehn Torpedo»
booten erreicht ist, um so länger werden wir, wenn wir die hohe
S<e nicht halten können, offenetzäfen haben." Schlachtschiffe und
Torpedoboote: zuverlässiger Schutz vor jeder Hemmung deutschen
Seehandels. Wohin schmolz derSchnee aus so holden Wintern?
DerumsichtigeInspecteurderTorpedoflottesahderenErben,
öas Unterseeboot, nicht sogleich gern erwachsen. Noch imDezem»
ber 1905 fand er, daß es nur „für gewisse, eng begrenzte Zwecke
"Bedeutung hahe". Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die
Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flotten».
Vereins, dem Torpedo» das Unterseeboot vorzuziehen. Im März
1913 spricht Herr Churchill, Englands Marinechef: „Das Herr»
UcheWerk, das durch die lange Verwaltungarbeit des Herrn von
Tirpitz entstanden ist, betrachten wir mit höchster Bewunderung."
Wenn Herr von Tirpitz in der Wahl einzelner Waffen und
des Geschützkalibers manchmalgeirrt hätte(was erst amAusgang
unseres Krieges offenbar werden kann), wäre er nicht so hart,
freilich ohne die dem Schöpfergenie schuldige Ehrfurcht, zu tadeln
wie Bismarck, der, weil er Gortschakows Selbstweihqualm nicht
riechenkonnte, dieRussen ohne Ertrag aus dem Türkenkrieg vom
Berliner Kongreß heimschleichen ließ; nicht härter als Moltke, der
die hagere Wucht feines Namens Jahre lang gegen den Plan des
Nordostseekanals stemmte und starr auf derUeberzeugung stand,
dieser Kanal werde nur im Sommer brauchbar, militärisch von
un gewissem Werth und inkeinemFallsonützlichseinwieeinneues
Geschwader, das auch nicht mehr Geld kosten würde. Große selbst
zahlen, im Irrthum, den Menschenzoll an ihr Schicksal. Wunder»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_261.html[18.07.2014 16:06:16]

lich wäre nur,wenn gerade derAdmiral, der am Meisten mit der
Möglichkeit deutsch-britischen Krieges rechnete, die Unters eewaffe
verkannt hätte; wunderlicher als der Augenmaßmangel, der ihn
zwei Drittel einerhöheremZweckpflichtigenLebenskraftund neun
Zehntel seinersonst sparsam behüteten tzerzenswärme an die Wah»
rung des im Oststurm unhaltbaren Postens Kiautschau vergeuden
ließ. Deutschlands größter Torpedotaktiker hat sicher ja dem Er»
lebniß Roberts Fulton nachgeforscht, der, mit Watts Maschine,
1807 den erstenKriegsdampfer rüstete, Torpedo und Tauchboot»
typus (ohne das Periskop, den Rundgucker, den Goubet und
Zede hinzufügten) erfand, in Britanien aber keinen Auftrag er»
warb, weil Pitt, nach dem Wort des Admirals John Iervis (der,
mitNelson, 1797 bei SaintMncent dieSpanier geschlagenhatte),
nicht so dumm sein wollte, eine Waffe einzuführen, die dem Meer»
beherrsche? das Szepter aus der Hand schlagen kann. Die Wasfe,
die nur der Blockirte, nicht der Blockirer (der ja kein Angriffsob-
jekt fände), zu nützen vermag. Herr von Tirpitz hat stets an den
Nordseekrieg, den Kampf gegen England, gedacht. Ihm wurde
Fatum, daß seinen Willen nie ein stärkerer bog; daß er sich als
Fachmann «ausleben" durfte. DreiKanzler, sieben Staatssekre»
täre des Auswärtigen Amtes, zwei Dutzend Diplomaten, weit»
und kurzsichtige, haben wider ihn gemurrt. Gemeutert ? Jahrzehnte
lang wagte es nicht einer. Nicht einer schien ihm an Kraft gleich.
Der Staatsmann mußte den von seiner Ressortpflicht ganz Er»
füllten vorTsingtau warnen; demblankenAugedes Schisfbauers
die Nothwendigkeit und die Gefahr deutscher Erdpolitik entschlei-
ern. Der Stämmige stand allein. Wäre er zu schelten, wenn er zu
ungestüm vorwärts gedrängt, schwächlich wimmernden Einspruch
abgewehrt, eine ihm liebe Waffe, einen alten Gehilfen zu lange
im Gunstlicht gelassen hätte? DenFachmannlobtdasWerk. Lobt
alltäglich des Feindes Mund. Und derAdmiral durfte sich, durfte
den Nachbarn sagen: «Ich bin berufen, Deutschlands Seewehr
zu stärken; hindert mich, Wenns Eure Staatsmannsweisheit ver»
mag." Seinen Beruf hat der undurchdringlich an allen Wesens»
Pforten Gepanzerte wie je ein Bräutigam die Verlobte geliebt.
HierstrotztPersönlichkeit; «isteinKerl«: sagtselbstdertzasser.
Auch einPolitiker?Manchmal ists, als sei in demFachmenschen
der Embryo eines Staatsmannes durch Selbstamputation ver»

stümmelt worden. An Listenreichthum und der Gewissenlosigkeit,
die nach Goethes Richtspruch jeder Handelnde braucht, an Eisen-
harte und Stahlgeschmeidigkeit fehlt es nicht; noch an dichtfaltig
alle Seelenporen verhängenden Hüllen. Weiß doch Niemand, wo-
ran Der glaubt. Daß Politik die Fortsetzung des Krieges, des die
Kultnrrechte aufhebenden Urstandes wilder Natur, mit anderen,
nicht immer milderen Mitteln, daß der Regirende, für die Ge»
meinsache, die Zukunft einer Volkheit Verantwortliche nicht in den
Moralpferch des scharwerkenden oder hamsternden Kleinbürgers
eingekettetist.empfandindemHalbkreisdeutscherEzcellenzenwohl
keine so klar wie in ihrem Uferprunkkasten die des weißen Küstri»
ners. Der klebt nicht amWürdenleim; hat in heiklen Stunden stets
elnAbschiedsgesuchinderBlaurockstascheundwickeltdie anfangs
Borstigsten, aus Olymp undAcheron.baldwieSeidenfädchen um
den dicken Zeigfinger. Doch irgendein Glied, elndem Staatsmann
unentbehrliches,scheint abgeschnürt, abgestorben zusein. Weil in
der Stickluft des niemals voll Verantwortlichen, de? vor der Hand -
lung erst mindestens Einen, meist Drei von der Nothwendigkeit
undMöglichkeit überzeugen mußte,krankeGewebsstränge die Ent-
wickelung des Keimes hemmten? Der Humor, den man mürrisch
brummen hört, wird von Banden nichtfrei, dieAusstchtvomWall
des planenden Geistes nicht weit, dieLaune weder andächtig noch
sonstwie daimonisch.«Tirpitz ist unberechenbar." Und scheint selbst
nur auf Zetteln, nicht auf dertzünenhaut des germanischenWelt»
alls, seine Wochenrechnung zu machen. »Wohin will er?" Nur
in den Nachruhm des Mannes, derKIautschau und fünfFlotten»
gesetze durchgedrückt, Wehr» und Werftdienst klüger organisirt, die
Pressegekirrt undvonallenReichstagenAlles erschmollt oder er»
liebelt hat? Lächelnd hat er, vor dem Ohr eines Briten, einst sich
den Schwarzen Mann des Vereinigten Königreiches genannt;
gleich danach die Schultern gehoben, betheuert, er habe niemals
Krieg gegen England gewünscht; und in dieser Stunde wohl selbst
dran geglaubt. Flimmerte Irrlicht vor seinem Willen? Im
Verwalteramt wollte er Herr über die Seewaffe sein; als bewußt
Untergebener gegen Wind und Fluth den höchsten Entschluß er»
wirken. Morgen tritt er ins achtundsechzigste Lebensjahr. Und
sieht nicht aus, als sehne er sich in thatlose Greisenruhe.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_263.html[18.07.2014 16:06:17]

Vom deutschen Wald.
Bismarck ist am zehnten Februar 1883 im Reichstag
energisch für die tzolzzölle und damit für den Schutz des
deutschen Waldes eingetreten. Er sagt, der Schutzzoll sei nicht
nur nöthig für die tzolzzucht, fondern auch für den Theil der Be-
völkerung, der im Walde arbeitet, als Holzfäller oder als Fuhr»
Werksbesitzer, der auf diese Weise in der arbeitlosen Zeit des
Winters sein Zugvieh paßlich beschäftigen könne. Weiter stellt
Bismarck aus seiner Erfahrung fest, das; etwa fünfzig Hektar gut
bestandenen und betriebeuen Waldes eine Arbeiterfamilie beschäf-
tigen. "Auf andere Bortbeile des Waldes ist der Fürst damals
nicht eingegangen. Dies war auch nicht nöthig, denn das deutsche
^olk kennt und liebt wie kein zweites den Wald. Nicht nur der
andbewohner, der in dessen Nähe wohnt, schätzt ihn, sondern
.ich der"S7aör«5<'/ Her an freien Tagen selbst unter Aufwendung
.iner größeren Fahrr^.am Liebsten den Wald aufsucht, um sich
darin zu ergehen. Unzählige Lieder beschäftigen sich mit dem
Wald und seinem Leben, schwer empfindet der deutsche Rei-
sende in romanischen Ländern o^as Fehlen des Waldes. Jeder
Deutsche ist sich bewußt, daß der ^z«ld nothwendig, nützlich, in
Deutschland unentbehrlich ist. x
Nicht erst in diesem Krieg, sondern f-'chon zuvor ist das Ver-
langen nach innerer Kolonisation laut gen) orden. Es ist eben so
berechtigt wie die Forderung, daß der Waldaus dem Boden wei-
chen soll, wo Körnerbau noch mit Erfolg betrüben werden kann.
So lieb wir den Wald haben, wir dürfen unsXnicht der Einsicht
verschließen, daß er nur auf den Boden gehört, akz^f dem eine ren-
table Landwirthschaft nicht mehr möglich ist, es sei«, denn, daß an-
dere Gründe für seine Erhaltung sprechen. Denn an^ den Stellen,
an welchen der Wald als Schutzwald steht, darf er ..nicht ange-
griffen und da, wo Schutz erforderlich ist, muß er angebaut wer-
den, auch wenn der Boden landwirthschaftlich günstiger ausgenützt
werden könnte. Als Beispiel nenne ich die SchutzwaldunA?« des
Hochgebirges zur Beseitigung oder Minderung der LawinenVge-
fahr. Aber auch an anderen Orten sind Schutzwaldungen noty^
wendig oder doch vortheilhaft, so auf den Kämmen unserer Mit-^
tclgebirge. Auch können unter Umständen Thalwaldungen im
Aeberschwemmungsgebiet der Flüsse nicht beseitigt werden, ohne
die unterliegenden Orte zu gefährden. Ein Beispiel sind die
Staatswaldungen im Kinziggebiete oberhalb der Stadt Hanau,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_264.html[18.07.2014 16:06:17]

Z>ie, ohne schwere Gefahr für diese Stadt, nicht in viel rentablere
Wiesen umgewandelt werden können.
Die vom Walde der Landwirthschaft abzugebenden Flächen
müssen aber auch für diesen Betrieb ihrer Größe nach geeignet
sein. Kleine, ganz vom Wald umschlossene Grundstücke sollen nicht
abgegeben, sondern aufgeforstet werden. Solche Grundstücke schä-
digen den Wald durch Frostgefahr. Die Besitzer unterliegen aber
auch leicht der Versuchung, sich widerrechtlich Forstprodukte an-
zueignen. Hierdurch wird der Forstschutz sehr erschwert. Auch wird
dem Waldbesitzer zugemuthet, große, oft sonst ganz unnöthige
Wegestrecken in seinem Wald liegen zu lassen und womöglich noch
auf seine sKosten zu unterhalten. Auch kleine Wiesengründe ^müssen
entweder aufgeforstet oder, wenn es möglich ist, so verbreitert
werden, daß sie eine vernünftige wirtschaftliche Form und Größe,
bekommen. Auch muß auf eine bessere Grenze zwischen Wald
und Feld Werth gelegt und dafür gesorgt werden, daß diese Grenze
ein nicht zu schmaler, gut fahrbarer Weg bildet, der von beiden
Theilen benutzt werden kann und auch das Feld einigermaßen
vor der Beschattung durch den Wald schützt.
Wenn wir den Grundsatz aufstellen, daß der Wald den Bo-
den abgeben soll, der sich besser zu landwirthschaftlicher Bebauung
eignet, so müssen wir dagegen auch fordern, daß aller Boden,
der für den Körnerbau nichts taugt, Wald werde. Wir haben
in unseren deutschen Mittelgebirgen Tausende und Abertausende
von Hektaren als Hutweide liegen, Sie bieten einen traurigen
Anblick. Mit Steinblöcken und Ameisenhügeln übersät, tragen
sie hier und da noch einen alten, manchmal malerischen, aber
sonst werthlosen Baum. Oft werden sie auch noch durch dornige
Hecken beeinträchtigt. Gepflegt oder gar gedüngt werden sie nie,
Ihr Ertrag ist gleich Null. Die Beweidung dieser Flächen durch
die Gemeindeheerden nimmt immer mehr ab; viele Orte besitzen
überhaupt keinen Hirten mehr, man geht immer mehr zur Stall-
fütterung über. Nur das Jungvieh tummelt sich noch auf diesen
zu solchem Zwecke viel zu großen Flächen. Der größte Theil
müßte aufgeforstet werden. Nach Anbau der Fichte würden sie
hohe Erträge liefern; denn für diese Holzart besitzen sie in der
Regel mindestens die dritte, wenn nicht die zweite Bodengüte.
Nach den großen napoleonischen Kriegen im Anfang des
vorigen Jahrhunderts zeigte sich ein starker Landhunger. Da«
mals wurde sehr viel Wald gerodet und der Landwirthschaft zu-
geführt, der sich nicht hierzu eignete. Man glaubte, Das durch

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_265.html[18.07.2014 16:06:17]

den Anbau der Kartoffel ausgleichen zu können. Das geschah
aber geradezu sinnlos; die Kartoffelkrankheit war die Folge und
nun sah man ein, daß man auch mit dem Kartoffelanbau vor-
sichtig sein müsse. In gebirgigen Gegenden ist die Landwirth-
schaft seitdem mit geringen, leichten Böden überlastet, die große
Ansprüche an Dung machen, dadurch diesen den besseren Boden-
arten entziehen, ohne selbst einen genügenden Ertrag zu gewäh-
ren. Auch hier dürfte die Aufforstung solcher Gelände, nament«
lich, wenn sie an einen vorhandenen Wald angrenzen, sehr zu
empfehlen sein.

Doch auch in den gesegneten Theilen unseres Vaterlandes,
in dessen fruchtbaren Niederungen, wird man Bodenstellen ge-
ringeren Ertrages finden. Wenn sie auch nicht groß genug sind,
um wirkliche Forste zu bilden, so können doch Vogelgehölze (nach
dem Muster des Freiherrn von Berlepsch) angelegt werden. Die
Eisenbahnverwaltung kann mit gutem Beispiel vorangehen und
ihre Dämme, Einschnittböschungen, Ausschachtungen in dieser
Weise bepflanzen. Abgesehen von dem großen Nutzen, welchen
derartige Anpflanzungen durch Vermehrung der nützlichen Vö-
gel der Landwirthschaft bringen, werden auch vom Schönheit-
standpunkte aus diese sonst sehr einförmigen Flächen in ange-
messener, für das Auge wohlthuender Weise unterbrochen. Und
den landwirthschaftlichen Arbeitern bieten diese Gehölze in den
Ruhepausen an heißen Tagen einen angenehmen Aufenthalt.

Wenn der Wald der Landwirthschaft Opfer bringen soll, so
muß verlangt werden, daß wenigstens der Rest nicht durch ir-
gendwelche Einflüsse in seiner richtigen Bewirthschastung gestört
werde. Dies geschieht aber noch in einer Reihe deutscher Staaten
"durch die Forstservituten, Preußen hat diese Belastungen, wenig-
stens zum allergrößten Teil, mit Hilfe der Ablösungsgesetze be-
seitigt. Jede Forstservitut hindert aber den Waldbesitzer an rich-
tiger intensiver Forstwirthschaft, Das Schlimmste sind die Streu-
bcrechtigungen. Wenn sie ausgedehnt sind, können sie den Wald-
bestand in Frage stellen; sie müssen durch Ablösungen beseitigt
werden. Der Wald kann trotzdem noch dem Bedürfnis; an Wald-
streu genügen. An Schneisen und Wegen, auf denen die Entfer-
nung des abgefallenen Laubes sogar nützlich ist, ist kein Mangel.
Auch auf Abtriebsflächen kann Laub und auch andere Streu ab-
gegeben werden. Sonst muß aber die Laub- oder Nadeldecke dein
Wald bleiben, wenn er nicht Schaden leiden und für den Wasser-
stand seine Aufgabe erfüllen soll.

Auch die Waldweide ist zu beseitigen. Wir haben schon ge-

sehen, daß Flächen, die nur hierzu dienen, wenig Ertrag bringen. Sind sie noch dazu in den Wald eingestreut, so wirken sie nur schädlich und bringen kaum einen Nutzen. Auch die direkte Weide im Wald selbst bringt fast keinen Ertrag, wenn die Schonungen, was der Forstwirthschaft wegen absolut nothwendig ist, davon befreit sind. Nur der Schweineeintrieb in die älteren Bestände kann für beide Theile, sowohl für den Schweinebesitzer als auch für „den Forst, von Vortheil sein.

Am Wenigsten schädlich ist -immer und überall das Recht auf Holzbezug in der Form seiner festen tzolzrente, wenn es nicht die Forstwirthschaft hindert oder die Leistungfähigkeit des Waldes überschreitet. Das Leseholz muß der bedürftigen Waldbevölkerung belassen, aber in vernünftiger Weise beschränkt werden, und zwar auf Tage und bestimmte Waldorte, denn sonst wird der Forstschutz unnütz erschwert. Das Sammeln von Pilzen, Beeren und Kräutern sollte man da, wo nicht Schonungen geschädigt werden, nicht erschweren; eben so wenig das Spaziren im Wald. Oester als der Forstmann ist der Jäger unduldsam; seines Wildes wegen möchte er den Wald am Liebsten für sich allein behalten und gegen jeden Dritten abschließen. Die Jagd gehört ja auch zum Walde, doch soll sie niemals Hauptzweck sein. Schlendrian und Raubwirthschaft muß verhindert werden. Sonst kann der Wald nicht dem Vaterlande das Wichtigste verbürgen, was er zu leisten hat: die Regelung des Wasserstandes.

In dieser Frage folge ich vielfach dem Forstmeister Otto Kaiser, der sie 1883 in seinen „Beiträgen zur Pflege der Bodenwirth« schaft" behandelt hat. Der Prophet gilt nichts in seinem Vater- lands: der alte Spruch bewährt sich leider nirgends mehr als in Deutschland. Die schönsten Erfindungen werden bei uns gemacht, nicht beachtet und erst angenommen, wenn sie aus dem Ausland zurückkommen.. So ist es auch Otto Kaiser ergangen. Seine guten Arbeiten auf diesem Gebiet haben keinen Erfolg gehabt (in die« fem Fall nicht einmal im Auslande, dessen Forstkultur hinter un- serer zurückbleibt). Als Kaisers Schrift erschienen war, glaubte man, das Wasserstandsproblem auf andere Weise lösen zu können: nur durch die Anlage großer Thalsperren. Diese leisten viel, sind aber theuer und bleiben eine stete Gefahr für die unterliegenden Orte und Gelände. Eine sicherere und gefahrlose Regelung wird durch den Wald bewirkt. Daß er die atmosphärischen Nieder« schlüge zurückhält und erst allmählich abgiebt, ist bekannt; je besser der Wald bestanden ist, je weniger seiner Laub« oder Nadeldecke beraubt, desto leistungfähiger ist er auf diesem Gebiet. Das Wasser

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_267.html[18.07.2014 16:06:18]

Wird aufgesogen und langsam abgegeben. ' Oft versickert es auch und speist die Quellen. Der Schnee schmilzt im Forst, namentlich auch in den immergrünen Nadelholzbeständen lange nicht so schnell wie im Freien. Man kann annehmen, daß von den Niederschlägen etwa ein Drittel gleich wieder verdunstet, ein Drittel abfließt und ein Drittel versickert. Durch zweckgemäße Eingriffe läßt sich aber eine viel größere Wassermasse zum Einsickern bringen und zugleich der Abfluß des zweiten Drittels verlangsamen. Beim Ausbau des Wegenetzes kann man unzählige kleine und größere Teiche billig anlegen; viele solcher Teiche leisten zusammen aber für die Zurückhaltung des Wassers das Selbe wie ein Sperrweiher von gleicher Gesammtgröße.

Noch viel günstiger wirkt es aber, wenn man jedes kleine Rinnsal, das sich gebildet hat, nicht direkt aus dem Wald herauslaufen läßt, sondern es durch Horizontalgräben abfängt und auf die Rücken leitet. Namentlich muß Das bei den Wegekanälen geschehen. Die Kosten sind äußerst gering, denn es handelt sich meist nur um Gräbchen von höchstens dreißig Centimeter Tiefe und sechzig Meter Länge, Dadurch bewirkt man einen Ausgleich der Bodenfeuchtigkeit, der für den tzolzwuchs von großem Werth ist. Außerdem bringt man viel größere Wasfermengen zum Versickern und stärkt so die Ergiebigkeit der Quellen. Wenn man nach diesen Regeln (Einzelheiten übergehe ich) ein ganzes Waldgebirge einrichten wollte, würden die Kosten noch lange nicht die einer einzigen Thalsperre erreichen, And für den Wasserstand würde dennoch viel mehr geleistet.

In den Staatswaldungen des Regirungbezirkes Kassel sind, unter Kaisers Leitung, solche Versuche gemacht worden. Leider trat bald danach an der höchsten Stelle im Forstwesen Preußens ein Wechsel ein; der neue Oberlandforstmeister hielt nichts von diesen Versuchen und ließ sie nicht fortsetzen. Landforstmeister von Baumbach, der Förderer dieser Bestrebungen, nahm den Abschied und wurde Chef der Waldungen im Fürstenthum Waldeck.

Die Pflicht der Waldbesitzer ist aber, das Problem zum Wohl der Gesammtheit zu lösen. Ein großer Theil des deutschen Waldes gehört den Bundesstaaten. Sie müßten mit gutem Beispiel vorangehen. Doch auch sonst ist der Wald bei nns zum großen Theil in auter Hand. Wir haben viele und große Fideikommiß- und Stiftung-Waldungen, die manchmal noch behutsamer gepflegt werden als die Staatswälder. Auch in großen Gemeindewaldungen sieht es gut aus; je kleiner sie aber werden, desto schwieriger wird die Bewirtschaftung. Das Reichsrecht müßte die Ver-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_268.html[18.07.2014 16:06:18]

einigung kleiner Waldstücke erleichtern und für die Zukunft jede Waldtheilung verbieten; sie ist früher, besonders bei Genossenschaftwaldungen, leider oft erfolgt. Selbst Fideikommiß- und Stiftung-Wälder find vor solchen Theilungen nicht sicher: die Familie kann aussterben, die Stiftung zwecklos werden und deshalb aufhören. Wer ein Stück besaß, erhielte dafür einen Antheil an dem gemeinsamen Waldbesitz. Die passende Form böte die Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht. Mindestens ein Geschäftsführer müßte für den höheren Forstdienst in einem deutschen Bundesstaat ausgebildet sein. Die kameralistische Buchführung und Rechnung wäre zu gestatten. Da nicht alljährlich eine Bilanz gemacht werden kann, muß der Forst eine Betriebseinrichtung haben; die Kosten find durch Kredit aufzubringen und spätestens in zwanzig Iahren abzutragen. Die/Einrichtung muß von Zeit zu Zeit nachgeprüft und, wenn ies nöthig scheint, verbessert werden. Der Gesellschaftvertrag muß bestimmen, ob der jährliche tzolzanfall zu verkaufen oder unter die Genossenschafter zu vertheilen und ob ihnen ein Borkaufsrecht auf das Holz zu gewähren ist. Die Gründung solcher Waldgenossenschaften muß von Stempel und Kosten frei bleiben, weil sie dem allgemeinen Interesse dient.

Nützlich ist die Markirung der besten und landschaftlich schönsten Waldwege, Den Bereinen, die dafür sorgen, kann der Forstwirth nur dankbar sein und er muß ihnen helfen, wo er vermag. Sie werden auch das Verständnis; für die Nothwendigkeit verbreiten, die Schonungen wirklich zu schützen und nicht nur vor Beerensuchern, sondern auch vor Spazirgängern zu sichern. Die Invaliden unseres Krieges können in der Forstwirthschaft Beschäftigung finden, wenn ihre Marschfähigkeit nicht allzu beträchtlich gemindert ist und wenn eine verschärfende Strafvorschrift die Herren Forst- und Wilddiebe vom Widerstand gegen invalide Beamte noch kräftiger abschreckt, als es die Norm unseres Strafgesetzbuches heute thut. Ohne verschärfenden Zusatz wird es freilich nicht gehen. And alle Deutschen wünschen doch, den Kriegsinvaliden neue Arbeitbezirke zu öffnen.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Nsenburg und Büdingen.

es

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_269.html[18.07.2014 16:06:19]

Mithridate.")
uf dem glitzernden See von Rheineberg schwamm eine Barke.
Versteckt hinter dem breiten, purpurnen Segel, das beschattend
die heiße Sonne zurückhielt, und weichgebettet auf schwellende Polster
lag eine jugendliche Gestalt und las in einem Buch. Vom Ufer her
drang heimliches Bienengesumm und süßer Blüthenduft. Manchmal
erschien auch eine schlanke, buntschillernde Libelle, gaukelte an dem
Leser h^rum und schwirrte dann wieder zurück. Nun knirschte auf
dem Parkweg der Kies nnter den munteren Schritten eines Kavaliers
südländischen Aussehens. Er trug weißseidene Strümpfe und einen
rothen, silbergestickten Schlafrock, der ihm offenstand, eben so wie
oben am Hals das Weiße Spitzenhemd^ Sein kleiner, mit goldenen
Tressen besetzter Dreispitz, der ihm schief und zierlich über dem vollen
braunen Gesichte saß, war besteckt mit Eichenlaub. Aeber der Schulter
hing ihm eine lange Flinte und vorn im Knopfloch steckte eine kleine,
winzige Flöte aus Bernstein. Die setzte er nun an die Lippen und
pfiff ein paar Triller zu dem einsamen Bot hin.
Als der Insasse ihn bemerkte, legte er rasch das Buch fort, griff
nach ein paar Blättern und rief daraus dem Anderen, auf Fran-
zösisch, zu:
„Ich wohl das Leben zu genießen weiß?
Von Freunden eine Schaar, ganz auserkoren,
Abhold der Heuchelei und wie geboren
Zu Ernst und Scherz, die bildet meinen Kreis.
Da füllt Philosophie gar manche Stunde;
Bald fesselt Newton und die Sternenkunde,
Bald Dichtkunst, Malerei uns ganz,
Bald freun wir uns an der Geschichte Themen.
Bald sinnen wir ob den Problemen
Der Größe Roms und Griechenlands.
Drauf voll von Liebe, Versen und voll Lust
And von der holden Tollheit ganz bezwungen,
Die Ernst und Herbe scheucht aus jeder Brust,
Sprühn die von edlem Wein gelösten Zungen,
Lebendig zwar, doch Maß und Grenze wahrend,
Ein Feuerwerk, mit Geist die Launen paarend;
An diesem stillen Fleckchen, von Banausen
And Gecken unbehelligt, sehe ich
Die zarte, unverfälschte Freundschaft Hausen."
„herrlich, herrlich!" schallt es nun vom Afer zurück, als die
Stimme auf dem Wasser schwieg. „Von den Grazien geführt, gleiten
Dir die Verse dahin. Aber hast Du auch Deine Rolle im Kopf und
wirst nicht wieder steckenbleiben wie gestern abends bei der Probe? Heute
*) Aus dem hübschen Band „Ruhm, Novellenkranz um Friedrich
den Großen", der in der Groteschen Verlagsbuchhandlung erschien.
file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_270.html[18.07.2014 16:06:19]

bist Du kern Idyllendichter, kein Theokrit, kein Anakreon, auch nicht
der Kronprinz von Preußen. Heute bist Du Mithridate, der große
König von Pontus, der gegen eine ganze Welt in Waffen steht,"
Gleich ertönte nun hinter dem Segel eine pathetische Stimme
und trug eine Stelle vor aus Racines Tragoedie: „Ha! dürft' auch
nicht mein Muth auf neue Siege hoffen und stünden nicht dazu bereits
die Wege offen und . . ."
Doch Dietrich von Keyserling? hörte nicht mehr hin, sondern
blickte verwundert auf den dürren^ schwarz gekleideten Mann, der von
der ganz nah gelegenen Stadt in toller Hast mit winkenden Armen
<ruf ihn zulief. Es war der Kirchendiener von Rheinsberg. Und der
Schrecken, der ihn erregte, sprang auch bald über auf Keyserling? und
den Prinzen, der nun mit seinem Kahn ans Ufer herantrieb.
Ein Feldzugsplan nach dem anderen wurde geschmiedet und'wie-
der verworfen, bis endlich Keyserlingks Besorgniß um den Freund
das Richtige fand. Der Kronprinz mußte eilig nach dem Schloß zurück-
rudern und Keyserling! wollte allein dem ersten Gewitter Trotz
bieten. Das zog sicher herauf. Denn was der Kirchendiener aus
Rheinsberg erzählte, klang unheilvoll genug. Der König war jetzt eben
in der Stadtkirche gesehen worden. Er hatte wohl gleich nach dein
Schloß hinübergewollt zu seinem Sohn (ihm nur konnte dieser un-
erwartete Besuch gelten), aber da er die Glocken hörte, trat er schnell
noch in das Gotteshaus. Dprt steht auf der Kanzel die alte, ehrwürdige
Gestalt des Geistlichen Johannes Rossow. Gerade legt er die Bibel
weg, faltet die Hände und will seine Predigt beginnen. Und wie cr es
stets zu thun Pflegt: gedankenvoll blickt er noch einmal über die ganze
Gemeinde. Da treffen seine Augen auf die Gestalt des Königs, der
drüben, an der Säule, gebeugt auf den Knopf seines langen Stockes,
mit strammer Andacht ihm voll ins Gesicht schant. Pastor Rossow will
sprechen. Doch wie tot liegt ihm die Zunge im Mund. Sie bringt
keine Worte heraus. Auch die Gedanken verwirren sich. Wie durch
einen Nebel sieht er, daß drüben der König von Zorn ganz roth wird
und daß er mit dem! Stock droht. Es ist umsonst. Pastor Rossow ver-
mag nicht zu reden. Er stammelt mühsam den Segen und verläßt
hastig die Kanzel.
Das also hatte sich zugetragen. Es dauerte auch gar nicht lange,
da erschien der König selber.
Dick und vierschrötig, in braunem Rock und rother Weste, rannte
er mit erhobenem Stock hinter einem jungen Bürgersmann aus
Rheinsberg her und schlug ihn über den Rücken, daß es nur so krachte.
„Lieben sollt Ihr mich, aber nicht fürchten," stieß er dabei hervor,
während der laut Schreiende sich den Hieben zwar möglichst zu ent-
ziehen suchte, aber nicht wagte, seine jungen Beine ganz flink zu ge-
brauchen. Nun konnte der König nicht mehr weiter. Keuchend mußte
er sich auf eine Bank niederlassen; und auch der Andere blieb respekt-
voll stehen und rieb sich nur leise wimmernd den Buckel.
„Warum reißt Er denn aus, wenn Er mir auf der Straße be-

gegnet? Er will wohl durchaus seinen sauberen Herrn Pasteur imi-
tiren, den nur das hohe Alter vor meinem Stock geschützt hat? Doch
verantworten soll sich dieser unwürdige Diener Gottes vor dem Kon-
sistorium wegen Mcnschenfurcht und ich will ihn seinem Amt ent-
setzen." Er wandte sich nun gegen Herrn von Keyserlings, den er eben
bemerkt hatte. „Ein feiges Lumpenpack wohnt hier bei Euch in
Rheinsberg," rief er ihm mit rauher Stimme entgegen, während der
junge Bürgersmann schnell in das nahe Buschwerk verschwand, wo
sich schon der Kirchendiener versteckt hielt. „So zu erschrecken, wenn ihr
Vater kommt! Aber was fällt Ihm denn ein," fuhr er, die Flinte
bemerkend, fort, „heute, am Sonntag, während der Kirchzeit, mit
dem Schießprügel herumzulaufen I Ich soll Ihn Wohl nach Spandau
schicken sammt seinem rothen Weiberrock?" Das aufgedunsene, erhitzte
Gesicht, das unter der kleinen, weißen Perücke fleischig hervorquoll,
blickte mit den klaren, blauen Augen herrisch auf ihn hin.
Doch Keyserling?, in seinem rothen, silbergestickten Schlafrock, ließ
sich nicht aus der Fassung bringen. „Ein Habicht holt der Frau Kron-
prinzessin täglich ein paar Hühner weg und ich soll ihm das Metier
versalzen," entgegnete er rasch, ohne zu zögern.
Und kaum war diese Lüge heraus: da zeigte sich dicht über ihnen
wirklich ein Raubvogel und hing sich unter einer weißen Wolke fest.,
„Das ist er," rief nun Keyserlingk, legte an nnd schoß. In weitem.
Bogen stürzte der Vogel herab, dicht vor die Füße des Königs,
Eifrig griff Der nach ihm, spreizte die Flügel und besah sich die
Spannweite. „Ein schöner Kerl, der das Ausstopfen lohnen thut."
„Wenn ich ihn der Majestät überreichen dürfte als ein Sou-
venir von Rheinsberg?"
„Aber erst gut präparircn lassen, verstanden?"
„Gewiß, Majestät!"
„Ich sage es ja," schmunzelte der König, „dieser Keyserlingk ist.
ein guter Schütze und versteht mir die Jägerei. Könnte Er meinein
Sohn nur auch Etwas davon beibringen."
„Seine Königliche Hoheit der Kronprinz hat erst kürzlich mit
großem suecss aus Wildschweine gejagt."
„Aber ohne Passion," versetzte der König ärgerlich. „Nur we!l
ich es so haben will. Ich kenn' doch den Fritz. Er bleibt mir ein Duck-
mäuser, ein Querpfeifer uird Poet, der, statt loszubrennen, sich lieber
hinter einen Baum versteckt und in einem Buch liest, wie er es in
Wusterhausen gethan hat. Aber wo steckt er denn, er und seine Frau?
Warum kommen sie nicht, mich zu umarmen?"
„Seine Königliche Hoheit pflegt amj Sonntag vormittag stets nach-
Ruppin zu reiten, um dort seinem Regiment eine Predigt zu lesen,"
entgegnete Keyserling? und sagte auch beinahe die Wahrheit. Nur
war heute der Ritt unterblieben. „Die Frau Kronprinzessin aber
hört eben in unserer Schloßkapelle den Gottesdienst." Der mochte
nnn beendet sein, denn hinten am Schloß erschien eine Schaar plau-
dernder Herren und Damen. Und nun zeigte sich auch der Kronprinz.

Doch Kcizscrlingk sah ihn nur mit Besorgniß herankommen.
Erstens war die Stimmung des Königs gerade jetzt nicht recht günstig für ihn und dann machte er auch in der eilig angezogenen und nicht recht glatt gestrichenen Uniform keine gute Figur. Dabei suchte er jedoch das Soldatische recht herauszukehren, wozu wieder sein rosiges, epikuräisches Gesicht nicht recht stimmen wollte. Die steife Halsbinde, das festgeklebte, dickgepuderte Haar, der enge Rock gaben ihm nur eine schiefe, verbogene Haltung; und der König merkte Das nur zu rasch. Und dieser unmilitärische Anblick des Sohnes zerlöste in seiner Brust hochangesammelten, heimlichen Kummer in ein lautes Schelten.
„Man siehts Dir ja schon von Weitem an: zum Soldatenhand-
Werk fehlt Dir eben jede Liebe und Inklination. Nur scheinbar hast Du Dich geändert, wenn auch zehnmal Dein Regiment gut exerzirt ist. Ein pstit-msZtrs, ein Französchen, ein bon mot, ein Musikchen, ein Komoediantchen: so Etwas hast Du ja stets für nobler gehalten als eine Eompagnie Grenadiere." Der König holte immer weiter aus und redete sich in immer größeren Zorn. Er verwünschte sein Schicksal, das ihm zum Nachfolger einen solchen Sohn gegeben habe, der einmal die Armee verringern, den Staatsschatz vergeuden und die Lotterwirthschaft vom Großvater wieder beginnen werde.
^ Schließlich erhob er sich und blickte, die Hände auf dem Stock, mit breitgestellten Beinen und vorgebeugtem Leib feindsälig und herausfordernd auf den Kronprinzen hin. Der hielt die Augen zu Boden gesenkt und sagte gar nichts.
Dieses Schweigen aber brachte den Vater nur noch in größere Erregung, in eine solche, daß er den Athem verlor und vergebens nach Luft rang, während das gedunsene Gesicht eine bläuliche Färbung annahm.
Inzwischen hatte Keyserling? ein Zeichen nach dem Schloß gegeben, wo, bewacht von zwei Kammerhusaren, ein junger Riese in Bereitschaft stand. Den hatte der Kronprinz erst neulich in Mecklenburg bei einer Schafheerde entdeckt und heimlich bei Nacht wegfangcn lassen für die Riesengarde des Königs. Jetzt sollte der lange Rekrut den väterlichen Zorn beschwichtigen.
Doch es war zu spät.
Der König begann, zu schwanken, und fiel ächzend auf die Bank.
Der Kronprinz, unfähig, eine recht wirksame Hilfe zu leisten, sah nur, wie Keyserlingk sich um den Bewußtlosen bemühte, wie die Kronprinzessin herbeieilte mit den Herren und Damen des Gefolges, wie man den leise Röchelnden nun auf die Bank legte, die Kleider öffnete und ihn mit Wasser besprengte, wie man schon anfing, einander vielsagend anzusehen und scheue Blicke auf ihn zu werfen, der vielleicht in wenigen Minuten der neue Herrscher war.
Doch der König kam wieder zu sich. Und gleich bemerkte er den jungen Riesen, den man rasch vor die Bank schob. Der Kronprinz hatte dem Rekruten eine ganz kurze, knappe Jacke machen lassen aus

dünnem blauen Kattun und eben solche Hosen, die schon weit über den Knien aufhörten, und hatte ihm keine Strümpfe und Schuhe und auch kein Hemd gegeben. So konnte die Stärke und Breite der Gliedmaßen strotzend hervortreten. Wie ein breiter, geräumiger Schrank stand der Rumpf auf den Beinen, die wie zwei kräftige, wohlgedrehte Säulen aus dem sicheren Fußgestell herauswuchsen. Der Kopf zeigte an der Vorderseite ein glattes, regelmäßiges Gesicht; nur die hellblauen Augen blickten etwas starr und doch verstört.

Der König aber sah nur die Höhe, die sich da vor ihm wie em Kirchthurm erhob, und vergaß alles Andere. Er nahm sein Spanisches Rohr, legte es dem neuen Gardisten von unten an, hielt den Knopf fest, schlug es noch einmal aufwärts und las sich dann die Größe ab. „6 Fuß 11V? Zoll?" rief er nun vergnügt. „Redioanow, den mir Zar Beter geschenkt hat, besitzt nur IIV4, James Kirkland und Mackdoll nur 1l) und Jonas noch etwas weniger und dazu noch ungesunde, häßliche Füße. Dieser hier soll Flügelmann im ersten Glied werden!"

Der König konnte sich an seinem neuen Riesen gar nicht satt sehen. Er untersuchte ihn genau, prüfte die Stärke der Muskeln und maß die Breite der Brust. Immer wieder entdeckte er einen neuen Borzug. Und ganz gerührt wandte er sich schließlich herum.

„Fritz, mein Junge, komm an meine Baterbrust," rief er schluchzend und umarmte seinen Sohn unter vielen Thränen und herzte und küßte ihn. Und als er die Kronprinzessin bemerkte, die bescheiden im Hintergrund stand, bedeckte er auch ihr feines, etwas puppenhaftes Gesicht mit schallenden Küssen. Nichts mehr konnte ihm die Laune verderben. Er brauchte nur den neuen Rekruten anzusehen, den man, ihm nachführte: gleich war dann jede zornige Regung verflogen. Heiter verbrachte er den Nachmittag bei seinen Kindern und fuhr dann befriedigt bis zu dem nächsten Domänenpächter, den er heute noch, ganz unvermuthet, revidiren wollte.

Kehserlingk aber eilte, nachdem er schnell die preußische Uniform mit einem Hofkleid vertauscht hatte, in das Zimmer des Kronprinzen, ein achteckiges Thurmgemach mit tiefen Fensternischen, das rings von Büchern umstellt war. Brünett, braungebrannt und temperamentvoll wie ein Südländer: so wirbelte er in blaßgrünem Seidenhabit und silbergrauer Weste zur Thür hinein, vollführte einige Kapriolen und Pas aus dem neusten Ballet und rief dabei: „Der Schäferknecht hat uns gerettet. Nur lange Kerls brauchen wir, weiter nichts!"

Doch der Kronprinz, der an seinem zierlichen Schreibtisch saß, entgegnete unwirsch: „Du wirst schon recht haben, Cesarion. Aber für diese lächerliche Spielerei muß ich Zeit und Geld verschwenden und allen Scharfsinn, nur um vor meinem Bater Ruhe zu haben. Doch wenn ich mich auch verstelle, so gut ichs vermag, wenn ich die Frau heirathe, die er mir auserwählt, ihm in Allem nachgebe: es ist doch umsonst, er kann mich nicht leiden. Bor ein paar Stunden haben wirs ja wieder gesehen."

„Laß nur! Bald wirst Du frei sein. Auch Das sahen wir!"
„Es ist nicht wahr. Cesarion," rief der Kronprinz verbittert. „Er
hat die Natur eines Türken und wird auch noch das kommende Ge-
schlecht überleben. And mag er doch! Preußen verdankt ihm viel.
Inzwischen aber muß die Kraft meines Armes in der Nnthätigkeit
verkümmern. Jetzt konnte ich noch ein Schüler des Kriegsgottes'wer-
den. Mit dreißig Iahren besitzt man zum Lernen keine Anlage mehr.
Alexander der Große war dreiundzwanzig, als er Griechenland er-
obert hatte und den Feldzug nach Persien begann."
„Ich glaubte bisher, Du fühltest Dich hier glücklich," versetzte
Keyserling? leise; seine Leben sprühenden Züge schienen plötzlich wie
verlöscht und von körperlichem Schmerz verzehrt.
„Verzeih mir," rief der Andere herzlich. „Ich bin undankbar
gegen das Schicksal, das mir Dich zum Freund bescheert hat. Aber..."
Er wies auf das Gemälde an der Decke. Dort reichte ein Genius der
Göttin Minerva ein Buch hin mit zwei aufgeschlagenen Seiten, in
denen die Namen Homer und Voltaire zu lesen waren, während ein
zweiter Genius, das Schwert des Mars in der Hand, eilig davonlief.
„Der Kriegsgott flieht meine Nähe": so erklärte der Kronprinz das
Bild mit einer trüben Sachlichkeit.
„Doch bei Dir bleibt zurück ein anderer Genius, der Dich zum
Dichter erhöhen wird," rief nun Keyserlings, von einer ehrlichen, Much
weckenden Ueberzeugung befeuert.
Der Kronprinz aber schüttelte schmerzlich den Kopf. „Du täuschest
Dich, Cesarion. Ich habe ja selbst geglaubt, daß aus mir ein großer
Dichter werden könne. Nein, Cesarion, nein, ich bin nur ein kleines
Talent, mehr nicht; und gegen Den da drüben bleibe ich stets ein
armer Stümper." Er zeigte auf die Büste Voltaires, die von einem
Bücherregal auf ihn und Keyserling? hinsah. Der wandte sich unwillig
weg und ging ans Fenster. Er riß einen Flügel auf, daß die kühle
Abendluft vom See Herandrang, und blickte, Ablenkung suchend, hinab
nach dem Schloßplatz.
Aeber den bewegte sich eben die kronprinzliche Kapelle mit dem
Sängerchor. Alle waren bis jetzt versteckt gewesen; der König durfte
von diesem Treiben ja nichts ahnen. Nun erfreuten sie sich ihrer
neuerlangten Freiheit und genossen die frische, gewitterreine Luft.
Munter scherzend, bestieg man eine Gondel, die nach dem anderen,
Äser fahren sollte, wo die Bühne zu „Mithridate" errichtet war.
Zu ihnen gesellte sich noch der Leiter des Spieles, die gefällige,
saubere Gestalt des treubewährten Jordan, und setzte sich in ihre
Mitte. Während die Gondel vom Schloßplatz abstieß und sich über
das Wasser entfernte, zog er sein Regiebuch hervor und las darin,
unbekümmert um die larUe Gesellschaft, mit einem gewissenhaften
Ernst, als studire er noch in den Heiligen Schriften, die er seit lange
schon mit den schönen Künsten veertauscht hatte.
„Das Spiel wird gleich beginnen," mahnte Keyserling!, den Kopf

in das Zimmer zurückdrehend. „Auch das hochgeehrte Publikum
muß jeden Augenblick erscheinen. Du aber, der Hauptacteur, sollst
Dich noch umkleiden/
„Wahrhaftig, es ist Zeit!" rief beer Kronprinz, sich aufraffend.
„Was kümmert mich der einstige König von Preußen! Ich bin hente
Mithridate, der große König von Pontus, der gegen eine ganze Welt
in Waffen steht!"
Mit'neuerwachtem Leichtsinn sprang er auf den Stuhl, stützte
seinen rechten Fuß auf den Schreibtisch, riß sich den zwängenden
Aniformrock vom Leib, schwang ihn herum wie eine Fahne, daß, der
Puder von seinem Haar stäubte, und deklamirte hinab auf den lachen»
den Keyserlings i
„Ha! Dürft' auch nicht mein Much auf neue Siege hoffen
Und stünden nicht dazu bereits die Wege offen
And Hütt' mich das Geschick noch heftiger verletzt,
War' ich besiegt, verfolgt, hilflos, des Reichs entsetzt,
Irrt' ich von Meer zu Meer, ein Räuber, statt ein König,
Blieb nur mein Name mir und außerdem sonst wenig,
So wisse, daß, da mich der Ruhm des Namens schmückt,
Der ganze Erdkreis doch auf mich erstaunend blickt." i
So rief der Kronprinz. And vom See herüber, durchs offene
Fenster, klang das erwartungvolle Stimmen der Instrumente nnt>
der knrze auf- und absteigende Läufer einer Knabenkehle.
Ernst Schubert.

AnIordan.

Ach, meine Muse ist noch jung,
Was kümmert sie das Sterbelied von Schwänen?
Sie hebt die Hand und sie versteckt ein Gähnen
And singt sich lieber, zur Erheiterung,
Ein tändelnd Schäferlicd von süßem Sehnen...
Denn meine Muse ist noch jung!
'Mag doch Voltaire, in dessen Fach Das schlägt,
Pathetisch auf zu Jovis Himmel brausen
And gleich dem Adler, der die Blitze trägt,
^Mit seinen Versen bei den Göttern Hausen:
Ich gönn' ihm gern die tragische Geberde;
Mein Liedchen bleibt bescheiden auf der Erde.
Ich bin ein Zeisig, der im Käfig singt!
Was Hilsts, daß er die schwache Kraft vergeude,
Die doch die Gitterstäbe nie bezwingt?
Denn die bescheidne Freude, die er bringt,
Bringt dann auch ihm in sein Gefängniß Freude!
Kronprinz Fritz von Preußen.

gerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. —
«erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G, m, b. ß. in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_276.html[18.07.2014 16:06:20]

Zeichnet du Kriegsanleihe!
Fünfprvzentige Deutsche Reichsanleihe
zu SS,S0
Viereinhalbprozentige auslosbare
Deutsche Reichsschatzanweisungen
z» SS.
Die Kriegsanleihe ist
das Wertpapicr des Deutschen Volkes
die beste Anlage für jede» Sparer
sie ist zugleich
die Waffe der Daheimgcbliebenen
gegen alle unsre Feinde
dt.' jeder zu Hause führen lann und muß
ob Mann, ob Frau, ob Kind,
Der Mindestbetrag von Hundert Mark
bis zum 2N. Juli lg!« zahlbar
ermöglicht Jedem die Beteiligung,
Man zeichnet
bei der Reichsbank, den Banken und Bankiers, den Sparkassen, den Lebens»
Versicherungsgesellschaften, den Kreditgenossenschaften
oder
bei der Post in Stadt und Land,
Letzter Jeichmingorcig ist der 22. März.
Man schiebe aber die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage aufl
Alles Nähere ergeben die öffentlich bekanntgemachten und auf jedem Zeichmmgs-
schein abgedruckten Bedingungen,

VilSunger)(elenenquelle
— 191Z 14,664 LsäeAäste unä 2.278,876 klsöckenverssnä.
r«rstl. Vi!ä«»6er ttinerslquellen. Ss6 WilSunZe» 4.
Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Oester-
held S Co., Berlin, bei, auf den wir die Leser der „Zukunft" besonders
hinweisen.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_277.html[18.07.2014 16:06:21]

Ar. 24. — ?<e Zukunft. — 18.Würz 191«.
Lille M billige öiieker W XriMsis«»;
In tadellosen pracnteindänllen!
st»tt
Ladenpreis
Xiiiseduer, ^oses, O«s ist des VeutsoKen
Vaterland! Line ^Vanderung durok deutseds
U»ue. ölit 1273 Abbildungen öl. 12 — küröl. 7,5l>
Lretselimer, ^Id., Veutsvne VolKstrseKten.
öl ?arbendru«Ktakeln mit vielen Iiundert «rigi-
Hellen VolKstvpen aus allen (Zegsnden OeutsoK-
lands, nebst erläuterndein ?ext öl. 7S,— kür öl. 13,—
Italien: Duron gsnx Italien. Lamrnl. v. ZlXX)
^utotvpien itslien. ^,nsi?Kten, VolKstvpen und
XunstsoKät^e, rn. srläut. Isxt. 4L» Leiten auf
keinstern XunstdrueKpapier. (Zuerkolio . . . öl. 42,— kür öl. 2«,—
Z»g<I»IKum. NaeK <lsn berükintesten ^l«gd-
rnalereisn «usarnrnengestellt u. Ksrsusgegeben
von RieKard ^srieke. 28 LIatt, mit 1'ext . , öl. 15,— kür öl. 10,—
RKeiu: ^n den Ickern des Rlisins. Vorn
Lodenses bis ?u <len öliederlanden. 550 ^b>
bildungen ns«n pliotogr. ^.uknakin., init l'sxt öl. 15,>— kür öl. 7,50
Vi« neue ^Velt. Larnrnlung pkotogr. ^.uknabinen
der grolzartigen Naturwunder, Ltädte u. öleis'er-
werke von Nord-, Zentral- und LüdameriK».
ölit lext von <Z. 8tein öl. 12,— kür öl. 6,5«
?irol, 8aliiburg niul Oderbazeru. 32» ^nsicliten
na«K neuesten Originslauknanrnen auk keinstsin
XunstdrueKpapier öl. 20,—kür öl. 12,50
K»pkersti«K»L»Ki»ett. ölsenbildungen von ,
>V'erKen der grapkiselien Kunst v«rn Lnde des
XV. bis 2uin Lnds des XIX. »sabrkunderts.
3 verseliiedsne ZZände, zedsr Land entkalkend
es. 10« 'lateln, pro Land öl. 15,— kür öl. 7,50
— 3 Lände öl. 45,— kür öl. 20,—
V»»«Iertliiuf«i!r »„»z;«««litte llaixl/eieliiiuiige»
«Iler Zlei»ter ans «ier ^Idertiiin- u»d anderen
s>ann»Iungen. In tt. neuer ölappe öl. 60,— kür öl. 15,—
?ii»lxi!x ausgewälilte Lilder an« der XiiniglieKen
l»einälde-ttaierie Xassel. (Zrosskolio-ölappe . öl. 50,—kür öl. 10,—
Vi« Gestalt des Zlen?>«Iieu und ikre ^«Kiinlieit.
Vorlazzen ncirn Ltudium cles nackten mensck-
lieken Xürpers, Kerausgsgsb, von Otto LeKrnidt
u. Lrn«t LeKnsider, LraeKtband geb. 5'oli«.
Reick und praektvull illustriert öl. 25,— kür öl. 13,—
I/nrt K le lieau. I a toiine Iluinain« et s» Kennte.
Künstlsrisvlis Ltudien gesekinüekt init 340
praelitvollen pkotograpkiseken Lildern <u. a.
liops, ?ragonard und Lodin) und ^.Ktstudisn,
wovon 22 in 4 warben. LrseKtband I'oli« . . öl. 50,— kür öl. 15,—
Lieferung erkolgt krank« gegen öla^KnaKine
oder Voreinsendung des LeträAss durod
Leipzig, Königstr. 23.
LinKauf von vsrtvolle» VerKe» 6ut«n ?r«5en.
^nKsuk g»a?er LidliotKellen, ZeltLnKeite», UsnäreicK»
nunge» alter «»S moöerner tt«ist«r, Kuriositäten «sv.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_278.html[18.07.2014 16:06:21]

18 März 191«.
Ar. Zt.
— Die Zukunft. —
AKtiengssellsvnsN t^ix Lensst
lelepnvN' unck IsIsgrspKen - Werke,
öerlin LvKöneberg, Lenestetr. 5.
^ xsl,»», <len ZI. »»rz ISIS,
«orniittsg» 11 Vi Utlr,
K» Si^uii^sssäl Ssr Kktlengssellsvlisit
»Ix S Sensit. ^»lesiisn. unck lelegrsplien-
«erke, Serlln 8cnöneKer», Leneststrssse S,
«tattünäenSeQ 27. Lensrslvsrssmniliing «r-
Isgessrclnung!
s. ^V«KI°Zes Ksvisors kür 191S? ° ^ ^ ^
vienstsg, «SN S». »ö« I9Iti ^ ^
t>«i unserer lZeseüselisktsIissss in Serlin-
Ssnonsderg,
„ gsr SsnK tür «snilel unck Inilustrie,
KvdinK«!1/4,
, 6«r vireeiion äsr Hiseont« Lssell-
sensit, Unter Sen fingen ZZ.
„ gei» Lo,vKdä>iss S. Sleicnriiäe,',
Ksdrenstr^sse K2/SL,
IZeilill-Sodöiisdsrs, SsoS, I>lär^19lS,
ver Vorzit«nlls de» KuIsloKIsrsts,
ZeltenKeit«» s«, cker Kidlio-
tl.sK McKsrck ?«««n«n».
Lrst»0rucIie cker ckeutseden I.Ite»
rxtur. ^ kiessmtsusgsbeii tu prsckt-
vollen Lxe«ip!»re» uvck gleick»
zeitigen Livdsockev. — Illustrierte
SUcKer. — Wouerne I.uxusSrucKe.
— Oie ?ovogr»odleu »erlsus. —
8cKeSel's QKrovIK. — Siuluger uuck
snckeres ulekr
von ?»ul l,rs«p«, Antiquariat,
«erlln«. «S, s.iiii««s«r>. SS.

Die Ausgabe der Stücke zur dritten Kriegsanleihe. Es sind neuerdings wieder vielfach Klagen darüber laut geworden, daß die Aus» lieferung der Stücke der dritten Kriegsanleihe sich so lange hinzieht. Dem» gegenüber muß immer wieder die ungeheure Masse der zu bewältigenden, besondere Sorgfalt erheischenden Druckarbeit betont werden,die eine schnellere Erledigung einfach unmöglich macht. Gerade weil dies vorauszusehen war, sind für die Stücke von tausend Mark und darüber auf Antrag der Zeichner Zwifchenscheine ausgegeben worden. Die Stücke unter taufend Mark, zu denen keine Zwischenscheine ausgegeben wurden, sind zuerst hergestellt worden und konnten bereits sämtlich verteilt werden. Voraussichtlich in nächster Woche wird mit der Ausgabe der Stücke zu llM M. begonnen werden, die weitaus den größten Teil der noch restierenden Stücke aus> machen. Es sind nämlich 2,59 Millionen Stücke zu IlM M. herzustellen, von allen größeren Abschnitten zusammen aber nur 1,34 Millionen Stücke. Die Abschnitte zu mehr als IMl) M. werden hoffentlich in der ersten Äälfte April ausgegeben werden können; in dringenden Fällen können übrigens zu diesen Stücken auch nachträglich noch Zwischenscheine bezogen werden. Im übrigen kann das Publikum nur wiederholt gebeten werden, noch etwas Geduld zu üben und den Verhältnissen, die eine raschere Abwickelung des unge» Heuer umfangreichenAnleihegefchäfts unmöglich machen,Rechnung zu tragen.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_279.html[18.07.2014 16:06:21]

Ur 2t. Die Zukunft, — 18, Ulnr,
Merkblatt 2«r vierten Kriegsanleihe.
412°,, 0sut8eKe IZeiLk88LksKan«ei8ungen.
ö°!« lleut8oke ste>Lr,8snlsilie, unkunäbsr bis 1924.
Zlebr als aolitxebn Ruiiate siuck verstricken seit Le^iv» ckes
gewaltigen Xrieges, cker ckem ckentsebeu Volk« von «einen ?e!»öen in
unerliortem Vrevel aus Zieick», IZaeb- unck LrubernngssuvKt »ukge«^vu»Fen
worcken ist. Harte Xämpke waren bei cker ÜderzaKI 6er?ein«I«
bestelle». 80 seliwer unck blutig »neb ckas Linien war, «»sei«
1'rnnpen baben ckas OüeKste geleistet unck sieb mit unvergänAl!eKein
IZubm beckeekt. ^nk allen IZriegsseliaunlät/en in ^>est unck Ost Iialieu
sie glän/eucke ^Vakfeuerkolge errungen, an ibrer tockesinutigen lÄprer
Keit sinck ckie mit allen Mitteln ins VserK gesetzten Angriffe cker ?eiucke
zerseliellt. Die leincke sinck ieckoek noeb violit nieckergernu^e»,
seligere liiimpke stellen nn» noeb bevor, aber wir seilen ckie»e» mit
«nvei siebtliebem Vertrauen auf unsere Xraft unck unser rein«» Ks»
wissen entgegen. Vneli ckas Kinter cker I'ront Känipkencke ckentselie
Volk bat sieii allen ckurek cken Xrieg Iiervorgerukeneu wirtsobaktlioden
Lrsebwernissen cknrok ?Ie!ss unck Sparsamkeit, ckureb LinteilunK «uck
Organisation gewaebsen gezeigt; es wir«! auvli kernerkin In 8elbst«uelit
unck fester Lntseblossenbeit ckurelilialteu KI» «um «iegreioben Lücke.
Her Xrieg I>»t kortgesetxt Kolie ^nkorckervngen an ckie ?in»ii«en
cke» lieieb» gestellt. Ls liegt ckaber ckie XotwenckigKeit vor, «ine
vierte Xriegsanleibe ausxuselireiben.
Ausgegeben wercken ^Vsprozentige auslosbare KeieKs»
«ebatxanweisungen u. Jnroieentige 8ebulckverselireibun^en
cker üeieb sanleib«. Die 8ebat/nnweisnngen wercken eingeteilt in
1<Z Serien, ckie von 1923 ab Mirliob am 1. Zuii fällig wercken, naeb»
ckem ckie Auslosung cker einxelneu Serie ö Nouate vorber stattgekunckeu
bat. Oer /eiebnimgspreis ist für ckie Sedatisanweisnugen auf 9»"/g
festgesetzt, lla ckie Keliatzauweisnngen eine I,aukzeit von ckurek»
sebnittlieb ll'/s Gallien besitzen, so stellt sieb im VurobsoKnitt ckie
vvirKIicbe Verzinsung etwas KöKer als auf 6°/„. Oabei bestedt ckie
^»>>sielit, iin Vsege einer krüliereu Auslosung uuck KüeKzaKIung «um
Nennwert noeli einen Keträebtlielien Xursgewinn, bestebenck in ckem
Dnterseliieck zwiseben ckem Nennwert unck ckem XusgabeKurs von 9S°/<>,
zu erzielen, vem Indaber cker ausgelosten Hebatzanweisnng soll aber
aueii ckas Reebt zustellen, an Stelle cker Einlösung ckie SeKatzanweisuiig
»Is 4' 2 urozentig« SeKnlckversvKreidung zu bebalteu, unck üwar «Kne
ckaö sie ikm vor ckem 1. 5uli 19W gekünckigt wercken Konnte.
Oer Xeiebniingsoreis kür ckie fiinfprozentigen 8ebulckversebrei>
b»»gen cker lieivlisanleibe beträgt 98,50 NnrK, I,ei SeKulckbuebein-
tragungen 98,3« AurK kiir ie IVO SlarK Nennwert, vie 8ei„ilck'er>
selireibnngen sinck wie bei ckeu vorangegangenen Xrlegsanieiben bis
zum 1. Oktober 1924 unkiivckbar, ck. Ii. sie gewäliren bis ckiesem
XeitouuKt eine» iuiiknroüentigen /insgennL, «bne ckaü ein Oinckernis
bestiincke, über »ie nueb selion vor ckem 1. Oktober 1924 211 verfüge».
O» ckie Ausgabe IV2V« unter ckem Nennwert erfolgt u»ck .iiikerckem ckie

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_280.html[18.07.2014 16:06:22]

Berlin, den 25. März 1916.
Der starke Mann.
Antworten.
^Fi^as in Kriegszeit behauptet,vonAemtern,Amtsdiencrnund
^Wanderen Schreibern als vollwichtigeMeinungmünzeinIlm-
lauf gesetzt wird, muß der Gewissenhafte mißtrauisch betrachten und
gründlich beklopfen, ehe ers weitergiebt.Vielleicht wird dieMei»
nung nur geheckt, die Münze nur geprägt, umAugenblicksvortheil
einzuhandeln. Wenn Mörser dröhnen, Torpedos durch das Was«
ser, Fliegerbomben durch die Luft sausen, Gaswänden, wie dem
Wald Macbeths, Schreitfüße wachsen, Flatterminen und bren»
nendes Benzol in die Schießgräben prasseln, dünktManchen auch
Falschmünzerei ein erlaubtes Kampfmittel. Vergessen Sie, Fra»
ger, nicht, daß jetzt dreizehn Staaten im Krieg stehen: Belgien,
Bulgarien, Deutsches Reich, Frankreich, Großbritanien, Italien,
Japan, Montenegro, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland,
Serbien, Türkei; daß Völker aller Erdtheile mitkämpfen: außer
Europäern, Klein-, Vorder- und Ost-Asiaten auch Kanadier,
Australier, Buren und Rrafrikaner verschiedenen Stammes; daß
der Krieg, den Bismarck als den schrecklichsten aller Schrecken sah,
der, etwa gar wegen eines Balkanländchens, von Moskau bis an
die Pyrenäen und von der Nordsee bis nach Palermo tosende,
neben unserem einem Kindestraum gliche. Da gehts,Mitmensch,
nicht immer reinlich zu. Das gilt fürs Ganze. Ihre Frage visirt
nur Südwesteuropa; nur den (heute noch) neusten Feind. Hat

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_281.html[18.07.2014 16:06:22]

Portugal die Neutralitätpflicht verletzt? In der Märznote der-
berliner Regirung wirds behauptet. Herr Machado, Präsident
des Freistaates Portugal, und dessen Erster Minister Costa (den
nun, an der Spitze eines aus allen Parteien beschickten Ministe»
riums zu nationaler Vertheidigung, Herr Almeida abgelöst hat)
haben laut geantwortet: Nein; da Portugal sich im Lauf dieses
Krieges niemals für neutral erklärt, die Neutralenpflicht nie auf
sich genommen hat, konnte es auch nicht der Verletzung schuldig
werden. Ist diese Angabe als falsch zu erweisen.liegt in den Schrän-
ken unseres Auswärtigen Amtes eine Neutralitätansage Portu»
gals, dann muß sie schleunig ans Licht. Gewiß ist, daß am sieben»
ten August1914, dreiTage nach Englands Kriegserklärung, Mi»
nisterium und Kammern in Lissabon sich in den Entschluß ein»
ten, jede von dem anglo» portugiesischen Vertrag ihnen vorge»
schriebene Pflicht zu erfüllen. Dieser Vertrag (aus dem Jahr
1873) sagt im Zweiten Artikel, daß er unter allen Umständen je»
dem anderen Pakt vorgehen müsse, jeden ihm widerstrebende«
entkräfte; im Siebenten Artikel, daß beide Reiche verpflichtet
seien, gegen Angriff oder Absicht auf Angriff einander, zu Land
und zu Wasser, in der tzelmath und in den Kolonien beider
Völker, Waffenhilfe zu leisten. Ohne Bruch dieses Vertrages
konnte Portugal in einem Krieg, den England führt, nicht neutral
sein. Am zwanzigsten Dezember 1914 forderte der Kongreß der
Republik (der schon damals behauptete, in Angola seien portu»
giestsche Vorposten von deutschen Truppen angegriffen worden)
die Regirung auf, die Kolonien wirksam zu vertheidigen und, so-
bald ihr die günstige Stunde gekommen scheine, mit der ganzen
Wehrmacht des Staates auf Englands Seite zu treten. Kriegs»
zustand? Der diplomatische Verkehr mit Italien, mit dem wir
staatsrechtlich noch in Frieden leben, hat längst aufgehört; in
Lissabon blieb der Deutsche Gesandte bis zum zehnten März 1916^
Dort wird der Behauptung, deutsche Beamte und Offiziere feien
aus Südwestafrika nach Angola gelockt, getötet oder gefangen
worden, wie thörichtem Klatsch widersprochen: und von Völker»
rechtslehrern versichert, daß die Republik, trotz dem deutsch»por»
tugiesischen Vertrag von 1908, berechtigt war, die seit neunzehn
Monaten in ihren Gewässern liegenden deutschen Handelsschiffe,
deren Besitzern sie Entschädigung anbot, in Beschlag zu nehmen.

Lohnts, der Frage noch nachzuforschen? Portugal wollte Eng»
lands Gefährte sein; nun ists im Völkerkrieg der Dreizehnte ge»
worden. Und hofft, den Heldenruhm Vascos da Gama, dem es
Mozambique und indischenLandbesitz dankt,zu erneuen und ein-
mal noch, spät, einem Camoes den Stoff für ein Volksepos zu
liefern. Der Mann, dem solche Lusiaden zugetraut werden, Herr
Guerra Iunqueiro, Dichter, Philosoph und Diplomat, hat das
Ministerpräsidium abgelehnt. Weil er den Krieg lieber dichten
als führen will und zwar dem Kriegergeist, den Bonaparte spüren
lernte, nicht so fest aber der Wehrverfassung und Bereitschaft sei-
ner Landsleute vertraut? Die Portugiesen können in Ostafrika,
am Nil und am Ganges britische Truppen ablösen und für die
Verwendung bei Saloniki oder in Kleinasien frei machen. Wenn
nicht Spanien denNachbar zwingt, seine eigene Thürzu bewachen:
Die Wunde von Gibraltar brennt noch immer, der Traum von
derEinheit derIbererhalbinsel ist nichtausgeträumt und die kon-
servativen Kräfte Spaniens sind für uns, trotzdem.wir sie durch
den dummenFerrer»Rummel geärgert und zuschwächen versucht
haben. Doch der Neunte Artikel des anglo-portugiesischen Ver-
trages sichert gegenspanischenAngriffden Portugiesen Englands
Beistand; und ehe Alfonso der Dreizehnte und Graf Romanones
sich zu Krieg gegen ihre liebsten Freunde entschlössen, müßte der
Glaube anDeutschlands Sieg sich ihnen tief eingewurzelt haben.
So weit sind wir nicht. Das lehrt Portugals Haltung deutlicher
noch als Griechenlands und Rumäniens. Ob Brasilien, das wohl
nur im Einverständniß mit Argentinien und Chile handeln würde,
dem Mutterland Hilfe gewähren will, muß bald erkennbar wer-
den. Wer den Portugiesen schimpft, kränkt den Brasilier. Ver-
zichtet drum auf den Maulspaß. Dreizehn! Einstweilen genügts.
Auf welchenWegen Rußland, seit die Balkanstraße und die
Meerengen gesperrt sind, nochWaffen undRohstoffe, Munition
und Chemikalien, Wehr- und Nährmittel beziehen kann? Nicht
viel aus Schwedenkeinerlei Kriegs bedarf. Unbeträchtliche Men-
gen wohl nur von Schiffen, die Glückszufall durch Minen und
Tauchbootgefahr bis an ihre Ostseeküste trägt. Archangelsk kann,
weil imWeißenMeer das Eis erst spät schmilzt, kaum sechsMo-
nate langFrachtnach Wolodgaliefern. Die alte Karawanenstraße
durch dieMongolei dient, wie inFriedenszeit, demAsiatenhandel;

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_283.html[18.07.2014 16:06:22]

ist aber fürKriegsgeräth unbrauchbar und frißt die Zeit, die sacht
nun auch inRußland Geld wird. Bleibt: dieTranssibirische Bahr,
die, von Wladiwostok, Geschütze, Geschosse, Stoffe jeglicher Art
aus Japan und Amerika ins Reich Nikolais bringt; werden ihr,
weil kein andererWeg osfenist.auchausEuropaExportgüter an»
vertraut, dann wird, bei dem Frachtpreis von heute, der Handel
theuer.AeberdieLapland-Bahn,die(so hofftman) bald die Sperre
brechen wird, hat, nach einer Forschungreise, der Ingenieur Eru»
vellier in «^'Information« Wichtiges veröffentlicht. Die Strecken
Petrograd-Petrosawodsk (am Onegasee) undPetrosawodsk-Kjem
(am Weißen Meer) sind fertig; Stranglänge sechshundertfünfzig
Kilometer. Der Hafen von Kjem hat eine Tiefe von sieben Metern.
Die Linie nach Kandalakscha kann, weil sie durch Sumpfland führt,
erst im Lauf dieses Jahres dem Betrieb geöffnet und muß einst»
weilen durch die Küstenschiffahrt ersetzt werden. Die bleibt auch
im Winter möglich; denn an dieser Küste ist die Eisdecke stets dünn
und leicht zu brechen. Im April soll die Strecke fertig sein, die von
Kandalakscha in die Bucht von Kola führt;dort läßt, am Südrand
des Nördlichen Eismeeres, der Golfstrom die Temperatur nicht
unter den zehnten Kältegrad sinken. Wird nichts verzaudert, dann
sind in fünfzehn Monaten neunhundertzwanzig Kilometer für
Eisenbahnwagen von gewöhnlicher Ladekraft und Spurweite be»
reitet worden: eine ansehnliche Leistung für russisches Nordland,
in das jedes Geräth und Werkzeug weither geholt werden muß.
Der Bauleiter, Herr Sabanin, hat aus Kanada fünfhundert ge-
schulte Vorarbeiter geworben; zehntausend im Krieg gefangene
Slawen flnd ihmüberwiesenworden.So lange in Kjem und Kan-
dalakscha (an und von Bord der Frachtdampfer) umzuladen ist,
wird die Fahrt von der Kolabucht nach Petrograd mindestens sechs
Tage dauern. And da Kohle fehlt, müssen die Lokomotiven mit
Holz gespeist werden. Immerhin thut sich den Russen ein neues
Thor auf. Daß ein Reich solchen Umfanges und Menfchenge-
wimmels nicht einen breiten, unter jedem Himmel freien Aus-
gang hat, ist nicht unsere Schuld. England, der Freund von heute,
hat ihm die Wege in eisfreies Meer verriegelt.
Siehaben im ,Mtin" gelesen, ich sei offiziös geworden; und
möchten wiffen, obs wahr ist. Scham oder Anstandsbedürfniß hat
Sie gehindert, den ganzen Wust des pariser Morgenklatschblattes

nachzuschreiben. Da stand, ich habe nur durch Widerruf undAb-
bille die Aufhebung des Erlasses, der meine Zeitschrift verbot,
zu erwirken vermocht; sei alldeutsch und (zugleich, srnici!) offiziös
geworden; spreche nur noch aus, was mir befohlen, von derber»
liner Regirung diktirt werde. Die mag daraus erkennen, was ihr
Verbot angerichtet hat; daß es solchen Schwatz ermöglichen werde,
mußte jedes Politikers Auge voraussehen. Den Anlaß zurVer»
leumdung gab das letzte Februarheft, das mir auch aus der Hei»
math ein Schimpfgestöber einbrachte: weil ich gesagt hatte, durch
die Schrecken und Wunden des Krieges sei Frankreichs Volk so
geläutert, gekräftigt worden, daß es sich stolz neben jedes andere
stellen dürfe. Dumme und niederträchtige Zeitungmacher hat jedes
Land. Ob Tröpfe und Wichte mich verschreien: ich spreche, wieEr»
kenntniß desNothwendigen, des dem DeutschenReich Nützlichen
befiehlt: und bin weder durch Verbot zu schrecken noch durch Er-
laubniß zu kirren. Feiern wir denn ein Reichsschützenfest? Hat
das stete Gerede von großer, gewaltiger, herrlicher Zeit so dicht die
Hirne umnebelt, daß sie wähnen, jetzt dürfe Jeder seinem Zorn
oder kleinen Aerger die Luftklappe öffnen, die Möglichkeit eines
Sondererfölgchens besinnen oder mit Großmaulskunst den Bei»
fall Zahlungfähiger «ködern? Wer in dem grausen Ernst dieser
Stunden auch nur im Winzigsten nützen kann, wäre erbärmlich,
wenn ihn die Verdächtignng hemmte, er sei den in Macht Thro»
«enden eine Stütze geworden. Die sind schließlich doch Deutsche.
Tirpitz und kein Ende.
Vor einem Jahr sprach ich hier den Wunsch aus, Herrn von
Tirpitz auf dem Sitz des Kanzlers zu sehen. Weil ich von seiner
Eignung für diefes Amt überzeugt war? Die hat er niemals er»
wiesen; als ein dem allein verantwortlichen Reichsminister un»
tergebenes Verwaltunghaupt nie zu erweisen vermocht. Doch sein
Wille hatte denZustand geschaffen,aus dem dieKriegsslimmung
aufwirbelte; und der Kriegsgang mußte den Tag bringen, der ihm
das Recht gab, für die Erhaltung seines Willensgebildes den
Einsatz der ganzen Reichskraftzu fordern. Der Großadmiral blieb
Marinesekretär; nach der Verfassung: Bereiter und Pfleger der
Kriegsflotte, der in Strategie und Oberbefehl ebensowenig drein-
zureden hat wie im Wehrbezirk des Festlandes der Kriegsmi»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_285.html[18.07.2014 16:06:23]

nister. Der Rahmen eng, die Persönlichkeit breit; sie mußte ih
sprengen oder sich aus ihm lösen. «Ob, wann und wo wir eine
Seeschlacht wagen, welchen Schauplatz und Umfang wir dem Un-
terseekrieg vorschreiben wollen: dieseFrage habe ich nur mit dem
Admiralstabschef und dem Oberbefehlshaber der Flotte zu de»
sprechen." Solche Worte hat Herr von Tirpitz niemals gehört;
und bis ins Jahr 1913 wohl kaum je mit der Möglichkeit gerech-
net, in Admiralstab, Oberkommando, Marinekabinet ein Hemm-
niß zu finden. Reichstag, Presse, Volksmehrheit hatten sich in den
Glauben an die Allmacht des Staatssekretärs eingewöhnt. Ehe
s inc Waffe dieSchlagkraftbewährenkonnte, warerpopulär. Doch
darf nicht vergessen werden, daß er als Techniker von manchem
c rnsten Fachmann, als Politiker von allen im internationalen
Reichsdienst vornan Thätigen bekämpft worden ist. Die für ihn
svrachen,ihn in Papierhimmel hoben, waren zwar (von Fraktion
oder Verlag) erwählt, doch zu Urtheil nicht immer berufen.
Im Hochsommer 1897 fagt Bismarck: «In den Zeitungen
wird unaufhörlich über die Vermehrung unsererFlotte gestritten.
Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchternerFachmänner
nö hig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer
brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die
nur zurMarkirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn
die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie
nichts leisten. Für koloniale Eroberungpolitik nach französischem
Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt und mir
scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Han-
del muß überall ausreichenden Schutz finden; aber die Flagge
soll demHandel folgen,nicht ihm vorangehen.Auf absehbareZeit
bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus
gedienten Leuten, die mit der bestenWasfe ausgerüstet sind. Das
war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung ver»
band, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheiden»
den Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten ha»
Ken werden. Alfo keine Knauserei, aber auch keine phantastischen
Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für un»
sere europäische Situation wichtigen Leuten verzanken." Im Früh-
jahr hat der Kanzler Fürst Hohenlohe imReichstag gesagt: »Wir
müssen eine Flotte haben, die im Stande ist, unsere Küsten zu

schützen, indem sie auf ho her See dem Angreifer die Spitze bietet.
Ze schneller wir diefesZiel erreichen.um so größer wird dasGewicht
sein, welches wir zurdauerndenAufrechterhaltung des Friedens
in die Wagschale zu werfen vermögen." Der erste Kanzler findet
die Meinung des dritten nur mit mehreren Salzkörnern genieß»
bar. „Zunächst müßte ich wissen,an welchenAngreifer gedacht wird.
Hoffentlichnicht an einen.ders erst werden könnte, wenn undeutsche
Prestigesucht und eine als Feindschaftzeichen zu deutende eilige
Seerüstung ihn einer gegen uns geschaffenen Koalition zutriebe."
Im Dezember sagt Herr von Tirpitz, das Unterseeboot, das allzu
Vorschnell gepriesen werde, habe nur »für gewisse, eng begrenzte
Zwecke Bedeutung". Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die
Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flotten»
Vereins, dem Torpedo» das Unterseeboot vorzuziehen. Am ersten
März 1913 schirmt der Abgeordnete Paaschs im Reichstag den
Staatssekretär. »Ihm ist manchmal der Vorwurf gemacht worden,
daß ermit der Einführung und Ausbildung 6erUnterseeboote an»
derenNationen gegenüber nicht gleichen Schritt zu halten scheine.
Heute wissen wir: er hat uns Geld gespart, hat Erfahrungen auf
anderer Leute Kosten gesammelt und wir haben jetzt, nach seinem
eigenen Zeugnih in der Budgetkommisston, an Unterseebooten
<lUererstklassiges Material mit weitestem Aktionradius.Daß unser
Torpedowesen auf der Höhe stecht, ist allgemein bekannt." Ob Herr
Paaschs heute noch froh aufdenWortlaut dieserRede blickt? Im
Februar 1914 ruft der Abgeordnete Bassermann, ein »Führer":
»DiedeutscheFlotte dient, wie wir immer gesagt haben, am letzten
Ende dem friedlichenAusgleich unter den Mächten. Ich bin über»
zeugt: die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich ge-
worden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat.
Gerade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig
wir mit unserer ganzen Flottenpolitik gehandelt haben." Und
der Abgeordnete tzeckscher: »Weshalb ist die Einkreisungpolitik
Englands gegen Deutschland aufgegeben worden? Das danken
wir der Schaffung der deutschen Flotte." Ueber das Technische
haben manche Fachmänner, insbesondere Mceadmiral Galster
und Kapitän Perstus, anders geurtheilt. tzerr Persius sagte schon
1908 im Berliner Tageblatt: »In England vertritt man längst die
Ansicht, daß eine Blockade undurchführbar ist, wenn der Gegner

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_287.html[18.07.2014 16:06:23]

über eine größereAnzahl von Torpedo» undUnterseebooten der»
fügt. Unsere Rückständigkeit auf dem Gebiet des Unterseeboot-
wesens giebt zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Gerade für uns
ist diese Waffe von hoher Bedeutung. Unsere Schlachtschiffe wer»
den im Kampf gegen den voraussichtlichen Gegner kaum Gelegen-
heit haben, sich zu bethätigen. Die einzige Rettung für uns be»
steht in den Angriffen von Torpedo» und Unterseebooten." 1910:
»Der Ersatz des Torpedobootes durch das Unterseeboot ist eine
Frage der Zeit. Gelingt es, ein schnelles Fahrzeug, das unter
Wasser den Feind unter allen Umständen anzugreifen vermag, zre
schaffen, so wäre es widersinnig, mit einem über Wasser fahrenden
Boot dasselbe zu wagen.- 1912: «DasUnterseebot wird heute-
die Waffe des Tages genannt, während das Torpedoboot bieder
Nacht heißt. Die Forderung lautet: Mehr Initiative auf dem
Gebiet des Unserseebootes! Und seit 1908 immer wieder die
Mahnung, für Küstenbefestigung, Unterseeboote, Minen emsiger
zu sorgen als für den Ausbau der Hochseeflotte. «Denn darüber
sind die Sachverständigen einig, daß im Fall eines Krieges gegen:
Großbritanien unsere Flotte, von der Uebermacht englischer See»
streitkräfte erdrückt, in unseren Häfen blockirt gehalten wird und
überhaupt nicht zum Fechten auf hoher See kommt. Man sollte
überlegen, ob es nicht besser wäre, statt eines Linienschiffes (Bau»
preis: vierzig Millionen) achtzig Unterseeboote zu bauen."
Aehnliches Urtheil war auch in der «Zukunft" oft zu lesen^
wurde hier aber ins Politische geweitet. Zwei Proben. Am fünften
Dezember 1908: «Europas Geschwür reift an der Nordseeküste.
Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreund»
lichen Verhältniß,das zwischen England und demDeutschen Reich
entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde
keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in
Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bun»
desgenossenpflicht zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen
undTürken(zweiIslams)in eineBewegung bringen, deren Ende
nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des britt»
schen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und
gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall muß Eng»
lands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmachtentfalt»
ung abzuschneiden(etwa durch eineIntervention Europas.die das-

GebietderFranzösischenRepublik,solangeflenichtlosschlägt,dem
Heer des Nachbars sperrt und die NeutralitätrechteBelgiens.tzol»
lands undderskandinavischenStaaten mit Waffengewalt schützt>
und auf demWasser zutsoliren.tzolt es zu solchem Streich aus?Fast
möchte mans glauben. Die Zeichen häufen sich. Ileberall werden
Fädchen angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt,
glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Kaiser»
interviews. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. Das Alles
drängt zu der Vermuthung, daß die große Kraftprobe bald gewagt
werden soll. Cromer,Roberts,Rothschild, drei Lords sehrverschie»
denen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglo-deutschen
Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der
Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwinge
die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu bewilli»
gen.Imtzaus derLords hatRoberts.derberühmteste Soldat des
Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regirung zur
Pflicht macht, ohne Säumen ein Landheer zu schaffen, das zur Ab»
wehr eines deutschen Einfallsverfuches stark genug ist.DerMar»
schallscheintandieMöglichkeiteinerInvasionzuglauben.Scheint.
Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger
an die englische Küste als an Badajoz und Waterloo. Vor hundert
Iahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine ge»
schwächten Cadres nicht mit ansehnlichenLandsleuten auffüllen.
Dem oft wiederholten Ruf zu den Waffen folgten im Verlauf von
fünf Monaten des Jahres 1803 nur dreitausend Engländer; und
der Ersatz mußte schließlich aus den Gefängnissen geholt werden.
Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begier»
^>en frei durch die erstürmten Städte hinrasen ließ, ist begreiflich.
Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst,
der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen:
»Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem alt»
englischen Boxermuth, ihrer Muskelkraft undAusdauer zu leisten,
wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel
genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetteangriff
der Hünengestalten der Garde oder der wuchtige Angriffderschwe-
renReiter auf ihren großen, edlenRossen.'Freilich:nur der dritte
Theil derMannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts
gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_289.html[18.07.2014 16:06:24]

ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates
sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst.Daß Bri»
tanien sich mit ungeheuren Kosten über Nacht ein großes Söldner»
Heer schaffen will, deutet in die Richtung seinerAbsicht.Von hun»
dertsechs Lords haben vierundflebenzig für die Resolution ge»
stimmt. Kaum denkbar ohne die Zustimmung des Königs. Und am
nächsten Tag wurde im ,8tsnäarä' gefragt, ob England, statt sich
im Wettrüsten mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingen-
tirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon
jetzt das Schwert ziehen solle. Das Recht zur Antwort aus diese
Frage hat nur der Brite. Bevor ers thut, sollte er erwägen, ob das
Deutsche Reich, mit dem erfortan zu thun haben wird, noch injedem
Wesenszug das selbe ist, das ihm Aergeiniß gab; ob ihm nöthig
scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits
vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Tod-
feindschaft zu verhetzen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Nie-.
Berlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob
das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen
9<>gen die stäikste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter
he bcisehnen kann. Viceadmiral Galster hat in diesen Tagen ge»
rathen,neue große Linienschife erstzu bauen, wenn die Erfahrung
gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sindzund den im klügsten
Sinn patriotischen Satz gesprochen: ,Das Flottengesetz darf uns
nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln. Vielleicht erwirkt
die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Viel»
leicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission
und prüft,auf dem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des
Flottengesetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes
sähen einen anglo° deutschen Krieg wie ein internationales Unglück
nahen.Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam
ausweichen. Britanien muß wissen, was ihm frommt; obs, nach
den Königen, nicht die Völker mit einander versuchen sollten. Bri»
tanien hat freieWahLWir warten geduldig.'Am dritten August
1912:«Ehedie jetzt auf die Hellinge zu legenden Kriegsschiffe fertig
sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein.
Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die
Ziffer,nicht aber die britisch» deutscheMachtrelation geändert.denn
England läßtsich nicht überflügeln undhat in der alten Handels«

fflotteeine Mannschaftschule.die seine mächtigstenKampfschiffe vor
Menschenmangel noch schützt.DieDummheit,immerwieder auszu-
^tuten,daß wir noch nicht fertig,nicht stark genug seien,solltenwiruns
nachgerade doch abgewöhnen; sie wirktnach außenja wie eine Auf»
forderung zum Tanz.,Wer eintzerz im Leib hat, muß den Deutschen
Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben.'
Glaubt Einer, daß die Nach barn so kindisch denken werden? Längst
find wir zu tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe
Ziele zu zeigen wagt und in stolzerRuhe ausspricht,daß keinWider-
stand sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in Eng»
land gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn
Vetter an sich kommen lassen. Der weih jetzt schon Allerlei. Daß er
mitPersien die sorglosetzerrschaftüberIndien verlöre;dahin der
Zeit der chinesischen Wirrnitz,die zu früherAnmeldung britischer
Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in
der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann;
daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der Eng-
land eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht
auf tzauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an
der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Rich-
tung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einemReich,
das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit
Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu
sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hzt. Er sehnt
sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigem
Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schaden»
froh leuchtenden Auge der Pankees stehen; und zweifelt, ob die
Aussen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen
würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen
Paktiren: er ließe flchs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg
von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des gelten-
den Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden alsFor»
derer zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlung»
bodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht blei»
den, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Ent»
Muß fest wird.« An solchen Krieg hatte Bismarck nie ernstlich
gedacht. 1885 spricht er: »EnglandsFreundschaftwäre unswich»
tiger als das Schicksal Egyptens. Daß England in demBewußt»

sein des Meerbeherrschers etwas erstaunt aufsieht, wenn die Land-
ratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See
fährt, ist nicht verwunderlich: die Verwunderung wird aber von
den höchsten und leitenden Kreisen nicht getheilt. Ich betrachte
England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mid
dem wir keine streitigen Interessen haben.Auch in den kolonialen
Fragen wünsche ichdieFühlung festzuhaltenzundwennmirnach»
gewiesen würde, daß wir sie verlieren, so würde ich vorsichtig sein
und den Verlust zu verhüten suchen. Deutschland kann man mit
einem 8eIk macZe män vergleichen, England mit einem alten aristo»
kratischenLord.Wir haben oftzusammen gestanden, in Zeiten des
Friedens wie inTagenderBedrängniß.im Siebenjährigen Krieg
und nachher bei Waterloo, und noch jetzt bestehen die besten Be»
Ziehungen zwischen den beiden Nationen. Auch für die Zukunft ist
die durch eine langeGeschichtebewährteGemeinsamkeitmannich»
facher Interessen und Meinungen der Bürge des Einverständ-
nisses. Die Möglichkeit, daß wir England einmalin Waffen gegen»
über stehen könnten, bestreite ich absolut. Ich kann, nach meinen
diplomatischen Erfahrungen, keinen Grund absehen, der einen
Frledensbruch Zwischen uns und England ermöglichen sollte; es
müßte denn irgendein unberechenbares Ministerium in England,
das weder da ist noch nach der politischen erblichen Weiß h eit der
englischen Nation wahrscheinlich ist, in der ruchlosesten Weife uns
angreifen und unsere Küste beschießen. Ja, mein Gott: dann wer»
denwir unswehren; aberabgesehen von dieserlInwahrscheinlich»
keit ist gar kein Grund für eine Friedensstörung. Unsere Meinung»
Verschiedenheiten werden in menschlich absehbarer Zeit niemals
die Tragweite haben, daß sie nicht durch ehrlichen guten Willen
und durch geschickte, vorsichtige Diplomatie, wie sie von unserer
Seite sicher getrieben werden wird, erledigt werden könnten."
Herr vonTirpitz meinte,derdeutsch»britischeKrieg sei unver»
meidlich. Auch er wollte gewiß nicht, daß Deutschland handle, wie
protzige Stümper, nach Bismarcks weisestem Spottwort, begehr»
ten. »Nicht das weit vorausblickende Rechnen mit den Kräften
der europäischen Politik soll die deutsche Staatskunst charatteri»
siren, ihr Bemühen soll nicht darauf gerichtet sein, Kriege, deren
Ende nicht abzusehen wäre, vermeiden zu helfen, fondern Deutsch»
land soll in Europa herausfordernd auftreten, die Rolle des Man»

«es spielen, der plötzlich zu Geld gekommen ist und nun, auf die
Thaler in seiner Tasche pochend,Jedermann anrempelt." Solche
Politik hätte der ulysstsch verschlagene Admiral nicht »stark" ge»
Aannt.Doch er wollteTsingtau,Dehnung derReichsgewalt,Mit>
Herrschaft auf den Weltmeeren; traute den John Fisher, Churchill
und Haidane nicht und mochte sich drum nicht mit ihnen über die
^Grenzen der Baupläne verständigen. Das wäre nun nicht mehr
mehr nöthig.Wie auch der Krieg ende: mit ihm endet der Flotten»
Wettstreit alten Stiles. Dreadnoughts und Supradreadnoughts
werden vom Unterseeboot entwerthct. Das Tauchboot, das lange
ÄraußenbleibenunddieInseleinstseligerBriten mitMinen krön»
zen kann, giebtderSeemachtDrittenRang.es mehrWirkungmög»
äichkeiten als der stärksten, die ihre Lämmerheerde nicht, die größte
Wenigsten, vor der Sprengstoffsaat und dem Lancirrohr des
Armen und deshalb Unfaßbaren zu schützen vermag. Den Werth
.dieser Waffe hat Herr von Tirpitz lange verkannt und den Ver»
Iheidigern bestritten; jetzt schwingt er sie gegen die Staatsmann»
schaft. Die hat ihm gestattet, eine Seezone öffentlich als Kriegs»
gebiet zu bezeichnen, nicht aber,in diesem Gebiet jedes erreichbare
Schiff vernichtenzu lafsen.DerAdmiral glaubt, nurUnterseekrieg
ohne Schranke und Schonung, ohne die Bremse politischen Be»
denkens könne in deutlich absehbarer Zeit England zu Friedens»
schluß zwingen.Der für das Reichsgeschäft Verantwortliche heischt
den Vorbehalt politischer Wägung. Dann, hallt es zurück, schwin»
det die Gewißheit raschen Ertrages. Entscheidung kann in diesem
Fall nur vom höchsten Kriegsherrn kommen.Der folgt demRath
seinesKanzlers.Und derAdmiral scheidetaus dem Verwalteramt.
Nun hagelts Leidartikel, Huldigungdepeschen, Anträge. Ein
unersetzlicher Mann; ein unvergängliches Verdienst; ein unver»
zährbarer Schmerz. Eurer Ezcellenz noch in Noth und Tod ver»
eint; Hoffnung auf Wiederkehr, »wenn der jetzigeUebelstand be»
seitigt ist.« (Wo wohnt und wie heißt er?) Kein Abkommen mit
anderen Mächten, das uns in dem uneingeschränkten Gebrauch
derUnterseewaffe hindern könnte; rücksichtlose Anwendung auch
dieses Machtmittels; Wahrung derFreiheit im Gebrauch dieser
Waffe in denVerhandlungen mit »auswärtigen Staaten". (Die
leibst in derReichstagögeschichte fast beispiellos schlechte Fassung
dieser Antrage läßt ahnen, welchenWuthwehensie entbunden wur-

den.) Durch Vetbandsagenten, Kneipwirthe, Cigarrenhändler>
Kellner werdenUnterschriften gesammelt. Nach Bismarcks Ent»
lassung gabs nicht einMetelsolchenGetöses.DemStaatssekretär
wird von AUedem so übel, daß er, sich zu erquicken, Stunden lang
durch die berliner Luft wandern muß. Was ist denn geschehen?
Einer Frage der Seestrategie ist andere Antwort geworden, als
Einer gewünscht hat,der vonAmtes wegenzurAntwort gar nicht
berufen war. Die Chefs des Admiralstabes, der Schlachtflotte,
des Marinekabinets bleiben auf ihren Posten. Staatssekretär
ist jetzt Admiral Von Capelle, der Jahre lang Herrn von Tirpitz
der vertrauteste Mitarbeiter war; mehr als Gehilfe und nicht
weniger als Freund. Diese Männer, vier deutsche Admirale, ha«
ben entweder zu der Entscheidung mitgewirkt oder finden sie min»
Kestens mit ihrer Pflicht vereinbar. Und achtundsechzig Millio-
nen Deutsche sollen glauben, ihnen sei die wuchtigste Waffe zer»
Krochen oder gestumpft worden? Sollen da mißtrauen lernen, wo
sie bisher, beinahe ohne Ausnahme, blind vertrauten, auf dem
Gebiet der Kriegsführung zu Land und zu Wasser? Ich habe
Herrn von Tirpitz stets als eine kräftige Persönlichkeit und einen
umsichtigen Organisator anerkannt und dennoch die Art seines
Flottenbaues,als das ärgsteHindernißdeutscherMachtauswirk»
ung mit den Mitteln der Politik und Diplomatik.vom ersten Tag
an bekämpft (und heute mehr als je zuvor Grund, die Berechti»
gung dieses Kampfes zu empfinden). In feinem Rang hatte er
manchen fachverständigen Gegner. And wider den Glauben an
seineUnfehlbarkeitzeugtnichtnurTsingtauund die Unterschätzung
des Tauchbootes. Kann er nicht abermals irren? Im ganzenReich
sind zum Urtheil darüber heute nicht Zweihundert fähig. Techni»
kerwissen genügt nicht; vor der Entscheidung war durchaus nicht
nur die «technische Eigenthümlichkeit der Waffe" zu bedenken.
.Sie schleudert Englands Frachtraum ins Meer, hindert die Er»
nährung, Waarenbereitung, den Handel und Gelderwerb des
Inselvolkes und treibt es in den Entschluß, Frieden zu erbitten."
Wer so denkt, darf klagen, wenn die Anwendung eingeschränkt
wird; und mir fällt nicht ein, ihm den härtesten Tadel Derer zu
wehren, die nicht thun, was sie, nach seiner Ueberzeugung, thun
müßten. Diese Ueberzeugung kann aber erst fest geworden sein,
wenn alle Umstände bis in Höhen und Tiefen geprüft sind. Wird-

die Waffe nicht schartig, ehe sie das Nothwendige erkämpft hat,
und verbittert dann nur, wo sie vernichten sollte? Ist der Nutzen
so sicher wie der Schade? Kann durch die willkürliche Anwendung
mir neue Feindschaft Starker erstehen oder meine Wirthschaft, in
der Enge des Kriegszwanges, geschädigt werden? Wie wirkts
auf die Seele der Feinde, meiner Bundesgenossen, der noch nicht
in den Streit Gezerrten? Pas (und manches nicht Andeutbare)
ist vor dem Entschluß zu prüfen. Fassen und ausführen darf ihn
nur, wer vor dem Volk und dem Reich die Verantwortung trägt.
Der Mann, der, nach dem Spruch seiner Volksgenossenmehrheit,
klarer als irgendein anderer das in einer Schicksalsstunde Noth'
wendige und Mögliche erkennt, muß Kanzler werden.
Das, brummtTeutUnwirsch, »mag fürFriedenszeit leidlich
scheinen. Für denKriegszustand taugt es gar nicht. TirpitzKanzler!
Also auch Preußens Ministerpräsident? An das Wahlrecht ließe
er nicht tippenzund triebe den sanftenDIplomaten denFlötentou
aus der Kehle. Hätte aber kaum Muße, sich um die Sache zu küm-
mern, die er am Besten versteht. And ob er sich schnell genug in
das Geschäft des Kanzlers fände, ist zweifelhaft. Der soll für das
Innere sorgen, für den Friedensschluß vorarbeiten, Handelsver-
träge entwerfen und dem Reichstag erzählen, daß Alles in bester
Ordnung fei. In dieFührung des Krieges aber nicht dreinreden.
Denn davon versteht er nichts. Da stört er nur die Generale und
Admirale.dic den Kaiserberathen. Weiß er denn, was einUnter-
seebot leisten kann? War vielleicht noch nicht einmal drauf.Nee.
TheilungderArbeit:fosind wir tüchtig undgroß geworden. Wenn
Krieg ist, haben nicht nur die Musen, sondern erst recht die Po-
litiker das geehrte Maul zu halten." Solche Meinung läuft noch
immer durchs deutscheLand. Statt zu fragen, ob der Ertrag unserer
WehrleistungnichtdurchdasFehlenpolitischerFührunggeschmä-
lert worden sei, ersehnt eine Patriotenschaar den Tag, der den
Staatsmann dem grauoderblauUniformirtenfür dieDauer des
Krieges in Gehorsam untergiebt. So, brummt oder schmunzelt sie,
will es der alte Preußengeist! Niemals hat ers gewollt.
Auch in Kriegszeit muß Politik getrieben werden. Nicht:kann
und darf; sondern: muß. Sonst wird Unwiederbringliches ver-
loren. Sonst herrschtTaumel.DiePolitik, die ich meine,muß heil-
same Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzu»

weichen, übermächtige Gebilde zu zersplittern oder zu lockern,Wer»
dendes zum Bortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten stre»
den. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht
jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret!
.DerKrieg ist nicht nur ein politischerAkt,sondern ein politisches
Instrument, eine Fortsetzung.ein Durchführen des politischen Ver-
kehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht istderZweck.der
Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck
gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht
auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern
er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein
mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene
Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von
dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der
Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhält»
nisses zerrissen und ein sinn» und zweckloses Ding entsteht. Aus
demAUesüberwältigendenInstrument des Kriegesmachtdie Po-
litik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert,
das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein
will.um damit einmal undnicht mehr zuzuschlagen, einen leichten,
handlichenDegen, der zuweilen selbst zumRappier wird und mit
dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unter»
ordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen
wäre widersinnig: denn die Politik hat ja denKrieg erzeugt; sie ist
die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umge»
kehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichts»
Punktes unter dem politischen möglich. Auf ihrem höchsten Stand»
Punkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt
Noten zu schreiben, Schlachten liefert. Nach diefer Ansicht ist es
eine unzulässige undselbst schädlicheUnterscheidung,daß ein großes
kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein
militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges
Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zuRath zu ziehen, da»
mit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was dieKabinete
zu thun haben; abernoch widersinniger ist dasVerlangenderTheo-
retiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn über»
wiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Eni»
murf zum Krieg zu machen. Eine gewisse Einsicht in das Kriegs»

Wesen sollte den Führern des politischen Verkehrs nicht fehlen.
Aber diese Einsicht ist nicht die Haupteigenschaft eines Staats»
Ministers; ist er ein großartiger, ausgezeichneter Kopf und starker
Charakter, so läßt diese Einsicht sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg
ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den
Mitteln zum Krieg angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann
«nd der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes
Mittel übrig: den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes
zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Be-
rathungen und Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der
Einfluß eines anderen Militärs als des obersten Feldherrn im
Kabinet. Das wird selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen.
Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß
ihren Charakter tragen,muß mit ihremMaßmessen; dieFührung
des Krieges in seinen tzauptumrissen ist daher die Politik selbst,
welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht auf-
gehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht
ein den Kriegern neidigerTintenkleckser, sondern, nach vierKrie»
gen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler
und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, son-
dern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man ^die Sache den
Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr
Nrtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden
Wächtern,die faul sind.gern schlafen undvondenenIesaiastzerr
Zebaoth zürnt: »Jeglicher stehet nur seinen Weg und geizet für sich
in seinem Stande. «Daß Politik die Fortführung des Krieges mit
anderen Mitteln, auch ihr jede dem Reichswohl gedeihliche List,
Heuchelei, Gewaltthat erlaubt ist, haben, nach Caesars Römern
«ndMacchiavellsFlorentinern,aufEuropensErde(aufunsfrem-
der hämmerte der Puls die Lehre ins Hirn), zuerst wieder die Bri-
ten erkannt. Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche,
daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?
Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo
behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestim-
men. Der muß, ehe der erste Schutz kracht, zwei Fragen deutliche
Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den
Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich indieoffene
Oese 6er zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die
IS

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_297.html[18.07.2014 16:06:26]

gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, ver» Nichten: genDiesen wende seinFeldherrsich mitunbrechbarerAllgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb ge» zückten SchwertesBlinken stillgeblieben wären,Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nichtzu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist.dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind die entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag mögli'ch bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszu» wachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit, zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur einRom.ungeblendetemBlick aber dieneue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf vier Walstätten befehdet, tzamilkar, tzasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können,die aus demFeuertod alsRömer° kolonie aufersteht, der Vandalen, Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihresNamens Glanz hinterläßt? DerenVormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger ge» dient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior»Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago feine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talente. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte, tzannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der

Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als
einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner.
Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Noch»
wendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mit-
teln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.
»Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbst»
anzeigefrommerRechtlichkeit noch das SchwächlingspielmitVer»
rufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie
war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldatalleinführen.
Die Staaten, die uns befehden, Herbergen mindestens siebenhun»
dert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Mili»
tärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug
des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem
Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." Daß ichs schon in der
dritten Kriegswoche hier aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in
den Mahnruf: »Zu früh!" Zu spät: wennnochnichtnebellos klar
ward, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur
schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben
vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner:
im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf
heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherz»
chen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weih»
t llchterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind.
^ Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in de»
müthige Andacht vor schulenburgischer Weisheit zurück, der auch
nach verlorenen BataillenRuhe die erste Bürgerpflicht schien.Doch
wer klärtund lenkt den Volkswillen ? Der dieVerantwortung trägt.
Graue Theorie. Lasset uns auf den Lebensbaum blicken, des»
sen Blätter noch nicht gewelkt sind. Was wäre geworden, wenn
Bismarck sich dem Willen der Generale gefügt, vor dem Gott und
den Halbgöttern des Großen Generalstabes das Haupt gebeugt
hätte? Besinnet, was war, und lernet daraus, Gewarnte!
1864. Wilhelms Ministerpräsident will Oesterreich aus dem
DeutschenBunde drängen;zuvor aber in enger Gemeinschaft mit
ihm in Schleswig'Holstein handeln. Die Generale schelten ihn
schlapp; einen marklosen Zauderer. »Anser weiteres Zusammen»
gehen mit Oesterreich war gefährdet bei dem heftigen Andrang
militärischer Einflüsse auf den König, die ihn zum Ueberschreiten
der jütischen Grenze auch ohne Oesterreich drängen wollten. Mein
IS»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_299.html[18.07.2014 16:06:27]

alterFreund Feldmarschall Wrangel schickte, unchiffrirt, die grob»
sten Injurien gegen mich telegraphisch an den König, in denen
mit Bezug auf mich Von Diplomaten, die an den Galgen gehör»
ten, die Rede war." <Wie gestern.) Daß der Verantwortliche zu
rechter Zeit den Schein des Zauderers nicht scheute, rettete Preu»
ßensZukunft. 1866. Bismarck will, statt selbst anzugreifen, Oester»
reich zum Angriff zwingen. Das zieht im März feine Truppen
in Böhmen zusammen; fordert auch die Kleinstaaten zu emsi»
ger Vorbereitung auf. Im Mai will Mottle losschlagen: weil
Oesterreichs Heer von Tag zu Tag stärker werde. Der Minister
bestimmt den König, die Kriegserklärung abzuwarten. Hätte
die Erinnerung an preußischenAeberfall nicht die Knüpfung des
Freundschaftbundes erschwert? Im Generalstab heißt Bismarck
„derQuestenberg imLager". InNikolsburg ist er gegen dieFort»
setzung des Krieges und den Einzug in Wien. »Wenn Oesterreich
schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frank»
reichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine anti°
russischen Interessen derRevanche gegen Preußen opfern." Har»
ter Zusammenstoß mit der Heeresleitung. Abschiedsgesuch. Ant»
wort des Königs: »Nachdem mein Ministerpräsident mich vor
dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu
ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da
Derselbesich derAuffassung desMinisterpräsidenten angeschlossen
hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glän»
zenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und
einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." 1867. Mollke hält
den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich und sagt, während
des Haders um Luxemburg, zu dem Abgeordneten Grafen Be°
thusy-Huc: „Ich muß wünschen, daß dieser Anlaß zum Krieg be»
nutzt werde.Der kommt.spätestens in fünfIahren, doch; und das
heute unbestreitbare Uebergewicht unserer Organisation und Be»
waffnung mindert sich von Tag zu Tag. Je früher wir schlagen,
desto besser." Bethusy meldets dem Bundeskanzler.Der antwortet:
„Moltke ist sicher im Recht. Aber ich kann die Verantwortung für
solchen Präventivkrieg nicht auf mich nehmen. Die persönliche,
wie immer begründete Ueberzeugung einesRegenten oderStaats-
mannes, daß der Krieg einst doch hereinbrechen werde, kann den
Entschluß zur Kriegserklärung nicht rechtfertigen. Nnvorherge»
sehene Ereignisse könne die Lage ändern und das scheinbar An»

vermeidliche abwenden." Drei Jahre danach erst, als die Einung
Deutschlands möglich geworden ist, macht er aus Abekens De»
peschenentwurs die emser Fanfare. 1871 will der Generalstab
Belfort, der Kanzler zuerst nicht einmal Metz. »Ich war für die
Sprachgrenze, habe aber von den militärischen Autoritäten ge»
hört, Metz sei hunderttausend Mann Werth." 1873 zügelt er den
Eifer, der Frankreichs Rachsucht in Blut sühnen möchte. «Mir
lag solche Absicht damals und später so fern, daß ich eher zurück»
getreten sein würde, als zu einem vom Zaun zu brechenden
Krieg die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt
hätte als das, Frankreich nicht wieder zu Athem und zu
Kräften kommen zu lassen. Ein solcher Krieg hätte meiner
Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die
Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland,
Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem
Vorgehen einleitenkönnen gegen das neue undnoch nichtkonsoli»
dirte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen
das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortge-
setzten Kriegs» und Prestige-Politik ihrem Untergang entgegen-
gingen. Europa würde in unserem Verfahren einen Mißbrauch
dergewonnenen Stärke erblickt habenundIedermanns Hand, ein»
schließlich der centrifugalen Kräfte im Reich selbst, würde dauernd
gegen Deutschland erhoben oder amDegen gewesen sein. Gerade
der friedliche Charakter der deutschen Politik nach den über»
raschendenBeweisen dermilitärischen Kraft derNation hat wesent-
lich dazu beigetragen, die fremden Mächte und die inneren Gegner
früher, als wir erwarteten, wenigstens bis zu einem wlerari p«88e
mit der neudeutschen Kraftentwickelung zu versöhnen und das
Reich zum Theil mit Wohlwollen, zum Theil als einstweilen an-
nehmbaren Friedenswächter sich entwickeln zu sehen."
Aeber seinen alten König sagt er: »In seinem Geist waren
die militärischen Eindrücke die vorherrschenden; und das Bedürf-
niß, die glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen, war vielleicht
stärker als diepolitischen und diplomatischenErwägungen."1leber
Mottle: »Es ist natürlich, daß in dem GeneralstabderArmee nicht
nur jüngerestrebsameOfftziere,sondern auch erfahrene Strategen
das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten
Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwer-
then und in der Geschichte zurAnschauung zu bringen. Es wäre zu

bedauern, wenn dieseWirkung kriegerischen Geistes in derArmee
nicht stattfände; die Aufgabe, ihr Ergebnis; in den Schranken zu
halten, aufweiche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten
Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen
desStaates ob.Wenn man dieTheorie.welche derGeneralstab mir
gegenüber zurAnwendung brachte und die auch kriegswissenschaft-
ltch gelehrt werden soll, so ausdrücken kann: Der Minister derAus»
wältigen Angelegenheiten kommt erst wieder zumWort,wenn die
Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Ianustempel zu
schließen, so liegt schon in dem doppelten Gesicht des Ianus die
Mahnung, daß die Regirung eines Krieg führenden Staates auch
nach anderen Richtungen zu sehen hat als nach dem Kriegsschau-
platz. Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feind«
lichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung desFrie«
dens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik
entsprechen. Die Feststellung undBegrenzung der Ziele, die durch
den Krieg erreicht werden sollen, und die Berathung des Monar-
chen in Betreff dieser Ziele ist und bleibt während des Krieges
wie vor ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung
kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung fein. De-
ren Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob
man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger
hat erreichten wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf
solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen
will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und
aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem
Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen.
Namentlich aber zu beurtheilen, wann der richtige Moment ein»
getreten sei, den Äebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten,
dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem
Militär nicht geläufig zu fein brauchen, Informationen, die ihm
nicht zugänglich fein können. Wer wird leugnen wollen, daß die
Beantwortung rein politischer Fragen einen vollberechtigten Ein-
fluß auf die Richtung, die Art, den Nmfang der Kriegsführung for»
dern,daß zwischen Diplomatie und Strategie in der Berathung des
Monarchen eineWechselwirkungbestehenmuß?"Wir haben kei-
nen Bismarck.Noch aber.zuLand und zu Wasser,auch keinen Stra-
tegenvon Moltkes Gewicht.Und wirstnd in dem Krieg zweier Koa-
litionen, der, selbst wenn sein Schauplatz, die Zahl der Streiter und

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_302.html[18.07.2014 16:06:28]

mitkämpfenden Völker kleiner wäre, nicht nur durch Waffenge»
brauch.ohneStaatsmannsobhut, nützlich beendet werden könnte.
Wer in solchem Krieg, unter der Last der Verantwortlichkeit, jedes
mit der Reichswürde vereinbare Mittel anwendet, um den feind»
lichen Eingriff neuer Kräfte zu meiden, wird dadurch noch nicht
zum Feigling oder »schlappen Kerl". Die Wahrung jedes den
Neutralen zustehenden Rechtes, sogar die behutsame Schonung
ererbter Empfindlichkeit war in drei Kriegen Bismarcks Haupt»
sorge. Und eben fo stolz wie auf die Verhütung übermächtiger
Koalition war er darauf, daß er 1864 Englands, 1866 Frankreichs,
1870 Rußlands Eintritt in den Krieg gehindert hatte.
«Der neue Feind, den wir zunächst wohl mehr hören als sehen
werden, ist einer, mit dem wir seit dem ersten Kriegstag rechnen
und dessen Machtaufwand unserenMuth nicht bleichen kann. Ge»
fährlicher Feindschaft da auszubiegen,wo das Selbstachtungbe»
dürfniß des deutschenVolkes mirs erlaubtest meine Pflicht. Wir
wollen den am Krieg unbetheiligten Staaten und Völkern kein
Recht kürzen und auch die uns im Gefühl unfreundlichen nicht
kränken.Den Versuch, uns diekräftigeVertretungdeutschenRech»
tes zu wehren, würden wir noch im dichtesten Gedräng niemals
hinnehmen. Ruhige Würde ist das Zeichen gesunder Kraft. Nicht
Einer, der mitderZunge ficht, mitMund oder Schreibfeder Wel-
ten erobert und vor jedes mürrisch blickende Auge die Faust ballt,
ist stark. Der Stille ists, der weiß, was er will, von Gewitter und
Drohrede sich nicht schrecken läßt und aufdemkühl erwähltenWeg
an das Ziel seines Wollens kommt. Der nicht fragt, was er etwa
erbeuten, dem Feind abnehmen könnte,sondern nur, was er, sich
und den Enkeln zu Schutz, haben muß. Unsere Sache steht gut und
der Erfolg der vierten Anleihe bezeugt,daß die Zuversicht unserer
Volkes nicht wankt. Was während derArbeitpause des Reichs-
tages in feindlichen Ländern gegen uns gesagt worden ist, mag
ich hier nicht widerlegen. Das als falschErweisliche kennt Jeder
aus der Zeitung. Sie künden ungeheure Wandlung an; wir han»
deln. Sie schm ähen; wir schlagen. Wenn Worte vernichten könnten,
wären wir längstzermalmt; und von Hungersnoth entkräftet, wenn
Elendsfchilderungwirkte wie Mangel des Leibes. Verlangt drau»
ßen dieMenge solchen Siechentrost: Wir könnens tragen.DieAb-
wehr brächte allzu billigen Beifall. Da ich von stetigem Vorschritt.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_303.html[18.07.2014 16:06:28]

nicht von Entscheidung zu berichten hatte, ist lange oder bewim»
pelte Rede unnöthig. Wir führen den Krieg, bis derWunsch nach
anständigem Frieden hörbar wird; führen ihn mit jeder Waffe,
von der Wirkung zu hoffen, Schade nicht zu fürchten ist. Große
Fraktionen haben mich ersucht, eine Waffe, die für nahe Zeit Be-
sonderesverheißt, sorgsam vorRostzuschützen; den Unterseekrieg
nach unserem Bedürfniß, nicht nachUrtheil oderVorurtheil, An»
spruch oder Anmaßung fremder Staaten zu führen. Die Geschichte
dieserFraktionen duldet keinenZweifel an ihremWillen, mitreinen
Händen und tapferentzerzen demVaterland zu dienen. Ich muß al-
so annehmen, daß ihreMahnung nichtMißtrauenausdrücken, son-
dern uns für Verhandlungen stärken soll. Der Zweck dieser An»
träge kann nur sein, aus der Volksvertretung den Mächten^ mit
denen wir in Gespräch sind, zuzurufen: ,Die KaiserlicheRegirung
fordertnicht mehr, als sie muß, um vor derAuslese deutscherNa»
tion bestehen zu können.' Ihre Absicht verdientDank. Sie dürfen
überzeugt sein, daß ichderVerantwortung.nichtnur Vörden heute
lebenden Landsleuten, bewußt bin. Ich kann sie nicht auf die zu»
ständigenRessorts abladen und nachher, in einer trüben Stunde,
sagen: ,Das war nicht meines Amtes/ Denn meines Amtes ist,
was den Bestand und die Geltung des Reiches angeht; und ich
müßte die Bürde dieses Amtes von mir werfen, wenn ich die höch-
sten Güter deutscher Menschheit nicht mehr schirmen könnte. So
leicht wie derMilitärfachmann,der nicht das Ganze zu bedenken
braucht und im Nothfall über die Hemmung durch zaghafte Poli-
tiker laut stöhnen darf, habe ichs nicht. Aus einer neuen, ins Völ»
kerrecht noch nicht eingefügten Kriegsform muß ich jeden erlang-
baren Vortheil ziehen und zugleich jeder möglichen Gefährdung
ernsterReichsinteresfenvorbeugen.In den Grenzen meiner Kraft
versuche ichs. Ohne nach Massengunst zu haschen und Goldene
Berge für den nächsten Donnerstagzu versprechen. Aber auch ohne
die Tollkühnheit, von der nur der Verzweifelnde zu entschuldigen
wäre. Der klammert sich an die Hoffnung, die ihn die letzte dünkt,
und fragt nicht, welchen Schaden das Werkzeug stiften könne, das
ihn aus Lebensgefahr lösen soll. Wir sind nicht in Lebensgefahr,
sind weitab von Verzweiflung: und dürfen, ohne Hast, wägen,
ehe wir wagen. Das ist, auf dem von der Reichsverfassung gewie»
senenWege geschehen; und das Ergebniß kann im Sommer...«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimtllan Forden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G. m. b, ß in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_304.html[18.07.2014 16:06:28]

Xorporstion cler XaubnannscKsA von Lerlin
UanckeKHocKscKuIe Lerlin
llss »mtlicne Verieienni» Iis,'Vorlesungen unil llsbungen >m Sommer Semester I9IS
Sen Verl»« von «UV»» «LlXllSIZ, LIZIii>IX V, 10, «Ssr voin KeKrstsrwt Ssr
Lrste lmniotrikulstloa: IVilttvocK, llen 26. ^pril. Ke?Inn Ser Vorlesua^en

VilSunger)(elenenquelle
seit IsK««Koteii mit grossei» LrtolF« zur UsustrinKKur bei Xiersn^ries
Mütter uiig Lioder iu cier üvt«ickslung ist sie k>i/ Seil L»««Ke«a>it^u>i vou
191Z ^ 14.6bt LscleAäste unä 2,278,876 ?1sscKenversaoä.
Commerz un6 Oisconto^SanK.
ZsvKsuniIvierzigste orilsntlivks Leners!ver8smml,mg cler Alttlonsi'«
am Kreits«, llen 7. Koril IgIK, nsonmütsg» 2>? Unr,
Im Sitzungssssls ller Ssnii?u rlsmdurg, Keö Xr. g,
lagesoronungl
in S«i»Iin bei unserer Klerierlsssiing
bei cier San« lies Serliner Xsssenvereins <nur kür >lilgNsgsr ciss
Siro-SSeKttn-OepoKi
w lismburg, Kilon», iisnnover, Kie>, I.eipk!g, Kilenburg (8. A) unS Srsncienliurg », tt.
bei unseren n> e!e> lsssungen
in Onemnit? beiin Onem^ii^er SsnK Verein
in llresiien bei <isr «itleiiieutsviien ?rivst lZsnil KL.
in frsnKIurt s, I«, bei >Isn Herren 1. llrexlus Oo.
in Xöin bei Herrn 1, Stein
in »»ocieburg bei ller »ittelckeutsonen privst Ssnli KL,
in »unoken bei Ssr Ssxerlsenen VerelrsdsnK
vensnnten Knmelcles'ellen spstestsrs »m 3, Kpril o, k, einen or^nungsiriüLiggn klinter-
rlsmburg, Sen 17, ilsr? 191g,
An der Handelshochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für
das Sommersemester 1916 auf Mittwoch, den 26. April, festgesetzt. Das
Nähere ersehen die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung im Anzeigen»
teil dieser Nummer.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_305.html[18.07.2014 16:06:29]

— Die Zukunft,
25, Mörz
ZKmdurg-Zerlin.
kür das «esOkättsMkr ISIS,
O»s LesvbättsergeKnis unserer IZ»nK im ^skr« Z9I6 ?,eigt einsekliessliod öes
Vortr»««» ein«,,^<Ze,vi,,» von SSW»48,12 gegen °F S«4«M«.1S tm VorLsdrs. Vtr
Seren lietr»«, »rxi ün^r 2 UMione,, «»rk, liir Xd»«l>rejKunM«veel!e ru entnebinen.
ve^geinSK ^eAIs^en vjr^ vor, «ine l^ivickenS« v«u^ 4>/2 ^ ^ ^^ ^ ^
Oer ReiedsbsnKöisK^nt betrug iui ganüen ^skre S° >,, vräbrenck irn oKen sn ZlarKt
in 6eii »rieg»»nl«iken kuucks», <!en SimKen «u, I?»s XusedvsIIen unsere» ?r«ckttorei>.
Kontos von ca, 290 ,n>i oa, 40» Hlillionen AarK üeigt clie ünsn?ielle Xrstt unserer
r!< le^unz uer meist Kur^kristige» <ZeI6sr ?,eit , eilig ScKv^tt!r!gKcitsn bereitete unS
geviidl? uv6 <>!>tiir ini »eriebtszskr« «». «« 850 000 — »nkgevrenSet, Die örset^ung
Zieser eriukiciipn iZesrnten K„t uns viele Seb^vierigKeite» bereitet, trotten, «>ir
^ v^s ^LrbüKu^ng unseres Lestäiiges »n ^Li^enen ^Vertväpieren" ^detriB^ nu^
^egen i>« 1SK 1W,SU iin Vor^Kre vorgsnoinlnen, ^ i>as üonto „Sonstige Iniinob!I!en"^ist
IInssre Xoniin»nS!teir>Ig,ge bei <ter?!rrn!> K>, Lsukinsnn <d O«, drsedte uns
betrieuigenllen I'rtrü?,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_306.html[18.07.2014 16:06:29]

L5. März 191«.
Zlr, 25.
— Die Zukunft. —
ilrr ^Ktienkävitsl von 22 iVIilüonen »uk 44 Ailliouen NurK erkobt. IZie^ neuen Aktien
gesammelten KüeKstelluigsu gegen 8>/«°/« im VorMbrs.
Oie L r e m e n L e s i gb e i in « r - <Z e l k» K r i K s n bringen kllr cläs ^s,Kr ISIb
?ät«enKoker verteilte kiir <Ia» LesekÄkts^Kr 1914/i» eine Diviclencks von 14°/«
gegen 11°/« im Vor^sKre.
VI« ^« i p ^' ^ vorm. >V, v « n
riütner erKSKt Mr clas ^skr 191S Sie Oiviclenue von 12°/« auk 14°/« bei vrieaerum
Oie bei cler "I e r r ä i n g e s e 11» « b a k t s m l'eltow Xan»I üuSov,-
<vor rn, (Z, ^, Vogel) 1eIegritvKeuör!i,Kt-?äbriK^.KtiengeseIIs e K a kt
Kät klir cls,» am 30, Ssnteiubsr 19lK g,bgel»ukene öescdäktszukr IS°/« gegen 13°/« im Vor-
Oie ^ e I e v K o n ku I, r i K ^ K t i e n g s s «11 s e K s, kt v o r m »I s Berlin e r,
8?« »uk 1g°^ erköken Können, ^ S s
«« 2« 4« 392 «84,76^"^^^ ^ des S«,uvtbu«Kes im5»Kre ISIS betrug
Den n»«K ^b2ug vou 2 Nillloneu N^rK verblsibenoen Reingewinn von o<! 4882848,12,
vir, wie t'olgt, üu verteilen ^ ^ '"
4 5S »uk S«,s ^.KtieiiKeiniwl von ^« W090 000,— °« S4MUNU,—
KneKstellung kur 2alon«teuer „ 8ögUN,—
in den Reservesonils II sl«,it Stätut) „ 49 4,7,88
^ s^usserckevi Wr verkallsne vividenueii °« 1254,—)
?s,ntieme s,n Sen ^utsielitsrs,t . . . ,! , ^ 73 5N7 9S
1'äntieme an 6en Vorstänkl , , , , „ 9ä!i6g,W
>/2 5« weitere viviuencie „ 42SV00 —
Vorträg ,!S4M.88
«« 4 882 848,12
inrer im ?ocke voraiigegangonen Rollegen uuu li»merächleu in Kolren I^Kren geliulteu
vercksn.
»»mburg, im A!ir2 191«,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_307.html[18.07.2014 16:06:29]

Ar, 25,
— Die Zukunft. —
25, Würz 191«.
Lammen- unS SKconto-ZailK,
Zlamburg-Zerlin.
kür 6ss QesoKätts^aKr ISIS.
Vortrozs» einen^Seviim von «SWS«. 12 gegen »<? SS4««UN.^S im V«iz»dr«. Vtr
vem^emälz^so^^ «in« OivigenS^ 4^1°,« «'^s im Voyänre, zur Ver.
gevvükrt uns ,?!>tür in, IZerioKtsMkre eä, 850 ggg,-^ »ukgevreuäet. Die örset^unF
Ovaren ini'oig^ciessvn in cZer I^!ige, Sie ^.bstokung groöer Betrüge, nsmentliok skso-
Oie NrdSKuvg «»»«res IZestänSes s,o »Ligen«» ^Vertpäpieren" detritkt nur
ventsck« «walsuvlsiksn; dieselben sing kür gie ^!rel>kr»ge^ä»s^»nserm I!>i»6enK>^eis,
XonsortittlKnntn Kät sie» un? c«,, S Nülivnen ^I»rK clurok ^.d^viokluvg versekieäensr
vnsere ve^täncis an >Vertps,piersn Käven ^vir entspreobenS cien im freie» V«r>"
KeKr ermittelten Xursen bewertet »od Sie auk ükkekten. nnck üo»s«rtis,IK«nt« «r^islten
gegen »« 1SL IW.M im VorMKre v«rge»«mmsn. O^s Lent« „Sonstige ImmoKilien""ist
3nrel> Ivlingerke^vertung uncl SurcK <len VerKsnf eines Kleinen KrunastüeKs ermükigt.
Unsere Filiale in g»nn«ver erzielte »»od iin vergossenen ^slire ei» gutes L»
trügnis: clie Udrigen ?ilis,len «.rbeiteten in «ukrieSenstellenüer ^Veise,
Unsere Iinmm»nSiteinl!>ge bei Ser ?irinä S, Xsukmänn ä: O«, brückte nns

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_308.html[18.07.2014 16:06:29]

Mär? 191«.
Zlr, 25.
— Die Zukunft. —
viv>SeiiSe von 6°/« gegen 4°/« im Vvi^lKre in Vorsclil»? bringen,
vi« L l> r m b e « K s r L r s, u e r e i ^Ktien-öesellsoKatt Ku,t unter Ser
sekwierigen I^age «er IZrauereiinnustrie ?u Wicken uncl erinttsiigt« ikr« Oivioencke von
6°,,, iW VorjsKre »uk »?^.
vie H a rn d n r g! » c K e n Lleetrieitäts > V/ srKe Käuen arn 1. Inli ISIS
inr Aktienkapital von 22 Millionen ank 44 Millionen NarK ernönt. Die nsuen Aktien
sing vertragsgernSK von <Ieni Haindurgisenim Staate übernorninen vvorusr^ Ois Oivi-
gesammelten RüeKstellungeu gegen 8>/,,°/« i»i Voi^anre,
vi« Li»«»b ^ K n d » u g e s e 11 s « K akt S e o^K e r ^eo.^V.^b. H, d»t^ttr ckss
vie XetienIZrauereiSesellsonaktr'rieckriensKvnevorm,
?at^enb.«k«r verteilte kiir <ia?i LescKaktszaKr I914/1S eine Oivioencks von 14°/^
gegen im Vorjanre,
Rittler ^ K ti en g e s e i I s o K a k t kut suek kür <Ias lalir I91S eine vivicleune von
?IotKer erKSKt kür das ZaKr 191S ckie Oiviilenüe von I2«„ ^uk 14"/« bei «ieoer^ni
reicklicnen ^bsokreidungen uncl Rückstellungen,
Ol« Lis«»budn»ig»sl.»auaustult U^ax ^ü<lel <K L^o, Aktien-
lS»/, verteilen, ?llr Sa» I»uk«n,I« Se«el,!I.ttH»Kr ist mit o!„er Lrmälzigung ger Oivi-
(v «rm, O,I. V «g el> ?e I e g rap n enckr ant- ? au r i K ^,Kti e n ges ell s c li a kt
Kat kür clas sin 30, Senteinder 19lS al>gelauk«ne KsseKakts^aKr gegen im Vor.
Die ^ e l s n K o n k!^ K r i K ^, K t i e n g e s e 11 s e K s k t v o r m a I s^Z, ^ I i n e r,
W>/2°/o an ilire Aktionärs ausgestattet, ^ued iin InIiis IglS^Kat clit ^gselisokakt
«« M^KSWö^!?^^"^^^^ ^" ^ ^ «anvtbuokes im » r« 191S betrug
ven na«K ^.b2ug von 2 Zlilliunen AarK verKIsiliennen Reingewinn von °« 4882848,12,
4 ?S sui Sss ^.KtienKuintal von ^! 8S 000 0M,— °« 34g«M«,—
RüeKsteUung kür'Qllonsteuer^ , , ^ „ 8S»««,—
Tantieme an den ^uisiei tsrat . . . . , ,^ „ 73S0793
>/z?« weitere vivicl«nlle , . , , 42SM0 —
Vortrag , , , , , . W4 «01.33
°« 4 »»281842
v?erä«o,
Lamburg, im Klär« 1916. ^ V .t

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_309.html[18.07.2014 16:06:30]

Ls8otM8bsl'iM lisi- Dl-eZlinsl' Lank fü>-1315.
Der^LeiclrnärKt «sr «illirencl cies gänüen ZäKres in günstiger Verfassung ui>6
«eit Kinter 6«m gegen« iirligen ?urllekblieb, niviit ineur nnte/sekritten «oiiZen «»r,
ninge^tellt vuröe,^Kät sieK ioi üriege 6urcusUs nevvökrt, ist nickt unioterress^vt
t'il^en, VV'eeKseistuben und ^enossensokattsäkteilungen^ Konseuti^rt,
reinkt. g ^ - In'! d "^
Der ^ds^>,I,,K der Nresrlner Lank ergibt kür <ws ,7ii>>r I»Iü nacK V^ornalirne erueu-
l;en 4v»78L28,g5 in lgI4>, Xuc^K .^b?,ug <Ior IlunlIllungsnnKosten un,j Steuern

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_310.html[18.07.2014 16:06:30]

^2S^Mrz IN«. Die Zukunft. Ur, 25,
verbleibt ein Reinsen in» von «<k StSTSVISM tgegen 2S9MS8SLS in 1914), aus 6em
191S gegen iSI4
snk Sorten, und KuoonsKonto «« 788 693,9? °« SS» «70,85
„ Minsen-und WeeKsel-Kontn „ 25 927 019,4« „ 24 685 060,95
, rruvisionsKonto - , , „ 12 940 932,80 „ 13 9S7S3lW
. Konto Dauernde IZeteilignngen „ 674 799,90 „ 1W0WV.7S
Sierdei ist «u berüoksiektigen, dalz Sie XaKIen Inr 1914 ein üalbMkrsertragvis 6er
londoner Niederlassung entdalten,
Ls Ketrug der lZesarntuinsat^ auk einerseits des HauptbuoKe» 07 994 254 099,85
ksege» °« 76 667 333 527,95 in 19I4>, Sie ^»KI der bei der Lank gslukrten Konisn
224 922^gegen 209 762 in I914>, K U K I tl K
doek glaulaen wir uns zu der ^!n»akine bereoktigt, g»K,6ie XdwieKIung clor dortigen
tZeseKäkte erkeblieke ?«rtsckritte geinaokt bat, Oie Filialen der IZanK^in Kouslunti-
»eben lälzt, betriedigend gearbeitet, IrnrnerKin wird dein Institut rnit^RücKsiebt auk
Lilan^, von der es auf seinen Antrug beK«r<Iiederssits vorerst entbunden wurde,
^ Lei der Veutsek-Siidamerikaniseben Lank ^, <Z, lassen^ die Kisker ejugelaukeuen
vie AaKI unserer Angestellten belisk siok^arn ZaKi'ess«KIuK nuk 5967^ lgegeu
entkalten, denen Ksnw, deren ^ngekörigeo vir wakrend des ganzen Rubres einen
leii ikrss kiekaltvs, der bei Unverheirateten 3« bei VerKeirateteu 60 ^ nebst einen,
ent?vre«Kenden XusoKIag tiir Kinder beträgt, ausgeüäKIt Kaden, Den »ekwierigeu
wirtsebaltlioken VerKaltnissen Kaken wir durek «ZewäKrung von leuerungszulagen
LeeKnung getragen und die bei uns UblicKen Selraltsaukbesserungen d^ewilligt,^ « ir
iioksr öilkskrätte XtiKilke zu sokak'eii gesuobt, ^edoek eine HinsvbränKuvg >Ier t?e^
Kundsedakt bedauern wir sekr diese LiuseKränKung, wir inüssen ^edovk, kalls weitere
Wiederum Kat eine groke ?aKI unserer Mitarbeiter, deren Harnen wir ?,u tte^'iun
dieses LerieKtes autgekükrt Kaken, in, verüossenen Kriegs^aKr den Heldentod
gekunden, >Vir tiewakrsn iknen allen ein ekrendes bedenken und deabsioktigen,
die Xanien unserer Mitarbeiter, ^is irn Kauipk kür das Vaterland gekallen sind^ auk
zderner Lakel kür »Iis ^ukunkt kestzubaiten.
NaeKsteKend die üklieken Erläuterungen über die ein2elnen?ositi«nen der Bilanz-
Xä«»»>, Kupon-, 8ort«n-Xonto
HuU,»I»eit bei Hoten- inul ^bre«KnunA8d»uKeii.
Lestand »in 31, Dezember 1914 N, «8 928 605,50
Lingsng „ 18 557 782 062,90
KI, 18 656 710 008,40
Ausgang „ 18 K17 616 246,«,',
Ls ergab siok deinnaek für den ani 81, Dezember 191K
verbliebenen Lestsnd ein Saldo von A, 139 «94 422,85
laut Lilavz: Kassa, Kupons und Sorten 43 477 701,45
«utdab, bei Noten- u, ^.breebnungsdank, . 96 402 414,85 „ 139 883 116 30
Nlilbiu Lewinn aus Kupon- »nd Sorten-Konto N. 788 693,2?
>VeeIl«eI- und Xii,«eu»Ii«uto.
Uas Konto ergab einsoliliekliok dos Kursgewinnes suk
Devisen einen (Zewinn von A, 2« 927 019,40
S?üeK 2« 42k'V^ecKsel^ilN Betrage von N, 3S3 «S6 269.4S
und ?,war N. 342 882 908,30 in unverüinslicken ScKatx-
und der Bundesstaaten u.
I?Iät?s . . 10 203 36I,0K in krenidell"vÄuten'
nus, N, 3S3 0«,! 269 4?

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_311.html[18.07.2014 16:06:30]

Dr. SS.
25. Würz 191«.
— ?Ie Zukunft. —
ßegen^4,89^^in'l81! und ,',,887 ^ in >9i3, s > vre r ckn ?5
LffeKtrii-Xoiit« »ml ilnupiuiie Setk>ili!.'iin!.'<>ii.
Lestiind »,n 31, venemder 1814 >l. 9» 54« 567,40
Liniznnß . .' 2 47« «14 395,40
Zl. 2 565 554 9>>2,80
^Uüganzz 2 462 683 143,75
Kjiedenen öe^unci ei» «slda von , . ^ , ^. ^ «. 102871 819.05
Wut Sil»«? i,n Verl« von 103 546 618,95
so d»ö «in ölekr verbleibt von >l, K74 7U!^,!>U
6s» das Lrtriignis aus unseren dauernden LeteiiigunAen an ancli^rn LauK, n durslrll?,
I?is?ene LkkeKte» «sreu sin 31, O««ivber 1915 vorbanden^
lieieb» uud der Lundes^taaten , , , . , , . Zl. 33 487 367,75
e) sonijtige Körsengiiugi^e ^Vei^papiere 24 909 401,65
d) sonstijzo ^'erlnapiere , 3 297 IS1.80
A, «5 »41476,«
festver2in?lieke ^Verte, ^
vauernde L e t e i l i g u n g s n bei anderen
Sanken 38 505 142,3«
R e p « r t- n n d I. u ,,, >, a r d . K « n t o'
Lestand 31, ve^,ni,ei lg,5 >l 14g 531 807.70
Xui unsere ZllNvirKung i dc^r ^usjzabe der 2, und ^3, LrieZsanieibe und de,
Iseu^ Aktien d> r ,XKij,',,ges^IiseIiaft SraunKonIenwerKe WneKeKerA, Rossel
Heue Aktien d^r ,XKIil,,!;>>se>Isci>i,fl kür cbeniiscne Produkte vorm. Il, SeKeid«.
Heu« Aktien >wr ^I,,,nUn„^i,u>t,n'ia>. und AletldlxveiKe MndrieKs-^uLerinanu
^eu« Aktien derS»eKsis<d,en>VaAgankaKr^KV
^Xeue Aktien der ?eeKIeid,vrg LcKiIks«erkt und NaseKinenkaKriK.
1. Xeun veteMgullgsn »» K»»tver«in»Ii^K«n >V«rten A. 17 064 557,20
3. ^eKn^L?teMgün^en^an L»,^ '^,Ü,.' ' ' ^388 ^50
5- Xv^sviig Leteiligu„j;en an ^'errnins und ^erraingesellscbakten , 8 981 ^8,85
8, i?ünkedn LeteiligunFen an IZerL,rer>>». und Huiieuuuwr-
neKrnunFen - , 6 080125,8«
X ??veiunddre!l,ig L^teiligun^, an andrrn eilig, IInternebrnunUen „ 10 328 631,80
l«, 59 616 025,7«

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_312.html[18.07.2014 16:06:30]

2S. Wör, 1S1«. — vie ZuKu „ ft. — Dr. 25.
X«»t«»X«rrei>t> »»6 Liultt^»-Konto.
Lei einer» Vinsat^ irn Debet v„u Ick. 218M 426100,75
betrug derselbe in, Kredit 22 270 704 076,20
so da5i «in 31, vs?ernber I9IS eins SeKuld verblieb von . , , 470 277 075,45
und ^«ar laut Lilanü
U. 65886018,50 XostrugutKaben bei ersten LauKen und Lanliiers,
Kiervou ^l, 6 414 608,60 gedeckt dureK>V»ren,k>acdt- »der 1,ägersodeius,
222 180,70 , „ andere SieKerKeiten,
, 648 711 151,05 vebitoren
„ 403 43» 590,65 bei dsn'k'iUsIeu
Kiervon Ü.S11 S»2 IbSM gedeckt duren börsengängige Wertpapiere
^ ^ „166 034 712,35 „ „ andere SieKerlisiteu.
lii Xostr« VerpriieKtungen Zck. 495 035,05
d) seitens der Kundseliast bei Dritten benutzte Kredit« „ 2 719 860,—
ei LutKaben deutseber IZanKen und LanKlirinen , , , „ 81832 097,20
d) Einlagen auf provisiouskrsier ReeKuung , 416 004 013.16
und^varin 123 487 Konten innerkalb
7 lägen fällig «.257 691 »77.75
^usÄnnateukalligN. 1U4 «29S2.1S
„ 11013 „ nacn3Aunateu „ ,. 53 969 653,25
e> sonstige Kreditoren N. 691 748 SS7.40
und fwsr innerksld 7 lagen fallig . . . A. 427 212 471,40
naeb 3 Iilonaten fällig ° „' 3(! 120 303,60
Die TaKI der laufenden Keebnuugen >IZeKit«ren und Kreditoren) beträgt 224 922
gegen 209 762 in 1914,
bände.
an Provision ab/irglieli ge?al,Iter Provisionen . . , ^l, 12 940 032,80
^K«ept» uock ^«KotK-Xont«.
^NI 31. veseinber 1914 befanden »ick Tratten und «ebeeks auf uns INI vinlauf
U. 146 628 687,50
keiner wurden ausgesebrieben
auf Lerlin N. 410 941 133,35
, unsere Filialen , 423 452 019,10 „ »34 393152,45
9810^1839,05
ivurden eingelöst
in Lerlin N. 429 042 085,15
bei unseren Filialen 450 «65 961,40 „ 8S8 708V46 55
«0 d»ö »in 31, liefernder 1915 in vinlauk verblieben
auf Lerlin N, 33 822 693,50
, unsere Filialen , „ 58 491 099,9« «, 92 313 793,40
Imniobilieii» nnck Aovilieii-Itonto.
^ut diese Kvnw e, sekeinen die L»r>Kgeb^ud« ^ ggg ^
, Dresden - „ 2 576 000,—
, ?rankt„rt s, I« „ -2000 000,—
, ttarnburg „ 2100 000,—
„ Lrernen „ 1500 000,—
, «iirnberg „ 1150 000,—
, ?ürtk . , 2, «1000.—
» Hannover „ 750 000,—
„ LücKsduig „ 120 UVV.—
„ Oetinol,! „ IM 00«,—
„ «anndein, , 5V0V0U,—
„ riausn i, V 350 000,—
„ «Kernnit^ „ 500 0VV.—
„ Linden 40 000.—
„ rreiburg i, vr , V0V00U,—
„ ü'vick,i„ „ 450 000,—
„ «uneben , 1800 000.—
„ I,eer , 75 000.—
„ Oassel , - „ 550,,«0,—
„ Zittau 150 0V0,—
„ Augsburg 200 000,—
— „ Lreslau „ 1500 NW,—
„ Cleimlf „ 55 000.—
„ I,iegnil?. „ 100 UM,—
„ Lunfla,, , 40 000,—
„ Stuttgart ,, 687 397.SS
„ Ueilbronn .„ 200 «VO —
Hebertrag A, 20 103 397.5S

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_313.html[18.07.2014 16:06:31]

Uebertrag N, 2g I9S S97 i»
„ «sutben, «,-S 2««««,-
„ I.übeeK 21« «M.—
„ rrsnkturt a, « , IS« VON,—
„ «,itting>n S«g««,—
„ Orescken Mssevit? .... „ 170 MO,—
„ Harburg a, L. „ ZM M«,—
„ puIS» '. . . ,. 150«,«,— », SUS7SS97Ä
2. lieubau - ^ooto.
Neubau b^xv, bsuliobe Verankerungen IZreslau, vresöen,
I^übeeK, Stettin unö Stuttgart U. S4«34«,ü«
S, VersebieSene Immobilien,
KaiserVilKelmStrsKe «, 189 9SS4K
VerseKieSene (ZrunSstücKe ., I «SS SW,W Ks, I8SS5ZI,«
m, S2 »6« 7«5,,z
belasset, Ilerer Xbstolning „»eil >Ien bestebevuen Vertragen Kisker niebt tunlick «ar,
Oie Iseuansodakkuvgen im Letrage von . N, 183 K47.A
einem grnkeu 1,'eils >Iureb Lrökknung einer XisllerIsssung >v ^seken verainalst,
iverue», «'ie deantragt, aus Sem (Ze-vinne üur ^bsck, eibung gelangen,
X»vK Fertigstellung unseres Neubaues in IZreslau und Ses Erweiterungsbaues
in La«»«! baben 'vir Sie betreSenSen üonten auk üonto^ „IZanKgedsucke'' Überträgen,
llantllnii^s - Unkosten»Konto.
NanSlungs vnkosten « IS S7S «S7,S,i
steuern . 2 SI7 «SSW
Hie unseren im ?eISe stebenSen Angestellten be?», Seren Emilien ^ure've,,,
»"2««"»««,—!^^ ^tittungen del,eken sieb im Lsriedts^sKre avk ü Summen ca,
Tension» - ?onck« - Konto.
Da» (!utbal>en Ses im ^abre 1879 begründeten Pension»»
konSs lietrug n,n Sl, ve^ember 1914 N. 4 «99 «M -
liückvergIltuugen Se» UeamtenversicKerungsvereins 14 A»M
«, 4 »2S !„«,',>',
Kiervv» ab ge>v»Krte Pensionen „ 282 994,2«
.XI, 4 M 7',
Suri'u Sie von uns beantragte /»«eisung von „ 2,',S I9U.2',
wirS er Sie IIöl,e von Ick, 4 8U9»>«,^
«iini!s I<'r1«,Irirl,. ,Vuzu«t-Stlst„„IZ.
Die im ^prii I99ü bog, üiuietn «tittung
wies »in SI, ve?.emb«r 1914 «inen LestauS von I«7 4t>t,K5
15 ^ I' 1' ^ III »>4,«i
mitbin verbleibt ein IZeslanS von ^I, III «»4,ljZ
Oer am Zl, Dezember 1915 verbliebene IZestnnS betragt ^I, IS« 8I2M
Ii, «erve?o»<is-Xonto.
Der orSentlielie ReservekonSs belüukt sieb »uk . . . , Ick, 51 «90 «99,—
Ser ReservekonSs «auk „ 1« «0» 99«,-
Ls betragen SemuaeK >Iis Lesamtrsserveu Ick, LI 99« 999,— gleiob 3«,»?« unseres
Aktienkapitals,
^Is vebersebuk Ser Aktiva über Sie Passiva ergibt sieb
^bsodreibung auk LanKgsbauSe . , I«, «09«««,—
„ „ Ickobilien 183 647,2«
Zuweisung num pensionskonSs ... „ 2SLI0U2S
«UeKstellung kür Sie lalonsteur . , „ 2«g gl«,—
Xont« Xvrrevt üonto „ VOONvag,—
4Ss DiviSenSs ank N. 20«0«0 0«0 . . „ 8V«0UV»,— „ IS 239 747,45
N, 9 738 «»,S»
Tantieme an Ssn ^uksiebtsrat . . , - N, SU8K7S —
VertragsmaKige Tantieme' an gie virek-
unil Direktoren 6er Filialen, sonis
WS Nerren ^. . '"^^^ ^ ^
«ratinkstionen sn Sie Beamten , . . „ 2 7K9VM.—
2 ?s SuverckiviclenSe auk »I, 209 «99 90»,— „ 4 «09 M».—
Vortrag 4SS NS«.—
1^1, 9 738 8K8,R
vrescke», j,n Ickarn 191«,'
vis Direktion.
ü. ^„liu.inn. Zs.itKnn. ^iinell. n,,1)o>t R. (Zntinniiu.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_314.html[18.07.2014 16:06:31]

Berlin, den 31. März 191«.
Frühlingsgewitter.
Erkenne die Wege des Herrn!
zwölftenChristenjahrhunderts hatte dempfäl-
Grafen tzildebert von Sponheim ein Töchterchen be-
schert.DieInbrunst derHeilandsgemeinde war,im erstenDämmer»
scheinderGeldwirthschaft, verglommen, dem einst rüstigen Willen,
der Apostellehre nachzuleben, derFlügelgelähmt.AusBischöfen
wurdenRetchsfürsten und mancher A bt zog denGlanz dertzöfe, die
bunteZerstreuung städtischen Lebens ohne Gewissenspein der ein»
farbig strengen Pflicht des Klosterhirten vor. Droht sogardenDie»
nern der Kirche die Gefahr erschlaffenderVerweltlichung? Bohrt
in das Holz des Kreuzes, daß es zermorsche, FrauWerlt den glei»
ßenden Wurm ihrer Lüste ? Möge er niemals des Kindleins Seele
bekriechen: mit diesem Seufzer weiht das fromme Pfälzerpaar die
Tochter dem Herrn. Der lächelt dem Opfer. And schon der drei-
jährigen Hildegardis von Sponheim leuchtet ein Licht, vor dem
ihr kleines Herz in frohem Schaudern erbebt. Die Wärterin, die
von der Stammelnden gefragt wird, ob auch ihr Auge vomHim»
mel her Helle sickern sehe, schüttelt den welken Ammenkopf. Ist,
was Anderen unsichtbar bleibt, Weihezeichen oder trügendes Irr-
licht? Oft noch winkt es dem verschüchterten Kind, dem wachsen»
den Iüngferchen; die milde Flamme läßt ahnen, was sich im
Schöße der Zukunft regt, aus Wehen nach Entbindung langt: und
Hildegardis zeichnet den Inbegriff solcher Gesichte mit zitternder
2«

Hand auf ein Pergament, das sie schnell dann tief in die Truhe
verschließt. Ein stilles, in heiligem Ernst von aller Eitelkeit der
Welt abgewandtes Fräulein taugt nur ins Kloster. So denken die
Eltern; denkt Hildeberts Schwester Jutta, die auf demDifiboden»
berg, im Fürstenthum Zweibrücken, dem Frauenheim voisteht.
Gern ergreift tzildegardis die Hand der Aebtissin und tritt über
dieSchwelle des Hauses, deren Zellen derAlhem edelsterTugend
mit süßem Duft füllt. Die Muhme wird ihr Mutter. In dem jun-
gen Nönnchen gährt Prophetengeist. Da aber keine Andeutung
des von überirdischer Macht Offenbarten jemals Verständniß
findet, schämt Schwester Hildegardis sich ihres Freimuthes; wird
scheu, vertrübt, kränkelt und scheint bestimmt, vor der Vollreife aus
demLeben zu scheiden. Spät erst wirkt sich,plötzlich, ihrem Wesen
ein Kleid aus festerem Stoff. »Zweiundvierzig Jahre und sieben
Monate hatte ich gelebt: da durchglühte ein von Himmels höhe
herniederzuckender Strahl meinen Leib. Er rieselte durch Hirn und
Brust, umflammte die Seele; und in ihm ward ich, ohne Brandes-
qual zu spüren, sanft verzehrt. Alsbald fühlte ich mich zu neuer
Einsicht begabt; und vermochte in den Heiligen Büchern desAl»
tenBundes, ohne auch nur ihre Sprache zukennen, jegliches Ge»
heimniß zu enträthseln." Sie gesundet; wird nach Juttas Tod
zur Aebtissin gewählt; gründet, weil das Klösterlein die Schaar
der Aufnahme Heischenden nicht fassen kann, auf dem Berg des
Heiligen Rupert bei Bingen ein neues Heim für fromme Jung»
frauen; und entschließt sich, das ihr Offenbarte von dem Mönch
Gottfried ins Gelehrtenlatein übertragen und vordas Augegeist»
licher und weltlicher Häupter bringen zu lassen. »Die drei Bücher
der Vistonen und Offenbarungen; oder: Erkenne die Wege des
Herrn! (Lci vias Oomini)«: so heißt das Hauptwerk, das der Erz»
bischof von Mainz, der dritte Papst Eugen und das Trierer Kon»
zil vom Jahr 1148 geprüft und das Hildegarden vom Papst und
von Bernhard von Clairvaux ermunternde Zustimmung einge»
bracht hat. Rom und der ehrwürdigste Cisterzienser: der Name
derAebtisstn blüht auf. An sie wenden sich fortan Domkapitel und
Aebte, Bischöfe und Weltfürsten; von ihr begehrt der Kaiser selbst
Rath. Aus deutschem Norden und aus franko» keltischem Land
strömts, aus denIudengassensogar, andenRhein; eine Mensch«
heit, die Antwort auf Fragen, Lösung von Zweifeln erfleht. Ru»

perts Rebenhügelwird Wallfahrtstätte. Und die umworbene Hir-
tin kann sich dem Drang, der sie rust, nicht entziehen; muß die
Heerde lassen und unter fremdem Himmel das Heil ihres Wortes,
ihres Seelenblickes spenden. Aus mancher deutschen Stadt, aus
Tours und Paris erntet die Alternde Dank. Von jeder Wände»
rung aber kehrt sie in ihren Klosterfrieden heim. Immer in Frie-
den? Oft ward sie mit Fiebershitze und argem Geb, esten von dem
Bösen Geist geplagt, der sie, aus zuversichtlichem Glauben an ihre
Helfer» und Heilerkraft, in Verzweiflung und Gotteslästerung
locken wollte. Doch stets hat sie solchem Getracht widerstanden.
«Je mehr Leid mein Herr Jesus mir schickt, desto gewisser bin ich
seiner Liebe. Was er über mich kommen lasset, ist gut, ist verdient;
und ist Gewähr, daß ich im Jenseits nicht also gepeiniget werde."
Einundachtzig Jahre verlebt sie; fern allem Hochmuth, in den
Ruhm gern verleitet. IhrSterbebett schimmert vom farbigen Ab-
glanz zweierRegenbogen, die eine mächtige Flamme in Monds»
gestallt krönt. Ihr Erdenrest ruht am Rhein, vor dem Hochaltar,
bis er, weil schwedische Kriegswuth den Rupertsberg erklimmt,
nach Eibingen, ins nassauische Bisthum Limburg, gerettet wird.
Aufrecht, wie in Kindertagen der Christenheit niemals ein
Weib, stand tzildegardis vor den Herrschern der Erde, den Bütteln
des Himmels. Nicht als stumme Martyrin: als die streitbare
Künderin aller vom Zeugergeist in den Neuen Bund empfangenen
Notwendigkeit; als das dünne Gefäß, dessenWandungvon all»
mächtigem Willen gehärtet ?st. Die Zunge dieser Aebtissin ist ein
Schwert, das selbst der Blick des Heiligen Vaters nicht stumpft.
Kühn spricht sie, mit dem bescheidenen Stolz des in Demuth seiner
Berufung, seiner Auserlesenheit doch Bewußten, was ihr Pflicht,
gegen Gott und Menschen, zu sprechen befiehlt. Zu den Welt»
rindern: «Mästet Euch nicht als Gäste der Sünden und Laster
und wähnet dabei, Gott werde, weil ers gut mit Euch meine, Euch
und Euer Schicksal auch gut machen; so Ihr ihm nicht thätig helfet,
gleichet Ihr einem mit Würmern, Koth und anderemFaulstoff an»
gefülltenBrunnen, der stinkig wmtet.bis harte Knechtsarbeit ihn
gesäubert hat. Dünkelt Euch, Gott, der, die Menschen von Erb»
sünde zu lösen, seinen Sohn hingab, sei Euer Knecht?" Zu den
Priestern: «Die eines vom Statthalter unseres Heilands ihnen
anvertrauten Amtes lässig walten und an die Kurzweil weltlichen

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_317.html[18.07.2014 16:06:32]

Tandes lieber denken als an die Seelen, deren Hut ihr Lebens»
inhalt sein sollte, werden am Tag des Gerichtes wie erbärmliche
Schacher vor dem Stuhl des Gewaltigsten stehen. Schwerer wiegt
ihre Schuld als des Diebes, der fremdes Eigenthum stahl: denn
ihre Untreue stahl einem Gewimmel den Spaten, derihm den Weg
ins Heil künftigen Lebens bahnen konnte. Wie durftetIhrWeihe
erstreben, erlisten, da Euch der Gaumen nach Wohlschmack, der
Sinn nach genüßlicherWollust steht?« Zu demPapst: «Auf dem
Gebälk Deines Geistes ruht die Heilige Kirche: Weh Dir, wenn
ein Balken angenagt würde! Dem Gemach derBraut Christi bist
Du obersterWächter: und darfst deshalbnie in den Schlaf träger
Kämmerlinge versinken! Alle Pilger schauen aufDich als auf den
Vater: von keinem Kind darf je sich Dein Auge wenden! Petri
Schlüssel hast Du ererbt: und wärest der Ehre bloß, wenn Rost
sie an Deinem Gurt fräße! Der erlauchte Schild des Heeres, das
für Jesus Christus ficht, bist Du: und drum mit der Pflicht be°
bürdet, Dich vor demVerblinden zu wahren!« Zu Friedrich Roth»
bart: «Aus dem Willen des höchsten Richters schallt inDein Ohr,
Kaiser und König, der mahnende Ruf. Warum fetzte er einen
König über die Menschen undschuf dasWunder.daß denMelen
Einer nothwendig und deshalb verehrenswerth scheint? Weil
Gott wollte, daß von der Gipfelwarte Einer herniederblicke und
prüfe, ob in allen Thälern seines tzutbezirkes gethan werde, was
gethan werden muß. Den Hirtenstock gab er ihm in die Hand und
hieß ihn sorgen, daß aus dürrem Land Grün sprieße und ertrag-
loser Sandboden im nächsten SommerWeide werde. Ist derKö»
nig trüg und entschlummert: Nebel legt sich um sein Reich, schwärzt
das Licht, ersticktFrohflnn und Lust zu Arbeit; und aus der Düster»
niß heim senRaben und andere Raubvögel Beute ins Nest. Wach e,
Kaiser und König: daß nicht Dein Land verdorre, Gerechtigkeit
Schindluder werde und Betrüger auf dem Platze thronen, dessen
nur lauterste Ehre gewürdigt sein soll. Hoch überDir gebietet ein
größerer König. In jeder Stunde sieht er Dich. Und müßte, wie
Schande am Pranger, Dich anspeien, wenn Du der Pflicht so un»
geheuren Amtes gefehlt und nur an dessen Vorrecht und Wonnen
Dich in Fett schmarutzt hättest!«So klänge uns, was Hildegardiszu
reden wagte. Und dreiVterteljahrtausende nach ihrem Tod ahnt
unser Heller belichtetes Hirn, daß ein Weib, dem das Mögliche und
das an jedem Tag, auf jeder Lebensstufe Nothwendige so offen»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_318.html[18.07.2014 16:06:32]

bar ward,auch in demBuchderZukunftmanchesRäthsel zu lösen
vermochte. Was sie drin las, ist, fast Alles, heute entwerthet; längst
schon erfüllt oder mit anderem Menschenirrthum eingeurnt. Als
Prophet gilt, wer zwischen hundert und abermals hundert Ver-
heißungen eine in naher Zeit bestätigte von sich gab; hundert und
abermals hundert zerannen in des Geschehens Wirbel: weil die
eine Wirklichkeit wurde.hat siestchtief ins Gedächtniß eingefurcht.
Wars schwer.anderNeige deszwölftenIahrhunderts den Verfall
und, ohne feste Fristbestimmung, denllntergang des Heiligen Rö»
mischenReiches Deutscher Nation vorauszusagen ? Zu dieserPro»
phetie raffte Sancta Hildegardis den Muth. Auf noch steilerem
Pfad bangte sie nicht vor Schwindelanfall. Eine Sonne, sprach
sie, steigt aus blutigem Meer und senkt vom Himmelsscheitel ihre
Strahlen in die Köpfe, die Herzen derMenschheit: und ihr tönen»
des Feuer weckt den unter Glückstrümmer verschütteten Willen zu
Vernunft. Die empfindet den Krieg als Selbstmord, jeden Kriegs»
zweck als Absicht auf gewaltsame Schmälerung der Menschheit»
habe; und eintVölker undFürsten, eint, die vor Sonnenaufgang
noch Tod sannen, in den Entschluß, nur zum Pflugschar und zu
anderem Werkzeug, niemals wieder zuWaffnung des Menschen
wider denMenschen, das Eisen, die eherne Erdfrucht, zu nützen.
Eine pariser Zeitschrift hat mich an tzildegardis erinnert.
Daß im Lande der Bayle, Pascal, Voltaire aus allenFluren in
bunter Primelnfülle heute Prophetie sproßt, ist (im eigentlichen
Wortsinn) merkwürdig; muß für Minuten mindestens auch des
Politikers Aufmerksamkeit fesseln. Die neue Frau Lenormand
hatte 1913 nahen, doch kurzen Krieg geweissagt: und sieht ihren
Nimbus nun bleichen. In dem selben Jahr hatte Madame de
Thebes (der mancher deutsche Fürst den Schrein seines Herzens
geöffnet, manche tzofschranze und Amtswanze ihre geheimsteKüm-
merniß anvertraut hat) gekündet, Deutschland scheue den Krieg
und werde ihn um jeden Preis meiden. Ihres Namens Glanz
ist nicht fahl, weil sie 1914 als ein Jahr der Zwietracht, der Ein»
tracht folgt, wilden Zwistes und inniger Verständigung begrüßte.
Nach dem Spruch einer dritten Sibylle sollte im März 1915 der
Friede geschlossen, am vierzehnten Juli des vorigen Jahres die
erste Rate der vom Deutschen Reich zu zahlenden Entschädigung-
summe fällig werden. «EingetretenerHindernisse wegen" (wie es
auf den Theaterzetteln heißt) ist der Friedensschluß nun auf den

siebenzehnten Juni verlegt worden. Wir werden nicht schuld sein,
wenn es auch bei diesem Tag nicht bleibt und erst der neunhun»
dertste.wie ein neuer Iesaia behauptet, das Ende bringt. Zwischen
einnehmende Geschäftsdamen, freilich auch neben Paracelsus,
der, schon 1540, den Hahn und den Bären unter Schwertesdroh-
ung gesellt zeigt, und Nostradamus (Michel de Notre-Dame),
dem, um die selbe Zeit, Hahneskraft alles Vermögen des Adlers
zu überwachsen scheint, steht aus dem pariser Prophetiemarkt die
Aebtisstn vom Ruperts berg. Wann graut der Morgen, dessen mil»
des Leuchten ihrMund pries? Zerrann dieBotschast in des Ge-
schehens Wirbel? Mordet der Krieg nicht endlich den Krieg?
Wann werden aus Schwertern Sicheln? «Wenn die Deutschen
zerschmettert sind; nicht früher.Alle gesitteten Völker lechzen nach
stetigem Frieden. Nur der Socke will, der Klotzkopf, weiterraufen."
Du irrst, lieber Feindund mußt aus Irrniß in Klarheit, wenn
Du nicht in Abgründe taumeln willst. Latz Dir von Chauvins to-
benden Enkeln nicht dasBuch,,(Zermän Lulture" verekeln, in dem,
unter Patersons Führung, neun britische Gelehrte bekunden,»daß
die Deutschen wesentlichen Eigenschaften der Hellenen die nutz-
bare Weisheit derRömer vereint, ungemein werthvolleBeiträge
zum Hort der Menschheit geliefert haben und eins der größten
Völker in unsbekannterGefchichtesind."LaßDir,fürdreiFrancs,
das Buch aus Edinburg oder London kommen zfreue Dich zunächst
ziemlich an dem gekühlten Zorn wider den Preußengeist: und wäge
geduldig dann nach, was auf den Gebieten der Erkenntnißtheorie
und Theologie, Physik und Metaphysik, Dichtung, Musik und
Bildnerkunst, der Wissenschaft und des Rechtes, als Erfinder und
Erzieher, in Publizistik,Biologie, tzeilkunst, Chemie und Technik
Deutsche geleistet haben. Nach anglo-schottischer Schätzung, die,
trotz Deinem seelischen Bonapartismus, Dir jetzt nicht verdächtig
sein kann, ists ungeheuer viel. Darüber Hilst der Wahn hinweg,
mit Luther und Kant, Goethe und Mozart, Dürer und Holbein,
Grünewald und Bischer, Hegel und Schleiermacher, Bach und
Beethoven, Herder und Leibniz habe unser durch Verpreußung
entartetes Deutschthum nichts mehr, kaum noch mit den Mayer,
Liebig, tzelmholtz Etwas gemein? Durch den Thorenruf «an die
Kulturwelt", dem zwei Alltagsschreiber in überrumpelnder Hast
neunzig Unterschriften warben, dünktDichs erwiesen.Ist dennoch
grundfalsch. Lci via8 Oomini! Auch Du, Franzos! In zwanzig

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_320.html[18.07.2014 16:06:33]

Kriegsmonaten kam der Deutsche noch nicht recht zu Athem und
Besinnung. Kein Wunder bei seiner Leistung; die Du, insgeheim,
selbst als ein Wunder bestaunst. Er waffne!, nährt,kleidet, beför-
dert auf Siahlgleis Millionenheere: schützt dleHeimath vorHun-
ger, Seuche, Rohstoffmangel, Gewerbestockung; baut, nichtfürsich
nur,Eisenbahnen,Geschoßfabriken,Kreuzer,Torpedo-undTauch»
boote; schafft für Salpeter, Baumwolle, Gummi, Zinn, Schmieröl,
Süß. und Fettstoff Ersatz; verwaltet Belgien, Ostfrankreich,Po»
len, Litauen, russisches Baltenland; hilft den Genossen in Serbien
und Makedonien, am Aigaiermeer und an der Marmara, bei
Suez und Bagdad; und während er in drei Erdtheilen,in Europa
auf zuvor nie erträumten Fronten, ficht, düngt und besät er seine
Scholle, baggert den Handel aus hemmendem Schlick und erneut
denUnterbau seinerStädte. ZuRücksicht undVorblickaufUeber»
sinnliches fand er noch nicht Muße. Rede gilt dem Thätigen als
zinsloseZeitvergeudung.Die Feinde ver heißen Frieden und Frei»
heit?EineErde,aufderVölkerundEinzelne,StarkeundSchwache
nach eigenem Willen, ungefährdet, ihr Leben gestalten dürfen?
Schwatz: Phrasenschleim, der Päppelkindern eingelöffelt wird,
weil nirgends für sieNahrhaftesschmort;Harnsud ist nichtschäd»
licher. So hört sichs, sieht sichs von außen an; und Du, lieberFeind,
rammelst Dich in den Aberglauben an deutsche Wildheit.
Du irrst. Trotz fast schon unzählbaren Siegen des deutschen
Schwertes, trotzdem unser Boden vom Feind frei, das von un»
serer Wehrmannschaft befetzte Land so groß ist wie die Insel des
Vereinigten Königreiches, empfinden auch wir den Krieg als ein
grauses Unglück, dessen Wiederkehr mit allen von kluger Würde
zu erlangenden Mitteln gehindert werden muß. Trotz einem un«
seligen, doch vielleicht nun verbüßten Zufallswort wollen wir,
Alle, daß Verträge geachtet, Kleinen wie Großen verbürgte Rechte
niemals wieder gekürzt werden. »Wir müssen mit behelmtem
Haupt schlafen, denn die eiserne Zeit wird lange den Krieg über»
dauern": solcheundnochunbändigerüberschwingendeRede weht
aus Stunden her, in denen mit höherem Waffenglück derFetnde,
als mit einer Möglichkeit, zu rechnen war. Seit der Marne, unter
neunzehn Monden, nirgends ein Schlag, der uns wuchtig traf,
den überall tapferen Gegnern nirgends ein auch nur für kurze
FristMachtwandlung erzwingender Sieg: nach solchem Erlebniß
winkt Hoffnung aus lastendem Panzergehäus. Das kann nicht

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_321.html[18.07.2014 16:06:33]

erleichtert, gelüftet werden, so lange Ihr uns Vernichtung durch Waffen,Wirthschaftvehme, Verkehrssperre sinnt. Bescheidet Ihr Euch aber mit uns in dieErkenntniß, daß dieserKriegTragoedie der Irrung ist, nicht von Einem allein, sondern von Allen (nicht, freilich, zu gleichen Theilen) verschuldet, seid Ihr willig, das Beste, was daraus entstehen könnte, ohne Mißachtung des Leistungmaßes zu föidern: zu kräftiger Organisirung europäischer Friedensbürgschaft fändet Ihr uns bereit. Denn derDeutsche er» kennt, ohne den Rath bezahlter Marktpropheten, die Wege des Herrn. Wo erwürben wir Freundschaft, höfliche Zuneigung nur, wenn Machtmehrung, ohne Ehrfurcht vor fremdem Recht und freier Vvlkerpersönlichkeit, unser Ziel wäre? Welchem ausNoth noch Neutralen ist zuzumuthen, er solle den Sieg Eines ersehnen oder gar sichern, der seinen tzoheitzeichen alles von seinen Mör» sern und Langrohren bestreichbare Gebiet unterwerfen, dessen Kraftquellen ausschöpfen und, mag ringsum die Erde dorren, so stark werden will, daß erzuuneingeschränktemLebensbedarfKei» nen braucht und ihm Jeder sich in Knechtschaft beugen mutz? Von einem Kriegsziel, dem ideellen, den Schleier wegzu» ziehen, ist, Kaiser und Kanzler, nun die Stunde gekommen. Mögen Reuter,Havas,Briands berner Preßschnüffler das enthüllte Bild verzerren, verschmieren: ihre Kundschaft schrumpft und die ZahlDerer schwillt.die nur glauben,was am Wachsthumsort ihr Auge selbst sah.Noch lörmtTobsucht; weils uns besser geht,nicht alltäglich ganz so laut wie in Feindesland. Mählich aber wird die Idee wieder Großmacht. Dürfen wir diese Waffe, just die deutscheste, den Anderen gönnen? Hinter die Spatzenscheuche mit der Mützeninschrift «Militarismus« duckt sich die Angst, nach dem Friedensschluß werdedieRüstungsuchtfortfiebern.werdeDeutschland, in behaglichem Rückblick auf zwei Kriege, die ihm Ruhm scheffelten, ohneSäumniß den dritten,schon den vierten bereiten, die zu neuer Anstrengung unfähigen Nachbarn weit,in wesenlosem Schein, hinter sich lassen und nicht rasten, bis es hundert Milli» onen Menschen mit allem solcher Zahl Nothwendigen, Kohle und Eisen, Korn und Vieh, Baumwolle und Grubenholz, Roh» und Zusatzstoffen für alle Industriezweige, umschließt. Das wäre Weltherrschaft und risse jeden vom Paktverächter Greifbaien in stete Lebensgefahr. Das war in hellen Erdtagen niemals; und könnte, nach Menschenvoraussicht, nicht währen. Niemand wird

je mit schmunzelndem Behagen auf den Krieg rückschauen, der
Millionen, Männer und Jünglinge, mordet, Europa verarmt
und verwüstet, der weißen Menschheit die Zukunft umdüstert.
Endet ihn, nach der Wiederkehr der nun geächteten Vernunft,
würdiger Friede: solchen wirksam zu organisiren, mit Gemein»
bürgschaft und sogar (horchet) mit Europäerpfandgeld zu sichern,
ist Deutschlands noch stummer Wille. Ihn, aus Furcht vor dem
Schein müder Schwäche, länger zu verschweigen, wäreThorheit,
die nicht ungerächt bleiben könnte. Des Feindes Losung ist hohle
Phrase? Sie wirbt ihm Herzen; verbündet ihm heimlich das Ge-
fühl ganzerNationen.Totsünde ist,UrfreveldieserAusrodekrieg,
wenn er den Genius des Erdtheiles nicht der Fesselentbindet. Den
Enkeln Gräuel und vererbte Bedräuung, wenn er uns zwingt, auf
Trümmern überRöchelndezusiegen.NnterFreien wollen wir frei
sein. Mit Nachbars verstand uns verständigen. Spricht keiner Hei«
ligen, keines Propheten Stimme zu Kaisern, Königen, Präsiden-
ten, Ministern? Deutschland lernt die Wege des Herrn erkennen.

Zwischenspiel.

Frankreichs Volk glaubt schon auf den Wegen des Herrn zu
wandeln. Sie führen durch Sturmfegefeuer in strahlenden Steg.
„Der Dank der Nation und die Bewunderung der Welt haben
unserer Heeresleitung einen Platz gesichert, auf dessen ragende
Höhe Schimpf nicht dringen kann. In der selben Stunde, wo im
Parlament ein Mund die Führer zu schmähen versuchte, schrie-
ben sie eine der gewaltigsten Seiten, die dieses Krieges, die aller
Kriege Geschichte kennt. Nach den Siegen an der Marne, am
Grand» Couronne bei Nancy, am V ser.bei Vpern,im Artois und
in der Champagne haben wir nun, wie Jeder, der Augen, zu se»
hen, hat, wissen muß> den Sieg bei Verdun. Ihr Krieger, die, in
Größe und Schönheit, in Einfalt undFrohsinn, auf der nochvom
Feind besetzten Heimatherde nur den Ruhm und den Tod freien
könnet, Ihr fühlet, aus welchem Stoff die Ioffre und Castelnau,
Foch,Petain und viele andere Führer sind! Euer Sieg weitet sich.
Schon am siebenten März schrieb ein Offizier höheren Grades in
sein Tagebuch: ,Der Angriff sänftigt sich; den Deutschen dämmert
die Erkenntniß.daß ihr Fuß Verdun nicht besudeln wird. Breite
Theile der Stadt sin d zerstört; aber die Citadelle steht unangetastet.
DouaumontistnurnocheinTrümmerhaufe.WiisindtiefinSchnee;

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_323.html[18.07.2014 16:06:34]

doch hier ist er roth.' Am Achten: „Der Kaiser lechzte nach einem Sieg und warf seine Kerntruppen, Pommern, Brandenburger, die Stützen des Reiches, ins Feuer. Unsere Fünfundsiebenziger haben sie vernichtet.Auf eine zweihundertMeter breite, vierhun» dertfünfzig Meter tiefe Stelle unserer Front haben sie achtzig- tausend Schwergefchosfegeworfen. Gas zweierSorten.Flammen» Wurf: Alles wurde versucht; und Alles versagte. Pelain und Castelnau waren auf ihren Posten und gaben, so ruhig wie im Manöver, knappe, klare Befehle. Welche Freude, als wir nachts in einDörfchen, dessenNamein Ewigkeit berühmt sein wird, heim- kehrten undCastelnau sahen! Hinter einem unverhängten Fenster saß er, bei einer einsamen Kerze, an einem kleinen Tisch und gab die Weisungen für den nächsten Schlachttag.' Die von dem deut- schen Generalstab angewandte Taktik würde Von der Goltz allzu simpel, demBarbarenbrauch allzu ähnlich nennen.An der Wider- standskraft unserer Leute und ihrer Stellungen sind, unter dem Kreuzfeuer unserer Geschütze, alle Vorstöße zerschellt." (HerrRei- nach inl.ek"iMr«.) „In der ersten Kriegszeit hat die deutsche Offen- sive im Westen ihrZielnicht erreicht. DeshalbsolltezunächstRuß» land niedergeworfen und dann, mit allen erlangbaren Kräften, der Versuch inWestwiderholt werden. DieRussen mußtenbis an die Dwina, an denStyrund denPripetweichenzdoch ihre Wehrkraft blieb ungebrochen. Die dritte Offensive konnte nicht bis nach Suez vordringen; mitBulgarenhilfewurde Serbien überrannt und die Verbindung mit demTüikenheer gesichert. Aber Saloniki ist keine schwächere Drohung als Gallipoli; und seit die Russen in Erserum stehen, kann dieTürkei nicht an einenFeldzug nach Egypten den- ken. Die Schlacht bei Verdun ist der vierte Akt der großen Tra» goedie. Der Krieg fängt von vorn an. Wieder foll zuerst derFeind in West zum Frieden gezwungen werden. Trügt der Schein nicht, dann ist die Schlacht bei Verdun verloren und der deutsche Ge- neralstab steht nach zwanzig Monaten ungeheuren Aufwandes, ungeheurerVerlustevordemselbenFragezeichen.vor dem ernach vier Kriegswochen stand. Er hat Quadratkilometer besetzt und zu einerTriumphalstatistik benutzt. Doch seinTriumph istTrugwerk, so lange er nicht Massen gefangen und die Streitkraft des Feindes gebrochen hat. Nur hinter diesem Strategenziel liegt derFriede." (Oberst Fehler im Journal äe (Zeneve.)

Nicht Alle sind besessen. »Lauter als je zuvor rufe ich, nach

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_324.html[18.07.2014 16:06:34]

Der Rückkehr von Verdun, meinen Landsleuten zu: Geschütze! Geschosse! DieserSchreiist daunten aufjederLippe; erhallt aus den Trümmern der heldischen Stadt, über die zerwühlteErde hin, durch Wüste, die Wald war; ein Wettrufen ists und wird Losungwort, Bitte, flehendes Gebet. Der Feind hat mehr als zweitausend Feuerschlünde gegen uns aufgethan; und darunter sind Riesenialiber, die bisher nur auf die stärksten Festungen gerichtet wurden. Aus Hunderttausenden Tonnen hat er Metall und Sprengstoff auf unsere Linien geschüttet. Die in die Wäldervon Spincourt verborgenen Batterienspiensolchetzöllengluth, daß unsereFlieger ihre Stellungen nicht Photographiren konnten: die Platte ließ nur einFlammenmeerahnen. Ich gehöre nichtzuDenen, die zufrieden sind, weil der deutscheAngriff, nach dem Gewinn einiger Kilometer, für einen Augenblick zum Stillstand gekommenscheint. Wir dürfen drauf schwören, daß derFeind kein Mittel unversucht lassen wird, den Erfolg, der ihm entschlüpfen will, an sich zu reißen. Irrthüm und Fehl ists, dem Volk schon jetzt einzureden, es habe von dem Feindnichts mehrzu fürchten; Zeitoerschwendung, zu jubeln,weil seine Wucht zersplittert sei. Wir dürfen uns nicht in den Wahn schwatzen,unsere Anstrengung sei unüberbietbar und dem Endziel ganznah.Wiederrufe ich: Geschütze! Geschosse! Und derLeser weiß, daß ich nicht nur an Artillerie und Munition denke, sondern an Kriegswerkzeug aller Art: Flinten, Maschinengewehre, Minen-Werfer, Grabenkanonen, Eisenbahnen, an Alles, was Erfindergeist, Wissenschaft, Industrie unseren bewundernswerthen Kriegern zu liefern vermag. Denen waget, im Feld, zu sagen, was wir jetzt leisten, sei zulänglich: rauher Empfang würde den Bringern solcher Botschaft. Wenn zu Lobgesängen Grund wäre, hätte die Heeresleitung nicht, Hals über Kopf, die paar Hundert Fachmänner, die ich, in Uebereinstimmung mit dem ganzen Senatsausschuß, seit acht Monaten für die Sicherung der Nachtarbeit fordere, endlich in die Fabriken zurückgeschickt. Zwanzig Kriegsmonate und ein Artillerieangriff von nie befürchtetem Umfang: erst danach leuchtet ein, was doch zuvor schon sonnenklar war. Weg Mit derSelbstblendunglWorte erstreiten uns niemals den Sieg.
Der ist, ost sagte ichs, uns gewitz.Nichts aber darf uns der heiligen Pflicht zu höchstem Kraftaufwand, zu lückenloserBereitschaft entfremden!" (Senator tzumbert in I^e)c>urnal.) «Die Presse hat einen langen offiziellen Bericht über die ersten vier Tage der

Schlacht bei Verdun veröffentlicht. Kam er nicht ein Bischen zu
früh? Die Schlacht geht weiter. Die Sturmkrast des Feindes ist
geschwächt, nicht gebrochen. Er ist nur noch zehn Kilometer vor
der großen Linie Verdun-Parls.der einzigen Hauptbahn, die wir
dort haben, und hat uns, nach seinem Vordrang in denWaldvon
Avocomt, Schläge versetzt, die uns abhalten müßten, schon den
Sieg auszuschreien. Unsere Leute sind himmlisch: und im Ober«
kommando Männer, die immer den Kopf oben behalten und de«
nen wir eine dicke Kerze schulden. Aber der Bericht lehrt auch.daA
in der Vorbereitung noch breite Lücken klaffen. Im Norden von
Verdun waren unsere Feldbefestigungen ganz ungenügend; auf
der dritten Deckunglinie nur ‚skizzirt'. Die Leute, die, vomSüdab»
hang des Fort Douaumont, in Automobilen nachts dorthin ge«
schafft wurden, konnten nur das Notwendigste mitnehmen; mutz-
ten sich mühsam in steinigen Boden eingraben, für notdürftige
Deckung sorgen, auf Unterstände verzichten. Ich ahnte, wirklich,
nicht, wie wahr ich sprach, als ich, vor vierzehn Tagen, in dem Ar»
tikel über die Brücken bei Verdun und das Manöver bei Fried»
land, das sich in Frankreich wiederholen könne, sagte, wir seien,
noch mit blauem Auge davongekommen!" (Genosse Herve: „Ge-
danken eines bescheidenen Civilisten" in l.a Victoire.)
Wo Siegesgewißheit wankt, wird sie von der Hoffnung auf
den Schwund der Feindeskraft gestützt. Tirpitz und kein Ende...
„Der Admiral wollte den wildesten Anterseekrieg, der Kanzler
MilderungderZerstörerwuth.KommtDeutschlandzuBesinnung?
Vielleicht, weil vorVerdunseine Sache nichtgut steht." (l.e k^Mi-«.>
«Die vor Verdun geschlagenen Deutschen durchleben eineKrisis.
Der Sturz des Großadmirals Von Tirpitz kann die Vereinigten
Staaten in Sanftmuth stimmen. Die ehrlichen Amerikaner halten
auch die Deutschen immer noch für ehrlich und neigen sich in Ver»
zeihung, sobald Deutschland sie mit dem Schein guten Willens
lockt. Dem hat es Herrn Dernburg und späl er seine Militär« und
Marine»Bevollmächtigten geopfert. Jetzt ist der Großadmiral
Sündenbock geworden. Bis zur nächsten Menschenersäufung
reichts. Einstweilen möchten große Parteien lieber den Reichs»
kanzler torpediren; ihre Wuth läßt geharnischteAnträge auf sein
Haupt prasseln. Jede Partei denkt wieder an sich; folgt dem
Hang ihres Herzens und rüstet sich für den künftigen Wähler»
fang. Man raisonnirt wieder. Die Regirung kann aber die ver»

brecherische Partie, deren Einsatz das Dasein des ganzen Volkes
ist, um keinen Preis aufgeben: und sie doch nur weiterspielen, wenn
das Volk nicht raisonnirt, Vernunft nicht zu Wort kommen darf."
(Herr Jean Herbette in I^cK« äe Paris.) «Die deutsche Preßcen»
sur hatte den Schein völliger Einheit erwirkt. Parteien gab es
nicht mehr. Die Sozialisten waren verstummt. Der Reichstag be-
willigte und bejauchzte, was dem Kanzler oder dem Finanzsekre-
tär vorzubringen beliebte. Alle Staatsmänner und Feldherren
galten als Genies und das wohlwollende Publikum fand keine
Anpreisung solch er Größen zu plump. Diese Periode scheint (mehr
will ich nicht sagen) dem Ende nah. Wirthschafthemmung und
SteuerdruckhabennichtsolchenIngrimmentfesseltwiederFalldes
Marinesekretärs. Dem Kanzler wird schroffes Mißtrauen gezeigt;
und die Pfeile, die ihn treffen sollen, umschwirren auch den Kaiser,
der zwar nicht genannt wird, aber, wie jedes Kind weiß, dieEnt-
scheidung bestimmt hat. Obendrein will HerrLiebknecht nicht schwei-
gen; und schon eifern ihm Einzelne nach. Er hat imLandtag aus-
zusprechengewagt, was im Ausland über die Entstehung des Krie-
ges gedacht wird. Die Tragweite dieser Dinge soll man nicht über-
schätzen. Doch der gerühmte Burgfriede ist rissig geworden." (jour.
nal äe Qeneve.) Kinder tobten; und träumten sich in tzeldenthat.

In schwebender Pein.

Am dreißigsten März konnten die Gäste der Herren Poincare
und Briand den sechzigsten Geburtstag des Vertrages feiern, der
den Krimkrieg geendet hat. Weil Oesterreich zwar nicht mitgefoch-
ten,doch durch seinNltimatum den Zaren Alezander in ungünsti-
gen Friedensschluß gezwungen hatte, war ihm von Gortschakow
Rußlands ewige Feindschaft angedroht worden. Das Gortscha-
köwchen, das in Paris jetzt auf Orlows Platze sitzt, vermaß sich: und
ward Vollstrecker der Rache. Weil Preußens redliche Neutrali-
tät den Russen genützt hatte, wollten die Westmächte es nicht in
den Kongreß zulassen; den Manteuffel und Hatzfeld entriegelte
Oesterreich erst die Thür, als die Aenderung des auch vom Preu»
Henkönig unterschriebenen Meerengenvertrages von18Älaufder
Tagesordnung stand. Austro-russische Zwietracht (die sich ver-
giftet, seit Buol die Hälfte des russischenBessarabiens denDonau-
fürstenthümern anflicken will); Preußen noch beiden Nachbarn
befreundet und als Vermittler willkommen. Die Türkei wurde in

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_327.html[18.07.2014 16:06:35]

Europens Staatenverband aufgenommen und, als Schützling
Englands, Frankreichs, Oesterreichs, wider jeden Angriff Ruß»
lands versichert. Dem entgleitet die Donaumacht, das Weiherecht
auf die Schutzherrschaft über alle rechtgläubigen Balkanchristen
und die Hoffnung, seinen Kriegsschiffen die Dardanerstraße zu
öffnen; am Schwarzen, am Asow»Meer und auf den Alands»
infeln wird ihm Befestigung verboten. Auch Oesterreich aber steht
seine Wünsche köpfen: muß, weil Rußlands Wille an diesemPunkt
in den Frankreichs mündet, die Walachei und die Moldau räu»
men, die Buol schon «in der Tasche zu haben" wähnte und die
vierIahre danach, unter Alexander Kusa, die Knospe des König«
reiches Rumänien wurden.«Ein guter, würdiger Friede, der Eng»
lands Ansehen breitet": schrieb Königin Victoria an den Oheim
nach Brüssel. Trotzdem die Abschlußmeldung ihres Ersten Mi»
nisters die Freude verleidet hatte. Discount Palmerston meint,
die (von der Volksmehrheit erhoffte) Fortführung des Krieges
hätte stärkeren Erfolg und helleren Glanz eingebracht; doch keine
haltbare Wehr gegen russische Angriffspläne. Die schlummern.
«Man müßte den Russen, um sie zu lähmen, mindestens Polen,
Finland, Georgien entreißen. Diese Gebiete zu besetzen und zu
verwalten, würde theuer. Und ehe Rußland nicht vom Krebs in»
nerer Nöthe ganz durchfressen wäre, entschlösse kein Zar sich.un»
ter einen Friedensvertrag, der ihm so große Landstücke nimmt,
seinen Namen zu setzen. Die zähe Geduld zu solchem langwieri»
gen Krieg durfte ich den Eurer Majestät verbündeten Mächten
nicht zutrauen; mußte sogar zweifeln, ob britische Ausdauer ihn
ertragen hätte. "Die Königin war im Recht: ein guter Friede; und
ein billiger: denn Frankreich hat ihn fürBritanien erfochten. Wir
hatten, schrieb Louis Napoleon an die verbündete Queen, «den
Krieg zu langsam geführt und den Russen Zeit gelassen, Krön»
stadt fast eben so uneinnehmbar zu machen wie die Krim." Dar»
aus wurde nicht ernstes Unheil. Rußland war von dem Thor Süd»
Osteuropas weggedrängt und hat von der zerstückten Türkei fortan
keinen Fetzen erworben. Die Diplomaten sprachen: «Das euro»
päische Gleichgewicht ist gesichert." Und AlezanderNikolajewitsch,
dem FriedrichWilhelmOesterreich vom Hals gehalten hatte, konnte
1866,durch denEntschlußinNeutralität,und1870,durch die Ein-
schüchterung der rachsüchtigen wiener Kriegspartei, die Dankes»
schuld an Preußen mit Zins und Zinseszins abzahlen. Läßt sich,
Minister der Neun wider das Deutsche Reich, aus der Erinne»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_328.html[18.07.2014 16:06:35]

rung nicht Mancherlei lernen? Kein Festlandswächter hat im
pariserLenzfrieden des Jahres 1856 die Wege destzerrn erkannt.
Die Vertreter des Fritzenstaates, derMacht, die bei Leipzig und
Belle Alltance geschlagen hatte, wurden erst eingelassen, als das
Beträchtliche (Lord Clarendon sagt es selbst) abgethan war.
„DamalsFriedenskongretz,heuteKriegskonferenz:wo könnte
Vergleichsfrucht reifen?"An jedemZweig,hehreFeinde,um den
EuerAthem weht. Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde
lieblich duften. Vielleicht wird Belgiern und Serben die Police
erneut, von allen Neunoder nurvonden drei Seniorpartnern der
Firma die Bürgschaft für Polens Autonomie übernommen, da-
mit es sich nimmermehr von demöocke umgarnen lasse; vielleicht
wieder das Geprahl von sicherem Sieg und naher Zermalmung
erduldet. Ich kann nicht zweifeln, daß von Frieden mehr als von
Krieg die Rede ist. Den ernst Dreinschauenden hat Herr As»
quith wohl zugeraunt: »Unsere Leistung übersteigt zuLand sogar
hoch die Verpflichtung; und daß die pariser und die petrograder
Gefährten tief unter ihrer Erwartung blieben, ist nicht unsere
Schuld. In Nebelgrau dürfen wir den Entschluß zu anständiger
Schlichtung des Völkerhaders nicht schieben. DerWille zuDeutsch-
lands Entkräftung wird, in Jedem, in Allen, morgen Wille zu
Selbstmord sein. Mit Kriegermitteln ist dieser Krieg nicht, we»
der für noch gegen uns, zu enden; nur von weiser Bescheidung,
die Ausgleich empfiehlt, wo Sieg nicht zu erfechten ist.« Wessen
Waffe zwänge ihn in den Dienst unserer Feinde? Die Hänge und
Schluchten desMaaslandes sind das Grab einertapferen Fran-
zofenarmee geworden. Das beste Kriegsgeräth ist verbraucht, an
der tzauptfront schon wieder Mangel fühlbar, der Mannschaft»
ersatz dünn; die Frühjahrsoffensive, dieIoffre bedächtig, Castel»
nau rastlos plante, fürs Erste unmöglich. Die russische? Von
dem Wunsch, dem Genossen Eifer zu zeigen, verfrüht, bis heute
fast unwirksam; und der kräftigste Vorstoß erweist noch, daß die
Russenführer seit der Karpathenzeit nichts gelernt, in die Form
dieses Krieges sich nicht eingefühlt haben. Allein kanns England
nicht wagen. Spalte in Deutschlands Willenseinheit? Bettet
Euch nicht inNefseln! Wir sind so stark, daß wir uns wieder in den
Luxus des Meinungstreites gewöhnen dürfen. Doch nicht so von
tzochmuthgetäubtundverwildert.daßwirzuneuerMenschenmahd
vorwärts tosen, wenn Vernunft uns in Friedensberathung ruft.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_329.html[18.07.2014 16:06:35]

Christliche Wissenschaft.
as im letzten Februarheft der „Zukunft" veröffentlichteNrtheil
des Herrn Arthur Holitscher über die Christliche Wissenschaft
bekundet viel Gerechtigkeitsinn und Streben, in das Denken An-
dersgesinnter einzudringen. Die Heilungen in der Christlichen
Wissenschaft erklärt Holitscher aber nicht. Deshalb sei mir erlaubt,
zum zweiten Mal hier einige aufklärende Worte über die Christ»
liche Wissenschaft zu sagen.
Holitscher meint, daß Leben in der Materie ist, und die Christ»
liche Wissenschaft lehrt, daß Leben Bewußtsein, daß Bewußtsein
nicht in der Materie ist noch durch sie bedingt wird und auch nicht
von ihr abhängt. Die Christliche Wissenschaft lehrt, daß Materie
überhaupt nur durch ein materielles Bewußtsein für uns in Er-
scheinung tritt, also Folge unseres materiellen Denkens ist. „Ma-
terie ist ein Gedankending", sagen auch wir. Aber wir bleiben
nicht auf halbem Weg stehen, sondern gehen bis in die letzten
Konsequenzen vor und sagen, daß diese Wahrheit beweisbar ist
und daß wir praktischen Nutzen davon haben können.
Die Meinung, daß Leben in der Materie ist, führt ständig
zur Verwechselung von Nrsache und Wirkung. Je tiefer man in
die Christliche Wissenschaft eindringt, je mehr man erkennt, daß
Geistesthätigkeit die Ursache aller Erscheinungen ist, desto mehr
sieht man, wie sehr die Menschheit im Unklaren ist über Nrsache
und Wirkung. So hält Holitscher (und Mancher mit ihm) tiefes,
regelmäßiges Athmen für eine Ursache physischer Gesundheit.
Sicherlich bewirkt „ruhiges, tiefes, rhythmisches" Athmen ganz an-
dere Zustände im Körper als kurzes, aufgeregtes, unregelmäßiges
Athmen. Aber woher kommt denn ruhiges, tiefes, rhythmisches
Athmen? Ists wirklich Nrsache oder selbst nur eine Wirkung?
Ist es möglich, ruhig und rhythmisch zu athmen, wenn unser
Denken, unsere Seelenstimmung unruhig, disharmonisch, unglück-
lich ist? Trotz allen Athemübungen, trotz allen Lehrern und Leh-
rerinnen der Athmungskunst wird ein furchtsamer, verschüchter-
ter, disharmonischer Mensch nicht tief und ruhig athmen. Nnd
im Zustand der Aufregung wird auch ein sonst normal athmender
Mensch seinen Athem kurz und schnell ausstoßen. Das Athmen,
wie alle Körperfunktionen, hängt vom Gemüthszustand des Men-
schen ab. Der Mensch beherrscht alle Körperfunktionen durch sein
Denken und Fühlen. Wir haben für diese Ansicht,so viele Be-
weise, daß wir sagen können: Hier ist ein Gesetz erkannt. Gegen-
beweise haben wir nicht; nicht einen einzigen. Daß der mensch-

liche Körper eine selbstthätige Maschine ist, läßt sich eben gar
nicht beweisen; wir können den menschlichen Körper nicht vom
Denken und Fühlen trennen. Sobald die Geistesthätigkeit auf»
hört, funktionirt der Körper überhaupt nicht mehr, weder in har-
monischer noch in disharmonischer Weise.
Die Scientisten sind also nicht Menschen, die durch Energie»
ausbildung zu normalem Athemholen und dadurch zu Gesund-
heit kommen. Eben so wenig entwickeln sie Kraft in sich durch
Versenkung in einen Ausspruch Christi, Kraft, wie sie der Hypno-
tiseur und der Nervenarzt gebraucht, wodurch der Wille gestärkt
werden soll. Wenn des Menschen Gesundheit und Glück von der
Ausbildung seiner Energie abhängt, dann steht es schlecht um
Gesundheit und Glück. Sie können jeden Augenblick vernichtet
werden. Die menschliche Energie bietet uns keine Bürgschaft. Ist
der Mensch auf feine Energie angewiesen, dann bleibt er ein
Spielball des Schicksals, dem keine menschliche Energie gewachsen
ist. Der Scientist ist nicht zufrieden mit menschlicher Willens-
kraft. Er verlangt nach der Wahrheit. Er will Gesetze erkennen,
nach denen er sich richten kann und richten muß. Nur, wenn es
eine Macht giebt, auf die sich der Mensch ganz und gar verlassen
kann, eine Macht, die gut und unveränderlich ist, die Liebe und
absolute Intelligenz ist, kann der Mensch überhaupt auf Glück
und Befriedigung rechnen, wozu natürlich auch Gesundheit ge-
hört. Der Scientist glaubt, diese Macht gefunden zu haben in
dem Gott, den Jesus gelehrt und bewiesen hat, bewiesen durch
seine Werke, die er immer wieder als Frucht seines Erkennens
der Wahrheit hinstellt.
Der Gott der Scientisten ist ein anderer Gott als der Gott
der meisten Menschen. Wenn man die Menschen dazu bringen
könnte, ihren Gott zu beschreiben, so würden wir unzählige Got-
tesbegriffe kennen lernen. Jeder Mensch scheint einen anderen
Gott zu haben; und jeder einen Gott, der ihm ähnlich ist. Der
Gott der Scientisten beruht auf Grundsätzen, die sich nie ändern
können; darum haben alle Scientisten den selben Gott. Und wel-
ches ist der Gottesbegriff der Scientisten? Wie ich schon sagte,
steht der Scientist auf dem Standpunkt der Idealphilosophie und
glaubt, daß Leben Bewußtsein und Alles, was in Erscheinung
tritt, Folge der Geistesthätigkeit ist. Da Gott sicherlich Leben
ist, so ist Gott Bewußtsein, Geistesthätigkeit, und zwar die Geistes-
thätigkeit, die allein wahres Leben ist und die sich ein Universum
aufbaut. Ohne Bewußtsein, ohne Geistesthätigkeit gäbe es über-
haupt nichts. Denkend und fühlend gewordene Materie ist nicht

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_331.html[18.07.2014 16:06:36]

der Urheber alles Lebens, aller Wahrheit, aller Intelligenz, aller
Gesetze, ist nicht der Urheber der Erscheinungwelt. Jedenfalls
fehlen hierfür alle Beweise.
Das Denken des Menschen ist nicht vollkommen, unveränder-
lich, ewig., Es ist veränderlich und darum falsch, denn Wahrheit
ändert sich nie. Also das Bewußtsein des Menschen ist nicht das
aus sich selbst bestehende, vollkommene Bewußtsein, das sich nie
ändert und darum ewig ist. Existenz ist eine Thatsache. Es muß,
daher wahre Existenz geben, nämlich eine Geistesthätigkeit, ein
Bewußtsein, das nie vergehen kann, sondern immer das selbe
bleibt. Nur das Vollkommene ist ewig, denn nur im Vollkomme-
nen giebt es keine Reibung, keine Disharmonie, keine Aenderung.
Das vollkommene, ewige Bewußtsein muß die Urquelle des Lebens
sein, muß das wahre, ewige Leben selbst sein. Wir nennen diese
Urquelle des Lebens gewöhnlich Gott: eine Ableitung von „gut"
und daher ein schöner Name für das absolut gute Bewußtsein.
Dieses Urbewußtsein muß absolut harmonisch und daher absolut
intelligent sein. Mrs. Eddy sagt: „Wahrheit ist die Intelligenz
des unsterblichen Gemüthes" (Wissenschaft und Gesundheit mit
Schlüssel zur Heiligen Schrift; Seite 282). Das Denken des Ge-
müthes muß so intelligent sein, daß es nie umgestoßen werden
kann. Darum ist es Gesetz. Das heißt: festgesetzt für alle Zeiten.
Also für den Scientisten ist Gott das absolut vollkommene
Bewußtsein, die absolut harmonische Geistesthätigkeit des Uni-
versalgemüthes, des einen Geistes, der die Grundlage allen wahren
Lebens ist. Alles, was vergeht, ist im Grunde nicht wahr, ist nur
ein vorübergehender Zustand. So ist das ganze Leben des Sterb-
lichen eine falsche Geistesthätigkeit. Paulus nannte dieses Be-
wußtsein den Geist des Fleisches, Mrs. Eddy nannte es das „sterb-
liche Gemüth" und meinte damit einen Bewußtseinszustand, der
vergehen oder sterben muß, also nicht das wahre Leben sein kann.
Der Mensch ist kein selbstständiger Denker. Er hat kein Be-
wußtsein, das aus sich selbst besteht, er ist abhängig von dem einen
Bewußtsein, das allem Leben zu Grunde liegt. Darum kann der
Mensch keine Wahrheit erfinden; er kann sie nur finden, erkennen.
Denkt der Mensch die Unwahrheit, dann lebt er in einem unwah-
ren Bewußtseinszustand. Das Resultat dieser falschen Geistes-
thätigkeit ist eine unwahre Erscheinungwelt. Denkt der Mensch
die Wahrheit, dann denkt er so wie das Urgemüth: und als Folge
dieses Denkens tritt das göttliche Universum für ihn in Erschei-
nung. Da die Wahrheit im Vaterbewußtsein liegt, da sie das
Denken des vollkommenen Gemüthes ist, so ist augenscheinlich, daß

der Mensch von dem Denken Gottes erreicht wird, sobald er die
Wahrheit denkt. Hier haben wir Einssein des Menschen mit Gott.
In dem jetzigen Bewußtseinszustand erreichen uns oft
falsche Ideen, erreicht uns das Denken der Unwahrheit. Eine
Urquelle der Unwahrheit, ein arges Urgemüth, eine aus sich selbst
bestehende falsche, schlechte Geistesthätigkeit, die noch neben dem
vollkommenen Gemüth, neben der vollkommenen, unumstößlichen
Geistesthätigkeit besteht, kann es nicht geben. Trotzdem ist die
Menschheit hypnotisirt vom Denken des Irrthums, ja, das Be-
wußtsein des Sterblichen ist eben ein Bewußtsein, das von
falschen, vergänglichen, also sterblichen Annahmen besessen ist.
Obwohl die Menschheit Das bis zu einem gewissen Grade er-
kennt, versucht sie doch nicht, sich von dieser Hypnose zu befreien.
Die Offizielle Wissenschaft weiß längst, daß Schmerz und Genuß
im Bewußtsein liegen, aber sie behandelt den Menschen, als ob
die Materie selbst empfände. Die Menschheit weiß längst, daß
in der Materie keine Befriedigung zu finden ist. Aber sie sucht
Befriedigung nach wie vor im materiellen Genuß und im mate-
riellen Besitz. Wir wissen längst, daß Egoismus nicht zu Glück
führt, aber wir fahren ruhig fort, das eigene Ich in den Vorder-
grund zu stellen und auf Kosten Anderer unberechtigte Bor-
theile zu suchen. Unsere Erkennrniß scheint uns sehr wenig prak-
tischen Nutzen zu bringen. Die Welt lebt in der falschen Grund-
idee, daß es in Wirklichkeit nicht nur ein Bewußtsein giebt, son-
dern zwei. Neben der vollkommenen Geistesthätigkeit eine un-
vollkommene, neben der Wahrheit die Lüge, neben dem denken-
den Geist die denkende Materie, Das ist die große Hypnose, in
der die Welt liegt. Das sind die Werke des Teufels, der Un-
wahrheit, die Jesus überwunden hat, überwunden durch die Er-
kenntniß der Wahrheit, die ihn frei gemacht hat und die auch
uns frei machen muß.

Nun ist es wohl schon leichter, die christlich-wissenschaftliche
Behandlung zu verstehen. Man hält sie meist für Hypnose: und
sie ist doch gerade das Gegentheil von Hypnose. Man kann sie
vielleicht am Besten erklären, wenn man zwischen ihr und der
Hypnose einen Vergleich zieht. Hypnose ist ein Zustand, der ent-
steht durch die Annahme falscher Ideen, die uns dann beherr-
schen. Nicht nur, wenn uns Jemand bewußt falsche Ideen auf-
drängt, nein, so weit wir überhaupt falsche Ideen aufgenommen
haben, sind wir hypnotisirt. Die Wahrheit hypnotisirt uns nie.
Wenn uns Jemand eine Wahrheit tausendmal wiederholt und
uns schließlich zur Annahme dieser Wahrheit bringt, hat er uns

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_333.html[18.07.2014 16:06:36]

nicht hypnotisirt. Er hat uns frei gemacht, frei gemacht von einer falschen Annahme. Die falsche Annahme macht den Menschen zum Sklaven, die eingedrungene Wahrheit giebt ihm Herrschaft, Daß man den Menschen auf dem Weg des Geistes zur Annahme von Ideen bringen kann, zeigen die Hypnotiseure. Man verwendet die Hypnose auch medizinisch. Sie wirkt nur, wenn der Patient die Ideen annimmt; und nicht alle Menschen lassen sich auf diesem Weg erreichen. Nimmt der Patient die Ideen an, so werden Veränderungen in den Körverfunktionen herbeigeführt, der Blutumlauf, die Sekretionen werden geregelt. Das beweist deutlich, daß der Mensch sein organisches Leben durch die Vorstellung beherrscht. Wie wir sahen, wirkte die Hypnose erst, nachdem sie zur Auto-Suggestion wurde. Spiegelt der Mensch das Bewußtsein Gottes wieder, dann muß sein Leben so harmonisch sein wie das Leben Gottes, Aber der Sterbliche ist. eben das Bewußtsein, das erfüllt ist von Ideen, die ganz anders sind als das Denken Gottes. Wir sind angefüllt von Furcht und Lust, von Gier, Haß und Selbstsucht. Wir haben falsche Grundbegriffe über das Leben und unser ganzes Verlangen geht in eine falsche Richtung.

Der christlich-wissenschaftliche Heiler, ganz im Gegensatz zum Hypnotiseur, der den Patienten zur Annahme falscher Ideen bringt, nämlich zu der Annahme, daß ein fremder menschlicher Wille ihm helfen könne, der christlich-wissenschaftliche Heiler bringt den Patienten zur Aufgabe falscher Ideen. Er trennt ihn von einem Denken, das nicht ist wie das Denken Gottes. Er enthypnotisirt ihn. Die Behandlung ist also kein Aufdrängen von menschlichen Meinungen, keine Energiebethätignug, ist kein Wirken der menschlichen Persönlichkeit. Es handelt sich um eine Läuterung, um eine Befreiung von falschen Gemüthsvorstellungen und falschen Wünschen. Je mehr die Befreiung gelingt, um so harmonischer wird das Denken des Menschen sein und um so harmonischer werden die Körperfunktionen sein.

Zu einer endgiltigen Befreiung gehört allerdings mehr als bloße Behandlung eines tzeilers. Jeder Mensch muß seine eigene Arbeit thun, keiner kann das Problem eines anderen lösen. Und hier kommen wir auf einen zweiten großen Unterschied, der zwischen der christlich-wissenschaftlichen und der hypnotischen Behandlung besteht. Der Hypnotiseur erzielt seineWirkungen durch augenblicklich aufgedrängte Ideen, die der Patient später wieder aus dem Gedächtniß verliert. Oft ist der Patient nach der hypnotischen Behandlung hilfloser als zuvor. Er hat sich auf menschliche Hilfe

verlassen, auf einen fremden menschlichen Willen; und wenn er den Beistand nicht haben kann, weiß er sich nicht zu helfen. Ganz anders ists bei der christlich-wissenschaftlichen Behandlung. Mit ihr verbindet sich Aufklärung; und sie führt zum Selbststudium. Man läßt den Patienten nicht hilflos. Er lernt erkennen, was ihn befreit hat: nicht ein anderer menschlicher Wille, fondern dieWahr- heit. Er fängt nun selbst zu arbeiten an, fängt an, sich bewußt zu befreien von einem Denken und Fühlen, das nicht richtig ist. Wir wissen ja viel mehr, was richtig und falsch ist, als wir versuchen, nach dieser Erkenntnis; zu leben. Das Erstrebenswerthe in der Christlichen Wissenschaft ist Selbstbehandlung. Wir können ein- ander für eine Weile helfen, können einander den Weg weifen, aber die innere Läuterung (und sie allein bringt dauernde Hei« lung) muß Jeder bei sich selbst vornehmen. Die Christliche Wissen« schaft führt zur Selbsterziehung.
Die christlich-wissenschaftliche Behandlung mag manchem ein- gefleischten Materialisten über die Begriffe gehen. Der Beweis, daß sie wirkt, ist geliefert. Die Krankheitursache ist nach der Christ- lichen Wissenschaft immer geistig. Die Wirkungen, die durch die Medizin erreicht werden, sind nach ihrer Auffassung und Erfah- rung auch geistig. Der Gedanke wirkt. Es kommt darauf an, wie sich der Patient zu der ärztlichen Behandlung stellt, ob erVertrauen hat oder nicht. Wenn wir an eine Medizin nicht mehr glauben, wirkt sie nicht mehr. Jeder Patient nimmt geistig Stellung zu seinem Arzt und zu der Kur, die er macht, auch wenn er sich nicht darüber klar wird. Die Christliche Wissenschaft beseitigt die Krank- heitursachen.
Aus dem Gesagten sieht man wohl, daß die ChristlicheWissen- schaft nicht eine Heilmethode im Sinn anderer Heilverfahren ist. Die physische Heilung ist ihr nicht Selbstzweck. Man kann den Namen Heilmethode gerechter Weise überhaupt nicht auf dieChrist- liche Wissenschaft anwenden. Sie ist eine Religion und die physi- schen Heilungen sind nur Begleiterscheinungen. Religion ist die lebendige Beziehung des Menschen zu der einzigen Lebensquelle, zu der höchsten allumfassenden Wahrheit, ist die lebendige Be- ziehung des Menschen zu Gott; und durch die Einigkeit mit Gott, durch das Eindringen in das Bewußtsein Gottes, durch dasWider- spiegeln des Bewußtseins Gottes, verschwinden Disharmonien, seelische Disharmonien und im Anschluß daran auch leibliche.
Man könnte einwenden, daß es viele harmonische, sittlich hochstehende Menschen giebt, die krank sind. Aber in solchen Men- schen liegt unbestreitbar Furcht, Furcht vor Leiden, die nicht zu

vermeiden sind, und Furchtgedanken haben keinen Platz in der
Harmonie. Völlige Harmonie ist nur das Denken Gottes, ist die
Geistesthätigkeit des absolut vollkommenen, unveränderlichen Ge-
müthes, in dem es also keinen Wechsel geben kann und darum
kein Leiden und kein Gesunden. Wer nur Heilung von physischen
Leiden will und in der Christlichen Wissenschaft nicht die Religion
sucht, Der muß sich schon zu anderen Systemen wenden.
Nnd noch ein Wort über die so oft ins Lächerliche gezogene
Haltung des Heilers, der vielfach bei feiner Arbeit den Kopf in
die Hand stützt. So merkwürdig ist die Haltung doch gar nicht.
Viele Menschen stützen den Kopf in die Hand, wenn sie tiefer nach-
denken, wenn sie sich konzentriren. Nöthig ist sicher nicht, daß der
Heiler diese Haltung einnimmt, eben so wenig, wie sie andere
Menschen, die denken, einnehmen müssen. Hierbei möchte ich noch
erwähnen, daß die Behauptung, eine Heilerin habe den Kopf in
die Hand gestützt und für drei Personen zu gleicher Zeit gearbeitet,
durch eine unklare Zeugenaussage im Borverfahren entstanden ist,
deren Nnrichtigkeit in der Hauptverhandlung des Scientistenpro-
zesfes selbst festgestellt wurde. Katharina Weber.
In einem schönen Aufsatz über die Kraft des Glaubens hat Char-
cot gezeigt, daß die modernen Wallfahrtorte nur die Phänomene wie-
derholen, die uns aus den Tempeln der Serapis und Asklepios über-
liefert sind. Der große Forscher sah dieses Schauspiel ohne Zorn'nnd
nahm, was daraus brauchbar war, in seine Heillehre auf. Die „ärzt-
lichen Autoritäten" können auch nicht hexen, können manchmal nicht
mehr als ein Durchschnittsdoktor; dennoch leisten sie für das höhere
Honorar meist auch Größeres: denn für sie wirkt der starke Glaube, der
ihnen entgegengebracht wird. Auf hundert Seiten ward dem Christen
die heilende Macht des Gebetes gepriesen. Auf die Frage des bres-
lauer Pfarrherrn Johann Heß, ob ein evangelischer Christ vor der
Pest fliehen dürfe, antwortet Luther: „Gott will selbst Wärter, selbst
Arzt sein. Lieber, was sind alle Aerzte, Apotheken, Wärter gegen
Gott?" Und als Friedrich der Weise krank lag, sprach Luther, in seiner
Trostschrist: „Aus Eurer Kurfürstlichen Gnaden Leib und Fleisch höre
ich Christi Stimme mir zurufen: Siehe, ich bin hier krank! Denn solche
Uebel, als da sind Krankheiten und Dergleichen, leiden nicht wir Chri-
sten, sondern leidet Christus selbst, unser Herr und Heiland." Und wo-
durch wurden die Siechen gesund, die sich an den Thaumaturgen von
Nazareth drängten? Jesus operirte nicht, verschrieb Aussätzigen und
Epileptikern weder Tränke, Pillen und Pulver noch irgendeine äußer-
liche Behandlung. Er heilte durch Auflegen seiner Hand, durch Be-
rührung, durch Einspeichelung des erkrankten Gliedes. Sind Men-
schen verächtlich, die von frommer Ekstase mehr erhoffen als von
Quecksilber und Theerpräparaten? (Horden, 1902, in der „Zukunft".)

Franzosenbriefe. *)

SW?enn ich vom Armee-Oberkommando an der deutschen Westfront VyW sehr freundlich aufgenommen wurde, so lag Das zum großen Theil daran, daß der Oberkommandirende und sein Stabschef die Briefsammlungen kannten, die ich zusammenstellte und herausgab und in denen nicht nur die Eindrücke und Stimmungen der Soldaten während eines Krieges der Gegenwart, sondern auch die einer ganzen modernen Bevölkerung beleuchtet wurden. Man wußte ferner, daß diese dänischen Arbeiten als Vorbild für Sammlungen gedient hatten, die vom Jahr 1911 ab mit staatlicher Förderung in Preußen und anderen deutschen Staaten unternommen worden waren. Um mir eine Auf» merksamkeit zu erweisen, hatte der Generalstabschef deshalb eine Gruppe französischer Briefe und Postkarten aufbewahrt, die toten oder gefangenen Feinden abgenommen worden waren. Dazu kamen einige beglaubigte Abschriften von Feldpostbriefen Kranker und Verwundeter. Der Stoff scheint mir so viel Interessantes zu bergen, daß er nicht in meinem Schreibtisch liegen bleiben darf.

Von den Briefen der verwundeten Franzosen mag einer, als wirklich typisch für die Stimmung aller übrigen, vollständig wiedergegeben werden, auch deshalb schon, weil er eine genaue Schilderung der Verpflegung in einem deutschen Lazarett) auf einer größeren Station in der Champagne enthält. Ihn schrieb ein französischer Gemeiner, ein Bäcker aus der Stadt Felines-Haupont an der Küste von Herault am Mittelländischen Meer. „Liebe Frau und liebe Kinder! Ich liege in meinem Bett und schreibe diesen Brief. Schon vor zwanzig Tagen wurde ich amputirt und habe jetzt nur noch einen Fuß. Von der Operation habe ich gar nichts gemerkt. Sie schläferten mich ein; und nun geht es mir besser. Der Doktor sagte gestern zu mir, ich könnte schon in einem Lehnstuhl sitzen; aber ich habe noch keinen rechten Muth zum Aufstehen, denn ich bin noch sehr schwach, Ich habe viel Blut verloren, aber dafür werde ich ausgezeichnet verpflegt. Dreimal täglich kommt der Doktor und sieht nach meinem Befinden; er verordnet mir Arzeneimittel zur Stärkung, aber Du kannst Dir denken, sie schmecken nicht, wenn man sie einnimmt, und sie sollen mir doch Appetit geben. Er sagt mir immer, ich solle viel essen. Das thue ich auch; ich habe immer einen Bärenhunger. Morgens um acht Uhr ein derbes Stück Butterbrot und dazu eine große Tasse! guten Kaffee. Um neun Uhr Bouillon, um zwölf Uhr ein oder zwei große Teller Fleischbrühe mit Brot, so viel man Lust hat, und ein Ei und ein halbes Glas Rothwein, um drei Uhr Butterbrot oder Kompot und Kaffee, später eine große Tasse Milch vor Sechs Abendbrot

*) Aus dem Band „Arbeit ^ Dienst, Eindrücke aus dem Krieg Deutschlands und Oesterreichs", das Professor Karl Larsen bei Erich Reiß erscheinen läßt. Der selbe Däne gab uns das Werk „Die in die Fremde zogen". Anderer Empfehlung bedarf das neue Buch nicht.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_337.html[18.07.2014 16:06:38]

und nachts Milch oder Schokolade, wie man will. Hier sind zwei Krankenpfleger, die die ganze Nacht wachen; ich habe nnr ein Wort zu sagen, dann kommen sie gleich; und außerdem haben wir hier eine deutsch« Schwester, die außerordentlich liebenswürdig ist (a'uus Aen-tillssss reilläi-qusbls), eben so wie die Krankenpfleger. Es ist nicht zu glauben, wie viel die netten Leute für uns thun. Ich trage mein Schicksal mit Geduld. Küsse die Kinder vielmals, sorgt für Euch, pflegt Euch, so gut Ihr könnt, und laßt den Muth nicht sinken. Es ist genug, wenn ich allein so dran bin. Dein Mann, der Dich küßt."

Ein Lieutenant schreibt an seine Mutter in Cambrai (das von den Deutschen besetzt ist): „Ich werde gut verpflegt und dank dieser guten Pflege hat meine Genesung so schnelle Fortschritte gemacht. Die deutschen Offiziere und Aerzte sind sehr artig (««urtois) uns gegen-über. Um uns zu zerstreuen, bringen sie uns Bücher. Man muß sagen, die deutschen Offiziere zeigen gegen uns französische Offiziere und unsere Familien eine noble Gesinnung (msZasmiuss), so daß ich hoffe, Ihr werdet vielleicht auch insofern von der Härte des Krieges verschont bleiben und man wird sie Euch nach Möglichkeit mildern."

Ich hatte Gelegenheit, persönlich mit diesem Offizier, einem hüb-schen, großen blonden jungen Mann, zu sprechen. Er rühmte die Tüch-tigkeit der deutschen Aerzte und die im Hospital herrschende Ordnung und Freundlichkeit. Mir kamen auf das deutsche Brot zu sprechen, über das sich verschiedene Gemeine und Unteroffiziere aus den Reihen der verwundeten Gefangenen mir gegenüber beklagt hatten: sie be-kämen nicht Brot genug, und was sie bekämen, sei nicht gut. „Aber," sagte der Lieutenant, „jedes Land hat ja seine Gewohnheiten und seine Schwächen. Man muß die Gebräuche mitmachen oder das Land fliehen. Und an Flucht ist hier ja nicht zu denken."

Unter den Briefen, die unverletzten Gefangenen abgenommen oder bei Toten gefunden wurden, gaben einzelne recht merkwürdige Darstellungen französischer Zustände. Die Tochter eines pariser Kohlenhändlers schreibt: „Ich bin jetzt allein zu Haus und benutze das Tageslicht, um Dir zu schreiben, denn ich weiß nicht, ob Du gehört hast, daß wir es hier in Paris, sobald die Dunkelheit hereinbricht, so einrichten müssen, daß das Licht, das wir haben, von außen unsichtbar ist. Wir müssen also im Geschäft Läden vor die Fenster setzen und Privatleute schließen sich mit Jalousien oder doppelten Rollgardinen ab; das Gas brennt nicht. Du kannst Dir also den Eindruck der Licht» stadt vorstellen. Es ist, als wäre man mitten auf dem Lande. Man kann nicht zwei Schritt weit sehen. Was das Geschäft anbetrifft, so stehen wir immer noch auf dem selben Punkt. Anthrazit haben wir nicht und alle Leute kommen und wollen welches haben. Es geht nicht sehr vergnügt zu. Kein Mensch! ist besonders guter Laune."

Aus dem Hospital in der normannischen Stadt Eaen schreibt ein Soldat an einen Regimentskameraden: „Na, ich sehe, Du bist immer noch der Alte und hast weiter nichts im Kopf, als Mädels zu küssen, wie nnd wo es irgend geht. Ja, nimm die Gelegenheit wahr,

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_338.html[18.07.2014 16:06:38]

so lange Dus kannst; denn wenn man erst zu den Looks« hinüberge-
rathen ist, giebts so was kaum noch, und man denkt auch nicht einmal
mehr daran. Ich für mein Theil habe nun im Laufe von sechs Mona»
ten den ganzen Kram vergessen und bin ein Wilder geworden. Ich
träume nur davon, LosKss zu erschießen; aber es geht wie mit dem
Unkraut: je mehr man ausreißt, desto mehr giebts von der Sorte.
Aber hoffen wir, daß wir nun bald mit ihnen zu Rande kommen und
daß dieser Krieg ein Bischen fix zu Ende geht; denn mir hängt er
zum Hals heraus. Also ich denke, daß die jungen Damen in Mends
immer noch so lieb sind; sieh Du nur, daß Du so viel wie möglich von
ihnen hast. Ich bin nicht eifersüchtig. Aber paß auf, daß Du dabei
nicht ins Pech kommst; denn dazu ist der Augenblick schlecht geeignet.
Tröste sie nur, so gut Du kannst. Was mich anbelangt, so kenne ich
sie jetzt zu gut; und wenn nun der Krieg blos schnell zu Ende ist
(denn man riskirt dabei seine Kohlrübe), so möchte ich nach Alledem
hier ein Bischen zur Ruhe zu kommen und dann einen Spazirgang
unternehmen, ^ wenigstens bis in die Kolonien hinüber: da, denke
ich, werden die Mädelchen mich in Frieden lassen."

Ein junges Mädchen aus der Gegend von Bordeaux hat zwei
Karten mit den herrlichsten Frauen darauf gesandt, die eine mit offe-
nem kastanienbraunen Haar, eine Unzahl langstieliger Lilien an den
Busen drückend, die andere mit Rosen in den erhobenen Händen, ganz
hellblond, das Haar elegant frisirt, gekreppt und gekräuselt. Und auf
den Rücken dieser Schönheiten schreibt Fräulein Louise: „Lieber Fslix?
Ich möchte beinahe glauben, daß Du böse bist, weil ich so lange von
Dir (und seit acht Tagen auch von meinem Bruder) nichts gehört
habe. Ich kann es nicht aushalten. Du denkst vielleicht, ich bin Dir
untreu. Nicht im Geringsten; dazu habe ich keine Lust, und wenn man
Einen liebt, dann kann man ihn nie vergessen. Aber nUn hoffe ich,
daß Du mir bald schreibst. Empfange die besten und süßesten Küsss
von Einer, die Dich von Herzen liebt. Tausende, Tausende guter
Küsse von Einer, die immer an Dich denkt und Dich niepergessen
wird." Als sie dann einen Brief von dem Geliebten empfangen hat,
anwortet sie ... Nein: ich muh, der Rechtschreibung wegen, den Brief
im französischen Wortlaut wiedergeben. „Lisu OK«r avai. ^ls vous
envoi sstts os.rtts ps,rsHus js ns.it ps,s 1s tsrup Äs vous ksirs uns
Isttrs js vous ksrsis uns dsrus,in, Msis sntain Nous avons Ku uns
bells koirs; zs ns vois plus Arsrig, «Kosss s, vous <Z.ir« pour 1s
morasrit quar zs suis toujour so, Konus ssntss st js dssirs czus
ms, Isttrs vous trouvs äs rusims. Rsssves raills, ruills bsissrs <1u
«osur czni vous «ras st, qui psuss toujour s, vou."

Höchst bezeichnend für die bürgerliche französische Auffassung
von den Deutschen und der Kriegslage sind Briefe, die ein Eltern-
paar aus Reims an den jungen Sohn schrieben; drei vom Bater,
einer von der Mutter. Handschrift und Stil der Briefe sind flüssig
und gut, Sprache und Rechtschreibung nicht ohne Fehl. Es ist von

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_339.html[18.07.2014 16:06:38]

einem Vetter des Vaters, einem Gendarme in Chalons, und von zwei anderen Vettern die Rede, die in dem selben Regiment wie der Sohn dienen, der eine als Unteroffizier, der andere als Stabssergeant, jetzt vielleicht sogar schon Offizier; aber die bürgerliche Stellung des Vaters läßt sich mit keinem Wort aus den Briefen ersehen.
Am'sechsten April schreibt der Vater: „Wir hoffen ja, daß der Krieg bald ein Ende nimmt. Es wird nun nicht mehr lange auf sich warten lassen, da unser Sieg, wie die Dinge jetzt liegen, sicher ist; und Das wird auch der größte Segen für die Menschheit sein." A,in Achten „war in unserer Gegend eine große Schlacht, über deren Aus» fall wir noch nichts wissen, doch spricht sich ja Allerlei herum; daraus zu schließen, ist es uns glänzend gegangen. Die Ereignisse stehen uns allmählich immer klarer vor Angen und wir wollen hoffen, daß wir diesen Alb nun bald abschütteln und die Vernichtung unserer Feinde erleben können. Diese SooKes, die um ein paar Jahrhunderte in der Civilisation zurück find, diese ausgehungerten Horden werden jetzt bald im Staube liegen, der ihnen dann ihr L. K.°Brot verdaulicher machen mag. Hoffen wir, daß sie aus ihren Höhlen herauskommen und dann schleunig zu ihrer Bocherie zurückkehren, die sie nie hätten verlassen sollen. Aber vielleicht werden sie hieraus eine nützliche Lehre ziehen. Man darf es jedenfalls hoffen/ Am Zweiundzwanzig» sten: „Wir werden heftig beschossen, besonders heute, wo sie mit Brand» granaten schießen. An mehreren Stellen ist Feuer ausgebrochen. Wahrscheinlich haben die Lo«Kss eine Tracht Prügel an irgendeiner Front bekommen. Das ist so ihre Art, uns ihr Pech zu erzählen. Wir werden schon mit ihnen fertig werden; Wenns nur nicht mehr lange dauert, bis sie aus unserem Lande abziehen, das sie mit ihrer Gegen» wart genug eingeschmutzt haben."
Bei einem Franzosen, der im vorigen Frühjahr in der Cham» pagne gefangen wurde, fand man einen mit Bleistift geschriebenen Brief an seine „geliebten Eltern"; er giebt ein wenig erbauliches Bild von einem jungen Soldaten in einem Augenblick, wo er am äußersten Rande seiner sittlichen Kraft angelangt ist. „Nach langem Zögern und in tiefer Bewegung schreibe ich diesen Brief, dem meine letzten Gedanken anvertraut werden. Ich habe endlich meinen Ent» schluß gefaßt, so schwer es auch war; denn nach Allem, was ich hier Tag vor Tag sehe, kann ich auch nicht die leiseste^ kleinste Hoffnung mehr hegen. Ich denke daran, daß nach und nach alle meine Käme» raden fortgehen,- in ihrer besten Jugend^ die Zahl der Zurückbleiben» den vermindert sich in beängstigender Schnelle und der Tag ist nah, wo diese Zahl gleich Null sein wird. Man darf sagen, daß der Kampf hier wirklich besonders hart ist, die Kanonen donnern unaufhörlich, die Gewehre reden ohne Unterlaß; und ein Ende ist nicht abzusehen. Es wird lange dauern und fürchterlich werden. Am zweiten Novem» der griff unsere Division in der Richtung auf Vpern an. Die Deut» schen wollten diese Stadt nehmen, einerlei, was es koste, und uns ein»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_340.html[18.07.2014 16:06:38]

schließen. Wir hatten Glück. Sie zogen sich zurück, aber nicht, ohne
uns schwere Verluste zuzufügen. Wir nahmen die Stellungen wie-
der, die die Engländer aufgegeben hatten, und unser Bataillon, dessen
Stärke bis auf die Hälfte zurückgegangen ist, rettete die Situation.
Wir wurden geopfert, aber wir machten ganze Arbeit. Ohne uns
hätte das Heer zurückgehen müssen. Wilhelm soll den Angriff per-
sönlich geleitet haben. Auf unserer Seite sahen Poincars und Ioffre
der Geschichte zu. Ich weiß nicht, wie ich, es angestellt habe, durch so
viele Granaten und durch einen solchen Kugelregen zurückzukommen,
General de Castelnau soll unserem Bataillon einige Geschenke gesandt
haben, um uns zu belohnen. Wer den Angriff nicht mitgemacht hat,
hat gar nichts gesehen! Am Fünften, während wir eben im Begriff
waren, in einem Bauernhaus zur Nacht zu essen, fiel eine schwere Gra-
nate gerade in die zweite Sektion der Kompagnie; nur drei Mann blie-
ben unversehrt, dreißig waren tot oder verwundet. Entsetzlich! sechs
Kilometer weit davon ist eben solche Gefahr wie draußen in der Feuer-
linie. Ich habe diese beiiden Beispiele angeführt, um Euch klar zu
machen, daß es unsinnig wäre, das kleinste Bischen Hoffnung zu be-
wahren und ich mache mir über mein Schicksal keinerlei Illusionen.
Vielleicht komme ich heute abends an die Reihe, vielleicht morgen oder
nach ein paar Tagen. Eins ist gewiß: es wird kommen, wenn dieser jun-
glückselige Krieg fortdauert. And es sieht nicht danach aus, als ob er
zu Ende gehe. Wie ich sterbe, ist eben so gleichgiltig wie die Frage, wel-
cher Tag der letzte meines traurigen Daseins sein wird. Wenn dieser
Brief Euch erreicht (ob er Euch jemals erreicht?), soll er Euch sagen:
Jules ist nicht mehr, wir haben keinen Sohn mehr. Ich weiß, dann
wird Eure Trauer unermeßlich sein und Ihr werdet lange darunter lei-
den. Das ist der einzige Grund, der mich vom Schreiben zurückhalten
könnte; aber wenn mans reiflich überlegt: ist es nicht besser, Sicherheit
zu haben, wie qualvoll sie auch sein mag? Uebrigens stelle ich mir
vor, daß Ihr bei meiner Abreise wohl gedacht habt, für meine Rück-
kehr sei nicht viel Hoffnung; und Ihr werdet also die Nachricht von
meinem Tode mit dem Muth hinnehmen, der sich geziemt, und mir da-
bei vergeben, daß ich es Euch so ohne alle Nmschweife schreibe. Ach,
liebe Mutter, theurer Vater, geliebte Schwester, das Herz ist mir sehr
schwer, daß ich so von Euch scheiden soll, so weit fort und ohne ein ein-
ziges Wort des Trostes von Euch. Ja, mein Herz ist zum Sterben
schwer. Ihi' werdet, wenn Ihr könnt, in dem Gedanken Trost finden,
daß ich für das .Vaterland' gestorben bin, für dieses Vaterland, das so
anspruchsvoll und so undankbar ist. Ich weine bei dem Gedanken an
Eure alten Tage, auf denen der Tod Eures Sohnes wie ein Alb lasten
wird, dieser Tod, der in seinem tiefsten Grunde thöricht und thierisch
ist. Wenn ich daran denke, fühle ich mich unglücklich, liebe, gute
Eltern! Der Schmerz schnürt mir das Herz zusammen und ich will
Euch nicht noch mehr betrüben. Ich bin Eurer niemals Werth gewesen."
Kopenhagen. Karl Larsen.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_341.html[18.07.2014 16:06:39]

Kriegsteuern.

WI^ls der Entwurf des „Gesetzes über vorbereitende Maßnahmen
WA zur Besteuerung der Kriegsgewinne" im Dezember 1915 veröffentlicht worden war, sprach ich hier schon von der grundsätzlichen Bedeutung der neuen Abgabe. Das erste Gesetz trifft nur die Erwerbsgesellschaften, denen vorgeschrieben ist, die Hälfte der Mehrgewinne aus den Kriegsjahrcn in eine Sonderrücklage einzustellen. Zur Sicherung der Steuer. Das neue Gesetz enthält die Bestimmungen für die Einzelpersonen und giebt Aufschluß über die Staffelung . der Abgabe bei den Gesellschaften. Bei den Einzelpersonen handelt es sich um eine Besteuerung des Vermögenszuwachses in den Iahren 1914, IS, 16. Die Besitzsteuer des Jahres 1913, die 1917 zum ersten Mal gezahlt werden soll, wird durch die Kriegsteuer nicht aufgehoben; sie bleibt dauernde Einrichtung. Das Stichwort „Kriegsgewinne" hat allerlei Unheil gestiftet. Man vergaß, daß an Lieferungen nicht nur Spieler Millionen gewannen. Der Kaufmann, Industrielle, Händler, Landwirth haben durch die Anspannung geistiger Kraft die Versorgung des Reiches gesichert. Der Schaffende, der aus solcher Leistung Nutzen zog, ist nicht als Ausbeuter zu betrachten. Der Gesetzgeber kann aber keinen Grenzstrich zwischen den Spielern und den Arbeitmenschen ziehen. Was Kriegsgewinn ist, läßt sich nicht auf eine kurze Steuerformel bringen. Die ethische Unterscheidung mußte wegsallen, sollte der Zweck der Steuer nicht im Keim getötet werden. Man einigte sich also auf den Satz: „Im Krieg wird Leben und Kapital zerstört, Wer das Glück hat, nicht nur das Leben zu retten, sondern auch seinen Wohlstand zu vergrößern, ist vom Schicksal so begünstigt, daß er, als Ausgleich für das schlimmere Los der Anderen, die zahlbaren Lasten des Krieges auf sich nehmen muß."

Die Freude am Gewinn, eine Quelle der Arbeitlust, darf nicht verkümmern. Die Wildesten hatten gefordert, das Reich solle den ganzen „Kriegsgewinn" oder wenigstens drei Viertel einziehen. Das Gesetz bleibt weit hinter diesen Wünschen zurück. Nur an einer wichtigen Stelle wird auf die Art des Vermögenszuwachses Rücksicht genommen. Der sparsame Mann, der aus unverändertem oder verringertem Einkommen neues Vermögen gewann, soll besser behandelt werden als der wohlhabende, dem aus erhöhtem Einkommen neues Kapital zufloß. In diesem zweiten Fall werden die Steuersätze gedoppelt. Wer einen Vermögenszuwachs von 10 OVO Mark erzielt hat (bis zu 3000 Mark ist Steuerfreiheit), ohne sein Einkommen zu vergrößern, zahlt den niedrigsten Satz von S Prozent, also 500 Mark. Wer aber ein Mehreinkommen von 10 000 und einen eben so großen Vermögenszuwachs nachweist, hat 1« Prozent, 1000 Mark, zu zahlen. Der Zuwachs kann natürlich größer sein als das Mehreinkommen. Dann gilt die Verdoppelung nur für die Summe, die im Vermögenszuwachs zum Ausdruck kommt. Der höchste Satz der einfachen Ab°>

gäbe beträgt 2Z Prozent, bei Steigerung des Vermögens über 500 000 sMark hinaus. Nur wer an beiden Stellen je 500 0l)g Mark angeben muß, hat die höchste Quote von 50 Prozent zu leisten. Erbschaften bleiben steuerfrei; aber nur für das Permögen, für das der Erblasser, wenn er noch lebte, nicht Kriegsteuer zu zahlen hätte. Schiebungen werden kaum möglich sein; denn die Schenkung bleibt zwar dem Empfänger ungekürzt, wird aber dem Geber belastet. Auch das Perstecken von Kapitalvermögen in Edelsteinen, Schmucksachen, Kunstwerken ist erschwert, da Paragraph 5 des Gesetzes sagt: „Dem Permögen sind hinzuzurechnen Beträge, die in den Iahren 1914 bis 1916 zum Erwerb von Gegenständen aus edlem Metall, von Edelsteinen oder Perlen, von Kunst«, Schmuck- und Luxusgegenständen aufgewendet worden sind, sofern der Anschaffungpreis für den einzelnen Gegenstand oder für mehrere gleichartige oder zusammenhängende Objekte tausend Mark und darüber beträgt." Wird diese Bestimmung das gute Geschäft der Juweliere stören? And wie stehts mit dem Bilderhandel? Man soll verhüten, daß Gutes ins Ausland geschafft wird. Auch ist der Werth eines Kunstwerkes nicht leicht festzustellen. Man muh sich an den Kaufpreis, die dem Vermögenszuwachs entzogene Summe, halten. Das ist nicht gefahrlos. Einer hat bei einer Persteigerung ein Bild für 10 000 Mark gekauft. Der Preis wurde durch die Hartnäckigkeit der Bieter in die Höhe getrieben. Zwei Jahre später ist der Liebhaberwerth des Bildes auf 1000 Mark gesunken. Der Theil des Vermögens, der durch das Bild verkörpert wird, hat sich um 9000 Mark verringert. Trotzdem soll der Besitzer einen Zuwachs von 10 000 Mark versteuern? Das wäre nicht gerecht.

Bei den Erwerbsgesellschaften richtet sich die Abgabe nach dem auf das eingezahlte Grundkapital sammt den bei Beginn des Jahres 1914 ausgewiesenen Reserven verrechneten Mehrgewinn. Die Sätze steigen zunächst von 10 bis auf 30 Prozent. Dann kommt eine neue Staffelung, die sich nicht nach dem Mehr-, sondern nach dem Gesammtgewinn richtet. Hier gehts, je nach der Höhe des Gewinnes, von 10 bis zu 50 Prozent des einfachen Steuerbetrages. Eine Gesellschaft mit einem Eigenkapital von 1 Million hat einen Mehrgewinn von 400 000 Mark erzielt. Mehr als 20 Prozent; also ist die höchste Quote von 30 Prozent zu bezahlen: 120 00« Mark. Der Gesammtgewinn beträgt 500 000 Mark, mehr als 30 Prozent des Eigenkapitals; Zuschlag von 50 Prozent des Steuerbetrages: 60 000 Mark. Die ganze Abgabe stellt sich auf 180 000 Mark oder 45 Prozent des Mehrgewinnes, Die Doppelbelastung des Gesellschafters ist nicht zu vermeiden; oder doch nur da, wo der Aktionär für den DiviÄendenertrag keine Kriegsteuer zu zahlen hat. Die Sätze der Vermögenzuwachssteuer von 1913 sind natürlich viel niedriger als die des neuen Wehrbetrages. Der erste hat etwa 950 Millionen gebracht. Wie groß die neue Ernte sein wird? Die Vermuthungen schwanken zwischen 2000 und 4000 Millionen. In jedem Fall: kein magerer Bissen.

LIachdem das deutsche Volk für ungefähr 36 Mg Millionen neue Reichsschuldverschreibungen aufgenommen hat, sorgt die Finanzverwaltung für die Erschließung der Zinsquellen, Sie will zunächst nur S00 Millionen Mark erlangen. Nicht auf direktem Weg, der dem Reich durch die Staaten und Gemeinden verlegt ist, sondern durch Abgaben: Tabak, Quittungen, Postgebühren, Frachturkunden. Mit dem Tabak scheint man sich noch am Leichtesten abzufinden. Die Tabakarbeiter fürchten zwar, die Cigarrenfabrikation könne leiden, wie nach der Einführung der Tabaksteuer im Jahr 1909; einstweilen aber finden die Fabrikanten nicht genug Arbeiter, um auch nur die Riesenaufträge der Heeresverwaltung zu erledigen; und nach dem Krieg müssen die Lager für die Privatkundschzft aufgefüllt werden. Für die Raucher wird die Belastung nicht unerträglich sein; die billigen Tabak- und Cigarrensorten werden ja weniger betroffen als die theuren. Das deutsche Volk hat für den Tabakgenuß im Jahr 1912 rund 1000 Millionen Mark ausgegeben. Die Abgaben betrugen etwa 18 Prozent, während es in Oesterreich 190S schon 65, in Italien 79, in Frankreich 82 Prozent waren. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet: Deutschland 2,73, Oesterreich 4,9Z, Italien 4,37, Frankreich 7,68 Mark. Also darf man über zu hohe Belastung des Tabaks in Deutschland nicht klagen. Die Regirung fordert die Erhöhung der Abgaben (auf Rohtabak nnd Tabakerzeugnisse) und einen Kriegszuschlag zur Cigarettensteuer. Die Einführung des Monopols wäre in der Kriegszeit, schon wegen der Kosten, schwierig gewesen. Bei einer Steigerung der Steuersätze aber wäre vielleicht der Cigarettenpreis über das Maß der Abgabe hinaus erhöht worden. Der Kriegsaufschlag ermöglicht dem Käufer, die Mehrbelastung nachzuprüfen. Die Staffelung geht mit den Kleinverkaufspreisen in die Höhe. Für Cigaretten, die N/z Pfennige kosten, sind vom Hundert 30 Pfennige zu zahlen und die Fünfpfennig-Cigarette von heute wird 6,2 Pfennige kosten Die Finanzverwaltung erhofft von der neuen Tabak- und Cigarettensteuer eine Mehreinnahme von 160 Millionen; mit diesem Zuschlag würde die Gesammtbelastung des Tabakgenusses (rund 340 Millionen im Jahr) erst die halbe Höhe der österreichischen erreichen. Von den gewünschten 500 Millionen des neuen Finanzprogrammes sind also 340 Millionen durch den Quittungstempel, die Erhöhung der Postgebühren und den Frachturkundenstempel aufzubringen. Den größten Theil trägt die Post. Das Privatpublikum wird die Vertheuerung der Kosten nicht so empfinden wie der Geschäftsmann. Der Ouittungstempel, der dem Checkstempel das Lebenslicht ausblasen soll, ist ohne Ouittungzwang nicht denkbar. Der wird lästig, aber zu ertragen sein. Kriegsteuern sind eben anders zu beurtheilen als Steuern, die in ruhiger Zeit vorgeschlagen werden. Das sieht auch der Reichstag ein; er scheint dem ersten Sanirungversujch nicht unüberwindliche Schwierigkeit bereiten zu wollen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Horden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Patz S Garleb G. m. b, ß, in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20094_344.html[18.07.2014 16:06:40]